



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

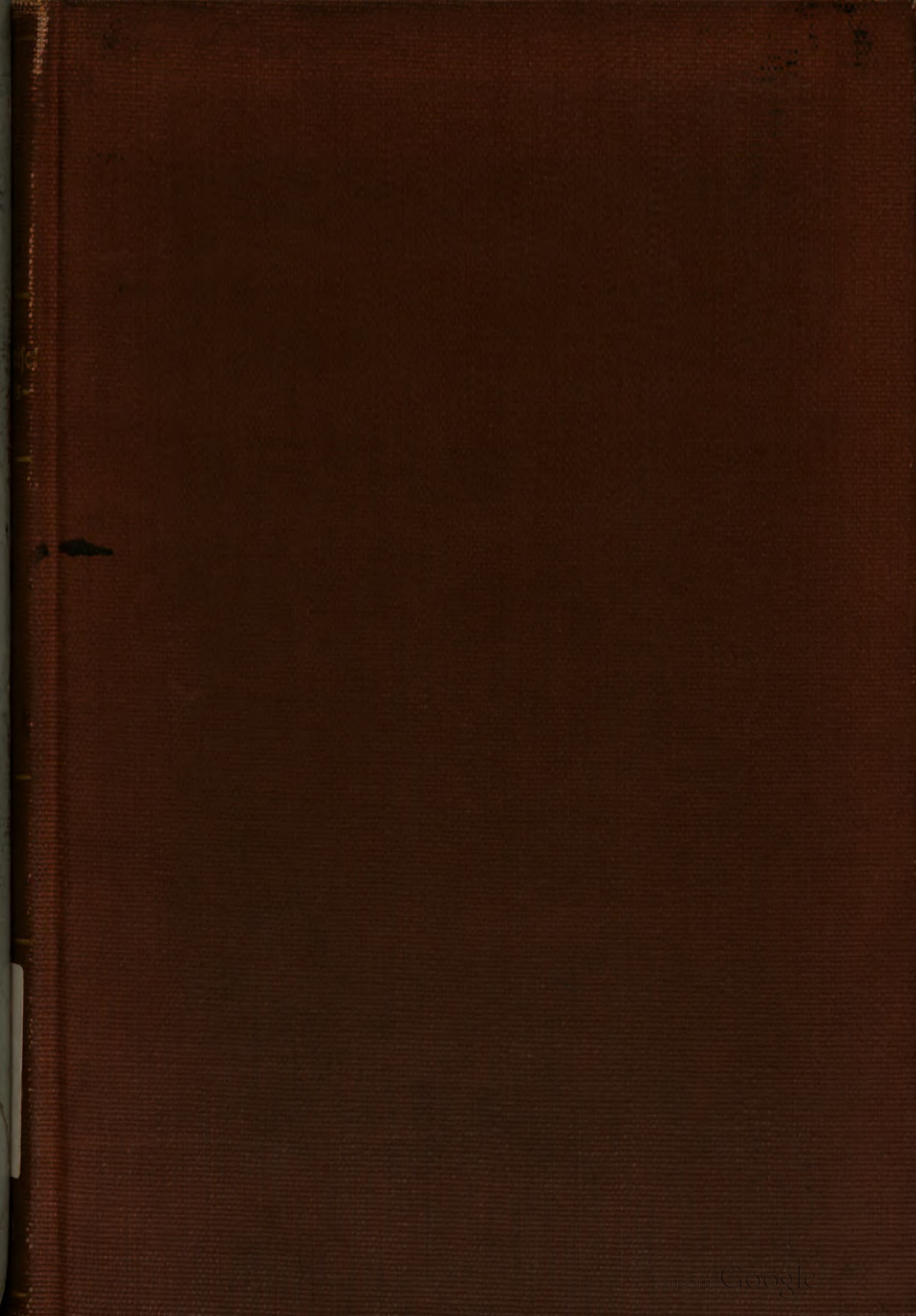
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

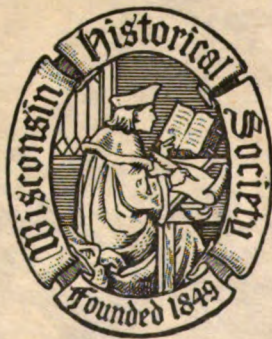
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.







Deutsch = Amerikanische Geschichtsblätter.

WISCONSIN
HISTORICAL
SOCIETY

„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von der

**Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft
von Illinois.**

Preis per Jahr \$3.00. — Einzelhefte \$1.00.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

No. 309 Schiller Building, 109 Randolph Str.

Chicago, Ill.

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Organized April 6, 1900.

Verwaltungsrath:

Für ein Jahr:

H. Vornmann,
Otto Kieselbach,
Dr. G. P. Kaab,
H. v. Wackerbarth,
F. C. Habicht.

Für zwei Jahre:

F. J. Dewes,
Max Oberhardt,
G. W. Kalb,
Dr. D. L. Schmidt,
Otto G. Schneider,
Rudolf Seifert.

Beamte:

Dr. D. L. Schmidt, Präsident.
F. J. Dewes, 1. Vize-Präs.
H. v. Wackerbarth, 2. Vize-Präs.
Consul A. Holinger, Schatzmeister.
Emil Mannhardt, Sekretär.

Comites:

Finanz-Comite. — Dr. D. L. Schmidt,
F. J. Dewes, Otto G. Schneider, A. Holinger.

Archiv-Comite. — Max Oberhardt, H. v.
Wackerbarth, der Sekretär.

Comite für Historische Forschung. —
H. v. Wackerbarth, Otto G. Schneider, Rudolf Seifert,
Dr. D. L. Schmidt, Dr. Phil. H. Matthei, Kris.

Glogauer, Dr. D. J., Roskoten, Peoria, Ill.
H. Vornmann, Quincy; Wm. A. Meeje, Moline;
Otto Kieselbach, Mendota; der Sekretär.

Comite für Literarische Leitung. —
Der Sekretär, der Präsident, H. Vornmann.

Druck-Comite. — Dr. Otto L. Schmidt;
G. W. Kalb, A. Holinger.

E
184
G
D4
v. 11

Entered as Second Class Matter January 7, 1901. at the Post-Office of Chicago, Ill., under Act of July 16, 1894.

Jahrgang II.

Januar 1191.

Heft I.



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois ist am 1. Januar 1911 in ihr zwölftes Lebensjahr eingetreten.

Sie kann mit Genugthuung auf das von ihr Erreichte zurückblicken.

Sie wird auch in diesem Jahre auf dem beschrittenen Wege fortfahren, und ihren Mitgliedern und Subskribenten die von ihr herausgegebenen **Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter** zugehen lassen, deren elfter (XI.) Jahrgang beginnt.

Um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, erbittet sie die fernere gütige Unterstützung ihrer bisherigen Mitglieder und aller Deutschen, die von der Wichtigkeit unseres Unternehmens überzeugt werden können.

Mit ausgezeichnetener Achtung,

Der Verwaltungsrath,

- Dr. O. E. Schmidt, Präsident, Chicago,
- J. J. Dewes, 1. Vice-Präsident, Chicago,
- H. v. Wackerbarth, 2. Vice-Präsident, Chicago,
- Consul Arnold Holinger, Schatzmeister, Chicago,
- Rudolf Seifert, Chicago,
- Dr. E. P. Raab, Belleville,
- Hy. Bornmann, Quincy,
- Otto Kieselbach, Mendota,
- E. W. Kalb, Chicago,
- J. E. Habicht, Chicago,
- Emil Mannhardt, Sekretär, Chicago.

The Americanizing Influence of the Foreign Press in America.

Address delivered by Emil Baensch of Manitowoc at the Fifty-seventh Annual Convention, Wisconsin Press Association, Milwaukee, July 8th, 1910.

Mr. President, Ladies and Gentlemen:

We often marvel at the wonderful progress of this age wherein the standard of living is constantly being raised, the luxuries of yesterday becoming the conveniences of to-day, with earnest men and women hopefully working to make them the necessities of to-morrow, and to bring them within the reach of all. The ingenuity of inventive genius, the enterprise of captains of industry, the activities of commerce, the forethought of legislators, all have brought forth most successful results in improving the comforts and conveniences of life. Indeed, so watchful and solicitous are we to promote the material welfare of our people, that the scientist, haunted by anxiety, and the politician, looking for a new issue, have joined hands in a propaganda popularly termed "the conservation of natural resources."

This subject should be neither ignored nor neglected. But we should also remember that, besides "natural" resources, there is another and more important account in the books, that of "national" resources and liabilities. While we are watching the trees grow, let us also take note that there are generations of men and women growing up. While we listen to the tumbling of the waterfall and dream of harnessing its power, let us also pay heed to the varied expressions of our people as found in customs, habits and manners, and try to garner the best of these. While we are devising methods for more profitable use of our waterways, let us likewise aim to gain benefit from

the streams of emigration pouring into our country.

Historically speaking, it is now generally agreed that an American is one whose ancestors were here when this land became a nation in name and form of government. All others are immigrants. And generations of these must rub elbows before they will present a national type and become "Americanized." This "Americanizing" is an interesting process; and important too, for a people cannot be nor remain a nation without a distinct national type or character. And we have not yet attained that fruition. The mere mention of wild and woolly westerner, of twanging down-easter, of Southern cavalier, of Georgia cracker, plainly illustrates the fact that our national character is still in its formative period.

This process of assimilation is not so much a matter of absorption as it is of "give and take." One of the important factors in "Americanizing" is the press published in a language other than English, the so-called foreign press. The English writing press is practically powerless to meet the conditions. It may be the proud moulder of public opinion, but for the transformation of the incoming foreigner, for the moulding of these on-rushing masses into American citizenship, we must rely upon the foreign press. To the emigrant it is philosopher, guide and friend, translating to him our constitution, expounding our laws, explaining conditions. Hence the origin of the foreign press is

grounded in necessity, its continuance is motivated by patriotism, and, paradoxical as it may seem, its decline is the best proof of its success, for it is the testimony of duty well performed. Without it, our progress toward national life would have been delayed for generations, nor would it have been so distinctive and beneficial.

The foreign press in America consists of some twelve hundred publications, voicing twenty-seven different languages. About ten per cent. of them are dailies. Nearly a fourth of the total number appear in the cities of New York and Chicago. The balance are scattered throughout the land, having a representative in every state except Idaho and North Carolina.

Its distribution presents an interesting study for analysis. Its numbers form a barometer recording the ebb and tide of immigration, for in this is found the demand which causes the supply. Its location points the places where a nationality has settled and testifies that such settlement is a literate, intelligent community. In Pennsylvania appear the only two Russian newspapers published in this country. Yet we know that there are large Russian settlements in North Dakota. We conclude that the Russians in the eastern state are of a higher grade than those in the western state. The foreign press is therefore deserving of a glad welcome from every loyal American, for it is a certificate of character as important as a bill of health.

It meets the emigrant at our very gateways. On the placid Pacific the Chinaman landing at San Francisco, and the Jap at Los Angeles, Oakland and Seattle, find newspapers awaiting them, printed in their own odd languages. In busy New York the silent Arab and the strange Croatian is greet-

ed with a daily each, while those from the land of Athens are even supplied with three of them. There are nine Greek newspapers published, all, with one exception, established within the past ten years. The emigration from Greece is recent, and is attracted to the large cities.

The Press is an indicator that points out the localities where foreigners have settled in groups. Thus, out of fifteen Finnish papers, seven appear in Michigan, and also seven out of sixteen Holland papers. In Michigan, therefore, we find the largest groups of Finlanders and Hollanders.

Out of eight Hungarian publications, four appear in the City of Cleveland, Ohio, two of them dailies, and most of them established within the last decade. This justifies us in prophesying the erection of a statue of Kosuth near the great Garfield memorial in that city.

Pennsylvania seems to attract the Slav; besides two Russian, eight out of ten Slovac publications appear in that state, and six out of ten Lithuanian. We have heard so much of the densely ignorant foreigners said to have been imported by the coal-mine operators that we are surprised to find a literary monthly magazine among the last mentioned publications.

Massachusetts is nearly as Babel-like as our country's metropolis, for within its borders appear forty-one publications, representing nine foreign languages. In view of this fact we are prepared for the statement that the population of the Old Bay State is now predominantly of a non-English type. It has more French newspapers than any other state, probably due to an invasion of French-Canadians. Most appropriately the spirit which induced the erection and dedication of Faneuil

Hall has made Boston the refuge for the persecuted Armenians, for out of six publications printed in that ancient tongue, four appear in Boston. The Portuguese, the sea-faring men of olden times, likewise seek the rugged coast of that state. One-half of the Portuguese newspapers in this land appear in New Bedford, the fishing town of whaling fame. Oddly enough, one of these is a Sunday paper whose editor and publisher is a Portuguese from Cork, T. J. Moriarity.

When we compare the year 1900 with 1890 we find a decrease in the number of German and of French publications, the former recording a loss of fifteen per cent., and the latter of over thirty per cent. During that decade the German and French-Canadian emigration fell off considerably. Taking the next decade, from 1900 to this year, we note an increase in every case, ranging from less than ten per cent. in German to over one hundred per cent. in Italian. During this decade the emigration from Southern Europe far overshadowed that from Northern Europe.

In case of French publications, we find, contrary to expectation, only one-third of them in Louisiana; the others (except a few in New York, Chicago and Los Angeles) are all in New England, and even include five dailies. Some of them are long established, one in New York and one in New Orleans being each over seventy-five years old. During the preceding decade their number, as already noticed, had greatly decreased; these had performed their mission, had "Americanized" their subscribers, and discontinued when their occupation was gone. But during the present decade their number has again increased, the gain taking place in Massachusetts. It is safe to guess that this year's census will

give that state first place in the number of French-Canadians.

The Polish are more distributed, covering ten states. They have increased from 33 to 46, two-thirds of them appearing in New York, Chicago and Pennsylvania. They gravitate toward larger cities and settle in compact masses, as witness the Fourteenth Ward in Milwaukee. It has been argued that this custom of immigrants to settle in large groups is a hindrance to their assimilation. And yet it is just such groups that furnish the most fruitful field for their press. Had they scattered, and lacked the guidance of their press, they would have been absorbed, not assimilated. It would have been a swallowing, gulping movement, instead of, as now, a gradual, digestive process. The group method enables individuals to be helpful to each other, while the aggregate is strong enough to impress upon the community such of its distinctive traits as may be a gain to our composite national type.

The Bohemians, near neighbors of the Poles, are not so compactly located. Their publications cover twelve states, their number having increased within the past ten years from 28 to 50, a larger gain than the Polish. One-half of these appear in Chicago, Nebraska and Wisconsin. It is a notable proof of their literacy that, although not grouped in large cities, they yet support a numerous press.

The Spanish, on the other hand, are localized, three-fifths of their publications being found in New Mexico and Texas. They, too, have increased,—from 39 to 50. They have not been called into being by emigration, but came to us by acquisition. They are indigenous to the soil and have even more difficult duties to perform than the others. These latter must make

their readers feel at home in the new house which they have voluntarily entered. The Spanish must, in addition, make their readers feel content with the new house that has been erected over them.

The Italian press, however, marks the greatest increase. Ten years ago it appeared in 11 states, now in 21. Ten years ago there were 35 publications, now there are 76. One-half of these are in New York, New Jersey and Pennsylvania. But since 1905 it has also entered other fields. Since that time ten states have been entered by the Italian press, states which theretofore had no publication in that soft tongue. Since that time, too, one-third of the existing publications have been established. Some half a dozen of the recent comers appear in southern states, probably the vanguard of an army which is expected to offset or displace the negro and make the South the Italy of America.

Turning toward the Teutonic races, we find both the Scandinavian and German holding their own, but not increasing at the same ratio as the others. The Danes have but eight publications, scattered over five states. The Norwegians have 63, covering twelve states, but two-thirds of them in Illinois, Minnesota and North Dakota. The Swedes lead with 75 publications in 18 states, but one-half of them in Illinois, Minnesota and Michigan. The press of this nationality is sufficiently localized so as to make Minnesota and Illinois (or Chicago, if you please), the Scandinavian centers of this country.

The German press comprises over one-half of the foreign publications and is found in every state except Maine, New Hampshire and Vermont, Mississippi and North Carolina, and Nevada. In age it is equal to the English-writ-

ing press and its history is prominently interwoven with the history of the nation.

Those that are over fifty years old are too numerous to mention. Recently Mr. Henry H. Cary, formerly of Milwaukee, now of St. Louis, prepared the story of every newspaper over one hundred years old and published the result of his labors as the "Century Club of American Newspapers." The membership of this Century Club is eighty-two. Of these six are German or of German origin.

In Pennsylvania the Gazette, of York, was established in 1795, but later Americanized itself into English. The Adler (Eagle), of Reading, founded in 1796, still flourishes, the sixteenth oldest newspaper in the land. Its ownership has always remained in the same family. Aside from the respect due to old age, it enjoys the confidence of its community to such an extent that it is popularly called the "Bible of Berks County." At Lancaster is another centenarian, the Volksfreund, born in 1808. In Ohio there are two, the Patriot at Lisbon, the Eagle at Lancaster, the one dating from 1808, the other from 1809. These, however, a generation later, changed into English, and after running about ninety years, each added a daily.

The only member of the Century Club residing in a village of less than one thousand population is found at Newmarket, Va., in the Shenandoah Valley, and bears the name of that famous locality where it first appeared in 1806. It is now printed in English, but the publishers are still the Henkels, whose grandfather was the founder of the newspaper, and whose grandsons proudly preserve the old press which he used.

The pioneer of the German press was

Christoph Sauer, whose name belied him, for he was of sweet and gentle temper. When his success brought him competitors he gave them cordial welcome and to their subscribers he gave the admonition to pay up promptly. He lived in an age when the Postal Department had not yet laid its paternal, protecting hand upon the subscription list, and hence he had delinquents. To these he gave notice that if they owed "for more than three years, and otherwise had no reputation, they should not be offended at receiving a gentle notice."

Loyal to professional ethics this pioneer printer was a truly truthful man. At first he named his publication the "Historian," but when canards had slipped into its columns, he changed the name to "Reporter," explaining that he did not claim to publish facts, but only what were "reported" to be facts.

In accord with professional tradition he was generous to a fault. In the early years he made no charge for advertisements. He started with a quarterly, 9x13 in size. He gradually increased the frequency of issue until it became a weekly, while the size was increased fourfold. Yet the price remained the same.

This pioneer newspaper was established in August, 1739. By the middle of the century it had over four thousand subscribers in Pennsylvania, New York, Maryland, Virginia and the Carolinas. Even this number increased in later years until it became difficult to print with sufficient rapidity for prompt distribution. But its publishers were non-combatant, of Quaker tendencies, and the stormy days of the Revolution terminated its existence.

The demand for a more militant journalism was answered by Henry

Miller, a bright editor and a highly educated gentleman. His newspaper, established in 1762, was the sixth German publication then appearing in Pennsylvania. He espoused the cause of the colonies in an ardent and energetic manner and was one of the most powerful factors to swing the Keystone state into line. He was printer to the Continental Congress. He has to his credit one of the early days "scoops." It was in the columns of this German newspaper, in its copy of July 5, 1776, that the first published notice of the adoption of the Declaration appeared.

From these small beginnings the German press grew with the growth of the country, keeping pace with and enjoying all the advantages of the wonderful progress in the publishing business. It received new impetus and inspiration in the first half of the nineteenth century. This period was one of great unrest in Germany, of a popular awakening, of universities graduating men whose ideal was a republic. The revolutions of 1848 were the culmination of this movement, attempts to realize an ideal. And when the waves of popular uprising were hurled back by the forces of military monarchism, they swept on over the ocean to this land, great masses of emigration, the like of which, in numbers, character, and intelligence; no other nation has ever benefited from.

The story of this movement must now be sought in disconnected books and pamphlets, but it will yet attract some talented historian to portray its powerful impress upon our people, its helpful work in our material development, and its potential influence in shaping our political destiny. It brought with it men of education, imbued with republican ideals, whose ability and enthusiasm made them natural leaders.

These men found their best occupation in the German press. They gave it a standing and an influence whose effects are seen and felt to this day.

Due to this influence gifted graduates came over to the English press. There is Schurz, the idealist, whose masterful style in English is acknowledged as a model. There is Villard, the practical, starting as a reporter of the Lincoln-Douglas debates, continuing as war correspondent of the New York Tribune and New York Herald, and finally developing into a financier, with the Northern Pacific as his monument. There are the Drexel's of Philadelphia, Pulitzer of New York, Kohlsaat of Chicago. There is Seif of the Pittsburg Times, Frisch of the Baltimore American, and Ochs with his chain of Times in Chattanooga, New York and Philadelphia. And there is Louis Klopsch with his Christian Herald, who has at the same time been able to gather and distribute millions in charity.

Then, too, the German is to be credited with introducing the cartoon, more powerful than the pen or the sword. It was the work and influence of the pioneer of American cartoonists that induced Lincoln to exclaim that "Thom Nast has been our best recruiting sergeant." It was Nast who let loose the G. O. P. elephant and the Tammany tiger. Keppler and Schwarzmann were the founders of Puck, whose first appearance was in German. Besides these appear "Zim" of Judge, "Hy Mayer," "Bunny," Lederer, Schenck, and a host of others. In the mechanical department we find ninety per cent. of the lithographing business in the hands of Germans, with Louis Prang as artistic pioneer, while Ottmar Mergenthaler's name is indelibly stamped upon one of the time and labor saving wonders of the age.

The German press has at critical times in our history performed incalculable services in behalf of patriotism and conservatism. The quarrels and compromises preceding the civil war, still left in doubt the comparative strength of the two sections. It was not until the great Northwest had been settled by the emigration already referred to that this balance of power enabled the North to take up the gauge of battle. The German press persistently encouraged the anti-slavery agitation and created a strong Union sentiment among its readers two hundred thousand of them joining the Union army.

During all those troublesome years, when we were floundering in financial theories and experiments, the leaders of the movement for sound money found their strongest allies in the German press.

That same patriotism and conservatism causes it to present a united front against prohibition and country option, against the "dry waves" now rolling over our country. Laying aside the suspicion that these waves are caused by artificial means to distract attention from other problems, the movement is at its best out of harmony with the practical nature of the American people, for wherever it is adopted it has presented a case of jumping from the frying pan into the fire.

From a broader viewpoint this movement is but one phase of a dangerous, gradual encroachment on local home rule, betokening a tendency toward centralization which bodes ill to popular government. The highest judicial tribunal in Wisconsin has stated that "the colonists of New England desired, above all things, to be governed only by laws made by themselves in primary assembly; but having a local and limited ap-

plication to their wants in small and independent communities. They were considered and adopted by those alone who knew their fitness and adaptation to their wants. This attachment to local laws and local government was the producing cause of the organization of towns, which had exclusive control of their local affairs. Each town had clearly defined limits or boundary, so restricted as to fully secure to each citizen the advantages of a local or home government and not so extended as to defeat or lessen them."

This principle of local government, of home rule, the pride and glory of New England, finds in the German-

American press its active, earnest and consistent champion.

In conclusion. It plainly appears that the foreign press in America is a beneficial necessity, worthy the support and encouragement of all loyal Americans. An immigration with a press as an "appurtenance thereunto belonging" is far preferable to an immigration without a press.

The Americanizing influence of the foreign press is naturally inferred from its existence. It is duly attested by the wilderness blooming as a rose, by well-ordered communities, by prosperous cities, and above all, by the muster rolls of our armies.

Denkmal der Deutsch-Amerikaner in Dayton, Ohio.

Am 26. und 27. November 1910 wurde von den Daytoner Deutschen ein herrliches Fest begangen: die Enthüllung des Denkmals der Deutsch-Amerikaner im dortigen Memorial-Gebäude.

Dieses Denkmal besteht aus einer Steintafel, einer Schöpfung des Künstlers Rudolf Schwarz in Indianapolis. Wir entnehmen der Daytoner Volkszeitung die nachstehende Beschreibung desselben:

„Die lebensgroße Figur eines freiwilligen Soldaten aus dem Bürgerkriege mit dem Gewehr im Anschlag steht frei auf einer Seite der Tafel, die 10 Fuß hoch und 4½ Fuß breit ist. Das Bildwerk ruht auf einem drei Fuß hohen Marmorgesims gegen eine sechs Fuß breite vorstehende Mauer, so daß die Augen des Soldaten auf die Mitte des Saales, beziehentlich des Haupteinganges gerichtet sind.

„Die Reliefbilder im oberen Theil der Tafel stellen drei Ereignisse des Revolutionskrieges dar. Erstens die Scene, als Pastor Peter Mühlberg in seiner Kirche

zu Woodstock, Va., bei Ausbruch der Revolution in 1776 den Talar abwirft und in Uniform vor seiner Gemeinde steht und die Männer zum Kampfe auffordert; zweitens den Augenblick in der Schlacht am Driskany im August 1777, als General Herkheimer verwundet an einem Baume lehnt und die Schlacht leitet, welche den ersten größeren Sieg für die Kolonisten zur Folge hatte, und drittens General Steuben im Frühjahr 1778 nach der Ueberwinterung in Valley Forge, wie er dem Oberfeldherrn Washington die nun militärisch ausgebildeten Truppen vorführt.

„Darunter folgt dann der Auszug der freiwilligen Truppen aus Dayton nach Ausbruch des Bürgerkrieges im Jahre 1861, an dem historischen Gebäude des alten Courthouses vorüberziehend. Dann die Inschrift in englischer Sprache, eine Schlachtszene des Bürgerkrieges, Schild mit Lorbeerkranz und Schleife mit deutscher Widmung, Kanone, Schanzkorb und andere Verzierungen.



„Das Ganze umschließt ein Rahmen mit Eichenblättern, oben in einem weiblichen Kopf endend, die Geschichte darstellend, wie

sie mit unerschütterlicher Ruhe auf die sich vor ihr abspielenden Ereignisse herabschauet.

„Herr Rudolf Schwarz in Indianapolis hat sich mit diesem Werke verewigt. Die in den Bildern gezeigte Fernsicht ist in ganz vorzüglicher Weise zur Darstellung gebracht, und die Porträt-Ähnlichkeit der Hauptpersonen ist unübertrefflich, das ist Mühlenberg, das ist Hercheimer, das ist Steuben, nach authentischen Bildern hergestellt, und trotz der Kleinheit der Figuren unmerkbar. Ein Kunstwerk ohne Gleichen ist es, wie es wenige in den Ver. Staaten giebt zum Stolge des Künstlers und der Männer, welche den Gedanken anregten und durchführten, und zur Ehre des Deuththums von Danton das durch seine freiwillige Gaben die Herstellung ermöglichte.“

Die Feier begann am Abend des 27. November mit der Enthüllungsfeier in der Gedenhalle des Memorial-Gebäudes, wo das Denkmal in einer Ecke aufgestellt ist.

Schöne Musik und tief durchdachte Reden begleiteten die Enthüllung, die von dem kleinen Carl Linrweiler, einem Enkel des Veteranen und Ex-Bürgermeisters der Stadt Danton vollzogen wurde.

Der Rede des Vorsitzenden des Denkmal-Ausschusses, Herrn Edward Noder, deren erster Theil die Vorgeschichte des Denkmals enthielt, entnehmen wir den folgenden Schluß:

Vernünftlere Redner werden Ihnen, werthe Festgenossen, bei der morgigen Weihefeier die Bedeutung des Denkmals erklären und erläutern, sei es mir daher nur vergönnt, einige Worte über den inneren Drang und die Triebkraft zu äußern, welche die Sehnsucht nach einem Denkmal der Deutsch-Amerikaner in unseren Herzen wach hielt und uns die Ausdauer verlieh, das flüchtige Wort in die festbegründete That zu verwandeln. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich die Triebkraft zur Errichtung dieses Denkmals in dem Verlangen erkenne, unser amerikanisches Bürgerthum zu betonen und unserer Treue zu

dem neuen selbstgewählten Vaterlande Ausdruck zu verleihen.

Wir mögen noch so innig an unserem deutschen Heimathlande hängen und an dem Geschehe der deutschen Nation Antheil nehmen, so soll doch die Welt und besonders unsere näheren Mitbürger wissen, daß, wenn auch unsere Wiege oder die Wiege unserer Eltern auf deutschem Boden stand, wir in erster Linie amerikanische Bürger und Patrioten sind. In zweiter Linie sind wir Deutsch-Amerikaner in dem Sinne, daß wir unsern Nachkommen die Freude an der deutschen Sprache und dem deutschen Liede, die guten deutschen Sitten, das deutsche Gemüth und diejenigen Charaktereigenschaften erhalten wollen, durch welche das Deuththum einen veredelnden Einfluß auf die Entwicklung des amerikanischen Volkes ausgeübt hat und noch auszuüben im Stande ist.

Eine weitere Triebkraft bildete der Wunsch, darauf hinzuweisen, daß diese in Freiheit empfangene und dem Grundsatz der Gleichberechtigung aller Menschen gewidmete Nation von Anbeginn an die Unterstützung und Förderung des in den amerikanischen Colonien angesiedelten deutschen Elementes erhielt. Doch nicht nur bei der Gründung dieser Republik haben unsere Vorfahren in hervorragender Weise mitgewirkt, sondern auch in den Kämpfen zur Erhaltung der Union haben deutsche Stammesgenossen Gut und Blut geopfert.

Es sei fern von mir, mich in Ruhmredigkeiten zu ergehen, soll doch dieses Denkmal nicht nur die Thaten unserer Vorfahren verherrlichen, sondern mehr noch eine Mahnung an die Lebenden sein.

An jener Wand sind die unvergänglichen Worte des großen Volksmannes Lincoln in Erz eingegraben, die er auf dem Schlachtfelde von Gettysburg sprach, als das Vaterland in großer Bedrängniß war: „Wir können diesen Platz nicht mehr weihen, als es diejenigen gethan haben.“

die ihr Leben gelassen haben, damit die Nation erhalten bleibe.“

So auch können wir dieses Denkmal nicht mehr ehren, als daß wir uns bei seinem Anblick bewußt werden, daß auch wir dem Vaterlande unser Leben schulden, auch wenn wir es nicht auf dem Felde der Ehre in blutigem Streite opfern.

Fassen wir das Gelöbniß, daß die Inschrift „Treu dem neuen Vaterlande“ mit Recht darauf geschrieben sei.

Beachten wir die Worte unseres Schiller in seinem dem bürgerlichen Freiheitsideal gewidmeten Schauspiel „Wilhelm Tell“: „Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an, hier sind die starken Wurzeln deiner Straft!“

Fassen wir daher das Gelöbniß, daß wir in Noth und in Gefahr dem neuen Vaterlande treu bleiben wollen. Werden wir uns bewußt, daß wenn wir unserem Vaterlande nützen wollen, wir darauf bedacht sein müssen, an der Erhaltung und dem Ausbau der bestehenden freiheitlichen Institutionen mitzuwirken. Bleiben wir ruhig und besonnen in ernstern Tagen und verabschieden wir den gewaltsamen und zerstörenden Umsturz.

Erfassen wir die Pflichten und Aufgaben eines freien amerikanischen Bürgers, wie sie in der Unabhängigkeits-Erklärung ausgesprochen und in der Verfassung dieses freien Staatenbundes niedergelegt sind, und wir können nicht fehl gehen. Trachten wir danach, uns in den bürgerlichen Tugenden zu vervollkommen, wie uns in der amerikanischen Geschichte so viele herrliche Vorbilder gegeben sind, und wir werden gute patriotische Bürger sein.

Wenn uns der Anblick dieses Denkmals auch mit Stolz erfüllt, so sollte es doch nur der bescheidene Stolz eines Mannes sein, der seinen eigenen Werth erkennend sich jeder Ueberhebung zu enthalten weiß.

In diesem Sinne übergebe ich dieses Denkmal jetzt als ein Geschenk der Deutschen Bevölkerung von Canton und Mont-

gomery County der Obhut des Deutsch-Amerikanischen Central-Vereins.

Deffen Präsident, Hr. Wm. P. Kramer, übernahm es mit einer kurzen gediegenen Ansprache und übertrug es dann an das gesammte Bürgerthum von Montgomery County, als dessen Vertreter Hr. Mungler es entgegennahm.

Ein Festessen folgte in der Banketthalle, bei welchem der Präsident des Staatsverbandes des D. A. Nationalbundes von Ohio, Hr. John Schwaab die Hauptrede hielt.

Er sagte annähernd:

Solche Feste, wie wir sie heute Abend gefeiert haben und sie morgen noch bevorstehen, erheben das Herz und lösen die Zunge. Wenn ich meinen Gefühlen freien Lauf lassen sollte, würde die Zeit nicht ausreichen, um das zu sagen, was ich Ihnen zu sagen hätte. Ich will im Namen des großen Nationalbundes und seiner Glieder zu Ihnen sprechen. Man hat uns den Vorwurf gemacht, daß wir das Trinken unterstützen. Samohl! Wir unterstützen alle Industrien, die uns nützen und die Lebensbedürfnisse bedingen. Aber wir haben viel wichtigere Aufgaben, verfolgen höhere Ideale. Wir treten für Friedensbestrebungen ein. Wir sind gegen Krieg. Ganz besonders, wenn es sich darum handelt, die Kastanien für andere Nationen aus dem Feuer zu holen. Wenn aber unsere Ehre auf dem Spiel steht, sind wir bereit, Mann für Mann für dieselbe einzutreten. Wir sind für Aufrechterhaltung guter Beziehungen mit jeder anderen Nation, ganz besonders aber mit unserm guten alten Vaterlande. Wir wollen aber darauf hinarbeiten, vor allen Dingen dafür sorgen, daß unter uns selbst die besten Beziehungen vorherrschen. Vor allem streben wir an, daß ein Jeder, der die deutsche Zunge spricht, einerlei, wo seine Wiege gestanden, sich uns anschließt und mit uns gleiche Sache macht. Wir wollen dafür sorgen, daß alle Eingewanderte gute Bürger werden. Sie sollen mit

uns zu Rathe sitzen und sich mit uns besprechen, wie das Wohl unseres Adoptiv-Vaterlandes am besten wahrgenommen werden kann. Wir treten für Regulirung der Ströme ein, damit die Schifffahrt wieder ihre alte Bedeutung gewinne. Wir sind dagegen, daß das Leben von hunderten von Frauen und Kindern auf dem Altar des kriminellen Leichtsinns und der frevelhaften Gleichgültigkeit geopfert werde. Wir wollen den Schutz der Forsten, damit diesem Lande seine herrlichen Wälder erhalten bleiben. Wir streben eine Regulirung der Einwanderergesetze an, damit jeder Fremdling, der an die Pforte dieses freien Landes pocht, eingelassen wird, sobald er nachweisen kann, daß er geistig und körperlich gesund ist. Wir fordern die Errichtung von Fortbildungsschulen, damit den Eingewanderten Gelegenheit geboten wird, sofort die Landessprache zu erlernen und sich emporzuarbeiten.“

Zum Schluß wendete sich Redner, der oftmals durch Beifall unterbrochen wurde, an die Damen und forderte sie auf, dafür zu sorgen, daß ihre Männer sich dem Bunde anschließen.

Am Sonntag, 27. November, Nachmittags, folgte ein imposanter Festzug, an welchem sich vierzig oder mehr Vereine (Turner, Sänger, Unterstützungs-, lutherische, katholische), und viele Privatleute (in Kutichen) beteiligten, und nach ihm eine Einweihungsfeier im großen Auditorium des Memorial-Gebäudes, das bis auf den letzten Stehplatz gefüllt war.

Aus den bei dieser gehaltenen Festreden, von denen die englische vom Congreß-Abgeordneten James M. Cox gehalten wurde, verdient die des Pastors Hugo G. Eifenlohr von der deutschen S. Johannes-Kirche in Cincinnati weiteste Verbreitung. Sie lautete:

Festrede von Rev. H. G. Eifenlohr.

Als Bürger dieses großen Landes versammeln wir uns heute hier um dieses Denkmal zu weihen, dessen Errichtung die

Abtragung einer Ehrenschuld der lebenden Bürger an die im Tode vorangegangenen bedeutet. Als Bürger dieses Landes jage ich, denn das sind wir, das sollen wir vor allem sein. Nicht als Fremde in einem fremden Lande, sondern als solche die hier zu Hause sind, die sich zu Hause wohl fühlen. Nicht die Gabe eines fremden Volkes an das hiesige weihen wir, wir schmücken unser eigenes Haus mit diesem Erzeugniß hiesiger Kunst. Andere Mitbürger haben andere Bürger verewigt durch die Errichtung vieler Denkmäler, Sie gedenken hier jener, die Ihnen besonders nahe stehen, nahe stehen, weil sie alle Glieder eines Volksstammes sind, weil sie eine Sprache sprechen, weil sie alle zehren an den ruhmreichen Erinnerungen eines großen Volkes. Ich betone als Bürger dieses Landes versammeln wir uns hier, und wollen Bürger dieses Landes ehren, solche, die sich des Vergleiches mit Bürgern anderer Abstammung nicht zu scheuen haben, solche die vor manchen Bürgern dieses Landes das voraus haben, daß sie aus eigener freier Wahl Bürger geworden sind und nicht dadurch, daß sie zufällig hier geboren wurden. Dieses Denkmal ist zur Erinnerung an jene Männer von echtem Schrot und Korn errichtet, die das, was jedem edlen Menschen theuer ist, die Heimath, das Elternhaus mit allen seinen seligen Erinnerungen verließen, um ihre ganze Kraft, ihr bestes Können und Wollen diesem Lande zu weihen.

Diese heiligen Güter opferten sie um hier im Verein mit Gleichgesinnten aus vielen Ländern und vielen Völkern der Freiheit, den heiligsten Menschenrechten eine wohnliche Stätte zu bereiten. Traute Stätten, blühende Felder, ein Land, in welchem Kunst und Wissenschaft, Kultur und Bildung bereits weit fortgeschritten waren, verließen sie um in die Wildniß zu gehen, Urwälder zu lichten, Wege zu bauen, Städte zu gründen und all jene Pionierarbeit auf materiellem wie auf geistigem Gebiet zu verrichten, die es uns, den Nachkommen

möglich machen sollte, in beschaulicher Ruhe zu genießen, was sie erstrebten. Es thut dem Werthe ihrer Dienste wahrlich keinen Abbruch, daß sie in einer Sprache redeten, die den Vergleich mit der Landessprache nimmermehr zu scheuen braucht. Es verringert ihr Verdienst um unser Land nicht im Geringsten, daß sie sich ihrer Muttersprache und ihres Heimathlandes nicht schämten. Es ist ein weiteres Lob für sie, daß sie den Sitten und Gebräuchen ihrer Vorfahren treu blieben. Waren es doch Sitten und Gebräuche, die auch von ihren Mitarbeitern zum großen Theil als gut anerkannt wurden, ja denen das höchste Lob gezollt wurde, das der Nachahmung. Denn viel derselben haben sich trotz aller gehässigen Anfeindungen hier eingebürgert und es würde eben bei denen, die uns nicht immer freundlich gesinnt sind, einen Sturm der Entrüstung hervorrufen, wollte man sie wieder beseitigen.

Man macht uns wohl den Vorwurf, daß wir im Staate einen Staat zu bilden uns bemühen. Nichts liegt uns ferner. Ich betone darum, nochmals, diese heutige Feier ist eine Feier von amerikanischen Bürgern um andere A m e r i k a n e r zu ehren, die diese Ehrung ebenso sehr verdienen als solche, die zufällig eine andere als die deutsche Sprache ihre Muttersprache nennen. Wann hätte man wohl dagegen Protest erhoben, daß Engländern, daß Franzosen, daß verdienten Männern irgend einer anderen Nation hier die ihnen gebührende Anerkennung für diesem Lande geleisteten Dienste zu Theil wurde? Von unserer Seite ist das sicherlich nie geschehen. Und was diesen mit vollem Rechte wird, das soll unseren Stammesgenossen versagt bleiben? Aus welchem Grunde wohl? An ihren Verdiensten läßt sich nicht rütteln, die Geschichte hat sie mit ehrnem Griffel geschrieben. Ihren Werth für dieses Land und seine Entwicklung kann man nicht leugnen, tausend Zungen sprechen dafür. Also nur weil sie die deutsche Sprache sprachen,

nur weil ihre Wiege am Rhein, an der Mosel, und dem Neckar stand und nicht zufällig an der Themse? Was wäre das wohl für ein Grund? Ein Grund, den einzugestehen sich auch nur halbwegs Gebildete schämen müßten. Oder geschieht es, weil sie gewisse Sitten und Gebräuche mit sich brachten, jene heitere, frohe Lebensanschauung, die zu dem feinsten Wesen Anderer nicht paßte? Diese Lebensanschauung entspringt einem wirklich frommen, tiefen Gemüth. Sie entspringt dem Gemüth, das ist etwas, das man in keiner anderen Sprache aussprechen kann. Dort fehlt das Wort, weil die Sache bei den Völkern fehlt. Nein, es geschieht auch nicht aus diesem Grunde, denn diese heitere Lebensanschauung hat dem Puritanismus doch viel von seiner Härte genommen, hat ihn doch um manches gemildert und wahrlich unser amerikanisches Volk ist dadurch um nichts ärmer, wohl aber um vieles reicher geworden.

Wir ist es immer, als entspringe dieser Protest, wie immer er auch zum Ausdruck komme, der geheimen Furcht, es könnten solche Ehrungen wie diese, den amerikanischen Bürgern deutscher Abkunft erwiesen, dem Glanz und dem Ruhme anderer Abbruch thun. Ruhlose Furcht! Wir haben nicht nöthig unsere Großen dadurch zu erhöhen, daß wir andere verkleinern. Sie sind für sich und an sich groß genug. Wir sind die Ersten die mit ganzer Seele mit-einstimmen in das Lob, das Allen ohne Unterschied dargebracht wird, die an der Errichtung, der Erhaltung, der Entwicklung dieser großen Nation mitgewirkt haben. Wir erkennen es freudig an, aus allerlei Volk sind sie hierhergekommen, getrieben von demselben Drange, getragen von denselben hohen Idealen. Uns liegt nichts ferner als die Pioniere deutscher Abkunft auf Kosten anderer erheben zu wollen. Aber uns liegt es ebenso ferne, sie auf Kosten anderer übergangen zu sehen. Wir sind hier alle Bürger eines Landes,

wir wollen hier alle nur auf der gleichen Stufe stehen! Nichts mehr aber auch nichts weniger. Und da man von anderer Seite sich bemüßigt sieht, deutsches Verdienst zu übersehen, so darf man es uns sicherlich nicht verargen, wenn wir es betonen.

Es giebt kein Gebiet menschlichen Wirkens, Strebens und Denkens, das sich hier aufgethan, auf dem nicht neben anderen Namen auch deutsche Namen glänzen. Neben anderen, sage ich, und der Glanz der anderen wird nicht verdunkelt weil wir diese neben sie stellen. Seit der ersten Ansiedlung dieses Continents sind nicht weniger als sechs Millionen deutsche Einwanderer hierhergekommen. Mit ihren Nachkommen erreicht die Zahl die stattliche Höhe von etwa zwanzig Millionen. Schon zu den Zeiten William Penns kamen sie nicht mehr einzeln, sondern in Gesellschaften herüber. Bei dem Ausbruch des Freiheitskrieges 1775 schätzte Penn die Zahl der Deutschen in Pennsylvanien auf 100,000, die Zahl im Lande auf 250,000. Die ersten continentalen Truppen, die dem bedrängten Boston zu Hilfe eilten, kamen 32 Tage nachdem der Congreß die amerikanischen Colonisten zu den Waffen gerufen hatte, an. Es war ein deutsches Regiment aus Pennsylvanien. Die ersten Truppen, welche die südlichen Colonisten nach Neu-England schickten, waren Deutsche aus Virginien. Sie marschirten 600 Meilen über die denkbar schlechtesten Wege. Die Leibgarde Washingtons setzte sich aus Deutschen zusammen. Das deutsche Schützenregiment unter Johann Peter Köchlin gab durch sein überaus muthiges Verhalten der Schlacht von Long Island den Namen: das Thermopylae des Freiheitskrieges und ein amerikanischer Geschichtsschreiber nennt die deutschen Truppen die Spartaner. Ich sehe auf diesem Denkmal deutsche Namen aus jener ruhmreichen Zeit, Herckheimer, Mühlberg, Steuben, die sich jedem anderen Namen jener Zeit würdig an die Seite stellen lassen. In dem unglücklichen Bürger-

kriege waren nicht weniger als 200,000 Deutsche auf Seiten der Union im Dienste. Aus dieser Zeit hervorragende Namen zu nennen unterlasse ich — das ist ja Geschichte der Gegenwart.

Und wie dienten sie dem Lande im Frieden? Wir dürfen ohne Uebertreibung behaupten, daß keine andere Klasse von Emigranten dem Lande mehr Reichthum zuführte, als die Deutschen, ja sie waren in sich selbst ein unschätzbare Reichthum für daselbe. Bereits in 1607 ließen all die aristokratischen Virginier deutsche Handwerker herüberkommen, die ihnen Ackerbau geräthe und Glas herstellen sollten. Der Ver. St. Census-Bericht, dem man sicherlich keine Parteilichkeit vorwerfen kann, zeigt, daß unter allen Emigranten die deutschen die tüchtigsten Handwerker sind. Das erste Glas und das erste Eisen in diesem Lande wurden von Deutschen hergestellt. Als Ackerbauer sind sie allen anderen ein Muster gewesen. In jeder Industrie, die die Entwicklung des Bodens zum Ziel hat, haben sie Großes geleistet.

Und auf geistigem Gebiete, wie steht es da? Die Welt der amerikanischen Literatur weist der deutschen Namen gar manche auf. Die Künste haben sie gefördert und unter den größten amerikanischen Künstlern glänzen solche deutscher Abkunft in ansehnlicher Zahl. Der Dom des Capitols zu Washington, das Schatzamtgebäude, die herrliche neue Bibliothek des Congresses, der großartigste Bahnhof, den unser Land bis vor kurzer Zeit aufzuweisen hatte, sie sind alle das Werk deutscher Künstler. Das Verdienst der Amerikaner deutscher Abkunft auf dem Gebiet der Musik zu schildern hieße Eulen nach Athen tragen. Was wir hier davon haben verdankt unser Land vor allem den Deutschen. Nur auf einem Felde treten deutsche Namen vereinzelt auf — auf dem Felde der Politik. Der Deutsche ist kein Politiker in dem hier üblichen Sinne des Wortes und das ist nur ein weiteres Lob für ihn. Was

Sundertausende im täglichen Leben, in stiller Arbeit, mit unermüdllichem Fleiße geschaffen, übertrifft das überhaupt bei weitem was einzelne Genies gewirkt auf dem Felde der Politik.

Solchen Bürgern dürfen wir getrost ein Denkmal weihen. Sie haben es reichlich verdient und wir tragen damit nur einen kleinen Theil unserer Ehrenschild an sie ab. Doch dabei dürfen wir es nicht bewenden lassen. Wer könnte solcher Vorfahren gedenken, wer vermöchte sich solche Geschichte ins Gedächtniß zu rufen, wie diese sie gemacht, und sich dabei noch keiner deutschen Abkunft schämen? Fort mit solcher Scham, die den nur schändet, der sie empfindet! Ich rede hier nicht von der Kultur, von der Kunst, der Litteratur, von dem riesigen Fortschritt in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht, deren sich das deutsche Reich erfreut. Ich rede hier nicht von der Achtung gebietenden Stellung, die das deutsche Reich im Rathe der Nationen sich errungen hat und die den Neid anderer Nationen wachgerufen hat. Ich rede von dem, was unsere Vorfahren hier, diesem Lande genützt, was sie als Bürger dieses Landes geschaffen und erreicht. Es ist das

genügend um jeden vernünftigen Menschen mit Stolz und Freude darüber zu erfüllen, daß er vom gleichen Volke stammt. Ehren wir das Andenken dieser Vorfahren! Ich will euch nicht damit beleidigen, daß ich euch auffordere, dieses Land mit treuer Liebe zu lieben, ihm treue Bürger zu sein, ihm eure besten Kräfte zu weihen. Dazu bedarf es keiner Ermahnung, darin stehen wir keinem nach. Aber dazu ermahne ich, daß ihr eure deutsche Abkunft nicht vergesst, daß ihr es offen zeigt, wie stolz ihr auf dieselbe seid. Daß das Verdienst der Bürger deutscher Geburt und deutscher Abkunft um dieses Land nicht höher, nicht voll gewürdigt wird, liegt zum großen Theil an diesen selbst. Wer sich selber nicht würdigt, wird auch von Anderen wenig Anerkennung finden. Verleugnet euer Deutschtum nicht! Es ist ein köstliches Erbe, wohl werth, daß es hoch geschätzt wird.

So möge dieses Denkmal, das wir weihen, nicht nur eine Ehrung sein derer, die sie vollauf verdient, es sei auch eine beständige Mahnung an uns gerichtet. Wirf endlich ab die falsche Scham, sei stolz, daß du ein Deutscher bist, oder dankbar, daß du von Deutschen stammst!

Zustände in einer kleinen Stadt von Missouri vor 50 Jahren.

(Aus „Vahutrei“.)

Von Julius Kaufmann, Philadelphier.

Bei der gewaltigen Entwicklung, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“, im Laufe eines halben Jahrhunderts durchgestrebt haben, mag es für den Leser interessant sein, die Verhältnisse, wie dieselben in einem Städtchen Missouris vor 50 und mehr Jahren existierten, kennen zu lernen; sie waren so total verschieden von den gegenwärtigen, daß die Gegenwart sie kaum fassen kann, aber eben in dieser Verschiedenheit hat der Rückblick einen gewis-

sen Reiz, den zu schildern ich versuchen werde.

Im Jahre 1857 brach über die Vereinigten Staaten eine Finanz-Katastrophe herein, welche mich zwang, der Stadt St. Louis den Rücken zu kehren, und ich war froh, eine Stelle in Lexington, einer kleinen Stadt am Missouri, zu finden. Die erste Ansicht von Lexington gewann ich vom Deck eines Missouri-Dampfers; es war gerade zur Zeit, da das Abendessen auf dem Dampfer aufgetragen wurde, und beiläu-

fig bemerkt, daß man auf den Missouri- und Mississippi-Dampfern gut; wir hatten noch etwa $\frac{3}{4}$ Stunden Fahrt, bis wir anlegen konnten, als ein alter Amerikaner, dessen Bekanntschaft ich auf dem Dampfer gemacht hatte, plötzlich zu mir sagte: „Now Sonny (jetzt mein Söhnchen), is jetzt alles, was du nur herunter schlucken kannst, denn das ist die letzte gute Mahlzeit, welche dir geboten wird, bis du L. wieder verläßt.“ Der Mann hatte Recht. Trotzdem ich mich im ersten Hotel des Städtchens einquartirt hatte, kam es häufig vor, daß die Schweine vom Hofe her in das Speisezimmer streiften, um Speiseabfälle zu annekturen und ihre Gegenwart mit vergnügtem Grunzen und Reiben an den Beinen der Gäste verkündeten, bis man sie durch Fußtritte auf kurze Zeit verschreckte. Zu essen gab es genug, aber fragte mich nur nicht wie oder was; genüge es zu sagen, daß mir das unverdauliche Rindfleisch und fette Schweinefleisch so zuwider wurde, daß ich schließlich fast nur von Truthahn lebte, welcher jeden Tag auf den Tisch kam. Aber zuletzt ging das auch nicht mehr leicht. „*Toujours perdrix.*“

Als ich dieser Abfütterung überdrüssig war und den Platz verlassen wollte, war ich fest gefroren. Der Missouri ging mit Eis. Eisenbahn gabs nicht, ich hätte 12 Meilen im offenen Schlitten durch tiefen Schnee zur nächsten Bahnhstation fahren müssen, und so blieb mir nichts übrig als abzuwarten und Truthahn zu essen. Einer meiner Freunde in L., ein engerer Landsmann, den ich dort vorfand, hatte einen deutschen Farmer entdeckt, welcher Würst fabrizirte, und lud mich eines Abends zum Würstschmaus ein. Ei, wie das schmeckte! Ich verspürte gastronomische Heimathsklänge und bat nach aufgehobener Mahlzeit meinen Landsmann, mir die Quelle mitzutheilen, aus welcher er seine Würst bezogen hatte; aber er antwortete ganz selbstüchtig: „Fällt mir gar nicht ein, lieber St., denn wenn Sie es wissen, woher

ich die Würst beziehe, sind Sie imstande und kaufen den ganzen Vorrath auf und verzehren ihn allein.“ Der Mann mochte vielleicht Recht haben. Straßenbeleuchtung gab's nicht in L., wenn kein Mondschein war, mußte man bei Sternennlicht die Straßen-Gevierte rathen, und wenn man an die vermutlich rechte Ecke gekommen war, von einer Hausthür zur andern fühlen, bis man sein Quartier erreicht hatte.

Als nach Aufbruch des Eises der erste Dampfer wieder zu Thal ging, nahm ich sofort Passage, um mich wieder einmal ordentlich satt zu essen, aber obichon das Essen auf dem Dampfer bedeutend besser war als in meinem ersten Hotel, kam ich doch nicht zu meinem rechten innern Equilibrium, bis ich in St. Louis ankam und sofort nach einer mir wohlbekannten deutschen Restauration hinsteuerte. Ich ließ mir ein Beefsteak geben, zart und saftig (das Fleisch war damals noch billig), aber das war nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, darauf wurde noch ein Kalbskotelett gepfropft, und als ich troballedem fühlte, daß das innere Gleichgewicht noch nicht ganz hergestellt war, sah ich mich schüchtern um, ob jemand meine Verichlingungsgier beobachtete, und als ich fand, daß ich fast der letzte Gast im Lokal war, ließ ich mir noch eine Portion Nühreier geben. — Ich war damals 25 Jahre alt und es hat mir nichts geschadet. — Daß zu dieser Mahlzeit auch verschiedenes getrunken wurde, versteht sich von selbst. Erst dann fühlte ich wieder Boden unter den Füßen — nein, im Magen. Ich mußte aber wieder nach Lexington zurück, denn St. Louis war noch geschäftstodt.

Es war zur Zeit vor dem Ausbruch unseres Bürgerkrieges, als die Sklaverei noch in Missouri bestand, und L. nebst Umgegend beherbergte mehr Schwarze als Weiße. Die Sklaven hatten geübemäßig die Woche von Weihnachten bis Neujahr frei für sich, und sie kamen dann von den umliegenden Plantagen in die Stadt, um ihre eigenen

Produkte zu verkaufen, welche sie auf einem kleinen Stück Land, das ihnen von ihrem Eigenthümer zur Nutznießung überlassen, erzeugt hatten. Es waren meist Hanf und Mais, ebenfalls Kühner und Schweine. Die letztgenannten waren meist besser gemästet als diejenigen ihres Herrn. Nach dem Verkauf wurden Festlichkeiten arrangiert, wobei es sehr zeremoniös zugeht. In ihrem besten Sonntagsstaat, welcher ein Gemisch von abgelegten Kleidern ihrer Herrschaft und Produkten ihrer eigenen Schneiderei, letztere nur bei dem weiblichen Theil, wurden Fremde einander feierlich vorgestellt. Mir fällt da ein alter weißköpfiger Neger ein, Mr. Betts, wie er sich selbst nannte, welcher im Hotel die Stelle eines Major domo vertrat. Angethan mit einem langen, altväterischen blauen Frack mit blanken, ehemals vergoldeten Knöpfen, einer weißen etwas zu kurzen Weste, strammgestärktem Vorhemd, einer etwas kurz gerathenen, karrirten Hose, etwas defekten, lackirten Schuhen und einer hohen, weißen Angströhre auf dem bemoosten Haupt, war er das „beau ideal“ eines Zeremonienmeisters, und er waltete seines Amtes mit Würde. Ich hörte ihm einmal zu, wie er in der Ferienzeit vor dem Hotel zwei farbige Gentlemen — drunter ging's nicht — mit einander bekannt machte, nur schade, daß sich im deutschen kein Ersatz für den Neger-Dialekt bietet. „Judge (Richter) Williams, erlauben Sie mir, Sie mit dem General Morris bekannt zu machen. — General Morris — Judge Williams!“ Tiefe Verbeugungen und Krabfüße. Die Neger nannten sich bei feierlichen Gelegenheiten nach dem Namen ihrer Herren. — Unter den Vergnügungen, welche in dieser Festwoche stattfanden, konnte auch eine Lotterie nicht fehlen. Wie diese geleitet wurde, davon hier ein Beispiel. Das Geschäft, in welchem ich thätig war, nannte sich ein Jewelry Store, war aber thatsächlich ein Laden für

berwaren, Porzellan-Spielsachen, Musikinstrumente, Schießgewehre, Revolver, Bowie-Messer, Stüdgarn und Stüdmuster, Lithographien und Gott weiß was sonst noch. In benannter Woche aber kam eine Sorte Artikel zur Auslage, welche den übrigen Theil des Jahres weggepackt wurde. Es waren Brotschen, Ringe, Ketten, Vorstednadeln etc., kurzum alles, was zum Putz dienen konnte, aus Messing gemacht und mit dünner Vergoldung überzogen. Wir nannten diese Artikel im Geschäft nur die Brass Foundry (Messing-Gießerei), nur für den Handel mit Negern bestimmt. Kommt da eines Tages in der Festwoche ein hellfarbiger Neger ins Geschäft, kauft einen ziemlichen Posten aus der Brass Foundry und erzählt mir, daß dies Preise für eine in ein paar Tagen stattfindende Lotterie sein sollten. Zum Schluß fragte er mich, was eine gewöhnliche goldene Damenuhr koste. „Ja,“ frug ich, „wilst du denn die auch in die Lotterie als Preis werfen? Das ist ja gar nicht möglich, die kostet ja mehr als dir die Lotterie einbringt!“ — „Oh,“ meinte er, „ich lasse das Geld dafür hier und bringe sie am nächsten Tage zurück.“ — „Wenn sie aber nun jemand gewinnt, wie dann?“ — „Oh,“ meinte er schmunzelnd, „es gewinnt sie aber keiner, dafür werde ich schon sorgen.“ — Und so geschah es; er deponirte das Geld für die Uhr, brachte sie am nächsten Tage zurück und sagte lachend: „Die goldene Uhr hat's aber den „fool niggers“ (dummen Negern) angethan, die Lose gingen ab wie geschmiert.“

Wir Deutsche hatten in L., um die Längeweile todtzuschlagen, natürlich einen Club gegründet; dazu gehörten alle einigermaßen gebildeten Deutschen; und einige verwegene Schützen darunter beschloßen eines Tages, am nächsten Sonntag eine große Jagd zu veranstalten. Es war ja Jagdfreiheit, und die Schießprügel waren wohlfeil. Es heißt ja im „Strunwel-peter“:

„Es zog der wilde Jägermann
Sein grasgrün neues Röcklein an;
Er setzt die Brille auf die Nas'

Und wollte schießen todt den Has usw.“
und so ging es uns auch. Die meisten wilden Jäger waren echte Sonntagsjäger, welche gar viel Löcher in die Natur schossen, in selbst konnte wegen meiner Kurzsichtigkeit überhaupt nichts treffen. Nur eins der Clubmitglieder war ein Jäger vor dem Herrn. Er war ein Musiklehrer und ausgezeichnete Violinist, welcher aber weniger Lust hatte, seinen Lebensunterhalt auf künstlerischem Wege zu verdienen, als seinen Fleischbedarf aus dem Walde zu holen. Der ging aber nicht mit, er wollte sich, wie er sagte, sein Wild von uns nicht verschrecken lassen. Aber wir mußten auf die Jagd gehen. Nur war die Schwierigkeit, woher in aller Frühe am Sonntagmorgen Frühstück zu bekommen. Wir 6 oder 7 Sonntagsjäger waren alle unbeweibt, und zur Stunde unserer Abfahrt waren die schwarzen Köchinnen im Hotel noch nicht mobil. Da sprang, ein zweiter Marcus Curtius, der Silber Schmied in unserm Geschäft, ein echter Altbaier, in die Bresche. „Meine Herren,“ sagte er, „wenn Sie vorlieb nehmen wollen, meine Frau besorgt uns schon ein Frühstück. Würst, Käse, Brot und eine gute Tasse Kaffee kann ich Ihnen bieten.“ — „Aber, lieber Egel (das war sein Name), Ihre Frau kann doch unmöglich für uns alle Frühstück machen, das wäre zu viel Arbeit.“ — „Lassen's mi nur machen, die besorgt's!“ — Nachdem wir uns leicht über die Vergütung verständigt hatten, — er wollte erst gar nichts nehmen — wurde der Vorschlag mit großem Dank angenommen. — — Erst später erfuhr ich von Egel, wie er seine Frau so gefügig gemacht hatte. — „Wissen's,“ sagte er, „wie wir damals geheirat' ham, so sag ich zu ihr: Hörichst Kathrin, jekt und für's erichte Zohr bist du der Bosz (Herr), do tu ich alles, was d' wilscht, aber nachher kommt i dran, dann werd i der Bosz mid bleib's! Und so das

erichte Zohr hob i ton, was sie wollt, und wie das Zohr um is, do sag i zu ihr: So, jekt sollst merken, wer der Bosz ist, und hob sie gehörig durchgewadelt, und set dere Zeit hob i mit ihr Ruh gehabt.“ — Soviel ich sehen konnte, lebten die beiden Leute auch in bester Eintracht, obichon diese häusliche Dreijur nicht überall gut ausfallen möchte.

Also zogen wir, mit Essen und Trinken ausgerüstet, auf die wilde Jagd. Die Jagdgesellschaft war auch ähnlich der sieben Schwabenjagd. An der Spitze stand der Präsident des Vereins, Herr Zwirner, ein sächsischer Apotheker, d. h. er hatte die Pharmacie so aus sich selbst herausstudiert; das ging zur Zeit noch, wo kein Diplom, keine Prüfung erforderlich war. — Ich habe im Jahre 1854 in einem Platz in der Nähe New Yorks einen Apothekenbesitzer gekannt, welcher ursprünglich Wagenlackirer war, es aber wegen seiner schwachen Brust aufgeben mußte; er hielt sich einen Polen als Gehilfen zum Rezeptiren, und verkaufte außerdem Bücher, Schuhe und Stiefel und Spielsachen. War dieser Apotheker in der Nähe New Yorks gut genug, so war es Herr Z. in Lexington erst recht. Er war aber auch ein sehr gemüthliches, mittheilhaftes Thierchen, der, um der Ehre theilhaftig zu werden, als Präsident unseres Vereins zu fungiren, ein Fäßchen Bier und verschiedene Dosen eingemachte Austern zum besten gab. Frische Austern gab es um die Zeit so weit westlich noch nicht. Er hatte sich auch erboten, den für unsere Jagdexpedition unentbehrlichen Whisky zum Einkaufspreis zu liefern, und wir füllten unsere Jagdflaschen in seiner Apotheke aus einer großen Korbflosche, aber als auf der Ueberfahrt über den Missouri einer der Jäger einen Probirchluck nahm, schüttelte er den Kopf und meinte, der Whisky schmecke kurios. Nun hielten Alle Probe und einmüthig wurde das Getränk getadelt. „Aber, Sie Giftmischer,“ frug man ihn, „was hat denn der Whisky für einen vertheufelten Nachgeschmack?“ Z. probirte

jetzt selbst. „Ja, sähen Sie,“ sagte er, „es ist so was apartes an dem Geschmack, ich habe sie nämlich vorher Eau de Cologne in der großen Flasche gehabt, und nu is es meeglich, daß sie so en Restchen übrig geblieben ist, aber das schad't sie weiter gar nix.“ So mußten wir, da es auf der anderen Seite des Flusses nichts zu trinken gab, aus der Noth eine Tugend machen und den parfümirten Whisky herunter-schlucken, und schließlich ging's auch.

Unsere Jagdgesellschaft hatte verschiedene Ausrüstungen und Waffen. Herr Lampe, ein Frankfurter Kaufmann, spazierte in einem wehenden Havelock, bewaffnet mit einer schweren Doppelflinte, für Entenjagd passend, neben einem früheren deutschen Schulmeister, welcher allmählich sein Hintermann wurde und einen alten Einläufer mit gespanntem Hahn spazieren trug. L. hatte ihn ein paar Mal zur Rede gestellt, ob der Gefahr, mit gespanntem Gewehr hinter ihm her zu traben; aber der Schulmeister meinte, wenn jetzt plötzlich ein Hase auftauche, könne er nicht schnell genug spannen, um gut schießen zu können. Na, das ging eine Weile gut; auf einmal „Bums“ entlud sich das Gewehr des Schulmeisters und die Ladung fuhr dicht neben L. in den Boden. „Herrgott, Sackerment,“ fluchte L., „jet machen Sie aber, daß Sie mir vom Rücken wegkommen, ich habe keine Lust, von Ihnen lahmgeschossen zu werden!“ Der Schulmeister behauptete zwar, der Schuß habe sich entladen, weil der flatternde Havelock des L. den Hahn heruntergezerrt habe, aber von allen anderen Jägern verdammt, mußte der Schulmeister die Vorhut und zwar sehr stark zur Seite nehmen. — Ein anderer braver Jagdgenosse war ein verschweizerter Badenser, ein sehr ruhiger, friedfertiger Mann, welcher aber in Wuth gerieth, wenn man bei ihm Anspielungen auf wilden Turkey (Truthahn) machte. Er hat mir einmal im Vertrauen die Ursache erklärt. „Sehen Sie,“ erzählte er, „ich war noch nicht lange im

Land und hatte soviel von der Jagd auf wilde Turkey erzählet gehört, daß ich auch einmal mein Glück darin versuchen wollte. Man hatte mir gesagt, daß in der Gegend von Spanisch Lake (ein alter Nebenarm des Missouri) welche zu finden wären, und ich machte mich also auf den Weg, mein Gewehr mit schwerem Schrot geladen, denn die Luder vertragen eine gute Ladung. Man hatte mir auch gesagt, daß man sich sehr vorsichtig anschleichen müsse, da dieselben sehr schlau seien. Ich schleiche also vorsichtig in die Nähe von Spanisch Lake und, bei Gott, da sitzen zwei ganz mäusehenstill, die Flügel ausgebreitet wie ein preußischer Adler. Mir schlug vor Erregung das Herz an die Rippen, richtiges Jagdfieber, aber ich zwang mich zur Ruhe, legte an und feuerte rasch aufeinander beide Ladungen auf den einen Turkey ab. Der taumelte um, der andere flog davon. Voller Glück stürzte ich hin und richtig, der Kerl lag in den letzten Zügen. Ich nahm schnell eine starke Leine, band mir den Patron auf den Rücken und marschierte heimwärts; ich hatte genug Glück für einen Tag. Auf dem Wege nach Lexington bemerkte ich fortwährend einen unangenehmen, penetranten Geruch um mich her und dachte, da muß irgendwo ein todter Gaul im Walde liegen. Ich beeilte mich, aus der Gegend zu kommen, aber der Geruch blieb. Endlich, als ich in die Nähe von L. kam, begegnet mir ein Bekannter; der bleibt stehen, schaut mich an, lacht und fragt: „Aber Verner, was haben Sie denn da geschossen?“ — „Einen wilden Turkey“, sage ich. — „Den Teufel auch“, lacht er, „das ist ein Turkey Buzzard (Nas-Geier), das Vieh stinkt ja wie ein Nas; werfen Sie ihn schnell fort, denn es steht Strafe darauf, ihn zu schießen.“ Das that ich denn auch, und seit der Zeit mag ich nichts mehr vom wilden Turkey hören.“ —

Der Turkey Buzzard ist einem wilden Turkey sehr ähnlich, nährt sich aber nur von Nas und ist insofern sehr nützlich, daß ein

gefallenes Stück Vieh in kurzer Zeit von ihm aufgestöbert wird. In graziosen Kreisen ziehen sie über dem Wald her und fallen dann in Schaaren auf ihr Wild nieder, so daß in kurzer Zeit nur noch die Knochen davon übrig sind. Deshalb das Verbot, sie zu schießen. —

Wir knallten nun lustig drauf los; Kaninchen waren genug da, aber es blieb keins auf dem Platze, aber als die Zeit zum Lunch kam, da war jeder von uns auf dem Platze, ausgenommen unser Verner. Wir hatten ein gutes Feuer auf einer Waldwiese angezündet, denn es war schon ziemlich kalt, hatten uns makerisch hingelagert, unser Freund Egel, welcher sich, wie weiland Mesop, als Proviantträger angeboten hatte, legte unsere Speisevorräthe aus, als ich durch das hohe Prairiegas etwas auf mich zukommen sah, welches ich für ein paar Nasenohren hielt, nach meinem Gewehr griff und jetzt sicher etwas zu erlegen dachte, als mir plötzlich mein Nachbar, ein Maler, in den Arm fiel und rief: „Kerl, willst du denn dem Verner eins aufbrennen?“ Ja, jetzt sah ich's auch. Da kam unser Freund V. durch das hohe Gras gestieft, den Oberkörper theilweise vom Strauchwerk bedeckt, die Hosen in die Stiefel gesteckt, deren lange Strippen hin und her baumelten, und die ich in meiner Kurzsichtigkeit für Nasenohren gehalten hatte. Na, das war noch einmal gut abgelaufen; ich zog mich aber beschämt in die Reserve zurück. Das Eissen, d. h. Wurst und Brot, schmeckte vortrefflich nach dem Marsch des Vormittags, aber unglücklicherweise fiel dabei einem der wilden Jäger ein langes Stück Wurstzipfel auf die Erde, und er wollte es gerade fortschleudern, als sein Nachbar es annekirte und sagte: „Du wirst nachher noch froh sein, wenn du es hast.“ Die Wurst sah allerdings nicht mehr sehr appetitlich aus, denn der Boden in jenem Theil von Missouri ist ein fettiger, schwarzer Humus, aber trotzdem wurde die Wurst so gut wie möglich abgeputzt, in die Jagdtasche geschoben

und nachher mit Lust gegessen. Hunger war auch diesmal der beste Koch. — Noch eine Anekdote geraucht und Jagdgeschichten erzählt, wobei die Wahrheit meist sehr in Bedrängniß gerieth, und dann wieder „auf zum frischen, fröhlichen Jagen“. Nach einem kurzen Marsch streiften wir über eine ziemlich große Waldwiese, als ein großer Vogel plötzlich aufstieg und über einen kleinen Teich weg sich am Rande des Waldes auf einen Baum niederließ. Die Entfernung war zu groß, um einen Schuß abzugeben, und so wurde denn beschlossen, ihn zu umzingeln. In aufgelöster Vorpostenkette schwärmten wir im Halbkreis um den Teich herum, und als wir sicher dachten, nahe genug zu sein, um den Racker erlegen zu können, da flog er wieder auf, waldeinwärts. Eine Salve aus allen Gewehren krachte, aber er blieb am Fliegen. Mein Freund, der Maler, flüsterte mir jetzt zu: „Hör' mal, mit der Schießerei ist's nichts, ziehen wir uns zu unserem Lunch-Platz zurück, ich möchte dort eine kleine Skizze machen, und nachher können wir eine Partie Piquet spielen.“

Es war schon früher die Parole ausgegeben worden, um 4 Uhr auf dem Lunch-Platz zusammen zu treffen, und so zogen wir uns jetzt dorthin zurück und verbrachten daseibst ein paar gemüthliche Stunden. Hin und wieder hörten wir das Schießen der Jagdgenossen, das sich zeitweilig ganz verzog, bis es gegen 4 Uhr wieder näher rückte und endlich in kurzen Zwischenräumen die ganze wackere Jagdgesellschaft am Lagerfeuer eintraf. Und wie stolz! — Sie hatten wirklich etwas erbeutet. Der Havelock — Lampe zeigte schon von weitem ein Prairie-Huhn, welches er mit seiner Donnerbüchse erlegt hatte; Verner und der Apotheker hatten je ein Kaninchen zur Strecke gebracht, und „Freude war in Troja's Hallen“! — Unser Maler behauptete zwar, das Kaninchen des Apothekers sei vor dessen Eau de Cologne Whisky-Geruch ohu-

mächtig geworden, und J. habe es mit dem Ladstod todtgeschlagen, aber das war doch wohl nur böswillige Verleumdung. Die Beute wurde auf allgemeinen Wunsch unse-

rem braven Probianträger Egel verehrt, da wir Junggesellen doch nichts damit anzufangen wußten, und so endete unser großer Jagdzug.

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXXIX.

Welch' eine Stellung die Deutschen vor 65 Jahren im öffentlichen und Geschäftsleben der Stadt Quincy einnahmen, davon erhält man ein annäherndes Bild, wenn man den ersten Jahrgang des „Stern des Westens“ durchblättert, der ersten deutschen Zeitung in Quincy, die von Bartholomäus Haut gegründet wurde, und deren erste Nummer am 10. April 1846 erschien.

Wir finden dort Dr. Daniel Stahl und Dr. Jacob Ahl, die eine Zeit lang als Aerzte zusammen praktizirten; Dr. C. N. W. Zimmermann kündigte sich als Arzt und Wundarzt an; Dr. S. Wöbden empfahl sich seinen deutschen Landsleuten zur Dienstleistung in Krankheitsfällen; dergleichen Dr. J. F. Deffenbacher, welcher von Alton hierhergekommen, kündigte an, daß er sich in Quincy niedergelassen habe, und mit Vergnügen alle Diejenigen behandeln werde, die seinen Rath verlangen; ferner Dr. Michael Doway; endlich ein „Doktor Meier aus Deutschland“.

Capitän Christian F. Ruoff, welcher damals die „Quincy Garde“ befehligte, forderte am 14. Juli 1846 die Compagnie auf, sich am Montag Abend, den 20. Juli, in der Küferwerkstatt von Lieutenant Pantaleon Sohm einzufinden, um die Gewehre in Ordnung abzugeben, und eine schließliche Abrechnung zu treffen. In der Küferwerkstatt wurde auch exerzirt.

Unter den Apothekern tritt Ferdinand

Flachs in den Spalten der genannten Zeitung auf; später als Compagnon von Dr. Michael Doway, seines Schwiegervaters.

Georg J. Laage, der Pionier in der Hutmacherei, zeigt seinen Hut- und Kappenladen an; auch besorgte er als Kürschner die Zubereitung von Pelzen.

Christian F. Ruoff betrieb einen Laden, in welchem allerlei Waaren, Groceries, Meine, Schuhe und Stiefel, deutsche Kaffeemühlen u. s. w., zu haben waren.

Johann N. Roth hatte einen allgemeinen Laden, in welchem Colonialwaaren, Ellenwaaren, Gewürze und Glaswaaren zum Verkauf angeboten wurden.

Die Firma Kaufel und Roth kündigte an, daß sie „Messingene Uhren“ verkaufe, die 30 Stunden gehen und die auf ein Jahr garantirt sind.

Hermann S. Meier war Händler in Eisen- und Stahlwaaren, Fensterglas, Steingut und Glaswaaren, auch Baumwollgarn. Zeichen zum „Großen Hobel“.

Damian Hauser, viele Jahre Hafemeister von Quincy, betrieb ein Geschäft, in welchem Ellenwaaren, Steingut und Colonialwaaren zu haben waren.

Heinrich Barth, der Metzger, theilte seinen deutschen Landsleuten mit, daß er stets gutes Fleisch zum Verkauf habe.

Johann Merker und Friedrich Schulte hatten Groceries und Ellenwaaren zum Verkauf.

Johann Heinrich Kreinhop betrieb ein Gasthaus nebst Herberge.

Friedrich Köhle kündigte an, daß er die besten Würste habe, die je nach Quincy gebracht wurden, Bratwürste und Straßburger Knackwürste.

Theodor Terwische war als Glaser und Schildermaler thätig.

Johannes Wagner betrieb eine Schlosserwerkstatt.

Johann Futterer fabrizirte Pumpen für Cisternen.

Dr. F. C. Verche zeigte an, daß er sich als Thierarzt hier niedergelassen habe.

Wilhelm Mey hatte eine Barbierstube eröffnet, und zeigte an, daß er auch Schröpfen, Aderlassen und Zahnausziehen pünktlich besorgen werde.

Johann S. Funk kündigte an, daß er vom Stadtrath die Besorgung des Todtenwagens zu Leichenbegängnissen erhalten habe, dabei bemerkend, daß er Englisch und Deutsch spreche.

Andreas Müller trat als Kandidat für das Amt des Probatrichters auf; und Johann Bernhard Schwindeler war als Bewerber um das Amt eines Constablers im Felde.

Johann D. Hauß zeigte an, daß er jein zu Millville, 7 Meilen südlich von der Stadt Quincy gelegenes Wirthshaus verkaufen wolle, bemerkend, es werde bald von Marion City (Millville gegenüber in Missouri) eine Eisenbahn nach Palmyra angelegt werden. (Marion City war jene idyllische Gegend, über welche seiner Zeit in östlichen Zeitungen viel Aufhebens gemacht wurde, als eine Stadt, die eine große Zukunft habe. Leute im Osten, die den Ort nie gesehen, ließen sich dazu verleiten, Baupläne zu Spekulationszwecken zu kaufen. Einige jener Spekulantten machten später einen Abstecker nach der Gegend, zu einer Zeit, da der Vater der Ströme mit seinen Gewässern Alles überfluthet hatte; die Leute überzeugten sich dann, daß ihre

hochgespannten Erwartungen zu Wasser geworden.)

Leonhard Liebig, welcher die Schuhmacherei zu Belleville, St. Clair County, Illinois, betrieb, kündigte dies seinen Landsleuten im Quincher „Stern des Westens“ an. Der Genannte war ein Bruder des berühmten Chemikers Justus Liebig.

Michael Thomas theilte mit, daß er kürzlich von Deutschland gekommen sei, und hier eine Färberei eröffnet habe.

Gottfried Ehrigott zeigte an, daß er eine Bäckerei betreibe.

Franz Rothgeb wollte seinen ganzen Vorrath von Groceries, Ellenwaaren und Schuhen ausverkaufen.

Julius Schleich und Straßer hatten an 6. und State Straße eine Gerberei eröffnet und machten dieses bekannt.

Andreas Keller empfahl sich seinen deutschen Landsleuten als Kundenschneider.

Ernst Sien zeigte an, daß er eine Schlosserwerkstatt eröffnet habe.

B. und M. Klaus theilten mit, daß sie ein Grocery-Geschäft eröffnet hätten, auch fertige Kleider und Schulbücher zum Verkauf hielten.

Hermann Kessler, der sich als Maler hier niedergelassen hatte, malte ein großes Oelgemälde für die deutsche katholische Kirche.

Adolph Falkenstein kündigt an, daß er eine Würgerichule eröffnet habe, um der deutschen und englischen Jugend das Lesen, Schreiben und Rechnen, sowohl in der englischen wie in der deutschen Sprache zu lehren.

Robert Böth empfahl sich zur Anfertigung von Kaufbriefen und Dokumenten jeder Art; derselbe gab auch Schreibunterricht.

Heinrich Weishaupt, ein Lehrer, kündigte an, daß er am 1. April 1848 eine deutsche protestantische Schule eröffnen wolle und auch Privatstunden im Deutschen, Französischen und Zeichnen geben werde.

Natürlich ist das Vorstehende nur ein theilweises Bild der Deutschen im öffentlichen und Geschäftsleben der Stadt zu

jener Zeit, da man annehmen darf, daß sie lange nicht alle in den Spalten der Zeitung vertreten waren.

Von besonderem Interesse dürfte eine Erwähnung der Familie Kreismann in Verbindung mit der Geschichte der Deutschen Quincy's sein, da ein Mitglied derselben es zum Oberhaupt der Stadt St. Louis, der Metropole des Mississippi-Thales, gebracht, nämlich der im Jahre 1868 in Quincy geborene Friedrich S. Kreis mann. Der Vater des Genannten, Friedrich Kreis mann, wurde am 24. März 1828 zu Frankenhäusen, in Schwarzburg-Rudolstadt, geboren, und kam im Jahre 1848 mit seinem Bruder Hermann Kreis mann nach den Ver. Staaten. Letzterer wurde später Legationssekretär bei der amerikanischen Gesandtschaft in Berlin; dann wurde er Generalkonsul in der Hauptstadt des Deutschen Reiches; gegenwärtig nimmt er eine hohe Stellung in der Verwaltung des Straßenbahnwesens in Berlin ein.

Friedrich Kreis mann, von Profession Klempner, arbeitete als solcher in St. Louis und zog von dort nach Meredosia, Illinois, wo er ein eigenes Geschäft betrieb; dann wurde er Postagent auf der Eisenbahn zwischen Quincy und Decatur, Illinois, und kam Ende der Fünfziger Jahre nach Quincy. Hier wurde er Agent der Reckenville Coal Company; später war er zusammen mit John Graves an der Front Straße geschäftlich thätig. In späteren Jahren siedelte die Familie nach St. Louis über, wo Friedrich Kreis mann ein Grocerygeschäft betrieb; derselbe weilt nicht mehr unter den Lebenden. Außer Friedrich S. Kreis mann, gegenwärtig Mayor von St. Louis, leben noch zwei Schwestern desselben dort, Augusta Kreis mann und Louise Kreis mann.

Interessant ist auch die Geschichte der Familie von Jacob Reichert, welcher im Jahre 1779 am Rhein geboren war und im Jahre 1854 mit seiner Frau Elisabeth,

geb. Dietrich, über New Orleans in dieses Land kam. Außer den Eltern waren die Söhne, Jacob, Johann und Michael, und zwei Töchter, Elisabeth und Clara, in der Familie. Am 9. Mai 1854 langten sie in Quincy an. Der Vater widmete sich dem Ackerbau, und die Söhne thaten desgleichen. Als der rebellionskrieg ausbrach, trat einer der Söhne, Johann, in die Unionsarmee, in einem Illinois-Regiment dienend, und brachte es zum Lieutenant; die Strapazen im Felde führten seinen Tod herbei. Als der jüngste Sohn, Michael, majorum geworden, begab er sich nach Minnesota, wandte sich später nach Westen und wurde von Indianern getödtet. Der älteste Sohn, Jacob, trat im Jahre 1859 mit Maria Hornecker in die Ehe, einer Tochter von Andreas Hornecker, welche im Jahre 1857 mit ihren Eltern nach diesem County gekommen war. Jacob Reichert Sr. starb im Jahre 1869. Der Sohn Jacob schied im Jahre 1905 aus dem Leben, nachdem ihm die Frau im Jahre 1904 im Tode vorausgegangen war; ein Sohn dieses Paares, Wilhelm, starb ebenfalls im Jahre 1904. Vier Söhne des Paares widmen sich dem Ackerbau in diesem County, nämlich: Jacob in Melrose, Carl in Ellington, Heinrich in Mendon, und Johann in Melrose; eine Tochter, Marie, wohnt auf dem Lande des Vaters.

Eine Erinnerung an längst vergangene Tage wurde vor sechs Jahren durch S. S. Emminga von Golden in diesem County in den „Ostfriesischen Nachrichten“ wachgerufen. Bezug nehmend auf eine Abschiedsanzeige, die am 9. September 1854, also vor mehr denn 56 Jahren, in der ostfriesischen Zeitung „Deerer Anzeigebblatt“ erschien, in welcher 85 ostfriesische Auswanderer, auf der Reise über New Orleans nach Neu-Ostfriesland, der alten Heimath ein herzliches Lebewohl zurufen, sagt uns Herr Emminga, wo jenes Land lag, nämlich: in der Umgegend des heutigen Golden in unserem County.

Es war zu Anfang Dezember 1854, als die Mehrzahl jener Auswanderer in unserem County eintraf. Die Reise hatte vom 7. September, also beiläufig drei Monate, gedauert. Von den Alten jener Gesellschaft ist keiner mehr am Leben, wohl aber einzelne von den jüngeren, damals ledigen Leuten, von denen 18 in der Gesellschaft waren. Die große Nachkommenschaft jener Auswanderer hat man in den westlichen Staaten bis nach Californien zu suchen. Mit wenigen Ausnahmen sind alle wohlhabend, ja einige reich geworden, und haben sich, wie der Schreiber jenes Artikels sagt, zu Millionären — nach Marken gerechnet — emporgeschwungen. Es finden sich unter ihnen Pastoren, Gerichtsbeamte, Bankiers, Fabrikanten, Bergwerksbesitzer, Kaufleute und große Landeigentümer.

Wie gesagt, war die Gegend, wo das heutige Golden liegt, als Neu-Ostfriesland bekannt, und noch heute wohnt dort wohl die größte fast rein ostfriesische Bevölkerung im ganzen Lande. Es war im Jahre 1848, als die ersten beiden Familien durch Zufall nach der genannten Gegend kamen, worauf dann in stets steigender Zahl die Verwandten und Freunde nachfolgten. Der reiche, tiefe Prairieboden war es, der die Leute anzog, während der in der Nähe befindliche Urwald mit seinen Niesenkämmen Bau- und Umzäunungsmaterial im Ueberfluß bot. Nur das dauerhafteste, leicht zu spaltende Holz, wie Eichen, Walnuß u. s. w. wurde benutzt, und bald war ein Blockhaus errichtet. Wenn auch das aus gespaltenen Brettern (clap boards) hergestellte Dach nicht immer Sicherheit gegen Regen und Schneestürme bot, so hielten doch die gewaltigen Klöße im Feuerherd den Raum warm. Mangel an Lebensmitteln kannte man nicht; da keine Transportwege vorhanden waren, so war alles billig, und im Tausche für andere Gegenleistungen leicht zu haben. Obwohl der Büffel mit den Indianern bereits nach Westen verdrängt war, konnte man noch den Storch jagen, dazu Feld- und

Truthühner und anderes Wild in Menge. Eine große Plage waren die Klapperschlangen und anderes Ungeziefer; dann auch das Sumpffieber, und fast kein Haus war von Malaria frei.

Auf der flachen Prairie, wo kein Abfluß war, wucherte das Sumpfgraz, bis es dem Reiter über dem Kopf zusammenstieß, und verhinderte so die wohlthätige Wirkung der Sonne. Gegen Schlangenbisse und Fieber diente reiner Kornbranntwein, der nur 30 Cents die Gallone im Kleinhandel kostete — so billig, daß Verfälschung sich kaum gelohnt hätte; mit wildem Honig, Ahornzucker oder Zuckerrohrsyrop versetzt, ersetzte er jede Medizin, und die Leute wurden ohne Doktor fertig. Die Fahrt per Ochsenwagen zur nächsten, 30 Meilen entfernten Stadt, Quincy, nahm drei Tage in Anspruch; ebenso zur Mühle, die durch Wasserkraft getrieben wurde, und im Sommer oft wegen Wassermangels still stehen mußte. Die Wege schlängelten sich über Höhen und durch Tiefen dahin, ohne Brücken, und nach einem starken Regen mußte man warten, bis das Wasser in den Bächen sich wieder verlaufen hatte. Es lohnte sich nicht, Weiskorn zum Markte zu fahren. Steinkohlen, die man ohne viele Mühe zwischen den Felsenlagern an den Abhängen der Bäche ausbrechen konnte, waren von großem Nutzen.

Jeder neue Ankömmling wurde fröhlich empfangen, und vorerst wurde die Arbeit mit ihm getheilt. Die ganze Niederlassung rückte mit Ochsen, Karren und Netzen in den Wald, und am Abend stand das Blockhaus fertig da, wobei auch die anglo-amerikanischen Pioniere in lobenswerther Weise mit Hand anlegten und guten Rath gaben, obwohl man sich nur mit großer Mühe mit ihnen verständigen konnte. Es war die gute alte Zeit, wo sich die Nachbarn eng zusammenschlossen, denn keiner konnte den andern entbehren; es herrschte kein Neid, denn ein Jeder hatte eben Alles, was überhaupt zu haben war.

General W. T. Sherman as a College President.*)

By DAVID FRENCH BOYD.

[The Louisiana State Seminary and Military Academy (soon renamed the Louisiana State University), was organized by W. T. Sherman, who was its first executive. The following account of Sherman at the head of the Seminary was written, in 1896, shortly before his death by the late David French Boyd, who was a professor under Sherman, and who in 1865 succeeded Sherman as President, and who was for eighteen years connected with the University. At the recent celebration of the semi-centennial of the opening of the University, the Sherman family was represented by Philemon Tecumseh Sherman. Ed., American College.]

This chapter of General Sherman's life has never been written. It was the good fortune of the writer to be a professor under him for nearly two years at the Louisiana State Seminary and Military Academy (now the Louisiana State University), near Alexandria, La., from its organization in 1859 to the breaking out of the war. Sherman was its first superintendent, organized it, and started it; and I was his professor of Ancient Languages. The war was then brewing. Sherman, from the north and an old Whig, I, a Virginian and a Calhoun Democrat, together watched the political discussions and events very closely; and, being rather secluded in the pine woods, and entertaining a high mutual respect, we saw much of each other, not only officially but personally, and discussed freely the all-absorbing topics of the day. To me certainly was it a treat to listen to his clear cut und original views on nearly every subject that came up. And, young as I was, intimate association with so strong and fertile a mind, along with his sterling honesty and warm heart, was a rare benefit then and a pleasing memory now. When the world knew but little of him I looked up to Sherman as a singularly gifted man; his mind so

strong, bright and clear, and original and quick, as to stamp him a genius; his heart, under his stern, brusque, soldierly exterior, the warmest and tenderest; of a happy nature himself, he strove to make all around him happy, and his integrity and scorn for a mean act were as firm as the rock.

Such was Sherman as I knew him most intimately for two years in the pine woods of Louisiana, before he became a great figure in American history. I respected and loved him then as I do now and as I did ever after, though I became a southern soldier, and I revere his memory now. And as I believe that he was the ablest and best college president I ever knew, so do I believe that he was the master, grand strategist of our Civil War.

In 1859, late in the afternoon of the day before our Louisiana State Seminary was to open, I reported at the office of the superintendent, Colonel W. T. Sherman. He was absent. I was received by a sprightly young man, the orderly. Colonel Sherman soon came. He received me very kindly and graciously; took me to tea with him, and in his characteristic way chatted about everything. He was then, as he ever was, the prince of talkers. I fell in love with him at first sight. His

* Obgleich General Sherman kein Deutscher war, haben doch unzählige Deutsche unter ihm gedient und gekämpft. Und wir glauben deshalb, daß diese Skizze, die einen fait unbekanntem Abschnitt im Leben Sherman's behandelt, Vielen willkommen sein wird. Die Red.

appearance then was very striking. Tall, angular, with figure slightly bent, bright hazel eyes and auburn hair; with a tuft of it behind that would, when he was a little excited, stick straight out.

Until I met him I had supposed him a Georgian. There was a prominent educator by the name of Sherman in Georgia, and I had thought that he was our superintendent. And when Colonel Sherman corrected me and told me that he was from Ohio, I could but ask, considering the great sectional feeling over the country, if he was related to the then famous Republican candidate for the speakership of the House, John Sherman? "Only a brother," said he, "and I don't care who knows it." Well, from that time on he had and I had it up and down on politics, but always so pleasantly. He believed that the Union was supreme and secession treason; I believed the states supreme and secession a reserved right. For two long years in Louisiana, before secession became an attempted fact, was this the burden of his political talk, with no concealment whatever. We all knew what he thought and what he would do if war came.

Sherman was a fine organizer and splendid executive officer. He could organize and run successfully any enterprise—school included—from a saw mill up to an army of 100,000 men. Naturally alert and observing, his long military training had exercised and fixed, as a second nature, habits of order, precision, promptness and punctuality. These he impressed on the Seminary. Under him it was running beautifully in all the departments. The people of Louisiana recognized it; hence their anxious wish that Sherman remain at the head of the school.

One soon saw in him two men—the

stern, strict, exacting man of business or duty, and the kind sympathetic friend and adviser. He made every professor and cadet at the Seminary keep his place and do his duty. At the same time he was the intimate social companion and confidential friend of the professors and a kind loving father to the cadets. All loved him. In the "off hours" from duty or drill he encouraged the cadets to look him up and have a talk. And often have I seen his private rooms nearly full of boys, listening to his stories of army or western life which he loved so well to tell them. Nor could he appear on the grounds in recreation hours without the cadets one by one gathering around him for a talk. Nothing seemed to delight him so much as to mingle with us socially; and the magnetism of the man riveted us all to him very closely, especially cadets. Scarcely a day passed that he did not see each and every one of them personally, asking about themselves not only, and all that concerned them at the school; but also about their people at home, when they had heard from them, how they were, and about the crops, etc. And if a cadet fell sick, the loving care and attention he gave him! He was at his bedside several times a day and at night, watching him closely, consoling and encouraging him. Such interest in his students, and such confidence and affection for him in return, I have never seen in any college president.

Sherman looked well, not only to the happiness and health of his charges and to the military discipline and drill, but especially to the progress of the cadets in their academic studies. Besides being superintendent, he was the professor of engineering and drawing. As few cadets were yet sufficiently ad-

vanced to take his classes he devoted much time to instruction in physical geography and American history, and a treat it was, even to his professors, to listen to his clear, instructive and often original presentation of these subjects.

He had no patience with inefficient teaching, whether from want of ability or too much ability, rendering it difficult for the learned savant to come down to the plane of comprehension of beginners. A funny case in point was at the opening of our school. One of the professors, a graduate and late professor of a European university, gave an opening or inaugural lecture to his class, the whole school being present. He talked as he might have talked to the faculty and seniors of Harvard. I noticed Sherman looking grum and biting his lip; and the lecture over, passing out near him—the world knows he would “cuss” a little now and then—he whispered: “Every d—d shot went clear over their heads.”

But he soon clipped the wings of our grandiloquently soaring eagle, and made him a plain barnyard fowl—a practical, useful instructor.

He was not himself a scholar in the professional sense; not a man of varied and extensive literary and scientific acquirements, nor a general reader. He was eminently practical; and whatever subject it was necessary or desirable for him to be informed about, his strong, quick mind soon went to the bottom of it. He had a great way of dropping in on the professors at recitation. Nearly every day he would visit our classes, and though he might know nothing of the subject—as of Greek for instance—his intuition told him whether I knew anything about it, and was teaching it well, and my boys learned it well. These visits of his—

nobody knew when he was coming—stimulated both professors and cadets.

He was a natural-born detective. From the least little clew he would infer what a cadet was doing. Once I remember we were strolling in the woods, and passed a group of cadets a little distance off. I had observed nothing unusual when he spoke up: “Those fellows seem a little flushed. They are up to something.” I thought no more of it. The next day he called me into his office and said: “You remember those boys we passed yesterday in the woods? They were concocting a plan to rob the hen roosts of the neighbors. They have confessed it all to me.” And by his everlasting vigilance and quick perception he prevented much petty mischief. He was well named Tecumseh. The wily old Indian was hardly superior to Sherman in reading the “signs” and divining the plans of foe or cadet. Years after the war he told me that he had run a bank in California, and had commanded an army of 100,000 men, but the hardest job he ever had was running that little school in Louisiana. But he ran it so easily and smoothly that we little dreamed that it gave him care or trouble.

Sherman had one peculiarity. He could not reason—that is, his mind leaped so quick from idea to idea that he seemed to take no account of the time over which it passed, and if he was asked to explain how he came by his conclusions it confused him. This weakness, if weakness it can be called, was due to his genius. His mind went like lightning to its conclusions, and he had the utmost faith in his inspirations and convictions. Such minds have no patience with the slow, short steps by which the less gifted must plod along to their laboriously reached

conclusions. Sherman reached his conclusions at a bound, and with him that was the end of it. Hence his conversations and letters usually consisted merely of his opinions or hints of what he thought, without elaboration or attempt to give his reasons.

Once I remember he asked my opinion about something. I gave it, and then began to give my reasons, when he stopped me with this remark: "I only wanted your opinion. I didn't ask for your reasons, and remember, never give reasons for what you think or do until you must. Maybe, after a while, a better reason will pop into your head."

Stonewall Jackson had much the same type of mind and mental habits as Sherman. Men of the stamp of Sherman and Jackson need but little of the opinions and advice of other men. Nature makes them gifted, great and self-reliant.

These humble and comparatively unknown schoolmasters before the war became its grand masters of strategy, and as time rolls on they will fill still higher niches in the temple of fame. The romance of the great civil war must ever center much on Jackson in the Valley and Sherman in Georgia, and how strange that Jackson, the stern, ascetic, everpraying Puritan in religion, if not blood, was a Southern leader, while Sherman, the gay, joyous, lively man of the world, ever ready for a fight or a frolic and not caring much which, was a Northern general.

Sherman studied the amusements and recreations of his charge. Fond himself of young society and dancing he gave the cadets frequent hops, the planters and their pretty daughters coming in swarms. They soon got to be as fond of Sherman as his cadets

were. They delighted to have him at their homes on the river and bayous, and many an evening did he steal away and spend with them, usually attended by his handsome young commandant of cadets, Major Frank Smith (killed in Lee's army the night before the surrender of Appomattox), and his accomplished surgeon, Dr. Powhatan Clark, now living in Baltimore, while I, not so much of a lady's man, remained behind to run the school.

About half or more of our cadets were Creoles, and people of sweeter disposition and gentler manners never lived. I have had experience with many bodies of students North and South. A lot of Louisiana military cadets are just the nicest and most attractive and affectionate young fellows a teacher ever had to deal with. Always gentlemanly, always cheerful and affectionate, and seldom disobedient, no wonder Sherman loved his boys, and it was such a trial for him to give up them and their warm-hearted hospitable parents.

While he was away during the vacation, in 1860, I remained at the school attending to his duties for him. It was a pleasant and instructive period for me, for I was in almost daily correspondence with him for three months. In his leisure at Lancaster, Ohio, he wrote about any and everything that he thought would be of interest to me, as well of course as to give me general directions about the business. And as the exciting presidential canvass of 1860 was then going on, he touched much on it. These letters have been preserved. They are but so many vouchers of his forethought—his steadfast and unshakable loyalty to the Union, his horror of disunion, the war cloud that was then threatening, his love for his whole country, and

especially, I might say, his love for the South and his many friends there.

But an end had come to Sherman's career in Louisiana—to all his efficiency at the Seminary, and to all the good times, directly and indirectly, which his fine social qualities and his brilliant, instructive conversation gave us. The secession of Louisiana was coming fast upon us.

The threatening of war disturbed him—pained him more, I really think, than any one I knew. He was constantly talking about it and deploring it, openly as well as privately. But his moral courage, his free, outspoken thought commanded the respect of the people of Louisiana. Besides he was so singularly efficient as chief of the State Seminary and Military Academy, and so universally popular, that there was no feeling against him on account of his political views—only a general regret that so good and true a man differed from us.

The question of the leading men of Louisiana was to keep him there at the head of the school, his opposition to secession notwithstanding. Bragg, Beauregard (who had two sons with us), Dick Taylor, Governor Thomas O. Moore and others of influence, were warm personal friends of Sherman. They wrote him and begged him to stay in Louisiana—I saw the letters at the time—telling him that his opinions were well known; that he would not be asked or expected to take up arms for the South; that no one would molest him, but that all wanted him to remain in Louisiana at the head of the school which he had inaugurated so auspiciously, and was conducting so successfully. But he did go—resigning an office with a salary of \$4,500 a year and house free of cost, to return North a poor man, with nothing

assured for the support of his family. This was Sherman's first sacrifice for the Union.

I happened to be with him in his private room when the mail came, telling us of the actual passage of the Ordinance of Secession of South Carolina. Sherman burst out crying and began, in his nervous way, pacing the floor and deprecating the step which he feared might bring destruction on the whole country. For an hour or more this went on. Every now and then he would stop and addressing himself to me, he would exclaim, as if broken-hearted, "You, you people of the South, believe there can be peaceable secession. You don't know what you are doing. I know there can be no such thing as peaceable secession. If you will have it, the North must fight you for its own preservation. Yes, South Carolina has by this act of secession precipitated war. Other Southern States will follow through sympathy. This country will be drenched in blood. God only knows how it will all end. Perhaps the liberties of the whole country, of every section and every man will be destroyed, and yet you know that within the Union no man's liberty or property in all the South is endangered. Then why should any Southern state leave the Union? Oh, it is all folly, madness, a crime against civilization!"

Governor Moore even before the passage of the Ordinance of Secession by Louisiana had seized the forts in lower Louisiana and the barracks and arsenal at Baton Rouge with all its munitions of war. Our school was a state ordnance post and Sherman was still ordnance officer, and so a large consignment of the captured muskets and munitions was shipped up to him. I shall never forget his disgust and

mortification that he was thus called upon to take a part, however insignificant, in what he called "treason." He complained to me most bitterly that the governor and Bragg, his military adviser, would expect and ask of him as it were to do such a thing, and his receipt for those arms was his only act of aid and comfort to the Confederacy. Southerner and Confederate as I was, I could but sympathize with him—a victim of circumstances placed in a false position.

Shortly Louisiana seceded, and his resignation went promptly in. Soon his business affairs were all closed up, with accounts of every kind balanced, and his acquit given him by the state authorities with great regret; I may truly say in sadness and sorrow. All felt the loss of him personally, and all felt that no one could take his place officially. Governor Moore wrote him a feeling letter of regret for the state and himself, and the board of supervisors of the Academy and its academic board both passed touching resolutions of like tenor. To me, who had seen more of him and knew him better than any one else in Louisiana, his leaving was like parting with a father and a dear, loving friend both in one person. I never lost this feeling for him a jot or tittle. And the cadets! How they loved him.

The morning he left he had the battalion formed. Stepping out in front of them, he made them a short talk, and then, passing along the line, right to left, bade each and every officer and man—not a dry eye among them—an affectionate farewell. Then, approaching our sad group of professors, he silently shook our hands, attempted to speak, broke down, and, with tears trickling down his cheeks, with another effort, he could only lay his hand on his heart and say: "You are all here." Then, turning quickly on his heel, he left us, to be ever in our hearts.

And it is not strange that the very spot Sherman left that morning to go North and enter the Union army was the boyhood of home of Albert Sidney Johnston, from which he went to the cadetship at West Point?

Nearly every man and boy of us who remained that morning at the Academy went into the Confederate army, except two who entered the Union army. Some of us were captured, I among them, and whenever Sherman heard of it we soon felt his sympathy and his helping hand. He never forgot us. Of all the men I have ever known intimately and well, he was the greatest and one of the very best.

I am proud of my unique experience—a professor under Sherman and a soldier under Stonewall Jackson.

Die Steubenfeier.

Am 7. Dezember 1910 wurde in Washington, D. C., d. h. in der Bundeshauptstadt, das Denkmal für General Friedrich Wilhelm von Steuben enthüllt und geweiht, welcher aus den undisciplinirten Heerhaufen Washington's eine disciplinirte Armee und schließlich siegreiche schuf, — ein später Akt der histori-

schen Gerechtigkeit, der hauptsächlich dem Andringen des deutsch-amerikanischen Nationalbundes zu verdanken ist.

Das Denkmal ist eine Schöpfung des New Yorker Bildhauers Jäger.

Tausende von Deutschen von Nah und Fern wohnten der Feier bei, und legten Kränze nieder.

Die Deutschen in der Politik im Staate Indiana.

Bericht des Comites für Deutsch-Amerikanische Geschichtsforschung auf dem siebenten Staats-Convent des Deutschen Vereins von Indiana.

Von Dr. W. A. Fritsch in Evansville, Vorfiger.

Die Ansicht herrscht vielfach vor, als ob die Deutschen in der amerikanischen Politik keine Rolle spielten, doch mit Unrecht; die solche Meinung äußern, sind mit der Geschichte der Deutsch-Amerikaner, deren Erforschung neu ist, nicht recht vertraut, überhaupt mit der Geschichte des Landes nicht bekannt und können darüber nicht unparteiisch urtheilen. Wollte man dem gegenwärtigen Gesandten Englands James Bryce in Washington und seinem Buche „The American Commonwealth“ 3. B. glauben, so spielten die Deutschen überhaupt hier keine Rolle, denn was will es sagen, wenn er meint, die Deutschen haben so etwas von einem „continentalen Sonntag“ hier eingeführt, der doch immer noch an vielen Orten in Frage gestellt ist. Die Masse der Deutschen waren es gerne zufrieden, wenn einer unter ihnen eine gewisse Prominenz erlangte und ein wenig von dem Abglanz seines Ruhmes auf sie herabfiel. Carl Schurz kam mit einem gewissen Nimbus als der Befreier des Dichters Gottfried Kinkel nach Amerika und fand unter den Deutschen vermittelt seiner Rednergabe und fortschrittlichen Gesinnung gute Aufnahme, bis er sich später an das eigentliche Amerikanerthum wandte. Mit dem Befreier Kinkel's war das so, daß er die Angelegenheit in Gang brachte, aber der eigentliche Befreier Kinkel's, der ihn aus der Kette losbrach, ihn an einem Seile aus dem Gefängniß ließ, war der Gefängnißwärter Brune, welcher dafür drei Jahre Gefängniß bekam; man lese Schurz's eigene Angaben darüber. Die großen Verdienste von Carl Schurz wird Jedermann gerne anerkennen, er war ein tüchtiger Mann, aber seien wir unparteiisch, Gouverneur Gustav Körner und Richter J. B. Stallo

waren gerade so tüchtig und sollten uns ebenso lieb und werth sein.

Beschränken wir uns heute auf Indiana und untersuchen einmal, in wie weit das Deutschthum dieses Staates sich an der Politik betheiligt hat. Wir können gleich im Anfang konstatiren, daß die Deutschen in ihrer großen Mehrheit niemals fanatische Parteigänger waren; wurde ihre Partei mit der sie soweit gegangen waren, corrupt oder fanatisch einseitig, so verließen sie dieselbe und halfen der anderen Partei zum Siege. Ein paar Beispiele mögen dies klar machen. Unter der Regierung des Präsidenten Grant, wo Corruption in die Höhe schoß und „Credit Mobilier“, „Whiskeyring“ und des Präsident's Freund Vabcock Aufsehen machten, zweigten sich viele Republikaner von der alten Partei ab und nannten sich Liberal-Republikaner, darunter sehr viele Deutsche; es ist die Bewegung der „Insurgenten“ von heute etwas Aehnliches, nur waren damals die Liberal-Republikaner konsequenter und gingen weiter wie die Insurgenten heutigen Tages. Die Liberal-Republikaner vereinigten sich schließlich mit den Demokraten und brachten es in einigen Staaten zu Erfolgen. Gustav Körner, der in seinem Staate Gouverneurs-Candidat war, kam in der Campagne nach Indiana herüber; wir lernten ihn in Evansville kennen, und die Deutschen arbeiteten mit Macht und Feuer für das demokratische Ticket. Das Resultat war, Thomas Hendricks wurde zum Gouverneur von Indiana erwählt, ein Erfolg, wie ihn die Demokraten ohne die Liberal-Republikaner, ohne die Deutschen nicht fertig gebracht hätten. Und wie war es vor 2 Jahren, als wir den frömmelnden Hanly zum Gouverneur hat-

ten, der die republikanische Partei einseitig und in wenig staatsmännischer Weise beeinflusste; damals unterstützte der Deutsch-Amerikanische Staatsverband von Indiana das demokratische Staats-Ticket, und Thomas M. Marshall wurde zum Gouverneur gewählt. So geht es immer, wo das Deutschthum seine Stimmen hinwendet, da folgen auch Siege im Sinne der Deutschen.

Daß die Deutschen nicht bei Seite standen, sondern sich emsig an der Politik des Landes betheiligten, zeigen auch die vielen deutschen Stadt- und County-Beamten, welche in den von den Deutschen besiedelten Counties zu verantwortlichen Posten erwählt wurden. Wir könnten Seiten mit den Namen derselben anfüllen, doch es genügt, festzustellen, daß sie rechtlich und fähig ihres Amtes walteten. Nur von den Bürgermeistern unserer großen Städte mögen einige erwähnt werden, weil sie an der Spitze eines großen Gemeinwezens eine bevorzugte Stellung einnehmen. Einer der ersten und besten Bürgermeister in Evansville war William Baker, ein Deutsch-Pennsylvanier, der mit seinem Bruder Conrad nach Indiana gekommen war und sich in Evansville niedergelassen hatte. Mit Bürgermeister William Baker konnte der Deutsche in seiner Muttersprache verhandeln, und oft sah man ihn mit Meßinstrumenten in den Straßen von Evansville hantieren, um Richtung und Gefälle in den Straßen genau zu bestimmen; ein Delgemälde, sein Brustbild mit schönem, intelligentem Gesicht, hängt in der Willard Library zu Evansville. Sein Bruder Conrad Baker, ein tüchtiger, solider Advokat, war während des Bürgerkrieges und nach demselben Gouverneur des Staates Indiana. Von den anderen deutschen Bürgermeistern John Kleiner, John Danettel, John W. Boehne zeichnete sich der Letztere durch Energie und Rechtfertigkeit besonders aus. In Vanderburgh Co. geboren, eines deutschen Farmers Sohn, lernte J. W. Boehne im Vaterhause deutsch sprechen und spricht mit

seinen Kindern in der Familie heute noch deutsch. Gegenwärtig ist Charles Heilmann, jüngster Sohn des früheren Congreßabgeordneten William Heilmann, Bürgermeister von Evansville, also wieder ein Sohn eines deutschen Einwanderers.

Nach Fort Wayne hat während der letzten 20 Jahre 3 deutsche Bürgermeister gehabt. Der Kriegsveteran Carl A. Zollinger, früher Oberst des 129. Indiana'er Freiwilligen Infanterie-Regiments, aus Wiesbaden gebürtig, war 12 Jahre Bürgermeister der Stadt; ihm folgte Heinrich P. Scheerer und dann Heinrich C. Berghoff. In Terre Haute wurde Albert Lange mehrere Male an die Spitze des Gemeinwezens berufen und leitete es zum Besten der Bevölkerung lange Jahre hindurch. Ebenso hatten Indianapolis, Lafayette und andere Städte deutsche Männer, die das Steuerruder in ihrem Gemeinwezen wohl zu führen wußten. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß der gegenwärtige Mayor unserer Convent-Stadt South Bend deutscher Abkunft ist.

Als Staats-Beamte wären zu nennen der eben erwähnte Albert Lange, welcher sich während des Bürgerkrieges, da er das Amt des Staats-Auditors inne hatte, auch dadurch auszeichnete, daß er dem Kriegsgouverneur Oliver P. Morton half, Truppen für den Unions-Krieg in's Feld zu stellen. Dr. Max L. A. Hoffman war Staatssekretär 1887—1891; August Lemke Staatschatzmeister 1887—1891; ihm folgte Albert Gall 1891—1895 und dann F. J. Scholz, so daß hinter einander drei deutsche Bürger von Indiana den Staatschatz verwaltet haben. Georg Ludwig Reinhard hat sich als „Appellate Judge“ ausgezeichnet, zu welchem Amte er erst durch Gouverneur Hovey ernannt und dann vom Volke erwählt wurde; später wurde Richter Reinhard zum Dean der „Law School“ an der Staats-Universität in Bloomington ernannt und ist dort vor einigen Jahren verstorben.

In der Staats-Legislatur saßen seit den frühesten Zeiten, da sie noch in Corydon tagte, wo Friedrich Kapp zum Mitglied des Comites ernannt wurde, welches den Platz für die Staats-Hauptstadt Indianapolis auswählte, bis in unsere Zeit, wo Otto Stechhan sich mühte, Reformen einzuführen, die an der Unverlässlichkeit Gouverneur Hanly's scheiterten, Tausende deutscher Repräsentanten aus allen Gegenden des Staates, worunter einige sich auszeichneten, während andere von weniger Bedeutung waren. Es ist eine falsche Ansicht unserer Bürger, daß sie meinen, für die Legislatur, weil die Aemter kein Gehalt einbringen, sei irgend Jemand gut genug; im Gegentheil, nur die besten Männer sollten zu Legislatoren auserwählt werden.

Im nationalen Abgeordnetenhaus zu Washington hatten die Deutschen Indiana's mehrere Vertreter der Landes-Interessen; sie kamen aus dem südwestlichen Theil des Staates, wo im 1. Distrikt viele Deutsche wohnen. John Kleiner wurde als Demokrat in den Congreß gewählt; dann kam Wilhelm Seilmann, ein Republikaner, und gegenwärtig ist Congreßabgeordneter John W. Boehne, ein Demokrat, der sich durch Aufmerksamkeit und Thätigkeit für das Wohl seiner Constituenten große Verdienste um dieselben erworben hat.

Neben diesen deutschen Beamten in Stadt und Land haben sich noch eine ganze Anzahl Deutsche im Staate hervorgethan, die, obwohl ohne Amt und Würde, in uneigennütziger Weise sich dem Wohle des Staates gewidmet haben und von denen einige eine Führerrolle heute noch einnehmen. Namentlich in der deutschen Presse fanden viele den Kampfplatz für fleißige politische Agitation, so die alten Achtunvierziger:

Karl Weischlag, Theodor Dietich, Friedrich Keller, später J. B. Zeup, Philip Rappaport, J. B. Stoll und mehrere Andere.

Wenn in diesem Berichte der Deutschen als Politiker allein gedacht wurde, so darf dies etwa nicht so gedeutet werden, als ob sie allein als Deutsche kämpften; nein, sie waren stets willig, mit den Besten anderer Nationalitäten das Rechte und Gute zu erstreben. Es liegt einmal tiefinnerlich im Gemüthe der Deutschen, das Gute aus dem alten Vaterlande zu bewahren und die deutschen Sitten und Gebräuche, soweit sie werth sind zu behalten, in das amerikanische Leben zu verpflanzen.

Der Nationalbund empfiehlt deshalb auch den deutschen Einwanderern, sobald wie möglich Bürger des Landes zu werden und ihren Bürgerpflichten nachzukommen.

Diese Skizze über die Deutschen in der Politik im Staate Indiana macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch; dazu fehlt hier auch die Zeit. Aber sie giebt wenigstens über das Wirken der Deutschen Indiana's im politischen Hinsicht eine Uebersicht, und Aehnliches hat sich zugetragen überall, wo Deutsche wohnen in den Ver. Staaten. Zum Schluß macht der Auschuß für deutsch-amerikanische Geschichtsforschung noch einmal darauf aufmerksam, wie wichtig es ist, in den Stadt-Verbänden und einzelnen Vereinen zu sammeln, was seit den Pionierzeiten unter Deutschen sich zugetragen hat. Aus dem Kleinen baut sich das Große auf. Zu den großen Darstellungen deutsch-amerikanischer Geschichte werden wir sicher nicht übergangen werden, wenn wir in unserem Staate helfen, diese Geschichte zu schreiben.

Vom Büchertisch.

Daytoner Volkszeitungs-Kalender 1911.
Wie seine Vorgänger zeichnet sich auch die-

ser Kalender durch schönen Druck, vorzügliche künstlerische Ausstattung und gediegenen, gesunden literarischen Inhalt aus.

Die deutsch-russischen katholischen Ansiedelungen in Ellis County im Staate Kansas.

In dem Ende vorigen Jahres erschienenen elften Bande der von der Kansas Historical Society herausgegebenen Kansas Historical Collections findet sich eine von dem Kapuziner-Pater Francis S. Laing geschriebener Artikel über die Entwicklung der von deutsch-russischen Katholiken gegründeten Niederlassungen in Ellis County und Nachbarschaft im Staate Kansas, der schon deshalb von allgemeinem Interesse ist, weil er darthut, wie Großes deutscher Fleiß auch unter den ungünstigsten Umständen in der kurzen Zeit von 30 bis 31 Jahren vor sich gebracht hat. Wir sagen deutscher Fleiß, denn diese Deutsch-Russen hatten sich trotz hundertjährigen Aufenthaltes in Rußland ihre deutsche Sprache und ihre deutschen Charakter-Eigenschaften bewahrt. Diese Niederlassungen begannen mit dem Ende des Jahres 1875. Sie wurden, wie den Meisten bekannt sein dürfte, durch die Aufhebung der den deutschen Kolonisten in Rußland von Katharina II. gewährten Militärfreiheit veranlaßt.

Die ersten dieser deutsch-russischen katholischen Kolonisten — 266 an Zahl — kamen über Bremen und Baltimore unter Führung des damaligen (deutschen) Chefs der Einwanderungs-Abtheilung der Michigan-Santa Fé-Bahn, Herrn C. V. Schmidt, am 28. November 1875 in Topeka an. Während des Winters und Frühjahrs 1876 wurden nach sorgfältiger Untersuchung des Landes Niederlassungsstätten ausgewählt, und am 22. Februar 1876 das heutige Liebenthal in Rush County, hart an der Grenze von Ellis County, durch 14 Familien, am 1. März 1876 das heutige Catharine durch die aus 27 Personen bestehende Familien Wissing, Markin und Körner, am 8. April 1876 durch 23

Familien Victoria — beide in Ellis County — gegründet.

Am 23. und 26. Juli 1876 kamen weitere 149 deutsch-russische Katholiken über Hamburg und Bremen in Topeka an, und ließen sich zum größeren Theile im folgenden Monat in Freedom Township in Ellis County nieder.

Ein hundred und acht Familien mit 276 Personen kamen im August 1876 und ließen sich im Township Herzog in Ellis County nieder. Weitere 125 kamen noch im gleichen Monat ebendorthin, gründeten aber zwei Monate später den Ort Mungor in Wheatland Township in Ellis County; und Liebenthal in Rush County erhielt im August einen Zuwachs von 72 und im September von 38 deutsch-russischen Katholiken, ferner Pfeifer in Freedom Township und Catharine in Catharine Township in Ellis County einen solchen von 31 und 36. In letzterem Ort ließen sich im November 1876 weitere 34, in Mungor 17 Neu-Einwanderer nieder. Im Jahre 1877 wurde von Mungor aus der Ort Schoenchen in Lookout Township gegründet. Weitere 187 Neuanfiedler kamen nach den verschiedenen Niederlassungen im Jahre 1877 an, wovon 127 in Ellis County verblieben, welches im Jahre 1878 noch 135 Zuwanderer erhielt.

Dann hörte die deutsch-russische Einwanderung dorthin so gut wie auf. Im Jahre 1888 kamen noch 11, 1892 5, 1898 1.

Im Ganzen belief sich die Zahl der deutsch-russischen katholischen Ansiedler in Ellis County auf 1387.

Die Frage ist, wie sind ihre Ansiedlungen gediehen, und was haben sie geleistet?

Nun, in den zehn Jahren von 1899 ist die Zahl der Acres, die sie unter Kultur gewonnen haben, von 82,003 auf 196,500

gestiegen, also mehr als verdoppelt; der Steuerwerth dieser Ländereien, oder der in ihrem Besitz befindlichen Ländereien, von \$1,095,564 auf \$4,052,338 die Einschätzung ihres beweglichen Eigenthums von \$74,743 auf \$1,108,562 gestiegen. Und das bei mehreren Jahren schwerer, fast absoluter Mißernte.

Sie haben sieben oder acht Gemeinden mit meist imposanten Kirchen, über 40 Kirchenschulen und ein College in Sags; sie haben ihre Hülf- und religiösen Gesellschaften. Schon 1878 gründeten sie eine Schützengesellschaft, die ihr Jahreschießen am Pfingstmontag abhält.

Ihre ersten Schicksale unterschieden sich nicht von denen der meisten ländlichen Ansiedler in diesem Lande. Die meisten waren mittellos; aber sie fanden Arbeit an der Eisenbahn und das Geld, das sie dabei verdienten, legten sie in Land und Vieh an. Von 1876 bis 1878 verdienten sie manchen Dollar durch das Sammeln von Büffelknochen, die dicht über die Prairie verstreut waren, und \$7 per Tonne einbrachten. Ihre ersten Behausungen waren hölzerne Schuppen; später in den Boden gegrabene Keller (dug-outs). Mit dem wachsenden Wohlstand kamen Häuser von Stein und Holz. Als Brennstoff wurde und wird zum Theil noch heute Mist mit Stroh vermengt gebraucht.

Sehr böse Zeiten brachten die Jahre 1893 bis 1897. 1892—93 wurde weder Winter- noch Sommer-Weizen geerntet, von Mais nur 5 Bushel per Acre; 1893—94 zwar etwas über 5 Bushel Winterweizen, aber weder Sommerweizen, noch Mais; 1894—95 2½ Bushel Winterweizen, 12 Bushel Sommerweizen, kein Mais; 1895—96 nicht ganz 10 Bushel Winterweizen, kein Sommerweizen, fogut wie kein Mais; endlich 1896—97 31½ Bushel und 1897—98 15 Bushel Winterweizen, während in beiden Jahren Sommerweizen und Corn gar nicht angepflanzt waren.

In den ersten Jahren wurde auch viel

Tabak gebaut, doch hat man das aufgegeben.

Auch hier haben sich diese deutsch-russischen Ansiedler ihre deutsche Sprache und ihre deutschen Sitten bewahrt.

Wir entnehmen darüber dem Bericht des Ehrw. Laing: „Selbst heute ist es nicht ungewöhnlich, in den Häusern der Eltern mehrere verheirathete Kinder zu finden, die alle zusammen eine große Familie bilden. Daraus erklären sich die vielen jugendlichen Heirathen (von 18 und 16 Jahren) während der ersten Zeit und selbst jetzt noch, da ein solcher Schritt nicht die Sorge für einen Haushalt und die damit verbundene große Verantwortung mit sich bringt. Wie in Rußland sind die Mädchen von der Erbschaft am Grundbesitz ausgeschlossen. Das Land wird an die Söhne vertheilt, die Mädchen erhalten meist nur eine Mitgift, wenn sie heirathen. Im Allgemeinen wirkt das als ein Ausgleich, da fast alle heirathen. Geradezu sprichwörtlich sind unter den Ansiedlern große Familien; das Familienleben ist nach jeder Richtung sittenrein, Scheidungen und uneheliche Kinder sind fogut wie unbekannt.“

Von den Gebräuchen erwähnt Rev. Laing zunächst die mit kirchlichen Festen verbundenen. Am heiligen Weihnachtsabend erscheint in jedem Hause eine in weiß und blau gekleidete Frau als Verkündigerin des Christkindchens. Sie läutet vor der Thür eine kleine Glocke, klopft an und tritt dann mit den Worten herein: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Sie fragt dann nach dem jüngsten Kinde, läßt es ein Gebet aufjagen, und vertheilt dann die Weihnachtsgaben. Die älteren Kinder erhalten auch häufig Ruthenstreiche für berichtete Ungezogenheiten. Aber auch sie erhalten Geschenke. Dann wird ein Haufen Nüsse in die Höhe geworfen, und während die Kleinen sich darum balgen, verschwindet die Fee.

„Am Weihnachten und Ostern besucht jedes Kind seine Pathe, um ihnen ein frohliches Fest zu wünschen, und wird mit Ku-

chen belohnt, den es in einem weißen Tuche nach Hause trägt. Zu Neujahr besuchen die Kleinen ihre Verwandten und Freunde und sagen den Spruch: „Ich wünsche Euch ein glückseliges Neujahr, langes Leben, Friede und Einigkeit, nach dem Tode die ewige Glückseligkeit!“ Dafür erhalten sie Kuchen oder ein Geldstück. Die schon herangewachsenen jungen Männer schießen das Neujahr vor den Häusern ihrer Verwandten und Freunde an, sagen dann denselben Spruch, wie die Kleinen her, und werden traktirt und die jungen Mädchen stecken ihnen eine Schleife an.

„In der Charwoche schweigen die Kirchenglocken von Donnerstag bis Sonnabend. Während dieser Zeit gehen die Chorknaben in den Dörfern herum und melden mit hölzernen Klappern die Zeit des Gottesdienstes und des Angelus an. Nach der Messe am Sonnabend gehen sie dann von Haus zu Haus und sammeln Eier. Am Ostermorgen kommt der Osterhaas. Jedes Kind baut ein Nest auf der „Forch“ oder nahe beim Hause. Die Kleinen werden durch den Ruf geweckt: „Der Haas hat schon gelegt.“

Verschiedene Hochzeitsgebräuche walteten früher und walten zum Theil auch heute noch ob. Hochzeitsbitter wurden von den Eltern des Brautpaares ausgesandt. Sie trugen einen mit Bändern verzierten Stock. Die Einladung, die sie brachten, war meist gereimt. In Schönen lautet sie:

„Wir kommen nicht hergeritten,
Wir kommen sicher geschritten;
Braut und Bräutigam, sie lassen Euch bitten,

Sie lassen Euch laden insgemein,
Ihr sollt auch Hochzeitsgäste sein.
;Zehn Gänf', die müssen dran,
Neunzehn Hühner und der alte Hahn,
Die sind gefüttert und so fett
Wie ein altes Wagenbrett.
Dann kommt auch gleich die Kathrin Woez
Und kocht auch gleich die dicken Klöß;

Sie kocht sie nach Belieben
Und kocht auch gleich die rothen Rüben.
Poz Wlig! Was fällt mir ein!
Ich hab' ja vergessen den Branntwein.
Wenn Ihr uns unser Stöcklein ziert,
So sagen wir auch, wo Ihr hingehört.“

Die Hochzeitsbitter wurden traktirt oder ihr Stock mit einem weiteren Bande geschmückt. In Catharine wurde schriftlich eingeladen. Am Polsterabend wurde getanzt und Musik gemacht. Am Hochzeitmorgen kniete das Brautpaar, ehe es zur Kirche ging, auf einem auf die Diele gelegten weißen Tafen nieder, einander gegenüber und sich die Hände reichend, um den Segen ihrer Eltern und anwesenden Verwandten zu empfangen. Auf dem Wege zur Kirche schritt die Braut vor dem Bräutigam; auf dem Rückwege ging er voran; auf beiden Wegen wurde von den jungen Leuten ein Höllelärm mit Schießen verübt. Während des Hochzeitmahles saß das junge Paar zwar mit am Tisch, durfte aber nicht miteissen, sondern aß nachher allein für sich in einem anderen Zimmer. Während des Mahles wurde der Braut einer ihrer Schuhe geraubt, der mit Geld eingelöst werden mußte. Nach dem Mahle begann der Tanz, während dessen der Braut allerhand Geschenke (Banknoten, Putzwaren) an das Kleid geheftet wurden.

Besucht der Bischof die Kolonie, so wird ihm eine berittene Leibgarde entgegenesandt.

Es wird viel Karten gespielt, meist nur zur Kurzweil und ohne Einjab.

Alt und Jung lieben den Gesang. Die Lieder sind meist religiöser Natur und dem 1846 veröffentlichten Gesangbuch „Geistliche Halszierde“ entnommen. Ein sehr hübsches, oft gehörtes weltliches Lied ist das folgende:

Wie schön ist das ländliche Leben!
Ein Häuschen auf grünender Flur
Mit schattigen Bäumen umgeben —
Wie glücklich macht die Natur!

Im Schatten der grünenden Bäume
Da sitz ich so gerne allein,
Es wiegen goldene Träume
Die schöne Vergangenheit ein.

Die Schwalbe sitzt oben am Dache,
Sie zwitschert ihr Morgenlied vor;
Ich höre, sobald ich erwache,
Der Vögelein lustigen Chor.
Die Wachtel schlägt in dem Getreide,
Die Finken singen im Hain,
Es stimmt auf grünender Heide
Die Lerche so fröhlich mit ein.

Zufrieden leb' ich auf dem Lande,
Obgleich ich kein Edelmann bin.
Es schwinden im mittleren Stande
Die Tage so fröhlich dahin.
Ein Strahl der erwachenden Sonne
Drängt sich in mein Stübchen herein;
Ich fühle unsägliche Wonne,
Kein König kann glücklicher sein.

Wahrlich! Diese deutsch-russischen An-
siedler katholischer Religion haben sich in
jeder Beziehung des deutschen Stammes
würdig gezeigt.

Die Deutsch-Amerikaner und die deutsche Revolution.

Von C. F. Huch, Philadelphia.

Von C. F. Huch. — Philadelphia.

Infolge des revolutionären Aufstandes in Paris dankte König Louis Philipp am 21. Februar 1848 zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, ab, flüchtete zunächst nach St. Cloud und am 2. März nach England. Es wurde jedoch eine provisorische Regierung eingesetzt und die Republik erklärt. Diese revolutionäre Bewegung verbreitete sich schnell über andere Theile Europas, auch das deutsche Volk erhob sich und verlangte von den Fürsten größere bürgerliche Freiheit. An einigen Plätzen fanden Kämpfe statt, so am 18. März ein Straßenkampf in Berlin, der eine Proklamation des Königs Friedrich Wilhelm IV. zur Folge hatte, in der er die Forderungen des Volkes gewährte. Der Aufstand in Baden dagegen, wo Friedrich Hecker am 12. April in Konstanz die Republik proklamirte, wurde schnell unterdrückt, worauf Hecker und Struve in die Schweiz flüchteten.

Diese Vorgänge verursachten auch hierzulande allgemein große Aufregung und lebhaftere Theilnahme, besonders unter den Deutschen. Man hielt Versammlungen, bei denen in begeisterten Reden und auf-

munternden Beschlüssen diese Theilnahme ausgesprochen, zum Beharren in der Erinnerung republikanischer Freiheit aufgefordert und Unterstützung mit Geld und Männern versprochen wurde. Es entstanden sogar Vereine, die sich die Unterstützung der freiheitlichen Bestrebungen zur Aufgabe machten.

Schon am 22. März wurde in einer deutschen Versammlung in Philadelphia ein Ausschuss ernannt, der vorschlug, „unserer deutschen Brüder in New York und Baltimore aufzufordern, mit uns ein Centralcomite zu bilden, um das Wirken der Deutschen in Amerika zum Zweck der Befreiung des alten Vaterlandes besser organisiren und erfolgreicher machen zu können“, sowie „im Laufe nächster Woche eine große Massenversammlung zu Gunsten der Freiheitsbestrebungen Deutschlands zu berufen.“ Diese Massenversammlung, über die schon in Wolkenwebers Aufzeichnungen „Aus meinem Leben“ berichtet wurde, fand am 7. April statt.

Am 12. April wurde abermals eine Versammlung in der Nördlichen Militärhalle abgehalten, bei der H. Kriege als Abgeandter des New Yorker Revolutionsver-

eins anwesend war. Unter anderem wurde darin beschlossen, für jeden Kongreßdistrikt ein Sammlungscomite zu ernennen, sowie sich als Freiheitsverein zu konstituiren und jeden als Mitglied zu betrachten, der zu den Kollekten beitrüge. Zu Beamten des Vereins wurden dann erwählt: Präsident: General G. M. Keim. Vizepräsidenten: die Mitglieder der Sammlungskomiteen mit Einschluß Dr. G. Seidensticker's. Agirender Sekretär: Sähnlen. Korrespondirender Sekretär: Dr. D. Seidensticker. Dritter Sekretär: Sartorius. Schatzmeister: W. Horstmann. Ferner wurde beschlossen, eine Adresse an die Deutschen in den Vereinigten Staaten zu richten und sie zur Mitwirkung aufzufordern, sowie die von Dr. W. Schmöle verlesene und von der Versammlung angenommene Adresse an das deutsche Volk dem aus den Vereinsbeamten bestehenden Exekutivcomitee zu überweisen. Dasselbe sollte auch einen Antrag in Erwägung ziehen, einen Theil der einkommenden Gelder zur Unterstützung einer beabsichtigten Freischaar zu verwenden; doch war es gegen eine solche Verwendung.

Am 24 August fand eine Massenversammlung im Independence Square statt, bei der alle Nationalitäten vertreten waren. Da der Mayor Swist durch Krankheit verhindert war, so eröffnete sie der Mayor der Nördlichen Freiheiten Vesterling. Am Anfang spielte ein Musikkorps die Marseillaise, worauf der Männerchor sie vierstimmig mit deutschem Text sang. Der hauptsächlichste Beschluß der Versammlung brachte den Bürgern Frankreichs Glückwünsche dar zu dem glorreichen Erfolge der gerechten und heiligen Sache, wodurch auch in der alten Welt Freiheit des Gewissens, Gleichheit der politischen Rechte und Regierungsformen, errichtet durch den Willen und mit Beistimmung der Regierten, ausgebreitet und jedem ohne Unterschied die unveräußerlichen Rechte an Leben, Freiheit und Glück gesichert würden.

Die Beschlüsse sollten durch den amerikanischen Gesandten dem Präsidenten der provisorischen Regierung übergeben werden.

Auch an andern Orten wurden Sympathie-Versammlungen abgehalten, so in New York, wo der Revolutionsverein, in Baltimore, wo der deutsche revolutionäre Verein, in Reading und Pottsville, wo Freiheitsvereine gegründet wurden, und in Harrisburg, wo man beschloß, Karl Heinen nach Kräften mit Geld zu unterstützen. Diese Vereine, die alle den Zweck hatten, die Freiheitsbewegung in Deutschland zu fördern, besonders durch Gründung von Revolutionsfonds, suchten zu gemeinsamem Wirken mit einander in Verbindung zu treten.

Im Juli ernannte der Philadelphier Freiheitsverein einen Ausschuß, bestehend aus G. Remak, Liebrich und D. Seidensticker, um die Bücher zu revidiren und das eingesammelte Geld für Heinen, Struve und Hecker an den amerikanischen Consul G. S. Gouudy in Basel zu schicken. Der Reinertrag belief sich auf \$318.50, wofür ein Wechsel für 764 Gulden und 30 Kreuzer gekauft wurde. Von den Vereinen in Pottsville und Reading waren keine Beiträge hinzugekommen. Schließlich machte der Ausschuß noch darauf aufmerksam, daß ungeachtet häufiger Aufforderungen viele Listen nicht abgeliefert wurden.

Es scheint, daß hiermit die Thätigkeit des Freiheitsvereins aufhörte, zumal da andere Vereine entstanden, die seine Bestrebungen aufnahmen.

Wie schon vorher berichtet wurde, flüchtete Hecker nach Unterdrückung der republikanischen Erhebung in Baden, nebst anderen daran Betheiligten, nach der Schweiz, und über ihre dortige Lage ist einem Briefe des Consuls Gouudy vom 1. Juli 1848 folgendes entnommen: „Es freut mich, daß der Aufruf von Hecker an die deutschen Republikaner in Amerika Anklang findet. Hier in der Schweiz sind ungefähr 400 Flüchtlinge, wovon zwei Drittel zum we-

gel an Geldmitteln gewesen sei, denn es habe an Waffen und Munition, an Pferden und vielen andern zum Kriege nothwendigen Dingen gefehlt. Der Fonds sollte nicht dazu dienen, um einen Einfall aus den Auslande nach Deutschland zu machen, sondern um einen Aufstand in Deutschland selbst zu unterstützen. Er hoffte dabei auf die Unterstützung der freiheitsliebenden Amerikaner aller Stämme, wie sie dieselbe den unterdrückten Irländern bewiesen hatten. Nach seinem Plane sollte in jedem Staate ein Comite nach dem Verhältniß der Bevölkerung aus den verschiedenen Volksstämmen gebildet werden, mit Untercomiteen und einem Centralcomite in New York. Sie hatten die Aufgabe, durch Sammlungen oder Unterzeichnung regelmäßiger Beiträge einen Fonds zusammenzubringen, der wo möglich verzinslich bei einem oder mehreren soliden Amerikanern, hier oder in Europa, angelegt und in Bereitschaft gehalten werden sollte, um im geeigneten Augenblicke die deutsche Revolution zur Begründung der republikanischen Staatsform zu unterstützen. Die Gelder sollten nicht wie bisher zum Theil geschehen, zur Unterstützung einzelner verwandt werden, sondern einen Revolutionsfonds bilden, zur Anschaffung von Waffen und Munition, zur Organisation eines sichern Botendienstes, zur Unterstützung einer in irgend einem Staate Deutschlands gebildeten provisorischen Revolutionsregierung, oder mobiler Kolonnen usw. Die Gelder sollten wenigstens zum Theil bei in Deutschland wohnenden Amerikanern angelegt werden, damit sie wenn nöthig ohne Zeitverlust zur Verfügung ständen. Sollten die Verhältnisse in Deutschland sich so gestalten, daß die Unterstützung mit diesen Mitteln nicht nothwendig werde, so sollte der angesammelte Fonds nach Mehrheitsbeschlüssen der Staatscomiteen zu einem öffentlichen Zwecke in der Union verwendet werden.

Von drei Seiten wurde in Philadelphia

versucht, Heckers Plan auszuführen. Zu diesem Zwecke forderte zunächst Wm. Rosenthal im Namen des vom Arbeitervereine ernannten Empfangscomites, bestehend aus ihm, Koch-Kornelio und Lautenbach, am 26. Oktober zur Bildung eines Revolutionsfonds innerhalb des Vereins auf. Doch sollten die von ihm gesammelten Gelder erst dann abgesandt werden, wenn sie zur Unterstützung der deutschen Revolutionsbestrebungen gebraucht würden, andernfalls er sie zur Beförderung seiner eigenen Zwecke benutzen wollte.

Ferner berief das am 7. Oktober in einer Massenversammlung für den Empfang Heckers in Philadelphia ernannte Comite, bestehend aus George W. Keim, Tobias Bühler, Gustav Keller, Lindner, C. Jungandreas, Ahlstädt, Louis Voigt, Ch. Dümig, Scherer, Wolf, Logo, B. N. Wollenweber, Wm. S. Horstmann, Dr. G. Seidensticker, G. Remak, G. F. Klee, Chr. Sähnlen, P. Schenkel, Röhm, Ph. Steiner, Bagig, Steeb junior, Jac. Sähnlen, Jac. Steiner, Couturier, Dr. Behrens, Kapitän Binder, Ph. Bläß, Carl Pjotta, F. Langenheim, Ph. Hönes, S. Kraft, B. C. Seringer, C. Liebrich, Adam Schmidt, Louis Schmidt, Franz Pehm, Gelbert, Schumaker, Schödtler, F. Kuhn, Haas, G. Lemberg, Dr. Bournonville, M. Maag, F. Hoffmann, Großholz, Ph. Becker, August Gläser und F. Kuhl, eine Versammlung in der Commissioners Hall der Nördlichen Freiheiten auf den 31. Oktober, die M. Maag zum Präsidenten, Dr. Schmöle und C. Liebrich zu Vicepräsidenten und M. S. Rosenheim und W. Rosenthal zu Sekretären erwählte. Sie beschloß, nach Kräften beizusteuern, um einen Revolutionsfonds zur Unterstützung der republikanischen Bestrebungen in Deutschland zu gründen, in dieser und andern Versammlungen Beiträge anzunehmen und in Listen einzutragen, aus den Herren Couturier, Rosenheim, P. Ketterlinus, Dr. Wittig, F. Kuhl, Dr. W. Schmöle, M. Maag, W. Rosenthal,

nigsten durch Unterstützung erhalten werden müssen. — — — Hecker und noch andere ernähren sich mit literarischen Arbeiten und das noch übrige geben sie wöchentlich den Bedürftigen ab. Noch keinen Heller haben diese Leute von dem von Amerika gesandten Gelde erhalten. — — — Den 4. Juli gedenken wir, eine Gesellschaft Basler Republikaner mit einer Gesellschaft deutscher Patrioten, worunter Hecker, Strube, Mögling, Sigel, Doll, Liedemann, Schöninger, Reiter* usw., auf einer schönen Anhöhe in der Nähe von Nuttens, jetzigem Aufenthaltsorte von Hecker, zu feiern.“

Am 5. Oktober 1848 kam Hecker mit dem Dampfschiffe Hermann in New York an. Durch eine gedrängte Volksmenge begaben sich die beiden Comiteen des Stadtraths und das Comite der deutschen Majenversammlung zu seinem Empfange nach dem Landungsplatze, von wo er unter dem fortwährenden Jubelrufe des Volkes nach der City Hall geführt wurde. Eine äußerst zahlreiche Versammlung erwartete ihn hier, und nach einer höchst ehrenvollen Bewillkommung durch den Mayor, dessen Anrede Hecker in englischer, die des Herrn Joachimsen dagegen in deutscher Sprache beantwortete, wurde er als Gast der Deutschen von New York nach dem Shakespeare-Hotel geleitet.

Nicht minder begeistert war Heckers Empfang in Philadelphia, wo der deutschamerikanische Arbeiterverein und eine Volksversammlung Ausschüsse zu diesem Zwecke ernannt hatten. Er kam, begleitet von der nach New York gesandten Deputation, am Abend des 9. Oktobers an der Walnut-Strassen-Werfte an, wo eine unübersehbare Menschenmenge ihn mit Jubel empfing. Von dem Anordnungscomite wurde er dann nach einem bereit stehenden Wagen geführt, dem noch andere mit seinen Freun-

den und Kampfgenossen Schöninger und Liedemann nebst einem Theile des Comites folgten. Der Zug, in dem sich auch der Arbeiterverein mit der deutschen und amerikanischen Fahne befand, bewegte sich durch mehrere Straßen nach dem City Hotel, das für ihn als Wohnung gewählt worden war, wo die förmliche Begrüßung im Namen Philadelphias durch eine Anrede Remaks an den gefeierten Gast stattfand. Nach kurzem Aufenthalte im Hotel folgte er einer Deputation des Arbeitervereins, der ihn eingeladen hatte, dem von Vereinen in der Franklin-Halle veranstalteten Arbeiterfeste beizuwohnen, das durch herrliche deutsche Gesänge des Männerchors und der Liedertafel verschönert wurde. Dort wurden von Hecker und Schöninger Reden gehalten, die rauschenden Beifall fanden. Am 11. Oktober redete er in einer ihm zu Ehren im Chinesischen Museum veranstalteten Versammlung, die ihm ebenfalls begeisterten Beifall spendete. Nach deren Schluß besuchte er noch die Vorstellung des Liebhabertheaters in der Franklin-Halle. Am Nachmittag des 12. Oktobers fand ein Ehrenmahl für Hecker und seine Freunde im City Hotel statt, und am 13. begab er sich nach Bethlehem, um einige Tage der Ruhe in der Familie seines Freundes Gouindy zu verleben. Später reiste er nach Cincinnati, wo er am 22. und nach St. Louis, wo er am 31. Oktober ankam.

Ermuthigt durch den ehrenvollen Empfang, der ihm von den Amerikanern ohne Unterschied der Abstammung bereitet wurde, erließ Hecker einen Aufruf „an die amerikanischen Freunde einer deutschen Republik“, in dem er „Bildung eines Fonds für die deutsche Revolution“ befürwortete. Er behauptete, daß eine Hauptursache des Scheiterns der ersten republikanischen Schilderhebung in Deutschland der Man-

* Philipp Reiter war Dirigent des Jungen Männerchors, der unter seiner Leitung beim Preisingen des New Yorker Sängersfestes im Jahre 1852 den ersten Preis errang.

F. J. Sähnen, P. Schenkel, Woljjeffer, Wlittersdorf, Rumberg, Dr. Zrnler und J. B. Hartmann einen Verwaltungsausschuß zu bilden, um Beiträge entgegenzunehmen und neue Versammlungen zu gleichem Zwecke zu berufen, und die Herren Mahlke, Ph. Becker, A. Linn, Weymann, Sinkel und F. W. Thomas zu beauftragen, mit Ausschüssen anderer Versammlungen gleichen Zweckes ein Executivcomite zu bilden, mit der Aufgabe dafür zu sorgen, daß der zu gründende Revolutionsfonds zweckmäßig verwendet werde.

Endlich erließen F. Wandsleben, Stöcker, Adam Linn, G. Zeitig, Wm. Wildt, John Rau, C. Frey, Welsh, C. Freihardt, W. Haupt, C. Ernst, D. Ruß, Wm. Gartner, Ch. Schwab, A. Ziesel, S. Bürk, Franz Raugmann, Johann Welser, L. Mayer, John Wolff, Bonifacius Schmitt, C. Zeitler, S. Wirsing, John Baumann, Vandenberger, G. Blümle, Jos. Steter, Carl Jung, Carl Bohm, Rudolph Heiß, Jacob Schönleber, John Hügele und Leonhard Bekelt einen Aufruf an alle Freunde der deutschen Republik zu einer Versammlung in der Bierbrauerei des Herrn Chas. Theis in der St. John-Straße auf den 1. November, um über den von Hecker vorgeschlagenen Plan zu berathen. Hier wurde beschlossen, statt bloß Versammlungen zu veranstalten, um Beiträge entgegenzunehmen, einen Heckerverein zu gründen, dessen Zweck die Beförderung der Republik Deutschlands sein sollte. Dieser Verein wählte zu seinem Präsidenten F. Wandsleben, zum Vicepräsidenten John Baumann, zum Schatzmeister Charles Theis und zu Sekretären C. Köhm und A. Linn. Er sollte sich jeden Samstag bei Theis versammeln, die wöchentlichen Beiträge wurden auf fünf Cents festgesetzt und außerdem wurde ein Buch aufgelegt zur Zeichnung von freiwilligen Beiträgen. Alle eingehenden Gelder sollten als ein Fonds zur Befreiung Deutschlands betrachtet werden, aber in den Händen des Schatzmeisters

bleiben bis zur Verfügung durch den Verein.

Auch ein Frauenverein zur Beförderung der republikanischen Bewegung in Deutschland trat am 19. Oktober ins Leben.

Jener am 31. Oktober ernannte Verwaltungsausschuß veranstaltete seinem Auftrage gemäß mehrere Versammlungen, doch war die Betheiligung daran sehr gering, so daß er in der am 11. Dezember abgehaltenen, nach Berichterstattung über seine bisherige Thätigkeit, die nur einen Reinertrag von \$19.61 ergeben hatte, beschloß sich aufzulösen. Mann schritt aber sofort zur Gründung eines Vereins, dem obige Summe übergeben werden sollte, erwählte Kapitän Binder zum Präsidenten, Geiger zum Vicepräsidenten, Couturier zum Sekretär, Wlittersdorf zum Schatzmeister und beschloß, sich am 15. Dezember bei Brehm in der Coates-Straße zu versammeln; doch erscheint es nicht, daß der neue Verein Bestand hatte.

Auch an andern Orten scheint der Plan Heckers nicht viel Unterstützung gefunden zu haben, da gutgemeinte Beschlüsse und schwungvolle Reden allein nichts nützten. Er sah sich in seinen hochgespannten Erwartungen bitter getäuscht, wie aus einem Briefe an seinen Freund Richter hervorgeht, in welchem er, nach Erklärung seiner Absicht von Stadt zu Stadt zu reisen und bald nach New York zu kommen, schreibt: „Die Deutschen werde ich auffordern, für die Republik mehr zu thun, als bloßen Sumbug zu machen. Warum handelt ihr nicht? Machen auch die hiesigen Deutschen gerne viele Worte und keine That?“

Als im Dezember die Nachricht der standrechtlichen Erschießung Robert Blums hier ankam, wurde auf den 22. Dezember eine Massenversammlung der Deutschen berufen, um den „fluchwürdigen Mörder“ Robert Blums, den Feindern der Stadt Wien, ihren gerechten, unverlöschlichen Haß und Absichten zu erkennen zu geben.“ In dieser Versammlung wurde ein Comite er-

nannt, das eine „Philadelphia am Christtage 1848“ datirte Adresse, „An die Mitglieder der Linken des Parlaments zu Frankfurt a. M., als die einzigen würdigen Vertreter des deutschen Volkes“, entwarf und zu ihrer zahlreichen Unterzeichnung aufforderte.

Sonst ereignete sich nicht viel um diese Zeit. Der Arbeiterverein und der Hekerverein versammelten sich regelmäßig, wozu dieser seine Mitglieder immer mit den Worten „Germanias Söhne ercheint!“ einlud, und beide suchten ihren Revolutionsfonds zu vermehren, zum Theil durch Veranstaltung von Bällen und Concerten. Große Summen brachten sie freilich nie zusammen, denn eine Kassenabrechnung des Hekervereins vom 1. November 1848 bis zum 31. März 1849 ergab eine Valleinnahme von \$314.70, wovon nach Abzug von \$204.42 für Ausgaben \$110.28 blieben. Hierzu kamen \$110.62 als Mitgliederbeiträge, so daß am 1. April sich \$220.90 in der Kasse befanden, wovon \$200.00 in einer Bank angelegt wurden, um zur augenblicklichen Verwendung bereit zu sein.

Im April ließ der Hekerverein einen Aufruf, „An unsere lieben Freunde und Brüder im alten deutschen Vaterlande“, in Briefformat drucken, um ihn nach Deutschland senden zu können. Es waren darin die hiesigen und dortigen Zustände verglichen und er schloß mit den Worten: „Wer könnte nach solchem Beispiel in seiner Wahl noch schwanken zwischen Kaisermonarchie und Republik!? Deutsche Männer, seid stark und wählt die Republik und ihr werdet frei und glücklich sein für alle Zeiten!“

Das deutsche Parlament, das am 18. Mai 1848 in Frankfurt zusammengetreten war, hatte im März 1849 die Reichsverfassung angenommen und am 28. März Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser gewählt. Dieser lehnte aber am 28. April sowohl die Kaiserkrone wie die

Reichsverfassung ab, worauf an mehreren Orten Deutschlands das Volk sich erhob, angeblich zur Anerkennung jener Verfassung, die jedoch viele für die zur Republik führende Brücke hielten, so am 1. Mai in Dresden, wo der Aufstand durch preussische Soldaten unterdrückt wurde, und in der Pfalz und in Baden, wo am 11. Mai aufständisches Militär sich der Bundesfestung Kastatt bemächtigte, während am 13. Mai das Volk sich in Karlsruhe erhob, der Großherzog floh und sich eine provisorische Regierung bildete.

Die Kunde von diesen Ereignissen erregte von neuem die Theilnahme der hiesigen Deutschen. Dazu aufgefordert beriefen der Präsident und Sekretär des Hekervereins, F. Wandsleben und F. Alteder, auf den 30. Mai eine Massenversammlung der Deutschen in die Commissioners Halle der Nördlichen Freiheiten, um „auch hier für die Sache der deutschen Republikaner zu handeln, und wo möglich auch den aus Deutschland vertriebenen Republikanern, die wieder in ihr Vaterland zurückkehren möchten, um neuerdings für die Freiheit zu kämpfen, aber die Mittel dazu nicht besitzen, mit Rath und That an die Hand zu geben.“ Die Betheiligung an dieser Versammlung war äußerst zahlreich, Ginal, Gläser und Wahlke hielten begeisterte Reden und ein Comité, bestehend aus Ginal, Gläser, Candidus, Wahlke, Rosenthal, Rumberg und Binder, wurde ernannt, um Adressen und Aufrufe zu entwerfen. Als freiwillige Beiträge gingen \$5.54 ein, die nach Abzug von \$1.50 für Hallenmiete dem Schatzmeister des Hekervereins übergeben wurden.

In einer andern Versammlung am 6. Juni machte sich die Ansicht geltend, die vom Hekerverein, Arbeiterverein und Frauenverein gesammelten Gelder zur Unterstützung solcher deutschen Flüchtlinge zu verwenden, die nach Deutschland zurückkehren wollten, um für die Republik zu kämpfen, was denn auch in mehreren Fällen

geschah. Auch Hecker und eine wackere Schar von Flüchtlingen kehrte auf dem Dampfschiffe Cambria nach Europa zurück, um der Sache der kämpfenden Völker ihre Dienste zu leihen. Als er jedoch am 15. Juli in Straßburg anlangte, war thatsächlich der Aufstand in der Pfalz und in Baden durch preussische und andere Bundesstruppen unter dem Oberbefehle des Prinzen von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm I., schon unterdrückt, Siegel war am 11. Juli mit etwa 4500 Mann und 40 Geschützen bei Eglisau und Rheinau auf schweizerisches Gebiet übergegangen und die Festung Rastatt ergab sich am 23. Juli auf Gnade und Ungnade.

Der Heckerverein erließ um diese Zeit nochmals einen Aufruf an die Deutschen Philadelphias, der mit folgenden Worten schloß: „Nekt, da Hecker, durch preiswürdige Vaterlandsliebe bewogen, auf den Wogen des Oceans Deutschland zueilt, da er das zweite Mal Leben und Vermögen wagt, um dort die Gründung der Republik zu fördern, in dieser wichtigen verhängnißvollen Zeit bitten, flehen wir Euch, deutsche Mitbürger unserer Stadt, Euch durch keine Gleichgültigkeit, keine Scheingründe von der Ehre und dem Glücke abwenden zu lassen, durch Eure Gaben für Deutschlands Rettung, Deutschlands Befreiung mitzuwirken.“

Am 20. September 1849 fand im Shakespeare-Hotel in New York eine Convention der deutschen patriotischen Vereinstatt, zu welcher der Heckerverein August Kläber als Delegaten schickte. Diese Convention stiftete am 20. und 21. September den Amerikanisch-deutschen Freiheitsbund, dessen Zweck war, „die Thätigkeit der schon gebildeten oder noch zu bildenden patriotischen Vereine für die Unterstützung der europäischen und insbesondere der deutschen Freiheitsbestrebungen durch ein gemeinsames, einiges Handeln wirksam zu machen.“

Manche Zeitungen waren der Ansicht,

daß, außer den in Versammlungen gehaltenen Reden und gefaßten Beschlüssen, sehr wenig von den Deutschen gethan sei. Nach der New Yorker Staatszeitung habe Hecker die großartigen öffentlichen Ehrenbezeugungen, mit denen er überall empfangen wurde, als Beweis angesehen, daß man bereit sei, für dieselbe Sache, wofür er und seine Freunde eingestanden, nach Kräften zu wirken. Die Staatszeitung fährt dann wörtlich fort: „Was ist seit jener Zeit von den vier bis fünf Millionen Deutschen in den Vereinigten Staaten für ihr blutendes Vaterland geschehen? Können sie ihr Haupt bis jetzt stolz erheben und sich mit den im allgemeinen weit ärmeren Irländern messen, die für die Bekämpfung des Hungers in dem unglücklichen Erin über eine Million Dollars hinaus sandten und für die Vertreibung der Rothhölle mehr als 50,000 Dollars sammelten, wozu der ärmste Tagelöhner sein Scherflein von seinem knapp zugemessenen Lohne beitrug? Nein und abermals nein! Trotz einer Unzahl der feurigsten Aufrufe in den großen Städten der Union, wurden in den meisten nur unbedeutende Summen gesammelt, und nach dem Falle Wiens, der zu neuer Thätigkeit für die Rächung des Märtyrertodes des edelsten Patrioten hätte anspornen sollen, mußten die Sammlungen gänzlich eingestellt werden.“

Hierzu bemerkt die Freie Presse vom 27. Juni 1849: „Was ist geschehen, fragen auch wir, was ist in Philadelphia geschehen? Nichts! oder was noch erbärmlicher ist, eine Lumperei! Sehr, sehr wenige haben ihre Pflicht gethan und vielleicht keiner that, was er hätte thun können. Weder der reiche Kaufmann und Kapitalist noch der Arbeiter hat seine Schuldigkeit erfüllt, obwohl die Arbeiter unendlich mehr gethan haben als die Wohlhabenden und Reichen, denn diese haben gar nichts gethan; die Ausnahmen von dieser Regel sind nicht der Rede werth. Die paar hundert Thaler, welche mit Mühe und

Noth von dem Heker- und Arbeiter-Vereine zusammengebracht wurden, sind Wassertropfen im Ocean im Verhältniß der Masse hiesiger Deutschen, ja schon in Verhältniß zu der Masse, welche sich die Hände wund klatschte und die Kehlen heiser schrie, wenn es gilt in Massenversammlungen Rednern Beifall zuzujuchzen, die entweder humbuggen oder dummes Zeug schwächen, oder wenn sie brav und gut reden, diesen nichts-jagenden Beifall verschmähen, während sie der That selbst freudig ihren Beifall zollen.“

Eine Erklärung Hekers, datirt Nützenz den 8. Juli 1848, enthält folgenden Satz: „Revolutionen werden nicht außen angevorben in ein Volk hineingetragen, sie müssen sich aus einem Volke selbst als politisches Gesetz, als Nothwendigkeit entwickeln.“ Nach diesem gewiß richtigen Gesetze ist an dem Mißlingen der damaligen deutschen Revolution nicht etwa der Mangel einer ob noch so reichlichen Geldunterstützung durch die Deutschamerikaner schuld, sondern der Mangel an politischer Reife und Einigkeit. Es ist sehr fraglich, ob selbst gegenwärtig die Mehrzahl des deutschen Volkes eine Republik wünscht.

Heker schiffte sich Ende August 1849 von Havre mit Frau und Kindern in einem Segelschiffe nach New York ein, kehrte nach seiner Farm bei Belleville in Illinois zurück und widmete sich mit Eifer dem Landbau.

Der nach ihm genannte Hekerverein erlahmte in seiner Thätigkeit. Nach einem Anfang Dezember 1849 abgestatteten Rechenschaftsberichte beliefen sich die Einnahmen auf \$235.78. Dagegen betrugen die Ausgaben \$155.79, wovon \$115.00 zur Unterstützung nach Deutschland zurückgekehrter und anderer Flüchtlinge verwendet wurden. In Bezug auf den in den Händen des Schatzmeisters verbliebenen Rest von \$80.00 wurde beschlossen, damit solche deutsche Flüchtlinge zu unterstützen, die sich

bei einem dazu ernannten Ausschusse als hilfsbedürftig ausweisen konnten.

Es kamen nämlich damals viele Flüchtlinge nach den Vereinigten Staaten, deren Zahl sich noch vermehrte, als auch der Aufstand der Ungarn sein Ende erreichte, indem am 13. August 1849 über 23,000 Mann mit 144 Geschützen auf dem Felde von Vilagos vor den Russen die Waffen streckten und Komorn sich übergab. Die Aufstände im Süden und Norden Italiens waren schon früher unterdrückt und die von Mazzini und Garibaldi vertheidigte Stadt Rom von den Franzosen belagert und am 3. Juli 1849 eingenommen worden. Auch die Republik in Frankreich erreichte ihr Ende als am 2. Dezember 1852 Louis Napoleon durch Volksabstimmung zum erblichen Kaiser erwählt wurde.

Obgleich die Reaktion überall den Sieg errungen hatte, planten die politischen Flüchtlinge in London und den Vereinigten Staaten immer noch neue revolutionäre Aufstände und suchten zu diesem Zwecke Revolutionsfonds anzusammeln, was sich aber im Laufe der Zeit als erfolglos erwies. Dennoch waren dem Volke nicht alle errungenen Rechte entrisen worden, und zwanzig Jahre später war Frankreich wieder eine Republik, Deutschland ein konstitutioneller Bundesstaat mit einem Kaiser an der Spitze, und das geeinigte Italien eine konstitutionelle Monarchie mit Rom als Hauptstadt.

(Hauptquellen: Freie Presse und Philadelphier Demokrat.)

Der Befreiungs-Verein

Am 5. März 1849 erschien im Philadelphier Demokrat, dessen Herausgeber L. N. Wollenweber und dessen Redakteur Carl Numburg war, folgendes „Eingefandt“:

„Nach Beschluß der bisher beitragenden Mitglieder des Befreiungsvereins bin ich beauftragt, Ihnen folgende Proklamation mitzutheilen und Sie freundschaftlichst zu bitten, daß Sie die übrigen deutschen Blät-

ter der Union erjuchen, dieselbe in ihre respektiven Blätter aufzunehmen.

Sollten sich Zweig-Bereine bilden, oder jemand zu diesem Unternehmen etwas beitragen wollen, so hat man sich an den Unterzeichneten zu wenden. Vaar-Einzahlungen werden vor der Zeit keine angenommen, allein der Unterzeichner verpflichtet sich, jeden Augenblick, wenn der Verein die Belohnung auszuführen hat, seine gezeichnete Summe sogleich einzuschicken.

Philadelphia, New York, Baltimore.
Im März 1849.

Proklamation.

Deutsch-Amerikaner an ihre deutschen Brüder im alten Vaterlande.

Da alle Bitten und Vorstellungen und alle Versuche, welche das deutsche Volk gemacht hat, um seine ungerechten Gewalthaber, Kaiser, Könige und Fürsten aller Art, zu vermögen, ihre widernatürliche Stellung aufzugeben, fehlgeschlagen sind, da ferner diese Gewalthaber, statt dem Volke seine Bitten zu gewähren und es in seine angeborenen Menschenrechte einzusetzen, mit Kugeln und Kartätschen antworteten, da ferner ihre Ohren, taub für die Stimme der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, nur Heuchlern, Verräthern und Speichelleckern offen blieben, da, um allen Schandthaten die Krone aufzusetzen, diese Kaiser, Könige und Fürsten im Kampfe mit dem Volke die gräßlichsten, schauderhaftesten und unmenslichsten Hinrichtungen durch ihre gemeine Henker, Windischgräß, Zellachich und andere, vollziehen ließen und sich nicht scheuten, Mordmörder zu dingen, um brave Männer des Volkes aus dem Wege zu räumen, die Menschenrechte mit Füßen zu treten und tausend ehrbare Familien ins Unglück und Elend zu stürzen, und da endlich die ganze aufgeklärte Menschheit dieses erkennt und wünscht, daß die jetzigen Regierungsformen, wo erbliche Fürsten sich annahen,

das Haupt zu bilden, aufhören sollen, weil dieselben sich zu jeder Zeit schlecht und volksfeindlich erwiesen haben, die Fürsten aber auf eine brutale Art fortfahren, das Recht, welches dem Menschen von Gott verliehen ist, frei zu sein, zu unterdrücken und zu rauben, so sehen wir kein anderes Mittel, diese Todfeinde der Menschheit zu vertilgen, als daß wir Deutsch-Amerikaner und unsere gleichgesinnten Freunde demjenigen oder demjenigen Belohnungen aussetzen, welche auf irgend eine Weise die Barbaren des neunzehnten Jahrhunderts unschädlich machen; wir werden nicht ruhen, bis unser Zweck erreicht ist.

Daher setzen wir fürs Erste folgende Preise aus:

Für die Vertilgung des österreichischen Kaisers	30,000 Fl.
Für die Vertilgung des Preußen-Königs	25,000 Fl.
Für die Vertilgung irgend eines andern Königs, Kurfürsten, Herzogs u. dgl.	15,000 Fl.
Für den Kopf des gemeinen Henkers Windischgräß	10,000 Fl.

Wir glauben, diese Maßregel vor den Augen der Welt rechtfertigen zu können, da sie offen gegen gemeinschädliche Menschen, deren Herzen gegen alles Gerechtigkeitsgefühl verstockt, und deren Handlungen nicht besser, als die gemeiner Räuber und Mörder sind, gerichtet ist.

Wir glauben ferner und es ist unsere feste Ueberzeugung, daß es jeden freien Mannes heiligste Pflicht ist, das Ottergezucht so schnell als möglich von dem Erdboden verbannen zu helfen, und daß die Ausrotter dieser Majestäten von dem Volke einst hoch geschätzt und ihre Namen unsterblich sein werden, wie der eines Wilhelm Tell.

Für die pünktliche Auszahlung dieser Belohnungen, sobald der oder die Thäter sich gehörig ausgewiesen haben werden, an sie selbst, oder deren rechtmäßige Erben,

verpfänden wir unser Vermögen und unsere Ehre.

Im Namen des Vereins

L. M. Wollenweber,

Korrespondirender Sekretär,

No. 277 Nord Dritte Straße, Philadelphia, an welchen alle Anmeldungen und Briefe portofrei gesandt werden müssen.

Die vorstehende Proklamation ist, auf Briefbogen gedruckt, in der Expedition des Demokraten zu haben, namentlich zu dem Zwecke, dieselbe an Bekannte in Deutschland zu senden."

Seiner Bitte entsprechend nahmen mehrere deutsche Zeitungen die Proklamation auf; auch englische überleseten und besprachen sie. Der Public Ledger urtheilt am 9. März über dieselbe: „Dies mag ein guter Patriotismus sein, aber es ist gegen die Moralität“, wozu der Demokrat am 12. März bemerkt: „Damit verdammt der Ledger die gefeiertsten Namen der Menschheit, welche dasselbe vollbracht haben, was der Verein fordert, einen Mucius Scävola, Brutus, Wilhelm Tell, eine Charlotte Corday u. s. w., deren Thaten die Weltgeschichte verehrt und geheiligt hat. — Abgesehen davon, daß das Prinzip der Freiheit dem Prinzip der gewaltthätigen Unterdrückung gegenüber durch jene unbarmherzigen Tyrannen auf den Standpunkt der Nothwehr versetzt ist, daß wir, wenn wir Preise auf die Köpfe jener Brudermörder setzen, nur Gleiches mit Gleichem vergelten, denn sie haben nicht allein Preise auf die Köpfe Becker's, Struve's, Kossuth's und anderer Freiheits-Märtyrer gesetzt, sondern sie haben einen guten Theil derselben, deren sie habhaft geworden sind, sogar heimtückisch ermorden lassen. Daher ist es wahrhaftig kein feiges Unternehmen, sich an diese unerbittlichen Despoten heranzumachen, welche von Tausenden ihrer Gardien und Söldner beschützt werden, wer es wagt, setzt muthig sein Leben ein. Unschädlich gemacht müssen die Tyrannen werden, wenn die Freiheit der Völker aufblühen, wenn die

Geißeln gesprengt, und Ruhe und Frieden wieder hergestellt werden sollen. Würde irgend jemand uns einen anderen Weg anzeigen können, diesen erhabenen Zweck zu erreichen, ohne den blutigen Weg der Vertilgung der Gewaltthäter einzuschlagen, so würden wir den vorziehen. Wir kennen jedoch nach allen gemachten Erfahrungen keinen anderen!"

Viele deutsche Zeitungen, wie die New Yorker Staats-Zeitung, der Correspondent in Baltimore, der Freiheits-Freund in Pittsburg, der Wahrheitsfreund in Cincinnati und andere, tadelten und verdamnten die Proklamation und ihren Urheber, während Wollenweber auf diese Angriffe antwortete und die Proklamation vertheidigte. Ein von einem „Republikaner“ an Wollenweber gerichtetes „Eingefandt“ im Demokrat vom 14. April billigt sie jedoch und sagt, daß Carl Heinzen in einem Zeitungsartikel den Mord im Großen befürworte. Dazu veröffentlicht Wollenweber ein „Offenes Schreiben und freie Erklärung an meine Mitbürger in den Vereinigten Staaten“, das folgendermaßen beginnt: „Da die Proklamation an das deutsche Volk, welche auf die Unschädlichmachung der deutschen Fürsten Belohnungen setzt und von mir abgefaßt und unterzeichnet, von dem Befreiungs-Verein veröffentlicht wurde, bereits die Kunde durch meist alle englischen und deutschen Blätter der Union gemacht hat, vieles dafür und dagegen gesagt worden ist und einige deutsche Blätter den Verein und insbesondere mich als Mordhelmdrucker bezeichnet haben, so wird es für mich nothwendig, eine freie und offene Erklärung zu geben, und dann es jedem Freunde der Freiheit zu überlassen, zu beurtheilen, inwieweit ich verdammenswerth bin. — Der Plan, auf die Köpfe der deutschen Tyrannen Belohnungen zu setzen, ist der meinige. Ich theilte ihn meinen Freunden mit, er fand bei vielen Anklang und so trat durch Unterschriften von Beiträgen der Verein ins Leben.“ Der Schluß des Offenen

Schreibens lautet: „Darum nieder mit allen Tyrannen! Es lebe die Republik! L. N. Wollenweber.“

Demnach bestand der Befreiungs-Verein nur auf dem Papiere und sein einziger Beamter scheint der korrespondierende Sekretär Wollenweber gewesen zu sein. Auch ist nicht ersichtlich, daß er Versammlungen hielt oder sonstwie thätig war.

Es ist gegenwärtig schwer begreiflich, wie ein sonst verständiger und gutmüthiger Mann eine derartige Proklamation abfassen und veröffentlichen konnte, besonders da er wissen mußte, daß selbst wenn sich Mörder fanden, die versprochenen Belohnungen nicht ausgezahlt werden konnten. Das Revolutionsfieber muß seine Begriffe von Recht und Unrecht verwirrt haben, auch muß später seinem Gedächtniß der wirkliche Sachverhalt entschwunden sein. Die Attentate auf Kaiser Wilhelm am 11. Mai und 2. Juni 1878 riefen nämlich die Erinnerung an jene Proklamation wach, durch welche Wollenweber den Namen „Herschtenkiller“ erhalten hatte, und sie wurde in der Illinois Staatszeitung wieder abgedruckt, mit der Bemerkung: „Ob der gemüthliche Ludwig N. Wollenweber das Geld zur Belohnung der Fürstennörder wirklich bereit hatte, wissen wir nicht. Gemeldet hat sich bei ihm nach seinem Auftritte keiner.“

Auf Wunsch seines Freundes W. Rapp,

des Schriftleiters der Illinois Staatszeitung, gab Wollenweber am 21. Oktober 1878 Auskunft über das Entstehen jener Proklamation. Danach wurde in einer Versammlung des Heder-Vereins die Frage aufgeworfen, was man in Amerika thun könne, um den Gewaltthätigkeiten der Fürsten Einhalt zu thun, und nach einer erhitzen Besprechung der Angelegenheit schlug ein achtbarer Bürger, Eduard Bogt, vor, eine Proklamation zu erlassen, in welcher Preise für die Vertilgung der deutschen Fürsten ausgesetzt würden. Dieser Vorschlag wurde angenommen und ein Komitee von Fünfen ernannt, um die Proklamation abzufassen und sie im Demokrat bekannt zu machen. Wollenweber war einer der Fünf, nahm aber an der Abfassung keinen Antheil, da man ihn zum korrespondierenden Sekretär ernannte.

Um diese Angaben nur einigermaßen mit den früher berichteten in Einklang zu bringen, müßte man annehmen, daß Bogt und die Mitglieder des Komitees zu jenen Männern gehörten, denen Wollenweber seinen Plan mitgetheilt hatte. Auch ist wohl möglich, daß Mitglieder des Heder-Vereins am Erlaß jener Proklamation theilhaftig waren, aber nach Wollenwebers ursprünglichen Angaben zu schließen, kam der Verein als solcher nie nicht beschloffen haben oder verantwortlich dafür sein.

C. F. Such.

The German-American Turner Lyric.

(Aus „Wahneit.“)

Von Professor W. T. Learned.

Professor Learned, bekannt als einer der gründlichsten Kenner der Geschichte des deutsch-amerikanischen Elements, und von deutschem Geiste mehr durchdrungen, als hunderte unserer Landsleute, die sich ihres Deutschthums brüsten, aber sonst nichts als Phrasen für dasselbe übrig haben, hat in seiner Schrift, welche zuerst im 10. Jahres-

bericht der Gesellschaft für die Geschichte der Deutschen in Maryland erschien, dem Turnwesen ein Denkmal gesetzt, auf welches der Turnerbund und die literarisch in demselben thätigen Mitglieder stolz zu sein alle Ursache haben. Ein Denkmal, welches nicht nur von einer unmaßenden Geschichtsforschung auf diesem Gebete zeigt, sondern

auch von dem Wohlwollen, welches Professor Learned den Bestrebungen der Turner entgegen bringt, und ist es deshalb doppelt schade, daß die Schrift nicht in weitere turnerische Kreise gedrungen ist.

Nach einer geschichtlichen Einleitung, in welcher die trübste Zeit Deutschlands — die napoleonische Fremdherrschaft — mit markigen Zügen geschildert, und Zahn's hervorragende Thätigkeit gewürdigt werden, gedenkt Prof. Learned der vaterländischen und turnerischen Dichtung jener Zeit. Seine Zusammenstellung von Wehr-, Volks-, Studenten- und Turnliederbüchern von 1765 bis 1819 enthält wohl die vollständigste Liste der in jenem Zeitraum erschienenen Lieder- und Gedichtsammlungen, und zeigt von einem Quellenstudium, welchem die höchste Anerkennung gebührt.

Mit derselben Vorliebe und Gründlichkeit behandelt Prof. Learned die Geschichte und Dichtung der Turnerei in Amerika von 1825—1848 und die zweite Periode von 1848—1897. Freudig erkennen wir auch in diesem Theile der Schrift das umfassende Quellenstudium an, und die vorzügliche Behandlung, welche dem Stoffe zu theil geworden ist. Die Schrift enthält eine schöne Auswahl der Turnlieder und eine Liste der Turnerdichter mit Angabe von deren vorzüglichsten Gedichten. Bemerkenswerth sind die Schlussworte der interessantesten Schrift, die wir hier folgen lassen:

„Es ist vielleicht noch zu früh in der Geschichte Amerikas, über die kulturellen Verdienste der Turnerei in Deutschland und Amerika zu philosophiren. Zeitgenossen an beiden Seiten des Atlantischen Ozeans, welche nicht mit dem Turnwesen verbunden sind, sind geneigt, mit einem spöttischen Lächeln auf die Tendenz der Turner zu blicken, aber einige Angaben über diese Bewegung sind doch zeitgemäß und am Platze.

1. Die deutschen Turner haben Amerika ein System der körperlichen Uebungen gegeben, welches die Grundlage der ameri-

kanischen Athletik bildet und ganz besonders den neuen Turnbetrieb in den College-Gymnasien beherrscht.

2. Die Turner haben ein starkes Volkswerk nationaler Vertheidigung ins Leben gerufen, zu einer Zeit, als Kombyismus und andere Gesetzlosigkeiten das Leben vertheidigungsloser Bürger bedrohte. Ihre Disziplin erstellte in vielen Fällen eine wohlorganisirte Miliz.

3. Die Turner gaben ein edles Beispiel, in den ersten Reihen der Amerikaner zu sein für die Aufhebung der Sklaverei. Es war dieses in hervorragender Weise ihre erste Mission in Amerika. Sie kamen mit einem brennenden Verlangen nach Freiheit, erkannten aber, daß der einzig sichere Weg zur Freiheit die „freie Bahn“ der Aufklärung war und nur im letzten Falle der Appell an die Waffen. Es ist dieses ein noch unge schriebenes Kapitel in der Geschichte des großen Sezessionskrieges. Die Anregung zu dem Heldennuthe vieler jener kühnen Deutschen, welche ihr Leben für die Befreiung der Negerklaven opferten, ist auf die Lehre und das Beispiel der alten Zahn'schen Turner zurückzuführen.

4. Die Turnerei stand und steht noch für das Recht des Individuums und für die Freiheit des Gedankens und des Gewissens ein, und das Vorhandensein solcher Verbindungen im Lande der Freiheit ist ein heilsames Gemmiß für viele Mißbräuche, welchen Republiken leicht zur Preite fallen. Und während in der Meinung des puritanischen Amerikaners diese freidenkerischen Organisationen eine Drohung für die geheiligte Ueberlieferung sind, anerkennt der vorurtheilslose Beobachter kultureller Erscheinungen, daß derselbe Geist, welcher gelegentlich revolutionär auftritt, doch schließlich selbst den rechten Weg findet, und wenn er seinen besten Ein gebungen folgt, der Stimme der Vernunft nachgeben und die Lehren der Weisheit beherzigen wird.“

Humor und Pathos bei Fritz Reuter.

Aus „Für Haus und Herd“.

Von Dr. H. H. Fick, Superintendent des deutschen Unterrichts der Stadt Cincinnati.

In unserer unablässig vorwärts treibenden, rastlos drängenden Zeit empfindet ein jeder gelegentlich das Bedürfniß, sich auszuruhen, zu erholen. Wohl giebt es eine Zahl sogenannter Glücklicher, deren einzige Arbeit die Erholung ist. Aber sie verschwindet gegen die Menge derer, die einer Erholung von der Arbeit bedürfen. Der Mann im Lebensberufe, die Frau in der Zurückgezogenheit des Hauses, sie alle sind Räder und Räderchen in einer ungeheuren Maschine und können nicht aufs Geradewohl stille stehen. Das wäre aber auf die Dauer unerträglich, wenn nicht Mittel gefoten wären, sich dann und wann aus dem großen Triebwerke auszuheben und um die eigene Achse zu drehen, — wenn es nicht möglich wäre, einmal die Vorstellung los zu werden von dem Abgenutztwerden im Gesamtkörper.

Es giebt verschiedene solcher Mittel; das dauernd wirksamste und zugleich zugänglichste ist die Lektüre.

Tausende greifen zum Buche; nicht zu den bändereichen Werken der Wissenschaft, — nein, zu solchen Literaturerzeugnissen, die den ausgesprochenen Zweck haben, auf eine Weise von den Fesseln des eigenen Selbst zu befreien und den Sorgen der Wirklichkeit zu entriicken. Die Jugend, der die vielgestaltige Welt noch verschlossen ist, glaubt da einen Blick zu thun in die Triebwerke des menschlichen Daseins; das Alter, das mit dem thatkräftigen Wirken größtentheils zu Ende ist, lebt es betrachtend noch einmal durch; der Arbeitsunlustige erhält das Gefühl einer geistigen Beschäftigung; der Arbeitsame spannt sich aus und holt neue Spannkraft. Der Gedankenlose läßt sich inmitten buntbewegter Bilder dahinschleifen; der Denkende findet reichlichen Stoff zur Betrachtung; der Empfindsame

fühlt sein Gemüth lebhaft angeregt, und der Duldende schließlich schöpft aus dem Vorne des Trostes und vergißt das eigene Weh über den Schilderungen fremder Leiden und Freuden. Fast jeder beugt sich dem Zauber. Daher erklärt sich der fabelhafte Erfolg, welchen einige Unterhaltungsschriftsteller erzielt haben. Wird dieser Erfolg nun einem Autor zu theil, der in einem Dialekt schreibt, also immerhin nicht allen leicht verständlich ist, so muß derselbe es verstanden haben, mit seltener Kunst die Saiten des Menschenherzens zu rühren. Das war in höchstem Maße der Fall bei Fritz Reuter, dem Mecklenburger, der, am 7. November 1810 geboren, sich einen Namen in der Weltliteratur erworben hat.

Die deutsche Dichtung hat nur wenige vorzügliche Humoristen aufzuweisen; der größte aber, und zwar einer, der die besten anderer Völker übertrifft, ist eben Reuter. Das Plattdeutsche, in dem er seine meisten und jedenfalls alle hervorragenden Schöpfungen abfaßte, hat seiner Beliebtheit nicht den mindesten Abbruch gethan, sondern denselben einen weiteren Reiz verliehen. Es ist übrigens schwer denkbar, daß Reuter als Schriftsteller im Hochdeutschen hätte sich Geltung verschaffen können. Zu ihm, seiner Persönlichkeit, seinen Schriften gehört die Mundart, der Dialekt. Dem Dichter ist die Volkssprache von vornherein eine Hilfe; sie arbeitet ihm bei der Ausführung seiner Ideen in die Hände; in der Mundart ist das Typische des Volksharakters ausgeprägt. Der Dialekt zeigt den Durchschnittsmenschen, wie er ist, wie er denkt und spricht und handelt, bei Leid und Freude, hinter Topf und Pflug und auf dem sonntäglichen Kirchgange, unter Seinesgleichen, wie im Verkehr mit Höhergestellten oder Untergebenen.

Und auf dieser Unmittelbarkeit beruht der Erfolg der Reuterschen Dichtung. Sie ist durchaus natürlich und spiegelt Land und Leute der Gegend im Focus eines gefunden, niemals verlegenden Humors und mit einer aufrichtigen Menschenliebe.

Da sind die Erstlinge unter den Werken Reuters: Die „Läuschen un Nimmels“. Reuter hatte jahrelang durch das Erzählen anspruchloser Anekdoten in plattdeutscher Mundart seinen Zuhörern frohe Stunden bereitet. Diese Schnurren sammelte er und brachte sie in ansprechende Form; wohl sind es nur Kleinigkeiten, aber sie gefallen, weil in ihnen viel belauschtes Leben und köstlicher Humor, ergötzliche Szenen und komische Figuren sich finden. Der Dichter selber sagt:

„Meine Gedichte sind nicht, wie vornehmer Leute Kinder, mit kleinen Ohren und aristokratischen Händen, geschnürter Taille und zartem Teint in die Welt gesendet worden, die allenthalben rücksichtsvolle Aufnahme finden und sich dafür mit geizigen, zierlichen Worten bedanken. Nein! Sie sind oder sollen sein eine Kongregation kleiner Strassenjungen, die in roher Gesundheit lustig übereinander purzeln, unbekümmert um ästhetische Situationen, die fröhlichen Angesichts unter Flachshaaren hervorlachen und sich zuweilen mit der Thorheit der Welt einen Scherz erlauben. Der Schauplatz ihrer Lust ist nicht das gebohnte Parkett fürstlicher Salons, nicht der farbenglühende Teppich zierlicher Boudoirs; ihre Welt ist der offene Markt, die staubige Heerstraße des Lebens. Dort treiben sie sich umher, jagen und haschen sich, treten ernst umherstolzirenden Leuten auf die Beine, rufen dem heimwärts ziehenden Bauern ein Scherzwort zu, verspotten den Müttel, ziehen dem Herrn Amtmann ein schiefes Maul und vergessen, die Mütze vor dem Herrn Pastor zu ziehen.“

Zu den besten Stücken zählen „Dat Zähmittrecken“, „ne gaude Utred“, „De Ihr un de Freund“, „Won intricht“, „D.

Zöching Päsel, wat büist du för'n Esel“ und „De Sokratische Method“. Als eine Probe des unschuldig heiteren Tones möge „Dat kümmt endlich doch an den Rechten“ gelten.

De oll Postmeister Möller fröggt
 Den Jungen, de de Breiw utdröggt:
 „Hest du de Breiw besorgt, Jehann?“ —
 „Ja, Herr!“ — „Of den, de an
 Den Jehann Krijschan Engel wir,
 De bi den Snider Block is in de Lühr?
 Hest du sin Wohnung endlich funnen?“
 „Ja, Herr,“ antwurt de Burck, nachdem hei
 sik besunnen,
 „Ja, Herr. Doch mit den ollen Breiw
 Dor gung mit dat taurist ganz eklich schein;
 De Sak, de was sühr bisterig,
 Denn in die Laagerstrat, dor wahnt hei
 nich,
 Un wahnt en En'n lang wider an den
 Strand;
 Un wahnt nich rechtsch, — ne! linker Hand,
 Un wahnt of nich in'n drüdde Stock —
 Ne! hei wahnt unnen in den Keller;
 Sin Meister is nich Snider Block,
 Sin Meister, de heit Snider Teller;
 Sei sülwst, hei heit nich Krijschan Engel, —
 Ne, hei heit Nun'meriken Dürten Rist,
 Nu't is of keinen Snider-Vengel —
 Ne, Herr, 'ne olle Waschfru is't.“

Es ist eine große Reihe von originellen Gestalten, die Reuter geschaffen hat; komisch und ernst, gemüthlich und gemüthvoll. Allen wohnt der Zauber rechter und echter Lebenswahrheit inne. Da findet sich der redliche Havermann, neben ihm „sin lütt Dirning“, der ergötzliche Fritz Triddelstis, der alte Moses und sein Sohn, Pommesköpp, Stusühr, die Familie Nühler, Lining und Mining, der treffliche Pastor, Hamme Mütze, Küster Suhr, Vadder Witt und Vadder Swart mit ihren behäbigen Ehehälften, die Rambows, der Landesfürst, Stägebain, der Konrektor und nicht wenige andere, die meisten schon in dem Namen die Eigenschaft andeutend. Vielen ist eine oft wiederkehrende Sentenz in den

Mund gelegt, wie dem Jochen Müßler, der gerne die Worte gebraucht: „Dat is allens as dat Ledder is“ und höchstens einmal dazwischen hineinwirft: „Wat sall ik dabi dohn!“

Keine Figur in den Reuter'schen Schriften hat aber auch nur annähernd die Berühmtheit und Beliebtheit erlangt wie Bräsig, der „immerirte Entspekter“. In diesem Charakter, der in mehreren Werken wiederkehrt, hat Reuter herumgeseilt, bis er eine Figur zustande brachte, die auf Klassizität den begründetsten Anspruch erheben darf. Mit hingebender Liebe schmückte er seinen Lieblingshelden mit allem, was seine Phantasie, sein Humor, sein Herz Originelles, Dastisches, Gutes ausfindig zu machen wußten. Ein Allerveltsonkel ist Bräsig geworden; ein neckischer Kobold und ein getreuer Eckart; behäbig, wie der Name schon andeutet, nicht allein in Statur und Wesen, sondern auch seelisch, in Geminnung und Gesittung.

Bräsig, der ein sogenanntes „gebildetes Plattdeutsch“, das „Missings“, spricht, führt sich selber ein, wenn er sagt:

„Geboren biinn ich, und zwarsten in der Gänse-schlachter-zeit, um Martini aus, Nuno is mich nich bekannt geworden, indem daß die dazumalige Frau Pastorn Spickgänse ins Kirchenbuch gewickelt hatte; aber es muß in die vorigen achtziger Jahre gewesen sein, weil ich mir schon lange als Siebziger zu betrachten geneigt bin. Dies allens haben sie mich woll man bloß erzählt, aber es steht mich noch so deutlich vor die Augen, als wär ich dabei gewesen; wollt ich sagen: als hätt' ich's mit angesehen; wollt ich sagen: als hätt' ich einen Verstand davon gehabt.“

Der Junggefelle Bräsig, der „drei Brauten auf einmal“ hatte und doch keine Heirathen konnte, weil sein „gnädigst Herr Graf“ keinen verheiratheten „Entspekter“ beschäftigen wollte, ist hier und dort, das A und O, Anfang und Ende; er ist der treueste Freund Samermanns, theilhaftig

sich lebhaft an den Debatten im Mahnstädter Reformverein, übt ein Protektorat aus über die jüngere Generation, bewahrt eine Last von fremden Geheimnissen, kommt statt Louise zu einem Rendezvous mit Trid-delfitz und fällt, als er den „Windhund“ einfangen will, mit seinem Podagra in den Graben.

Wie außerordentlich rührend ist schließlich das Hinscheiden des biederen Alten geschildert. Er hat für die ihm Nahestehenden bestens geforgt und vermacht nun noch den Rest der Schule, denn, sagt er, „Korl, die Frau Pastorn hat zu leben, und du hast auch zu leben, aber mit die kleinen Schulkinder ist es ein Jammer! Und die Madamme Müßlern hat auch zu leben, und mein Pätth Mining hat auch zu leben, un Korl, du hast zu leben, und ihr alle habt zu leben, und ich hab' zu sterben.“

„Un dormit fung hei an tau phantasieren, un nu gung't los mit sine irste Jugendtid, as hei bi sinen Vader hadd Schap händen müßt, un de ein oll Samel makte em vel Bestwerlichkeiten, un hei röp Fru Müßlern, de süll em helfen, un Fru Müßlern set'te sik up sin Bedd un fot em rundting üm, un nu gung't los mit de drei Bruten un Fru Müßlern. Fru Müßlern küßte em de Würd' von den Mund weg: „Dat weit ik, Bräsig, min leim', oll Zacharias, dat weit ik.“ — Un iimmer düller würden de Phantasien, un dat hei Akzesser weßt wir bi de Sak — un de Indiziumis — un de junge Herr von Rambow un de Laubensee, un wo hei de Pistol in den See smeten un vir Gröschken in de Wedd verluren hadd. Un denn gung wedder mal en wunderbares Licht in em up, un hei vertellte sine olle, leime Fru Müßlern wunderbare Geschichten von de beiden Druwäppeling, von sin Pätth Mining, von Korl Samermann un Louise; äwer allens dörchenanner, un dorbi holl hei Fru Müßlern ehre Sand wiß, und mit einem Mal richt't hei sik tau Höcht un säd: „Frau Müßlern, legen Sie mich die Sand auf dem Kopf;

ich habe Ihnen immer geliebt. — Karl Sawermann, reiß mir die Beine, sie sind mir kalt.“ — Sawermann bed't, denn flog so'n lustig Lachen über Bräutigam's Gesicht, und langsam kammt' herut: „In dem Stil war ich dich doch über.“ — Denn was't all!“

In dem entschieden vortrefflichsten Werke Reuters, „Mit mine Stromtid“, kommt eine Stelle vor, welche ein Meisterstück genannt werden darf. Sie sei hier kurz geschildert: Einige Oekonomen haben sich zusammengefunden und sprechen über die schlechten Zeiten. Damals hatte Karl Sawermann ein Gut in Pacht. Der Zins war hoch, und trotz Geschick und Fleiß vermochte er sich nicht über Wasser zu halten. Zum Uebermaß starb sein Weib. Während die Leiche noch unbeerdigt war, kam in der Nebenstube der Hausrath unter den Hammer. Sawermann saß einsam im Garten, während drinnen auf seine Habe geboten wurde.

Mit dieser einfachen Situation beginnt die Erzählung, und ergreifend weiß Reuter in schlichter Weise sehen zu lassen, wie zu dem tiefgebeugten Manne ein kleines Mädchen tritt und ihm ein Marienblümchen in den Schooß legt. Es ist sein Kind; er nimmt es auf den Arm, und aus seinen Augen fallen Thränen auf Thränen. Im Zimmer selbst ist es leer geworden, sogar das Bett hat man verkauft, um das Begräbniß bestreiten zu können.

Die nun folgende Episode, wo das unmündige Kind die todte Mutter liebend streichelt, sich dann in den Schlaf weint und darauf der Vater, allein mit seiner Tochter auf einer Kiste in der öden Stube sitzend, die Leichenvacht bei seinem Weibe und seinem Glück hält, gehört zugeständenermaßen zu dem Erschütterndsten, was die Literatur aufzuweisen hat. Es heißt:

„Sei machte dat Finster up un keß in de Nacht herin; sei was düster för dese Johrestid, kein Stirn stunn an den Hewen, allens was swart betreckt, un warm un duftig weichte 'ne lisse Luft un süßzte in de Firn.

Von't Feld heräwer flog de Wachtel ehren Slag un de Wachtelkönig rop sinen Regenraup, un sachten föllen de irsten Druppen up de döstige Erd, un de let taum Dank för de Gaw den schönsten Geruch upstigen, den de Acker'smann kennt, den Erddunst, in den alle Segen för sin Mäh un Arbeit swemmt. — Wo oft hadd de em de Seel uprischt un de Sorgen verjagt un de Hoffnung belewt up en gaudes Johr! — Nu was hei de Sorgen los, äwer de Freuden of, eine grote Freud' was em unnergahn un hadd all de lütten mit sik reten. Sei machte dat Finster tau, un as hei sik umdreihete, stunn sin lütt Döchtling an't Carl un langte vergem's nah dat stille Gesicht, as wull sei strafen. Sei böhrte dat Kind höger, dat dat ankamen künn, un dat lütt Dirning strafte un eiete mit de warmen Hän'nen un de warmen Leiweswürd an ehr stilles Mutting un an den kollen Tod herümmer un keß denn den Bader mit ehre grotten Ogen an, as wull sei nah wat Unbegripliches fragen und pohlte: „Mutting — huh!“ — „Ja,“ säd Sawermann, „Mutting friert“, un de Tranen stört'en em ut de Ogen, un hei set'te sik up de Kist un namm sin Döchtling up den Schoot un weinte bitterlich. Un de Lütt fung of an tau weinen un weinte sik sacht in den Slav; hei läd sei weik an sik un flog den Noß warm um ehr, un so satt hei de Nacht dor un höll true Vitenwacht bin sin Fru un sin Glück.“

Es möge genügen. Reuter einigermaßen gerecht zu werden, ist in einem kurzen Aufsatze unmöglich. Im übrigen soll er gelesen werden, und zwar des öfteren. Reuters Grab deckt seinen Geist nicht zu.

Ergreifend schön ist Fritz Reuters Grabinschrift, die er seiner Frau in die Feder diktierte:

„Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein; Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein, Und irrt' ich im Dunkeln und fand mich nicht aus, Bei dir, Herr, ist Klarheit, und Licht ist dein Haus!“

Bilder aus der Geschichte der deutschen Einwanderung.*)

Es weht ein frischer Hauch durch das Deutschthum in den Vereinigten Staaten. Es fängt an, sich seiner Stellung, seiner auf einer rühmlichen Vergangenheit beruhenden Gleichberechtigung mit dem Anglo-Amerikanerthum, seiner Bedeutung als Kulturelement im Volksleben und wohl auch gelegentlich seiner Machtstellung im politischen Leben bewußt zu werden. Die Anzeichen sind zur Zeit freilich nur dem scharf beobachtenden Auge sichtbar und nicht durch handgreifliche Resultate in die Augen fallend, aber auch die geringen Anzeichen sind erfreulich, weil es beinahe hoffnungslos schien, die deutschamerikanische Bevölkerung aufzurütteln und an ihre Pflicht zu erinnern, ihr Volksthum vor dem Untergange zu retten.

Daß der mühsam angefachte Funke nicht wieder verlöscht, die kaum eingefleckte Bewegung sich nicht im Sande verläuft, muß unsere nächste Aufgabe sein. Ist das Deutschthum hier als solches zu retten, soll es nicht hoffnungslos mit seinem reichen Schatze kultureller Bildung untergehen, so ist jetzt die Zeit dazu, den Hebel frisch anzusetzen. Sollte der neu erglommene Funke nur ein Strohfeuer entzünden, so dürfte die Zeit der Wiedergeburt wohl verstrichen sein, und wir müssen das Deutschthum in Amerika seinem Schicksale überlassen.

Aber, wie gesagt, wir haben eher Ursache, hoffnungsfreudig in die Zukunft zu blicken, als trüben Gedanken nachzuhängen. Das muß uns aber ein Sporn sein, nicht müßig die Hände in den Schoß zu legen, sondern frisch zuzugreifen, um zu retten, was noch zu retten ist. Ein jeder in seiner Weise; sei es an sich selbst, indem er das heilige Erbtheil, das ihm durch Geburt und Erziehung zugefallen ist, hegt und pflegt; sei es im Familienkreise, daß es dort Wur-

zeln schlägt; sei es im Vereins- oder Fremdenkreise, oder im öffentlichen Leben, überall, wo deutsche Art und gute deutsche Sitte fruchtbaren Boden findet.

Das letzte Jahrzehnt hat den Boden empfänglich gemacht. Die Kenntniß der Geschichte der deutschen Einwanderung in großen Zügen und deren Bedeutung für die großartige Entwicklung des Landes ist in tiefere Schichten unserer landsmännischen Bevölkerung eingedrungen. Die Namen der Herren deutscher Abstammung, welche am Aufbau der Vereinigten Staaten rühmlichen Antheil nahmen, sind ihr keine fremden Namen mehr, doch trotzdem dürfte es am Platze sein, gelegentlich auch einen Seitenpfad auf der breiten Heerstraße der Geschichte einzuschlagen, der uns in das innere Volksleben führt. Begegnen wir auf diesen Seitenpfaden auch keinen großen Namen, keinen weltersehütternden Ereignissen, so leiten sie uns doch mitten hinein in das Leben und Treiben der deutschen Ansiedler vergangener Zeiten. Wir sehen deren Kämpfe um das tägliche Brod; fühlen deren Drangsale und bittere Leiden und lernen achten und schätzen deren unverwüßliche Ausdauer und die fast unbefiegbare Kraft des deutschen Volkscharakters, der trotz aller Demüthigung und Unterdrückung seinen Stempel dem Volksleben aufgedrückt hat.

Ich erlaube Sie nun, mich auf einige dieser Seitenpfade zu begleiten:

Ich führe Sie zunächst in die früheste Kolonialzeit zurück; in die Zeit, als die holländische Herrschaft noch kaum zwei Jahrzehnte alt war, und beginne mit dem Lebensbilde eines deutschen Landsmannes, der, wie noch gar mancher seiner Art, nicht die Würdigung und Anerkennung gefunden hat, die seine Thätigkeit im Interesse

*) Vortrag am 19. November 1910 im New York Turnverein, von S. Wehner.

des Volkes und der Volksfreiheit verdient hätte.

Neu-Amsterdam, das heutige New York, bestand nur aus wenigen Straßen, die unterhalb Wall Str. lagen. Kieft, ein despotisch angelegter Mensch, dabei beschränkt und nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht, war Gouverneur der neuen Niederlande. Ein buntes Gemisch verschiedener Völkerschaften waren die Bewohner der Stadt, unter ihnen befanden sich zahlreiche Deutsche, und ihr Einfluß machte sich bemerkbar im Handel und im Gewerbe, obgleich sich derselbe der holländischen Eigenart vollständig ein- oder vielmehr unterordnete.

Unter den zahlreichen Namen, welche trotz ihrer holländischen und später englischen Umschreibung den deutschen Ursprung nachweisen lassen, tritt besonders der unseres Landsmannes Jochem Peter Kuyter in den Vordergrund. Die älteren amerikanischen Geschichtsforscher, deren Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit vieles zu wünschigen übrig läßt, wenn es sich um Deutsche handelt, sind sich nicht einig über seine Abstammung. Der eine nennt ihn einen „sturdy Dane“ aus Lübeck, ein anderer läßt ihn aus Schweden stammen, und Ricker, der Verfasser einer gediegenen Geschichte von Harlem, dessen Autorität ich nicht bezweifle, spricht von ihm als „a Danish Gentleman“ aus dem Dithmarschen in Holstein. Das eigenthümliche Verhältniß, in welchem die deutschen Herzogthümer Schleswig und Holstein zu Dänemark standen, konnte Ricker schon verleiten, Kuyter als einen Dänen zu bezeichnen. Da nun aber in der That die Holsteiner Deutsche, und sogar sehr gute Deutsche sind, so dürfen wir unseren Jochem Peter getrost als unseren Landsmann betrachten.

Kuyter war ein Mann von hoher Bildung. Er diente mit seinem Landsmann und Freund Jonas Broncks, der erste weiße An siedler im heutigen Bronxgebiete, als

Hauptmann in der dänischen Armee in Ostindien. Wie sehr ihn die holländische Regierung schätzte, geht daraus hervor, daß sie Kieft anwies, ihm allen möglichen Vorschub zu leisten. Er kam mit Bronz nach Amerika freudig begrüßt von den Bürgern Neu-Amsterdams, und erwarb ein 400 Acker großes Stück Land im nördlichen Harlem und auf den Washington Heights. Sein Besitzthum nannte er „Segenthal“, „Segenthal“, aber Segen brachte es ihm nicht. Auf den älteren Karten der Manhattaninsel wird sein Besitzthum „Jochem Peter Platz“ genannt.

Seine Bildung, Fähigkeit und Energie brachten ihn bald in den Vordergrund des öffentlichen Lebens, aber zugleich auch in Konflikt mit dem Gouverneur. Zu einem bitteren Kampfe kam es zwischen ihm und Kieft, als der letztere einen Vernichtungskampf gegen die Indianer plante, der nur verhängnißvoll für die Bürger werden konnte. Kuyter, Broncks und andere protestirten energisch gegen die Absicht des Gouverneurs und verlangten, daß das Volk selbst darüber entscheiden sollte. Kuyter war das Haupt dieser Volkspartei, und so sehen wir ihn als den ersten mannhaften Vertreter der Volksrechte im Kampfe gegen despotische Willkür. Es verdient deshalb sein Name auch neben dem eines Jakob Leisler, dem Vorkämpfer und Märtyrer für Bürgerrecht und Gerechtigkeit und neben Peter Zenger, dem Verteidiger und Erkämpfer der Freiheit der Presse, die wir mit gerechtem Stolge unsere Landsleute nennen, genannt zu werden.

Kieft setzte seinen Willen, wenn auch erst zwei Jahre später, durch Hinterlist und Gewalt doch durch, 1642. Er führte, wie Kuyter voraussah, zu entsetzlichen Greuelthaten und Blutvergießen und zu einer fast gänzlichen Vernichtung der Ansiedlungen im oberen Theil der Manhattaninsel und in Westchester County.

(Fortsetzung folgt.)

† Wilhelm H. Wagner.

Am Morgen des 27. November 1910, kurz nach Mitternacht, ist der Herausgeber und Redakteur des „Deutscher Anzeiger“ von Freeport, Herr Wilhelm H. Wagner, aus dem Leben geschieden, und mit ihm ein Mann, dessen Fortgang nicht nur einen Verlust für seine Zeitung, seine Familie und seine nähere Umgebung, sondern für das ganze Deutschthum des Staates Illinois und des Landes bedeutet.

Denn er war ein echt deutscher Mann, tüchtig und hoch erfolgreich in seinem Beruf, unermüdet arbeitend, unentwegt treu seinen Grundsätzen, ein offener, ehrlicher, liebenswürdiger Charakter, und genoß die Achtung, ja die Liebe Aller, die mit ihm je in Verührung kamen.

Wir entnehmen dem ihm von seiner Zeitung gewidmeten Nachruf das nachstehende Lebensbild:

Der Verstorbene wurde am 14. März im Jahre 1841 in Gersbach, Amt Schopfheim, im schönen „Badner Ländle“, Deutschland, als Sohn des Herrn Pastors Wilhelm Wagner, des späteren Gründers unserer Zeitung, geboren, und kam im Jahre 1852, nachdem sein Vater ein Jahr vordem, durch die 48er Revolution gezwungen, in Amerika gelandet, und dann wieder nach Europa zurückgekehrt war, um die Familie zu holen, mit seinen Eltern und Geschwistern nach Amerika.

Nachdem er seine Schulbildung in der deutschen Sprache bei dem verstorbenen Lehrer Fried beendete, und sich auch in der englischen Sprache vervollkommnet, mußte er im Alter von 12 Jahren in ein Sattlergeschäft eintreten, um dies später mit der Stellung eines Clerks in einem Cigarrengeschäft zu vertauschen.

Als sein Vater im Jahre 1853 die Zeitung „Deutscher Anzeiger“ in's Leben rief, trat der junge Wilhelm in dies Geschäft ein,

und hatte nach einigen Jahren das ganze mechanische Departement unter seiner Führung, bis er im Jahre 1863 als Theilhaber aufgenommen wurde. Seit dem Tode seines Vaters im Jahre 1877 war er der Haupteigentümer der Druckerei, in welcher er im Jahre 1880 drei seiner Söhne als Theilhaber aufnahm, die bis auf Albert F. das Geschäft weiterführen werden.

Geschäftlich war der Dahingeshiedene stets von früh bis spät thätig und brachte dasselbe durch seine eiserne Energie und Willenskraft zur vollsten Blüthe. Als Chef-Redakteur war er wahrheitsliebend und gerecht, sagte und schrieb unerschrocken, was er für das Richtige hielt; wenn er je in dieser Beziehung gefehlt, so geschah es nicht mit Absicht. Er war so von Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe durchdrungen, daß an den einmal gefaßten Entschlüssen und Dispositionen nicht zu rütteln war — ein echter, kerniger deutscher Charakter, die leider immer seltener werden. Streng im Dienst, ernst in der Handlung, doch gesellschaftlich stets ein jovialer Mann, der sich immer für das Schöne und Erhabene begeisterte, wodurch er sich auf den vielen Sängerversammlungen, die er besuchte, viele Freunde erwarb, die ihm ein ehrendes Andenken bewahren werden.

Wir denken noch mit Vergnügen an das letzte Sängerversammlungs in Omaha, Neb., zurück, woselbst wir die Freude und den Enthusiasmus des nunmehr Entschlafenen zu bewundern Gelegenheit hatten, und uns an der jugendlichen Begeisterung dieses Sängerveteranen und Vereinsdirigenten erfrishten. Es war dies das letzte große Vergnügen, das er mitmachen und genießen sollte.

Schon als 22-jähriger junger Mann übernahm er im Jahre 1863 die Dirigentenstelle des „Sängerbundes“, die anfangs kein Salair abwarf, und hat diese Stelle bis zu seinem Ende, mit einigen Unter-

brechungen, die in die Jahre 1877, 1888—90, 1894—98, 1903—05 und 1906—09 fallen, in pflichtgetreuer, eifriger Weise vertreten. Unter seiner Leitung fanden in all' den Jahren viele erfolgreiche Concerte, Unterhaltungen, ja sogar Operaufführungen statt, und stets hat er bei diesen Veranlassungen mit Ehren bestanden. Er war in Sängerkreisen eine sehr bekannte und beliebte Persönlichkeit und bekleidete seiner Zeit auch das Amt eines Präsidenten des „Nordwestlichen Sängerbundes“.

Er war Mitglied des „Freeport Sängerbund“ seit dessen Gründung; Mitglied des „Germania-Vereins“, des „Deutschen Krankenunterstützungs-Vereins“ und des „Deutschen Pressvereins von Illinois“, sowie des „Pressverbandes des Westens“.

In politischer Beziehung war er ein starker Demokrat, verfocht stets die Prinzipien dieser Partei und versah in unserer Stadt im Jahre 1871 das Amt eines Stadtschatzmeisters, 1876—77 das eines Ass.-Supervisors. 1881 und 1882 vertrat er die

3. Ward im Stadtrath und wurde in den Jahren 1895 und 1910 als Präsident der Schulbehörde erwählt. Gewiß ein Beweis, wie sehr er das Vertrauen seiner Mitbürger genoß und wie hoch man seine Fähigkeiten und Unbestechlichkeit schätzte. Ferner war er bei der „State Bank“ als einer der Direktoren in unserem commerziellen Leben thätig.

Außer diesen kleinen Gelegenheitsämtern, hat er sich wohl selten um ein größeres politisches Amt beworben, was seinem ehrlichen Charakter auch fern lag.

Im Jahre 1861 verehelichte sich der Verstorbene mit Frä. Wilhelmine Senfarth, welche ihn nebst den Söhnen Albert F., Otto, Herman D., Oscar, Friedrich und Wilhelm und deren Familien, sowie drei Brüder Julius dahier und Fritz in Minneapolis und der Schwestern Frau Louise Kleinpell in Cahville, Wis., und Frau Friederike Reinecke in Elkader, Iowa, überleben. Der eine Sohn Paul ging ihm vor mehreren Monaten im Tode voraus.

† Emil Geisler, Davenport.

Nachruf von Dr. August Richter.

In Coronado in Californien hat am 19. Dezember 1910 eines der Mitglieder der Deutsch-amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois und einer der bestbekanntesten und beliebtesten Bürger deutscher Abkunft von Davenport und einer der reinsten und liebsten Freunde des Schreibers dieser Zeilen, Herr Emil Geisler, „Papa Geisler“, wie er, als er hoch in die Jahre kam, im Fremden- und Bekanntenkreise mit Vorliebe benannt wurde, dem unerbittlichen Naturgesetze des Vergehens, dessen Wirken die Menschheit mit „Tod“ bezeichnet hat, seinen Tribut bezahlen müssen. Am 11. April 1911 wäre er 83 Jahre alt geworden. Aber sein Herz ist immer jung geblieben, die Ideale der

Freiheit, der Wahrheit, der Schönheit, für die er sich in seiner Jugend begeistert hatte, hat er bis in sein Alter mit unerschütterlicher Treue festgehalten. Auf ihn paßte das Wort aus dem bekannten Mäckerlied auch „er war ein Jüngling in greisendem Haar“. Im Alter von 76 Jahren verlegte er seinen Wohnsitz von Davenport, dessen Bürger er seit dem Jahre 1852 gewesen, um in der Nähe seiner Tochter, Frau S. Claussen, zu leben und in seinen alten Tagen das herrliche Klima jenes Landestheiles zu genießen, nach Coronado in der Nähe von San Diego, Californien, von wo er aber öfter nach Davenport kam und dann immer Wochen, ja Monate hier blieb. So 1908, als er die Leiche seiner ihm durch

den Tod entrissenen treuen Gattin und Lebensgefährtin zur Bestattung hierhergeleitete, und 1909, als er mit 81 Jahren noch eine Besuchsreise nach Deutschland unternahm. Er betrachtete Davenport überhaupt immer noch als seine Heimath und nahm an den hiesigen Vorkommnissen und Geschehnissen den lebhaftesten Antheil. Noch vor wenigen Tagen erhielt der Kasjenwart der Davenport Turngemeinde, welcher „Papa“ Geisler seit dem 13. April 1886 angehörte, von ihm einen Check zur Begleichung seines Mitgliedsbeitrages und desgleichen Pastor Ned Lee einen Check, darstellend seine Weihnachtsgabe zur Bescherung der Kinder der Peoples Union Mission, welche Weihnachtsgabe diese von ihm seit vielen, vielen Jahren pünktlich erhielt. Hatte er doch für alle wohlthätigen, erzieherischen, aufklärerischen und künstlerischen Bestrebungen immer eine offene Hand.

Emil R. J. Geisler wurde am 11. April 1828 in Lunden, Dithmarschen, Schleswig-Holstein, Deutschland, als der Sohn eines Lehrers geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Nach seiner Confirmation bezog er das Lehrer-Seminar, nach dessen Absolvierung er eine Hauslehrerstelle einnahm. Dann kam die große Erhebung der Herzogthümer gegen das dänische Joch, in welche er mit voller deutscher Begeisterung eintrat. Er diente in der ersten Compagnie des 7. Bataillons der schleswig-holsteinischen Armee als Sergeant und kämpfte den ganzen Krieg bis zu dessen unglücklichem Ausgange im Jahre 1851 mit durch. Unter dem den deutschen Herzogthümern wieder aufgezwungenen dänischen Joch wollte er nicht leben und zog deshalb, wie Tausende und Abertausende seiner Landsleute, über's Meer, um sich in den Ver. Staaten eine neue Heimath zu gründen. Auch er hatte im neuen Lande schwere Lehrzeiten durchzumachen, rang sich aber durch und gelangte nach und nach, namentlich durch wohlvorbereitete Grundeigenthums-Käufe und Wiederverkäufe im Westen des Staates

(er war der Gründer der freundlichen Ortschaft Marne in Pottawattamie County) zu behaglichem Wohlstand, von welchem er den weitesten Gebrauch machte. Er war einer der Gründer des alten deutschen Schulvereins, dessen Schule er das lebhafteste Interesse entgegenbrachte, bis diese, nach Einführung des deutschen Sprachunterrichts in den öffentlichen Schulen zum Schließen gezwungen wurde. Desgleichen war er ein eifriges Mitglied der „Academy of Sciences“, da er sich für naturwissenschaftliche und archäologische Studien ganz außerordentlich interessirte. Er war einer der Mitbegründer des Schleswig-Holstein-Kampfgenoossenvereins, der im September 1872 in Vorbereitung der 25jährigen Gedenkfeier der Erhebung der Herzogthümer (24. März 1873) in's Leben gerufen wurde und war 22 Jahre (1872—1894) protokollirender Sekretär desselben. Auch nach seiner Uebersiedelung nach California war er auf jeder Jahresversammlung des Vereins (24. März) durch einen lebenswürdigen kameradschaftlichen Brief vertreten. Der letzte vom 20. März 1910 befindet sich noch in unserem Besitz und werden wir ihn als theures Andenken an den lieben alten Freund bewahren. Als die Freie deutsche Schulgemeinde in's Leben gerufen wurde, schloß er sich dieser auch sofort an und war mehrere Jahre Präsident derselben.

In der Davenport Turngemeinde, der er sich verhältnißmäßig spät anschloß, bekleidete er mehrere Termine das Amt des Zweiten Sprechers und war auch, wenn er dieses Amt nicht bekleidete, durch viele, viele Jahre immer eines der eifrigsten und pflichtgetreuesten Mitglieder des Ausschusses für geistige Bestrebungen. Auch für die Gluthbestattung hatte er ein reges Interesse. Er war von Anfang an ein Mitglied der Davenport Crematorium-Gesellschaft und mehrere Jahre deren Vizepräsident. Er war auch ein Ehrenmitglied des Deutschen Kriegervereins und ein Mitglied des Deutsch-Amerikanischen Pionier-Ver-

eins von Scott County seit dessen Gründung im Jahre 1902 bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums der Davenport Turngemeinde. Emil Geiskler war ein überzeugter Freidenker, wirkte für Volksaufklärung, wo immer er nur konnte, aber die Liebenswürdigkeit seines Charakters hielt ihn, bei aller Festigkeit seiner Überzeugung, von irgend welch' „schroffer“ Vertretung seiner Ansichten Andersgläubigen gegenüber zurück.

Er ist jetzt geschieden und hat, das glauben wir wohl mit Bestimmtheit behaupten zu können, keinen Feind hinterlassen, wohl aber viele aufrichtige, warme Freunde, von welchen die meisten ihm allerdings in das Land, „von dem Bezirk kein Wanderer wiederkehrt“, vorangegangen sind. Wie bereits oben erwähnt, ist ihm seine treue Gattin und Lebensgefährtin, die er hier in Davenport im Jahre 1855 geheiratet und mit der er im Jahre 1905 in Coronado, Cal., das seltene Fest der goldenen Hochzeit feiern konnte, bereits vor zwei Jahren im Tode vorangegangen. Seinen Tod beklagen seine Tochter, Frau J. Clausen in Coronado, Cal., und seine Enkelin Adele, die Tochter seiner ihm bereits im Jahre 1886 im Tode vorangegangenen Tochter Adele, Gattin des auch bereits aus dem Leben geschiedenen Herrn Otto Clausen, die seit etwas über einem Jahre mit Herrn Henry W. Subers verheiratet ist. So ist wieder einer der „guten Alten“ von Davenport heimgegangen, mit dem Schulter an Schulter wir manchen guten Kampf für Freiheit und Aufklärung durchgekämpft haben. Es kann einen ein Frösteln überkommen und unwillkürlich fallen einem die Worte Attinghausens in's Gedächtnis:

„Was thur' ich hier? Sie sind begraben alle,
Mit denen ich gewaltet und gestrebt.
Es lebt ein anders denkendes Geschlecht.
Unter der Erde schon liegt meine Zeit,
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr
braucht zu leben.“

Die Bestattung Emil Geiskler's hat am Nachmittag des 26. Dezember um 2 Uhr unter sehr großer Betheiligung — der Schleswig-Holstein Kampfgenossenverein, der „Deutsche Kriegerverein“, der Kampfgenossenverein von 1870—71, der Deutsch-amerikanische Pionierverein und die Scott Lodge No. 37 der Odd Fellows waren durch starke Delegationen im Trauergefolge vertreten — vom Hause der Frau Otto Clausen, 620 Nord Pine Straße aus nach dem Crematorium stattgefunden. Die Fülle und Schönheit der Blumenspenden, die als Zeichen der Achtung und Liebe für den alten deutschen Achtundvierziger Pionier und Vorkämpfer des Deutschthums in Davenport und Scott County und als Zeichen des Mitgeföhls mit den trauernden Hinterbliebenen gesandt worden waren, war bemerkenswerth. Im Hause und im Crematorium widmete Herr Gustav Donald dem aus dem Leben geschiedenen jahrelangen Freunde und Mitkämpfer für Freiheit und Recht, für alles Gute, Wahre und Schöne einen aus warmem Herzen quellenden, tiefempfundenen und von aufrichtiger Freundschaft, Achtung und Liebe getragenen, ehrenden Nachruf und richtete schöne, erhebende Trostesworte an die tieftrauernden Hinterbliebenen. Er pries sein langes Leben als ein besonders glückliches, weil er sich bis in sein hohes Alter neben bemerkenswerther körperlicher Rüstigkeit eine geradezu staunenswerthe geistige Frische bewahrt habe, die ihm gestattet habe, sein Leben bis zum letzten Augenblicke auszukosten. Er habe das Panier der Ideale seiner Jugend bis zum letzten Augenblicke hochgehalten. Pflicht der Nachfahren und namentlich der ihm im Leben nahegestandenen Freunde sei es, das seiner Hand entfallene Panier aufzunehmen und weiter zu kämpfen für Freiheit und Recht, wie die Väter der Republik sie verkündet, und für die deutschen Ideale, für das Wahre, das Gute und das Schöne, welche die Bürger deutscher Abkunft, und namentlich die alten

„Achtundvierziger“ mit in's Land gebracht hätten, weiter zu streben und, wenn es nothwendig sei — was ja sich in den letzten Jahren als dringende Nothwendigkeit herausgestellt habe — zu kämpfen. Mit ergreifenden Worten übergab Redner im Crematorium, das Emil Geisler mit hatte erbauen helfen, seine körperlichen Ueberreste der „reinigenden Gluth!“ Aber so heiß

diese seine körperlichen Ueberreste auch umfangen möge, so heiß sei sie nicht, um das Andenken Emil Geisler's in den Herzen seiner Familienangehörigen, ja Aller, die ihm im Leben irgendwie nahe gestanden hätten, jemals auszulöschen. Sein Andenken werde für immer ein gesegnetes sein.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, Sie bleibt geweiht für alle Zeiten.“

Zum Abschied.

Wieder hat das Chicagoer Deutschthum zwei alte, höchst verdienstvolle Mitglieder verloren — Hrn. Wilhelm Freund und Hrn. Philipp Maas, die beide ein beneidenswerthes Andenken hinterlassen.

Wilhelm Freund.

Wilhelm Freund stammte aus dem Hessischen. Er lernte in der Goldschmiedestadt Danau das Graviren, kam in den Fünfziger Jahren nach New York, Ende der sechziger Jahre nach Chicago, und baute hier ein großes Gravir- und Lithographie-Geschäft auf, das von seinen Söhnen fortgeführt wird. Er nahm an allen deutschen Angelegenheiten den lebhaftesten Antheil, ohne sich in irgend einer Weise an die Spitze zu drängen. Seine Haupt-Eigenschaft war sein prächtiger Humor und eine nie verlegende Satyre, die sich häufig in Versen Luft machte.

Dieser Eigenschaft gedenkt auch „Das Wochenblatt“ vom 24. November 1910 gelegentlich seines Leichenbegängnisses. Es schrieb:

„Es war eine „schöne Leiche“, wie man am Rhein zu sagen pflegt — die des alten Wilhelm Freund, den sie am Sonntag in stattlicher Zahl auf „Rosehill“ zu Grabe getragen haben. Des alten Wilhelm Freund, ohne den in Chicago kein Achtundvierzigerfest denkbar war. Er galt als die verkörperte Unsterblichkeit auf Erden, denn

mit Achtundachtzig kam er in die Redaktion des Wochenblatts so leichten Schritts, daß mancher sich mit Sechzig schämen konnte. Wenn der Humor einen Menschen alt werden lassen kann, so hatte Freund das beste Lebenselixir: goldenen Humor, der ihn auch in den schwierigsten „Fällen“ nicht verließ, und ein solcher Fall war der, den er vor nicht langer Zeit in den Keller that. „Er sei doch nicht auf den Kopf gefallen“, ließ er mir damals sagen und ich glaubte es ihm, denn auf den Kopf gefallen war Freund nicht. Auch als ich ihn noch kurz vor seinem letzten Appell an seinem Schmerzenslager besuchte, war ihm dieser Humor nicht ausgegangen. Er hatte eben eine schmerzhaft Operation durchgemacht und doch lag ihm nichts ferner als der Gedanke an den Tod. Er lachte herzlich über einen Einfall, den er gehabt und dann setzte er mit Behagen hinzu: In einigen Wochen bin ich wieder gesund und dann feiern wir ein Genesungsfest. Nun zu diesem „Genesungsfest“, das wußte ich, brauchte ich mir keinen neuen Frack zu kaufen, denn der Flügelschlag des Engels des Todes war bereits zu deutlich vernehmbar. Ich versprach wiederkommen, und das bin ich auch, aber zu seiner „Leiche“. Die geräumige Friedhofskapelle vermochte die Zahl der Leidtragenden nicht zu fassen und er selber hätte, hätte er gekonnt, sich darüber gefreut, daß auch die alten Knaben.

mit denen er alljährlich die Erinnerungen des „tollen Jahres“ durchlebt, soweit Gebrechlichkeit sie nicht daran verhinderte, an seinem Sarge standen. Und in ihrem Namen hat Kamerad Diez ihm, der selber so gern den Pegasus ritt, die folgenden Dichterworte in die Ewigkeit nachgerufen:

Den Nacken Wilh. Freunds.

Es lichten sich die Reih'n der alten Streiter,
Schon wieder stieg ein Held in's Schattenreich,

Ihn fällt die Thanatos, der schwarze Reiter,
Mit einem einzigen, wohlgezielten Streich.
Still ruht das Herz, das an die Rippen
pochte

Als einst der Märzsturm durch die Lande
zog,

Kalt ist das Blut, das in den Adern kochte,
Als mit Gewalt man stolze Nacken bog.

Er ist dahin, vorbei ist all' sein Kummer,
Er ging den Weg, den wir einst Alle geh'n,
Ein Achtundvierz'ger schläft den ew'gen
Schlummer —

Die Freiheitsfeuer leuchten auf den Höh'n.

Wir war's als hätten sie den S u m o r
begraben.

Lange nicht so alt, wurde

Hr. Philipp Maas,

der nur 65 Jahre erreichte, aber 60 Jahre
davon in Chicago gewohnt hat. Geboren

am 7. Juni 1845 in Oppenheim in Hessen-Darmstadt, war er mit seinen Eltern im J. 1850 nach Chicago gekommen. Und er blieb auch hier bis zu seinem Lebensende ein echter Deutscher, und nahm an allen deutschen Bestrebungen den thätigsten Antheil.

Lange Jahre war er der Verwalter der Arbeiterhalle in der Zwölften Straße, war einer der Gründer des Turnvereins „Vorwärts“, Altmeister der deutschen Freimaurerloge Lessing No. 557, A. F. & A. M., Mitglied des Wiley M. Egan Chapter, der Chicago Commandery, Tempelritter und Oriental Consistory.

Ein politisches Amt bekleidete er unter Bürgermeister Swift, das des städtischen Collectors. Bei der Begründung des Herren-Vereins des „Altenheim“ war er eifrig thätig, war lange Zeit Mitglied des Vollziehungsausschusses, auch ein Jahr hindurch dessen Vorsitzender. Er war einer der Begründer der Northwestern Brauerei und nahezu 30 Jahre Präsident und Sekretär der Waldheim-Friedhofs-Gesellschaft.

Im letzten Jahre wurde er leider von schwerer Krankheit befallen, von der ihn Freund Heim jetzt erlöst hat.

Er hinterläßt, außer seiner Wittwe, einen musikalisch hochbegabten Sohn, Hrn. Friedrich Maas.

Zur Deutschkunde in „Deutscher Erde“.

Zur Deutschkunde in „Deutscher Erde“.

Diese im Verlag von Justus Perthes in Gotha erscheinende und von Prof. Paul Langhans redigirte, vortreffliche Zeitschrift, die das Werden, Wachsen und Wandern des deutschen Volkes und die Ausbreitung seiner Kultur auf der ganzen Erde, und zu allen Zeiten behandelt, nimmt auch lebhaften Antheil an aller über das Deutschthum in den Ver. Staaten erscheinenden Literatur. So enthält Heft 6 und 7, S. 209 und 210, längere Besprechung über das von E. S e n j e verfaßte Buch:

Pennsylvanien im 17. Jahrhundert und die ausgewanderten Pfälzer in England, „Früchte deutscher Arbeit in Idaho“, nach Karl Cesar Eise, „The Dutch in New Netherland and in the United States 1609-1709, presented by the Netherland Chamber of Commerce in America,“ Nationale Erziehung in den Ver. Staaten von Nord-Amerika, von Max Griebich, Seminardirektor in Milwaukee, und „Die Deutschen im Bürgerkriege“, von Wilhelm Kaufmann, (Auszug aus den Deutsch-amerikanischen Geschichtsblättern).

Mitglieder- und Abonnenten-Liste.

Ehren-Mitglieder.

† Dr. phil. Albert v. Hüster, Generalmajor z. D., Stuttgart.
 Prof. Hermann Enden, Gießen.
 Prof. G. B. Greene, Champaign, Ill.
 H. A. Rattermann, Cincinnati, O.

Lebenslängliche. — Chicago, Ill.

Adams, Hon. Geo. G.
 Arend, Wm. Alf.
 Bartholomay, Henry, jr.
 † Binder, Carl
 Boldenwed, Wm.
 † Bolbt, Fritz L.
 Brand, Virgil
 Bus, Otto G.
 Dewes, F. F.
 Eberhardt, Max, v. v. F.
 Eberhardt, Dr. Waldemar
 † Gummerich, Ghas.
 Krausius, Fritz von
 Günther, Dr. C.
 † Heißler, Jacob
 † Hoy, Christian
 Hummel, Ernst
 Kalb, G. W.
 Klente, G. F.

Koop, Julius
 † Laabs, Gustav
 Langhorst, H. A.
 † Laßig, Moriz
 Löhr, Justus
 Madlener, A. F.
 Mannheimer, Mrs. Aug.
 Matthei, Dr. Ph. H.
 Mees, Fritz
 Ortseisen, Adam
 Paepcke, Hermann
 Neudorff, Hermann
 Rosenegk, A. N. v.
 Rudolph, Frank
 Schaff, Gotthard
 † Schlotthauer, G. H.
 † Schmidt, Leo
 Schneider, Otto G.
 Seifert, Rudolph

Seipp, Mrs. Conrad
 Spoehr, G. A.
 Spohn, Jacob
 Theurer, Jos.
 Trieb, Carl
 Niblein, Ed. G.
 Ulrich, Mich.
 † Vocke, Wm.
 Vode, Henry
 Wacker, G. H.
 Weiß, John H.
 Wieboldt, Wm. A.
 Wolf, Adam

Dayton, C.

Nieder, Eduard

Greenville, C.

Rabenberger, Geo. A.

Jahres-Mitglieder und Abonnenten.

Addison, Du Page Co.
 Seminar-Bibliothek.

Albany, N. Y.
 N. Y. State Library

Aurora.
 Klein, Peter

Baden-Baden, Deutschland.
 Hemberle, Eduard

Baltimore, Md.
 Gesellschaft zur Erforschung der
 Geschichte der Deutschen in
 Maryland.

Beckville, Ill.
 Andel, Gas.

Eckhardt, Wm., jr.
 Nath, Elias
 Merck, Frau Ghas.
 Kaab, Dr. G. P.

Berlin, Deutschland.
 Kgl. Universitäts-Bibliothek.
 Bibliothek des Kgl. Preuss. Mi-
 nisteriums für geistliche, Un-
 terrichts- und Medicina-
 Angelegenheiten.

Bloomington, Ill.

Behr, Heinrich
 Reich, Paul F.

Bonn, Deutschland.

Kgl. Universitäts-Bibliothek.
 (Herm. Behrend, Buchh.)

Bridgeton, Mo.

Kreuz, Dr. Arthur

Brywn Mawr, Pa.

Jessen, Prof. Dr. Karl Detlev.

Chicago, Ill.

Adler, Adolph
 Andersen, W. G.
 Arnold, Ad.
 Pachelles, G. v.
 Palatka, Christ. F.
 Paumann, Friedr.
 Paur, John
 Paur, Seb.
 Peder, A. W.

Peder, Herm. J.
 Pellinghausen, Wm.
 Penz, Aug.
 Penz, Aug.
 Perghoff, Herm. J.
 Perkes, Gustav A.
 Pirk, Jacob
 Plum, Aug.
 Plum, Simon G.
 Rodeuann, F. H.
 Roehmer, Wilhelm
 Rorcherdt, Alb. F.
 Prammer, F. H.
 Brand, Horace L.
 Brand, Rud.
 Braun, David F.
 Preitung, Alb.
 Prentano, Hon. Theo.
 Prill, G. F. G.
 Prillow, D. P.
 Pruebach, G. J.
 Pühl, Carl
 Rüttner, Emil
 Runte, Gustav A.
 Rurhard, D. F.

- Christmann, Dr. Geo. A.
 Claussenius, Geo. W.
 Clemen, Gustav
 Dabelstein, Sophus
 Dasing, Geo.
 Deuß, Edmund
 Deutsch-Amerikanischer Nationalbund, Zweig Chicago
 Diehl, F.
 Dierks, Herm.
 Dilg, Phil. H.
 Dittmann, Gust. H.
 Dony, John F.
 Ebel, Emil
 Eberlein, Fred
 Eitel, Emil
 Eitel, Karl
 Ellert, P. J.
 Emme, Justus
 Emmerich, Edw. G.
 Ernst, Leo
 Fleischner, Chas. H.
 Fleischmann, Jos.
 Frankenthal, G.
 Franz, Hugo
 Frommann, Emil
 Fürst, Cowad
 Fürst, Henry
 Gamer, Chas. V.
 Gärtner, F. G.
 Gash, G. R.
 Gash, Martin
 Georg, Adolph
 Gerhardt, Paul
 Germania Bibliothek
 Gerstenberg, G.
 Gerts, M. J.
 Girtlen, M. R.
 Glogauer, Kris
 Göß, Kris
 Grand, Leopold
 Graue, Joh. Geo.
 Greenebaum, Henry
 Greenebaum, Elias
 Greisenhagen, D. R.
 Grommes, A. R.
 Gunther, G. R.
 Haas, Louis
 Habicht, F. G.
 Hachmeister, H.
 Hahl, A. V.
 Halle, G. G.
 Happel, G. R.
 Harnisch, Dr. J. G.
 Harisch, Ed.
 Hartke, J. R.
 Hebel, Oscar
 Henne, Phil.
 Herzberg, Franz
 Hettich, Wm. A.
 Heuermann, H. W.
 Heym, Dr. A.
 Hild, Fred H.
 Hill, Hy. W.
 Hoefler, Mrs. Katharine
 Hölcher, Dr. J. H.
 Holinger, Consul A.
 Holinger, Dr. J. J.
 Holinger, Dr. Otto
 Hollenbach, F.
 Hottinger, Otto
 Huber, J. H.
 Hummel, G. R.
 Hundt, Carl
 Huttmann, H. W.
 Ides, Christ.
 John, Rev. Dr. M.
 Jozetti, Arthur
 Kempf, R. W.
 Kersten, Hon. Geo.
 Kirchhoff, H. Aug.
 Klappenbach, Alex.
 Klee, Mar
 Klein, Fred
 Klenze, Wm. J.
 Knoop, Ernst H.
 Koch, Rich. A.
 Kochs, Theo. A.
 Köhler, Phil.
 Kölling, John
 Koby, Louis D.
 Köpfe, Chas. G.
 Kraft, Oscar H.
 Kraft, Fred. W.
 Krause, John M.
 Kremer, G. G.
 Krefmann, Kris
 Kuhlmei, Albert
 Lachner, Dr. G.
 Lachner, Oberst Franz
 Lauth, J. P.
 Lesens, Thies J.
 Legner, Wm.
 Leicht, Edw. A.
 Leistner, Oscar
 Link, Frank
 Link, Rud.
 Lüders, Aug.
 Maas, Phil.
 Mandel, Leon
 Mannhardt, Emil
 Mannhardt, Hans
 Mannhardt, Wm.
 Mattern, Lorenz
 Maß, Otto H.
 Mayer, Henry
 Mayer, Hy. F.
 Mayer, Oscar F.
 Mechelke, Chas.
 Meier, Christ.
 Merz, G.
 Meyer, Chas. G.
 Michaelis, W. R.
 Müller, G. W.
 Müller, Gustav A.
 Müller, Hugo
 Müller, Paul F.
 Müller, Wm.
 Nebel, Kris
 Newberry Library
 Nigg, G.
 Orb, John A.
 Papke, Mar
 Pfeiffer, Geo. V.
 Pietsch, G. F.
 Piper, Mrs. H.
 Preß, Adam J.
 Public Library
 Ramm, G.
 Recher, David
 Redieske, Paul
 Rhode, R. G.
 Richter, Aug. R.
 Rose, Edw.
 Rubens, Harry
 Rudolph, Joseph
 Rückhaus, Louis
 Sala, Louis
 Sartorius, Ludwig
 Saurenhaus, Dr. Ernst
 Schaller, Heinr.
 Schapper, Ferd. G.
 Schießwohl, J. G.
 Schmidt, G. R.
 Schmidt, Fred.
 Schmidt, Fred W.
 Schmidt, Dr. V. G.
 Schmidt, Dr. D. V.
 Schmidt, R. G.
 Schmidt, Wm.
 Schoellkopf, Hu.
 Schöninger, Jos.
 Scholl, Carl
 Schrader, Otto
 Schulz, Henry
 Schulze, Paul
 Schulze, Wm.
 Schützen-Perein

- Schwaben-Verein
Schweifer, Wilh.
Seeger, Gen.-Consul Eugen
Seipp, Wm. G.
Siebel, Prof. A. G.
Staiger, G. W.
Stoffregen, Conrab
Strüb, Dr. G.
Suder, H.
Tatge, Gust. A.
Teich, Max
Terry, Prof. Dr. W. E.
Thielen, A. B.
Traeger, John G.
Trier, John
Zurugemeinde Bibliothek
Uhrlaub, Ad.
Verch, Fred.
Voss, Erik
Wackenreuter, G.
Wackerbarth, H. von
Wagner, G. W.
Wagner, Erik
Weber A. Edgar
Weinberger, A. F.
Weinhardt, H.
Wenter, Frank
Werno, Chas. A.
Wiener, Dr. A.
Wild, Dr. Theo.
Wolf, Fred. W.
Wolff, Ludwig
Wyssow, Felix
Zehn, B.
Zimmermann, W. A.
- Cementon, Va.**
Schadt, Rev. Thos. A. A.
- Cincinnati, C.**
Wilde & Co., A. G.
- Cuyahoga Hill, Ter.**
Vohmann, A. H.
- Davenport, Ia.**
Ride, Hon. G. A.
Matthey, Dr. Carl
Zurugemeinde
- Des Moines, Ia.**
Historical State Dept.
- Dresden, Deutschland.**
Kaufmann, Wilh.
- Duluth, Minn.**
Anneke, Percy G.
- East St. Louis, Ill.**
Abt, Paul W.
Bethmann, Robt.
Eggmann, Emil J.
- Evansville, Ind.**
Scholz, F. J.
The Willard Library
- Glain, Ill.**
Grelck, Wilhelm
- Port Wayne, Ind.**
Nackwitz, Hermann
- Göttingen, Deutschland.**
Kgl. Universitäts-Bibliothek.
- Golden, Ill.**
Gunninga, H. H.
- Gotha, Deutschland.**
Herz. Landes-Bibliothek
- Grand Rapids, Mich.**
Kriedrich, Jul. A. A.
- Greifswald, Pommern.**
Mügen-Pommerscher Geschichts-
verein
- Hannover, Deutschland.**
Kgl. Landesbibliothek
- Heidelberg, Deutschland.**
Universitäts-Bibliothek
- HIGHLAND, Ill.**
Hörner, John G.
Kabit, Selmar
- Hobart, Ind.**
Bruebach, Georg
- Indianapolis, Ind.**
Public Library
State Library
Keller, Joseph
- Iowa City, Ia.**
State Historial Society
- Joliet, Ill.**
Zehring, Louis
- Ithaca, N. Y.**
Cornell University
- Karlsruhe, Baden.**
Hemberle, Ed.
- Kiel, Holstein.**
Kgl. Universitäts-Bibliothek
- Königsberg i. Pr.**
Kgl. Universitäts-Bibliothek
- Leipzig, Deutschland.**
Kosberg Buchhandlung.
- Lincoln, Ill.**
Nautenberg, Ed. L.
- Madison, Wis.**
State Historial Society
of Wisconsin
- Manitowoc, Wis.**
Paenich, Emil
- Marburg, Deutschland.**
Universitäts-Bibliothek

Wendota,
Wödtner, John
Kieselbach, Otto

Milwaukee, Wis.
Public Library

Moline, Ill.
Drees, Wm. A.

Mount Prospect, Cook County,
Ruffe, Hon. Wm.

New Haven, Conn.
Yale University Library

New York City,
Kudlich, Hermann G.
Langmann, Dr. Gust.
Mehner, Hy.
Steiger, Ernst
Steiger & Co., G.
Public Library

Alto Center, Ill.
Schmidt, Rev. H.

Cal Park, Ill.
Parzen, Stephan
Hansen, H. G.
Kaul, Heinrich.

Georgia, Ill.
Bauer, V. F.
Reß, Rev. A. P.
Bourscheidt, P. J.
Gremer, P.
Kausler, David
Hornuth, Jos.
Johst, Val.
Kammann, C. H.
Kleene, F.
Vueber, Fritz
Wener, Aug.

Roskoten, Dr. O. J.
Sieberns, H. G.
Friebel, H. G.
Ulrich, Nic.
Willert, A. H.
Wolf, V. Ph.

Wern, Ill.
Frummer, Ghas.
Herbold, Ghas.

Philadelphia, Pa.
University of Pennsylvania
Germ. Amer. Hist. Society
Deutscher Pionier-Verein

Wosen, Deutschland.
Kaiser Wilhelm-Bibliothek.

Princeton, N. J.
University Library

Cutuch, Ill.
Porrmann, Hy.
Bürkin, Frau K.
Rusch, Julius W.
Tid, Adl. Emma
Tid, Adam
Freiburg, Jos., jr.
Heidbreder, A. H.
Heidbreder, H.
Heidemann, J. W.
Historical Society
Respohl, Frau Julius
Krimmeyer, Emil
Levi, Gdw.
Menke, F. W.
Cemning, Hy. A.
Pave, T. P.
Pfeiffer, H. G.
Public Library
Ruff, W. J.
Rupp, Fred
Schanz, Gottlieb
Schmidt, Dr. Alb.
Schott, J. P.

Zohm, Gdw.
Sommer, Aldo.
Sonnet, Frank
Steinbach, Hon. John A.
Steinwedell, Wm.
Van den Boom, J. H.
Wise, H. G.
Wolf, Fred.

Rock Island, Ill.
Haas, Jos. L.
Harms, Lothar

Sacramento, Cal.
Frauden, Ernest
Song Hall, Co. Cal.
Demuth, Hans

Springfield, Ill.
Kreund, J. W.
State Historical Library

St. Louis, Mo.
Kufel, J. P.
Mercantile Library
Public Library, Barr
Branch
Rothensteiner, Rev. John
Washington University

St. Paul, Minn.
Matt, Jos.

Stuttgart, Württ.
Strebinger, Oberst-Vicent.

Topeka, Kas.
State Historical Society

Utica, N. Y.
Oneida Hist. Society

Waukesha, Wis.
J. A. H. Kocher

Washington, D. C.
Congress-Bibliothek

Wiesbaden, Deutschland.
H. Römer, Buchhandlung.



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Elfte Jahresversammlung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.

Im großen Saale des Germania Klubhauses wurde am Abend des 13. Februar die jährliche Generalversammlung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois abgehalten. Der Präsident Dr. D. R. Schmidt eröffnete die Versammlung mit einer kurzen, gediegenen Ansprache, und hieß die Anwesenden herzlich willkommen. Darauf verlas der Sekretär Herr Emil Mannhardt den Jahresbericht, aus dem zu ersehen war, daß die Mitgliederzahl rund 400 Mitglieder beträgt, und daß die Ausgaben im verfloffenen Jahre gedeckt werden konnten, da ein Herr, der nicht genannt sein wolle, wieder ein recht bedeutendes Geschenk gemacht hätte.

Der Bericht lautete wie folgt:
Geehrte Mitglieder!

Ihr Verwaltungsrath freut sich, an Schlusse des 11. Gesellschaftsjahres Ihnen mittheilen zu können, daß die Finanzen, wenn nicht in üppigem, so doch in erträg-

lichem Zustande sind, daß die Mitgliederzahl zwar wieder durch Tod (10) und durch freiwilliges Ausscheiden (19) abgenommen, daß aber die schnelle Begleichung der ausgeänderten Jahresrechnungen zeigt, daß auch im begonnenen Jahre die große Mehrzahl uns treu bleiben wird. An neuen Mitgliedern gewann die Gesellschaft im verfloffenen Jahre 11 Jahresmitglieder und ein lebenslängliches.

Der Verwaltungsrath hat Ihnen ferner die Mittheilung zu machen, daß unser am 11. März vorigen Jahres verstorbenes lebenslängliches Mitglied, Herr F. L. Boldt, die Gesellschaft mit einem kleinen Vermächtnisse bedacht hat, dessen Erlangung freilich fast unwahrscheinlich ist, und jedenfalls erst nach vielen Jahren realisiert werden kann. Es wird hinfällig, wenn die verheirathete und etwa 35 Jahre alte Tochter des Testators nicht vor ihrem 62. Jahre stirbt, oder wenn sie noch Kinder bekommt, oder wenn

die Historische Gesellschaft zur Zeit des Ablebens der Frau Tochter nicht mehr besteht. Der Werth des Vermächtnisses ist ungefähr \$1,100. Es ist dies das erste Vermächtniß, das der Gesellschaft zufällt, — hoffentlich dient es zur Ermuthigung weiterer.

Ein wichtiges Ereigniß im Leben der Gesellschaft während des verflossenen Jahres war der Umzug der Office der Gesellschaft nach dem Zimmer 809 Schiller Bldg., wo der Präsident dem Sekretär zur Verminderung der Verwaltungskosten unentgeltlich einen Platz eingeräumt hatte, sowie die Verlegung der Bibliothek und des Archivs der Gesellschaft nach No. 848 George Str., wo es dem Sekretär gelungen ist, durch die Freigebigkeit seines Hauswirthes, Herrn Genjefe, ein geräumiges Lokal, gleichfalls unentgeltlich, zu erlangen.

Die Einnahmen der Gesellschaft betragen, einschließlich des von 1909 verbleibenden Kassenbestandes von \$70.69:

Von Mitgliedern u. Festen	\$1103.55
Anonymes Geschenk	817.50
Von Herrn Jos. Theurer	50.00

Zusammen	\$1971.05
Die Ausgaben auf	1860.52

Ein Ueberschuß von \$ 110.52
der sich in den Händen des Schatzmeisters befindet.

Wie ersichtlich, würden die Ausgaben die regelmäßigen Einnahmen weit übertreffen haben, wären die Geschenke nicht eingelauten.

Die Namen der durch den Tod ausgeschiedenen Mitglieder sind: die Herren F. L. Boldt, Wm. Freund, Fred. Voß, G. A. Nummerich, Janaz Baum und Philipp Maas, sämmtlich von Chicago, ferner Selmar Pabst und John Wildi, Highland, Ill., und zwei frühere langjährige Mitglieder, die Herren Wilhelm Wagner in Freeport, Illinois, und Emil Geisler, Davenport, Iowa.

Der Verwaltungsrath ersucht Sie, die Verstorbenen durch Erheben von den Sigen zu ehren.

Das Archiv und die Bibliothek sind erheblich erweitert worden.

Die Gesellschaft ist noch im Besitze von zusammen etwa 2000 der verschiedenen Ausgaben der Geschichtsblätter. Sie hat Schritte gethan, dieselben abzugeben, doch bis dahin ohne ersichtlichen Erfolg.

Der Bericht wurde gutgeheißen und der darin enthaltenen Empfehlung Folge geleistet.

Darauf hielt Prof. Julius Göbel von der Staatsuniversität von Illinois einen längeren Vortrag über das Thema „Der deutsche Ursprung des amerikanischen Freiheitsgedankens“. Ihm wurde aufmerksam zugehört, und er wurde auch am Schluß mit viel Beifall belohnt. Es gebietet uns an Raum, den ganzen sorgfältig zusammengestellten Vortrag zu veröffentlichen, seine Grundzüge waren etwa folgende:

Der Freiheitsgedanke geht nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, von den Presbyterianern und Kongregationalisten Neu-Englands aus, die nichts von Glaubensfreiheit und Trennung von Staat und Kirche wissen wollten. Sie bewiesen das mit ihrer Behandlung von Roger Williams, als er 1630 nach Amerika kam, voll von den Lehren des sächsischen Pfarrers Valentin Weigel in Zichoppau, und von Jacob Böhms, die beide Trennung von Kirche und Staat und Glaubensfreiheit verlangten.

Weigels und Böhms Schriften, waren schon Cromwell bekannt während der englischen Revolution, welche die Durchsetzung derselben Forderungen zum Ziel hatte, wie Weigel und Böhms. Williams, der diese Lehren nach Amerika brachte, kannte sie, da er John Milton im Deutschen unterrichtete.

Hieran schloß sich die Wahl des Vorstandes, an der sich natürlich nur die Mit-

glieder beteiligten. Das Ergebnis war folgendes:

Präsident: Dr. D. L. Schmidt.

Erster Vizepräsident: F. J. Demes.

Zweiter Vizepräsident: G. v. Wackerbarth.

Schatzmeister: Konsul A. Solinger.

Direktoren: Dr. J. P. Raab, Belleville, Illinois; Otto Kieselbach, Mendota, Illinois; Henry Bornmann, Quincy, Illinois; G. v. Wackerbarth und J. E. Sabicht, Chicago.

Der Deutsch-Amerikanische National-Bund.

Seine Ziele und was er bisher geleistet.

Von Dr. Wm. A. Fritsch, Vorsitzender des Ausschusses für Geschichtsforschung.

Wie ein mächtiger Baum mit seinen Zweigen, so breitet sich heute der National-Bund über Staaten und Städte aus; vor einem Jahrzehnt gegründet, war er erst klein und unbedeutend, aber bewährte Führer waren an seiner Spitze, die sich rührten und vorwärts strebten. Der National-Bund ist aus dem Zentral-Bund von Pennsylvania hervorgegangen, an seiner Wiege standen Männer der altherwürdigen Deutschen Gesellschaft von Pennsylvania und zimmerten die erste Plattform. Wahre deutsche Gesinnung, Liebe zur Muttersprache sowie zu deutschem Wesen und Verehrung für Alles was Deutschland groß und geistig hervorragend unter den Völkern der Erde gemacht hat, waren die Triebfedern zu der Vereinigung.

Es wurde gleich zu Anfang festgesetzt, daß sich der Bund nicht mit Politik befassen solle; außer wenn die Deutschen in dem was ihnen lieb und werth ist bedroht werden, ihre Muttersprache ihnen verkürzt werden sollte oder die persönliche Freiheit in Gefahr ist, greifen sie zur Nothwehr einmal in die Politik ein. Ebenso ist der Bund in Fragen und Sachen der Religion neutral und schließt dieselbe von seinen Berathungen und Beschlüssen aus.

Weil die Einwanderung jetzt viel geringer ist gegen früher, wird es den Deutschen in Amerika zur Pflicht gemacht, die heranwachsende Jugend in deutscher Spra-

che zu unterrichten, damit das Deuththum erhalten bleibe; der Bund empfiehlt deshalb, den deutschen Unterricht in die öffentlichen Schulen einzuführen, deutsche Schulen überhaupt zu unterstützen und die deutsche Sprache aufrecht zu halten, wo immer es nothwendig ist. Wenn die deutsch-amerikanische Jugend den Schulen entwachsen ist, soll ihr Gelegenheit gegeben werden sich in Fortbildungs-Vereinen weiter zu bilden und Lernbegierigen der Versuch von Vorlesungen über Kunst, Wissenschaften und Fragen von allgemeinem Interesse möglich gemacht werden. Friedrich Schiller's Worte „Das Schönste was ich kenne ' und wähle, ist in der schönen Form die schöne Seele,“ sind sicher von allgemeiner Bedeutung und auch für die Erziehung von Wichtigkeit. Die Kräfte im Körper üben, daß er gelenkig und stark werde, um dadurch auch auf den Geist günstig einzuwirken, zu solchem Zwecke ist der Turnunterricht unbedingt nothwendig; er sollte in allen Schulen eingeführt werden, nach dem deutschen System wie Friedrich Ludwig Jahn und seine Jünger es gelehrt haben. Die öffentlichen Schulen, sogenannten „Freischulen“, sind für Kinder von Eingeborenen und Eingewanderten, von Armen und Reichen, gleichmäßig gegründet, sie müssen von politischer Herrschaft, selbst von politischen Einflüssen frei gehalten werden und nur dem Pädagogen

der das Wohl der Kinder zu Herzen nimmt, zur Lehre und Erziehung anheimgegeben werden. Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika wird in der Neuzeit streng überwacht, es sind strenge Gesetze zur Kontrolle derselben im Congreß erlassen. Unter den jetzigen Gesetzen würde es Johann Jacob Astor, Professor Eduard von Holst und vielen jetzt angesehenen Deutsch-Amerikanern Schwierigkeiten gemacht haben in die Union zugelassen zu werden. Der National-Bund wendet sich gegen jede Einschränkung der Einwanderung gesunder Menschen aus Europa mit Ausnahme überführter Verbrecher.

Den Eingewanderten empfiehlt der Bund so schnell wie möglich die Bürgerpapiere herauszunehmen und an der Landespolitik als gute Bürger theilzunehmen; er verwahrt sich gegen zu strenge Gesetze bei Erlangung des Bürgerrechts und will die bestehenden Gesetze in milder, vernünftiger Weise ausgeführt haben.

Die Geschichte der Vereinigten Staaten ist von amerikanischen Geschichtschreibern oft in einseitiger Weise dargestellt worden und die Verdienste der Deutschen haben nicht die rechte Anerkennung gefunden oder sie sind mit englischen Namen wie in dem Falle von Herckheimer, der allgemein Herkimer genannt wurde, als Amerikaner in die Geschichtstafeln eingeschrieben worden. Der National-Bund empfiehlt deshalb „eine systematische Erforschung der deutschen Mithilfe an der Entwicklung des Adoptiv-Vaterlandes in Krieg und Frieden auf allen Gebieten deutsch-amerikanischen Wirkens von den frühesten Tagen an, zur Gründung und Weiterführung einer deutsch-amerikanischen Geschichte.“

Die deutschen Einwanderer kennen und lieben den deutschen Wald, sie wissen, wie im alten Vaterlande zum Schutze der Wälder eine Forstkultur betrieben wird, es ist deshalb natürlich, daß in Amerika, welches so sorglos mit seinen Wäldern umge-

gangen ist, die eingewanderten Deutschen für Schutz der Wälder sind—wozu sich denn auch der National-Bund bekennt. Diese kurz begründete Plattform des Deutsch-Amerikanischen National-Bundes zeigt, daß die Gründer von wahren patriotischem Nationalgefühl zu ihrem Adoptiv-Vaterlande besetzt waren und doch der Muttersprache und den Gewohnheiten der alten Heimath nicht entsagen wollten; wie diese ja mit den Pflichten eines wahren Amerikaners ganz vereinbar sind, und ein Deutsch-Amerikaner ein vollwerthiger Bürger unserer nord-amerikanischen Republik sein kann.

Die Verfassung des National-Bundes ist echt demokratisch; die deutschen Vereine einer Stadt haben ihre Stadtverbände, sie und einzelne Vereine im Staate senden Abgeordnete alljährlich zu einer Convention des Staats-Verbandes, wo über Sachen von allgemeinem Interesse für die Deutschen im Staate verhandelt wird und die Wahl der Beamten stattfindet. Alle zwei Jahre hält der National-Bund an einem vorher bestimmten Orte seine Convention ab, wo Abgeordnete aus allen Staaten zusammenkommen, um über das Wohl des Bundes zu berathen und die Beamten zu erwählen.

Die Staatsverbände geben einen Cent pro Mitglied ihrer Einnahmen aus Beiträgen der Stadtverbände, der einzelnen Vereine, und Einzelmitglieder an den Schatzmeister des National-Bundes ab, womit die Bundes-Exekutive die laufenden Ausgaben deckt und es möglich gemacht hat Flugschriften drucken zu lassen und zu vertheilen, sowie würdigen Unternehmungen Unterstützungen zu theil werden ließ. Im Rückblick auf die Wirksamkeit des National-Bundes während seines zehnjährigen Bestehens fällt es zuerst auf, daß derselbe anregend auf die Deutschen in den Vereinigten Staaten gewirkt und sie mehr zusammengebracht hat. Die Liebe zum alten Vaterlande, welche allen Deutschen einge-

boren ist, brachte das schon mit sich; die Deutsch-Amerikaner wollen Frieden und Freundschaft zwischen ihrem Adoptiv-Vaterlande und der alten Heimath und sind ernstlich bestrebt diese aufrecht zu erhalten. Als besondere Erfolge des Bundes sind die Folgenden zu verzeichnen. Im Anfange seiner Wirksamkeit stellte sich der Bund gleich auf Seiten der Freiheit und des Rechts, indem er Theilnahme für die Buren in Süd-Afrika zeigte, welche so aufopfernd und muthig für ihre Unabhängigkeit von englischer Oberhoheit kämpften. Der Bund ließ eine Petition zu Gunsten des tapfern Burenvolks an den Congreß der Vereinigten Staaten umgehen, welche von 1,500,000 Freiheitsfreunden unterzeichnet wurde. Hatte die Petition auch keinen äußerlichen Erfolg so zeigte sie doch den Britten, daß die Sympathien eines großen Theils der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten auf Seiten des Burenvolks waren.

Dem Bunde verdanken wir die Statue Baron von Steuben's auf dem Lafanette Platz in Washington, welche auf Veranlassung desselben vom Congreß der Vereinigten Staaten errichtet wurde und die von einem Deutsch-Amerikaner angefertigt, unter so großer Betheiligung von Deutschen und den Vereinigten Staaten Truppen in so glänzender Weise am 7. Dezember 1910 von der Tochter des Präsidenten Laft enthüllt wurde; bei dieser Enthüllung hielten Präsident Laft, der deutsche Botschafter, Richard Bartholdt und Dr. C. F. Hexamer Reden, die weithin einen Widerhall fanden und Freude unter den Deutschen hervorriefen.

Einem unserer tüchtigsten deutschen Heerführer im Unions Kriege, General Peter Osterhaus, fehlte noch immer die ihm schuldige Anerkennung, welche ihn über die Noth des Alters hinausshob, da verwandte sich der National-Bund für den Veteran und der Congreß bewilligte General Osterhaus nicht allein eine Pension,

sondern erkannte ihm den Rang eines Offiziers der regulären Armee zu.

Als im Jahre 1907 die Jamestown Exposition stattfand, arrangirte für den 1ten August desselben Jahres der National-Bund eine Deutsche Tag-Feier, um daran zu erinnern, daß an diesem Tage, 1775, die erste Unabhängigkeits-Erklärung von Deutsch-Amerikanern erlassen wurde.

Dem Congreß der Vereinigten Staaten wurde eine Denkschrift unterbreitet, welche die Vermittlung von internationalen Streitigkeiten durch internationale Gerichte befürwortete. Zu verschiedenen Zeiten in den Jahren 1906 und 1907 bemühte sich der Bund im Interesse der Einwanderer und empfahl eine gleichmäßige Vertheilung derselben über die Union, besonders zur Ansiedlung in Gegenden wo sie noch leicht ein Heim gründen können.

Als in San Francisco das Erdbeben stattfand und Zerstörung und Noth die Stadt am Goldenen Thore bedrohte, eröffnete der Bund eine Subskriptions-Liste mit 300 Dollars, ließ dieselbe herumgehen und hatte die Freude am 12. Juli 1906 dem San Francisco Zweige die Summe von \$2,420.75 übergeben zu können. Am 19. Februar 1907 wurde der Deutsch-Amerikanische National-Bund durch den Congreß der Vereinigten Staaten inkorporirt, nachdem dieser sich davon überzeugt hatte, daß der Bund ein gutes, amerikanisches Unternehmen, im Einverständniß mit den Gesetzen der Landes-Verfassung ist. Mit dem Ancient Order of Hibernians wurde vom National-Bund eine Vereinbarung geschlossen, nach welcher beide Organisationen in Sachen die sie gemeinsam angehen, auch gemeinsam handeln; so sind beide Organisationen entschlossen irgend einem Bündniß zwischen den Vereinigten Staaten und einer andern Macht, sei es ein geheimes oder besonderes, zu opponiren.

Ein Denkmal zu Ehren des tapferen Predigers und Generals Peter Mühlberg, wurde am 6. Oktober 1910 zu Phi-

Philadelphia enthüllt; auch diese Feier war ein Glanz- und Ehren-Tag für den National-Bund und das ganze Deutschthum.

Noch zu erwähnen ist, daß sich auf Anregung des Bundes ein Junior Orden des Deutsch-Amerikanischen National-Bundes zu Philadelphia gebildet hat, welcher Stipendien für Kunst-Institute an Schüler, die in einem Preis-Konteste erfolgreich waren, austheilen läßt. Auch ein Verein von Töchtern deutscher Pioniere hat sich in eben derselben Stadt gegründet und in beiden Vereinigungen wird jungen Männern und Mädchen Gelegenheit gegeben sich an der Erhaltung des Deutschthums in diesem Lande zu betheiligen.

Die neueste Aufgabe, welche sich der Bund gestellt, ist die Errichtung des Washington-Denkmal's in dem alten Germantown, jetzt zu Philadelphia gehörig; zur Erinnerung an die erste deutsche Massen-Einwanderung, welcher die Vereinigten Staaten so viel verdanken. Nach einer dem Vereinigten Staaten Congreß unterbreiteten Vorlage wird derselbe 30,000 Dollars beisteuern, vorausgesetzt, daß der Deutsch-Amerikanische National-Bund eine gleiche Summe aufbringt und der Bund ist nun an der Arbeit sein Versprechen einzulösen, was ihm sicher gelingen wird, da hinter ihm Hunderttausende stehen, die das Wort des National-Bundes gutmachen werden.

Was der National-Bund in seinen Staats-Verbänden geleistet hat, hält in einzelnen Fällen einen Vergleich aus mit dem was die Exekutive des Bundes gethan hat. In mehreren Staaten war das Deutschthum durch Fanatiker ernstlich in seiner persönlichen Freiheit bedroht, wie in Indiana, Ohio, Missouri, und es gelang nur dem einmüthigen Handeln der Deutschen und der lebhaften Agitation der Staatsverbände wenigstens das Schlimmste abzuwehren. Noch bleibt viel zu thun, um unsere amerikanischen Mitbürger zu

überzeugen, daß die Deutschen nichts Unrechtes verlangen und nur Gutes anstreben.

Der National-Bund zählt jetzt über zwei Millionen Mitglieder und wird wachsen und gedeihen; noch sind viele Städte ohne Vereine und zahlreiche Gemeinden schließen sich ohne Grund aus. Die deutsche Landbevölkerung der mittleren Staaten und des Westens kennen den National-Bund nur vom Hörensagen, sie über die Ziele des Bundes aufzuklären, werden Flugschriften ausgegeben und es muß den Verbänden in Staten und Städten an's Herz gelegt werden sie zu verbreiten und von Hand zu Hand gehen zu lassen.

Nur die Deutschen welche an dem Ererbten und Erworbenen, das sie mit in das neue Land herübergebracht haben, festhalten und das Gute mit zu theilen suchen sind wahre Kulturförderer. Denn je mehr wir von unserem Eigenthum behalten und es in kluger Weise vermehren, desto mehr können wir im Interesse des jungen, sich entwickelnden Staates, den wir zu unserm Adoptiv-Vaterlande gewählt haben, verwerthen.

Wir müssen also an der deutschen Sprache mit ihrem reichen Kulturschatze festhalten, die Ideale der besten Deutschen zu den unsrigen machen, dann werden wir eine andere und eine bessere Stellung in den Vereinigten Staaten einnehmen und die Achtung in unserm Volke genießen, welche uns zukommt.

Je mehr der National-Bund an Mitgliederzahl zunimmt, je reicher ihm die Mittel zufließen, je mehr kann er thun.

Die deutsche Schule muß gepflegt werden, zu diesem Zwecke ist es nothwendig, daß das Deutsch-Amerikanische Lehrer-Seminar in Milwaukee in den Stand gesetzt wird, gute Lehrer und Lehrerinnen über das ganze Land zu senden; es muß mit hinlänglichen Mitteln versehen und aus seiner Nothlage befreit werden.

Die deutsch-amerikanische Geschichtsforschung, welche Gerechtigkeit üben will und den Deutschen der Gegenwart, von den verdienstvollen deutschen Vorfahren berichtet, verdient mit ihren Geschichtsblättern sowohl vom Bund wie von den Deutschen die regste Unterstützung.

Die deutschen Zeitungen, das deutsche Theater, die Gesang- und Turn-Vereine sind Stützen des Deutschtums und somit des Deutsch-Amerikanischen National-Bundes, der auch sie stärkt und ihnen nützt, so wünschen wir denn, daß der Bund vorwärts schreite und bei seiner Arbeit sich immer mehr vertiefen möge.

Bewahre treu das deutsche Wort,
Es ist des Deutschen Licht und Hort;
Wer es nicht wahr't wie seine Ehr',
Der ist kein echter Deutscher mehr.
Der Sprache Leben, Geist und Pracht,
Sei dir das Höchste, deutsche Wacht! —

O deutscher Bund, du „Deutsche Wacht“,
Dir sei hiermit ein Hoch gebracht!
In deinem schweren Freiheitskrieg
Sei dir beschieden Sieg um Sieg!
Was Deutschland groß und stark gemacht,
O hüt' es treulich, deutsche Wacht! —

Zur gefälligen Brachtung!

Deutsch-Amerikaner oder deutsche Vereinigungen, welchen die Verbindung mit den Verbänden ihrer Stadt und ihres Staates fehlt, belieben sich an den Sekretär des Bundes, Adolph Timm, 522 W. Lehigh Ave., Philadelphia, Pa., zu wenden; wegen Anschlusses von Frauen-Vereinen an Frau E. J. Dornhoefer, 505 Wender Ave., Bronx, New York City.

Auskunft über den Junior Orden erteilt der Sekretär desselben, Hermann Seyl, Jr., 500 N. Fourth St., Philadelphia, Pa.; über die „Daughters of German Pioneers“, deren Sekretärin, Gertha Timm, 522 W. Lehigh Ave., Philadelphia, Pa.

Das National-Denkmal der Deutsch-Amerikaner.

A u f r u f !

In die Zweige des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes und an die Deutschen der Ver. Staaten.

Nach bedeutender Mühe ist es endlich gelungen, die Vorlage für eine Bewilligung von \$25,000 für ein deutsch-amerikanisches Nationalmonument vom Repräsentantenhause des Congresses unter der Bedingung zu erlangen, daß der Deutsch-Amerikanische Nationalbund eine gleiche Summe beisteuert. Sowie die nöthigen Formalitäten im Senat und beim Präsidenten erledigt sind, müssen \$25,000 von dem Bunde vorhanden sein. Als die Vorlage vor den Congress gebracht wurde, war es nicht, um Geld von der Nation zu erbetteln, sondern aller Welt zu zeigen, daß der Congress und der Präsident der Ver.

Staaten unsere deutsch-amerikanischen Mitbürger als von gleicher Bedeutung schätzt wie die englischer Abstammung; da schon früher eine große Bewilligung für das Monument der Pilgrimväter gemacht worden ist. Für den Pastorius-Monument-Fonds sind nach Abzug der Unkosten des bereits am 6. Oktober 1908 gelegten, mit dem herrlichen Bronzereliefs des Bildhauers Otto Schweizer versehenen Gesteins \$7,916.30 jetzt in der Kasse und weitere \$8,640 sind gezeichnet, aber noch nicht eingezahlt. Es ergeht nun an die Subskribenten die ergebenste Bitte, alle noch nicht gezahlten Beiträge sofort an den Schatzmeister des Fonds, Herrn Hans Weniger, 437 Arch Str., Philadelphia, Pa., einzuschicken. Ferner werden alle

Zweige aufgefordert, in ihren Distrikten zuverlässige Agenten zu engagiren, um Gelder zu sammeln und die Checks auf den Namen von Hans Weniger (Checks drawn to the Order of H. Weniger, Treasurer) ausgestellt, prompt an denselben einzuschicken. Das Deutchthum wäre bis auf die Knochen blamirt, wenn es unmöglich sein sollte, \$25,000 für sein National-Deutlmal aufzubringen, mit dem das ame-

rikanische Volk es ehren will. Jeder, der nur irgend kann, sende seinen Beitrag, und sei er auch noch so klein, direkt an den Schatzmeister, Herrn Hans Weniger, 437 Arch Str., Philadelphia, Pa. Mit vorzüglicher Hochachtung,

Dr. C. J. Hegamer, Präj.
Abolph Timm, Sekretär.

Philadelphia, 14. Februar 1911.

Charles Sealsfield über General von Steuben.

Die nachstehende kleine Charakterfizzze Steubens von Charles Sealsfield (Karl Postl), unserem bedeutendsten deutsch-amerikanischen Dichter, verdient gerade jetzt, wo dem großen General ein Denlmal gesetzt wurde, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Die Skizze entstammt einem Kapitel von Sealsfields berühmtem Roman: „Morton oder die große Tour“, werrin der Dichter mit pathetischem Blick die dämonisch-verhängnißvolle Macht des Geldes auf die Geschichte Amerikas darstellt, die damals, in den dreißiger Jahren, langsam aufzusteigen begann. Das Kapitel selbst trägt die Ueberschrift: „Die deutschen Emigranten“ und zeigt wie warm des Dichters Herz für seine Landsleute schlug. Ein biederer alter Deutsch-Pennsylvanier, der im Befreiungskrieg unter Washington und Steuben als Oberst gedient, erzählt dem jungen Amerikaner Morton von seinen Erlebnissen und schildert dabei Steuben mit folgenden Worten:

„Dieser herrliche Baron Steuben! diese edle, kräftige, gemüthliche und wieder so stolze, kühne Seele!“

„Er lebte und lebte ganz in Amerika. Er hatte einen glänzenden Dienst, die Nähe des großen Friedrich, dessen General-Adjutant er gewesen, das berühmteste Heer Europas, die ausgezeichnetsten Generale, die glänzendste Zukunft aufgegeben, um in unsern Wäldern mit Mangel und Noth alle-

Art zu kämpfen, sein Blut für die heilige Angelegenheit der Menschheit zu verspritzen. Immer jedoch war er heiter, immer ruhig; nur als er den Culminationspunkt seiner Wünsche erreichte, als die britische Armee bei York ihre Gewehre streckte, und endlich der Friede die Unabhängigkeit der Staaten sicherte, da erst sah man ihn Thränen der Freude vergießen. Es war, so sagte er uns oft, der herrlichste Moment seines Lebens, der ihn selbst die Noth, in welcher er mit der ganzen Armee sich befand, vergessen ließ.“

„Wir standen damals in und um Newyork. Die englischen und französischen Generale gaben sich Feten über Feten; alle Tage Feten, zu denen natürlich auch wir geladen wurden, zu unserm bitterm Schmerz geladen wurden, obwohl wir gerne refuirt hätten; denn wir hatten kein Geld. Wie empfanden die Offiziere einer Armee den Mangel des Geldes schärfer, bitterer! Wir, die Sieger, die Befehlshaber des amerikanischen Heeres, die Generale, die Stabsoffiziere, hatten kein Geld; keine tausend Dollars waren in unserm ganzen Lager. Unser Sold war seit Jahren rückständig; die Regierung voller Schulden, ohne Kredit; auf die sogenannten Kongressnoten gab keiner etwas. Es waren die drückendsten Bankette, zu denen je Männer von Ehrgefühl geladen wurden; und erscheinen mußten wir — wie Schlachtopfer. Wir knirich-

ten vor Wuth, aber keine Hilfe. Unsere Scham, Verlegenheit und Verzweiflung wuchs mit jedem Tage; das Hohnlächeln der geldstolzen Britten war nicht mehr auszuhalten. Es war darauf angelegt, uns recht zu demüthigen, und die leichtsinnigen Franzosen, unsere Allirten, gingen nur zu gerne in die Absichten der hohnlachenden Engländer ein; denn obwohl sie mit uns gegen diese gekämpft hatten; nach dem Frieden standen sie uns gegenüber; — es vereinigte sie ein Band, das wir zerrissen hatten — sie waren Beide Royalisten. Der edle Steuben endlich konnte es nicht länger mehr aushalten. Diese geldstolzen Britten, sprach er, und diese leichtsinnigen Franzosen, sie verhöhnen uns offenbar mit ihrem Aufwande, ihrer Verschwendung, weil sie wissen, daß wir es ihnen nicht gleich thun können, wissen, daß wir gar nichts thun können. Und wir müssen etwas thun, uns glänzend revangiren, oder unsere Ehre leidet. Alle fühlten die Wahrheit, und waren bereit. Aber wir — wir hatten kein Geld,

und zum Bankettgeben gehört, wie zum Kriegführen, Geld und wieder Geld. Baron Steuben half endlich. Er hatte noch einiges Silbergeschirr, Familienstücke, einige Pretiosen, ein paar herrliche Reitpferde und ein reich mit Brillanten besetztes Medaillon seiner einstmaligen Liebe. Er opferte Alles — Alles opferte er, junger Mann; sein Letztes, um die Ehre eines Landes, eines Offizierkorps zu retten, von denen Manche ihm im Vermögen hundertfach überlegen waren; denen es nur ein Wort gekostet hätte um einen Kredit von Tausenden zu eröffnen. Ach, junger Mann — er opferte für das Land, für das er sein Blut verspricht, sechs Jahre verspricht, und das ihm nicht den zehnten Theil seiner Gage bezahlt hatte, daß sein Schuldner war — sein Letztes. Ach, die Fete war glänzend, aber das Miniaturbild preßte ihm doch noch manchen Seufzer aus. Herrlicher Steuben! — und er starb — und das Land blieb sein Schuldner!“

Address Delivered at the Unveiling of the Steuben Statue, Washington, D. C. December 7th, 1910.

By HON. RICHARD BARTHOLDT, of Missouri.

Mr. President and Fellow-Citizens:

When the Declaration of Independence was read in Philadelphia, the whole civilized world listened, the rulers with misgivings, the people with exultant hope. It was the greatest political deliverance in history, and served notice on both the governed and those who govern, that freedom, resting not on institutions, but on the necessities of human nature, is no mere abstract idea, but a vital principle of national life. France immediately responded, the people with their honest sympathies and the monarch with his material aid, the latter prompted by his hostility to Great Britain, the former in-

spired by the writings of Voltaire and Rousseau for the cause of democracy and liberty. Many other countries, from various motives, seemed ready to extend their moral support to the colonies, and many tongues were represented by the men who came to draw their swords for freedom's sake. History tells us that among the men who came from foreign lands there was none who rendered more valuable service to the cause of American independence than did that brave Prussian soldier whose memory a grateful country honors today, Baron Steuben. As one of the military godfathers events incident to his service and his

name and achievements are a monument more imperishable than this statute of bronze in the annals of his adopted country and in the hearts of his countrymen.

American independence was achieved through love of liberty, through military skill and through courage and unswerving fidelity to the cause, and it was maintained through the wisdom of statesmanship which made the experiment of self-government a success. All these superb qualities were essential to the final triumph, and the lack of either one would have spelled failure. Historians agree that in Washington these qualities were found combined; that he excelled in them all. Steuben's opportunities were limited to the display of military knowledge and the exercise of soldierly skill. His was a master mind when it came to meet the requirements of organization, fundamental tactics and strategy. But there was something else in him. We cannot read the darker chapters of the struggle for independence without becoming deeply impressed with those qualities of which the poet says: "If they were not as old as the world, I believe a German would have invented them," namely, loyalty and perseverance. No American patriot could have been more unfalteringly true and more stubbornly faithful to the cause of the colonies, and none more courageously sanguine as to the final outcome than was that rugged soldier of two worlds. It seemed as if his power of resistance grew in proportion with the difficulties and obstacles which confronted the colonists, and his own confidence, together with the order and discipline and economy which he enforced, became at once the comfort and consolation of his equals and superiors, and the inspiration of the rank and file of the army.

Let history speak for itself. Friedrich Wilhelm August von Steuben came to this country, after a stormy passage,

on December 1, 1777. He was then 47 years old, and, as the descendant of a military family, had practically been a soldier since his 14th year, when he accompanied his father in a most strenuous and bloody campaign. Reared in the rigorous military school of Frederick the Great, he entered the king's army at the age of 26, and participated in nearly all the great battles of the Seven Years War. Later he became Adjutant General of Frederick the Great, and in this position had occasion to thoroughly familiarize himself with the important tasks of providing for and equipping the troops, of securing and caring for arms and ammunition, of their inspection and control, and of the drilling and training of soldiers, the very essentials which later made his services so invaluable in the Revolutionary War. At the end of the Seven Years War he was granted a comfortable pension which would have enabled him to live a life of ease for the rest of his days, but on a visit to Paris he became acquainted with several prominent men of the French Court, and also with Benjamin Franklin, the American emissary, who tried to prevail on him to offer his services to General Washington. At that particular time things looked rather blue for the colonists. In spite of his masterly strategy and the bravery and self-sacrificing spirit of his troops, Washington had been forced to retreat from New York, through New-Jersey and across the Delaware, and camped with an army diminished and discouraged, and incapable of larger undertakings, in Pennsylvania. The cause of all the reverses had mainly been the lack of discipline. Up to that time American soldiers had fought only against Indians, which, it is true, caused them to excel in marksmanship, in skirmishing, and in the ability to undergo great hardships, but they could not well hold their own in open battle against the

well trained British. The French government was fully aware of that fact, and it also recognized that Baron Steuben, the pupil of Frederick the Great, would be the right sort of man to create order out of chaos, to properly drill and equip the American army and make it equal to any emergency. The appeals in behalf of American freedom found an echo in Steuben's heart and he accepted the offers made to him. When, after a voyage of more than two months, he landed at Portsmouth, the first news he received was of important American successes in the State of New York, and of the surrender of the English general, Burgoyne, with his whole army. New York, Philadelphia, and nearly the whole coast, however, were still in the possession of the British, and Washington's army was nearly frozen and starved to death in winter quarters at Valley Forge. Steuben was everywhere received with due honors.

Congress readily accepted the offer of his services as a volunteer, granted him the rank of major-general, and entrusted him with the task to drill the troops and establish better order in the commissary and other departments. On the way to Valley Forge, Steuben and his retinue came through Lancaster, where the many Germans residing there accorded him a royal welcome. General Washington, too, received him most cordially and with all the honors due an officer of high rank. The winter quarters presented a most sorrowful appearance. The troops were in want of practically everything—clothing, provisions, arms and ammunition—and discipline and military order seemed unknown. When the enlistment of a soldier had expired, he took musket and uniform home with him; if fatigued, he threw away whatever was burdensome to him. There were 5,000 muskets more on paper than were required, yet many sol-

diers were without them. Steuben's first task was, therefore, to inaugurate a system of control over the needs and supply of arms, and, in course of time, he succeeded in carrying this control to such perfection that, on his last inspection before he left the army, there were but three muskets missing, and even those could be accounted for.

In drilling the troops the Inspector-General at first experienced great difficulties on account of his deficient knowledge of English. The story goes that on one occasion when he could not express himself with enough vigor, he turned to one of his officers and begged him to swear at the stupid troops for him. But he carried on the exercises with characteristic perseverance and every morning used to rise at 3 o'clock and have all soldiers pass muster. Of course, he could not enforce the same rigid discipline as in the Prussian army, but his good common sense suggested to him the right means to achieve the most favorable results. In the following campaign the good order brought about in the army became apparent in many ways. A work of special merit was Steuben's regulations for the army, which he wrote in the heat of the campaign, and which, after its approval by Washington and Congress, became the military text-book of this country under the title, "Regulations for the Order and Discipline of the Troops of the United States."

After he had been at Valley Forge, Morristown, West Point and in a number of engagements as Inspector-General and Chief of Staff, he was sent South, immediately following the unfortunate battle of Camden, on August 16, 1780, against which another German, General DeKalb, had warned General Gates in vain and in which DeKalb died a heroic death. Steuben was to raise troops in Virginia in support of General Nathaniel Greene.

who had gone to the Carolinas, and what proved by far the saddest of his American experiences, to the indifference and lack of support from the people of Virginia. To Governor Jefferson's repeated calls but few new recruits responded, and on one occasion out of 500 men promised by the Governor, only seven appeared in Steuben's camp, and two of those deserted before the day was over. Whole companies were decimated by desertions, and even the few who remained lacked clothing, food, ammunition and arms. But not once, even in the face of these distressing circumstances, did Steuben lose heart. Where hundreds of others in his place would have given up, he stood his ground and succeeded, from time to time, in sending General Greene the much needed succor.

When the American army was finally organized in accordance with Steuben's plan, he asked for an independent command, which, however, despite Washington's earnest recommendation, the Congress refused to give him, owing to jealousies and intrigues. Even this mortification could not sway him from the conscientious performance of his duties as Inspector-General; in fact, in each instance his sense of duty triumphed over his disappointments. But fate had reserved a great satisfaction for him. It so happened that General Cornwallis, the commander-in-chief of the last formidable British army, capitulated to that brave German soldier. In the fall of 1781 Cornwallis was besieged at Yorktown, Virginia, by the French auxilliary fleet on the one side and by the united American army on the other. General Washington, who from first to last had implicit confidence in and admiration for General Steuben, had given him a temporary command, and so it happened that while Steuben was commanding in the trenches, the English general offered cap-

itulation. When, the next day, Lafayette appeared to relieve him, Steuben refused to give up the command. "It is a recognized rule of war," he said, "that the officer who receives the first offer of capitulation, must remain at his post until the negotiations are concluded." Lafayette appealed to General Washington, but he decided the controversy in favor of Steuben.

This, my friends, is but a meagre account of Baron Steuben's great achievements, but enough has been disclosed to satisfy us that he is worthy of the lasting gratitude of the American people. What he was he was through himself. He had to conquer every foot of ground, and for years his fellow officers, with a few honorable exceptions, regarded him with distrust and enmity until he could beat a path and by his own merit overcome the prejudices of his comrades. His services were from beginning to end acts of personal renunciation and only the satisfaction of duty well performed, the growing prospects of final success and probably the conviction that it would be difficult for others to fill his particular place, could inspire the loyalty and cheerfulness of his work. With him selfish considerations were ever pushed into the background by his regard for the public welfare and the sacredness of the cause. His life proved the truth of what he wrote to Congress: "When I drew my sword I made a solemn vow that only death could compel me to give up before Great Britain would recognize America's independence!"

The greatest honor a nation can bestow upon a historical character does not consist in glorifying and exalting him, but in doing him justice and in according to him the recognition honestly due him. It must, therefore, be a singular satisfaction to the present generation to know that Baron Steuben's worth and merits were

highly appreciated and honored even during his lifetime. It is true, there were protracted bickerings in Congress as to the final accounting, but in the end he was given a life pension and a gold-hilted sword, accompanied by the most flattering acknowledgments of his valuable services. The State of New York granted him 16,000 acres of land, Pennsylvania 2,000, Virginia 15,000 acres, and New Jersey conveyed to him an estate in fee simple which had been confiscated from a Tory, which Steuben restored to the original owner, however, the moment he learned that the man had been made a pauper by the confiscation. Pennsylvania also conferred on him honorary citizenship, and the cities of New York and Albany tendered him the freedom of the city, and New York presented him with a silver-hilted cane and a gold box besides. But what Steuben himself prized highest of all was a letter from his commander-in-chief, General Washington, written at Annapolis on December 23, 1783, a few moments before he laid down his command. It was a testimonial more complimentary than any given to another officer of the revolutionary army, and the circumstances under which it was written no less than its contents touched the heart of the old soldier most deeply. It read as follows:

“My Dear Baron:

“Although I have taken frequent opportunities, both public and private, to acknowledge your great zeal, attention and abilities in performing the duties of your office, yet I wish to make use of this last moment of my public life to signify in the strongest terms my entire approbation of your conduct and to express my sense of the obligation the public is under to you for your faithful and meritorious services.

“I beg you will be convinced, my dear

sir, that I should rejoice if it could ever be in my power to serve you more essentially than by expressions of regard and affection, but in the meantime I am persuaded you will not be displeased with this farewell token of my sincere friendship and esteem for you.

“This is the last letter I shall write while I continue in the service of my country. The hour of my resignation is fixed at 12 today, after which I shall become a private citizen on the banks of the Potomac, where I shall be glad to embrace you and testify the great esteem and consideration with which I am, my dear Baron,” etc.

Today's event is posterity's patriotic response to these words of Steuben's greatest contemporary, and no other evidence was needed than the truth of history, and this letter of the father of the country to justify Congress in authorizing the sculptor, Albert Jaegers, to create this beautiful monument.

Unlike many other foreign officers, Baron Steuben never returned to his native country, but died on November 28, 1794, a true American patriot. His burial place near Utica is known to but few of the present generation, but this isolation in death seems to have been in accordance with his last wish. Today he has been lifted from his obscure grave. His name is on the lips of all, and the hearts and minds of a grateful nation revere his memory, and why? Not only because he happened to stand at the cradle of American independence and helped to nurse it to a reality, but also because of the sterling qualities of his character, which by means of this monument are held up as guiding stars to this and future generations. The virtues of loyalty and perseverance in the performance of duty count alike in peace and war in a

soldier and a citizen, and the one has as many opportunities to practice them as the other. The nation which exalts them exalts itself.

The thousands of American citizens of German birth or descent whose presence makes this a national German-American Day, are not here simply because the hero we honor was of their flesh and blood. They have come because Baron Steuben has shed luster on the German name by the display of qualities and virtues which they admire, and among those none has more powerfully thrilled their hearts than his example of unswerving loyalty to America. They rejoice, too, in the greatness and magnanimity of a people which, in honoring its heroes, nobly

disregards national distinctions and by placing all on a common high pedestal of fame lives up to the idealism of a common brotherhood under the flag of a free government. This is one of the lessons proclaimed in mute, but eloquent, words by the great monument we are unveiling today, and it is one which no son of the Republic, be he native born or adopted, should ever forget. It reveals a vision of the grandeur of American ideals which should make better Americans of us all.

In Verbindung mit Obigem dürfte das folgende Fac-Simile, Theil des von Gen. Washington erlassenen General-Befehls, interessiren, worin die Anstellung General Steubens als General-Inspektor der Armee angezeigt wird.

Brigade Inspectors, with the Officers & Non-Com. Officers who are to mount Guard in Monday will attend at Head Quarters where the Inspector Genl. will instruct them in what is to be done the next day — The Baron Steuben a Lt. Genl. in Foreign Service & a Genl. of great military Experience having obligingly undertaken to examine the Office of Inspector Genl. in this Army, the Com. in Chief, till the Pleasure of Congress shall be known, desires he may be respected & obeyed as such: & hopes & expects that all Officers of whatsoever Rank in it will afford him every Aid, in their Power in the Execution of his Office — Lt. Colo. Davis, Brooks & Barber & Mr. Tennant are appointed to act as Sub Inspectors the three former retaining their Rank & Station in the Line. The Importance of establishing an Un-

Peter Mühlenbergs Jugendjahre.

Von E. F. Sch.

Es ist wunderbar, wie berühmte Männer betreffende Anekdoten und Sagen, die gar keine geschichtliche Grundlage haben, immer wieder als wirklich geschehen dargestellt werden, so auch die über General Peter Mühlenberg bei der Enthüllungsfeier seines Denkmals. Sie haben ihren Ursprung wahrscheinlich in H. A. Mühlenbergs Buche „The Life of Major-General Peter Mühlenberg“, sind aber durch die in Halle vorgefundenen und in Rattermanns Deutsch-Amerikanischem Magazin veröffentlichten Original-Korrespondenzen gründlich widerlegt worden.

Unter andern wird über Peter Mühlenberg berichtet, daß „er im Jahre 1764 in Halle sich für eine nach seiner Ansicht ihm von seinem Lehrer angethane Beleidigung dadurch rächte, daß er diesem einen Schlag versetzte, wodurch er sich der Strafe der Ausstoßung aussetzte, auf dessen offizielles Dekret er allerdings nicht wartete. Er floh von der Universität und schloß sich einem Dragoner-Regimente an, das gerade durch die Stadt ritt.“ Weiter wird berichtet, daß in der Schlacht bei Brandywine, als er mit seiner Brigade den Rückzug der Kontinental-Truppen deckte, „ganz genau das Regiment, dem er als Mitglied angehört hatte, abgestiegen war und General Mühlenbergs Kommando gegenüberstand. Auf einem Schimmel reitend war Mühlenberg zweifellos eine imponierende Figur als die gegnerischen Streitkräfte an einander geriethen. Viele der älteren Soldaten erkannten ihn und ihre Reihen entlang ertönte der Ruf: Hier kommt Teufel Piet!“

Die nachstehende Schilderung der Jugendjahre Mühlenbergs, die zum Theil nach den oben erwähnten Original-Korrespondenzen verfaßt ist, wird zeigen, daß er weder einen Lehrer schlug, da er die Lehran-

stalt in Halle gar nicht besuchte, sondern dort nur wenige Wochen verweilte, sowie daß er sich in keinem Dragonerregimente anwerben ließ, überhaupt kein aktiver Soldat wurde, sondern nur scheinbar als solcher die Reise nach Amerika mitmachte, und folglich auch ein Wiedererkennen mit dem Rufe „Hier kommt Teufel Piet!“ nicht stattgefunden haben kann.

Peter Mühlenberg war ein aufgeweckter Knabe, der, im Lande aufgewachsen, lieber Wälder und Fluren durchstreifte, als in der Stube hockte. Sein Vater, Heinrich Melchior Mühlenberg, der Patriarch der lutherischen Kirche in Amerika, betrachtete des Sohnes Lust am Jagen und Fischen als dessen Hauptfehler. Er wollte Peter schon im Jahre 1762 nach England schicken und schrieb deshalb am 10. Januar an den Hofprediger Dr. Ziegenhagen in London, ob sich bei seinen Gemeindegliedern für seinen Sohn nicht Gelegenheit finde, „Chirurgie oder sonst ein ehrlich Handwerk“ zu lernen. Vater Mühlenberg fand aber erst im folgenden Jahre Gelegenheit, Peter und seine beiden jüngeren Söhne nach Halle zu schicken, wo sie Ende August ankamen. Er verweilte nur kurze Zeit in Halle, denn da ein Verwandter des dortigen Archidiaconus Niemeyer einen Lehrling in seinem Geschäft in Lübeck verlangte und Peter hoffte, in einem großen Handelshause die Kaufmannschaft vollständig zu erlernen, so verband Dr. G. A. Franke, der Direktor der Halle'schen Stiftungen, ohne weitere Erkundigungen einzuziehen, ihn am 29. September 1763 an den Kaufmann L. H. Niemeyer in Lübeck. Das Geschäft Niemeyers war aber nur ein gewöhnlicher Kramladen, in welchem Peter, der am 1. Oktober siebenzehn Jahre alt wurde, nun sechs Jahre, Werktag und Sonntag, von Morgens früh bis nach zehn Uhr Abends

hinter dem Ladentisch stehen sollte, ohne etwas zu lernen, wie er selbst schreibt, als „ein Glas Branntwein zu schenken, ein wenig Zucker und Thee usw. zu verkaufen.“ Er hielt trotz schlechter Behandlung zwei Jahre geduldig aus, weil er fürchtete, durch Klagen seine Lage noch zu verschlimmern, bis endlich sein Vater durch jemand aus Lübeck die schlechte Behandlung seines Sohnes erfuhr und Schritte that, seine Lehrzeit abzukürzen. Peter war fest entschlossen, nicht länger als bis Michaelis 1766 bei Riemeyer zu bleiben, und da sein harter Lehrherr ihn erst Ostern 1767, und dann nur gegen eine Geldentschädigung, freilassen wollte, so benützte er die erste Gelegenheit, seinen Entschluß auszuführen, indem er als Freiwilliger in ein englisches Regiment eintrat. Der Hauptmann von Füßer, der ihn annahm, kannte seine Eltern und Verwandten in Amerika und versprach, ihn nach seiner Heimath zu bringen. Er ließ sich nicht gegen Handgeld anwerben, sondern trat, wie er selbst sagt, als Kadett ein und wurde als Regimentssekretär mit Sergeantenrang angestellt.

Am 15. Januar 1767 kam er in Philadelphia an, und sein Vater wollte ihn, auf den Rath des Kaufmanns Heinrich Keppeler, einen Gewürzladen aufhängen lassen. Daraus scheint aber nichts geworden zu sein, denn am 12. September 1767 schreibt Vater Mühlenberg an Pasche in London, daß der schwedische Probst Dr. Wrangel seinen Sohn Peter zu sich und in Unterricht genommen habe, um einen Schulmeister oder Katecheten aus ihm zu machen. Wrangel war sehr mit ihm zufrieden. Er mußte bald in kleinen Landgemeinden predigen und auf Wunsch des Kirchenraths sogar, unter großem Zulauf, in der schwedischen Kirche in Philadelphia. Darauf gestattete ihm sein Vater am Abend des Charfrei-

tags 1768 in der deutschen Kirche zu predigen und, wie der ältere Mühlenberg berichtet, „war ein solcher Zusammenlauf in der Michaeliskirche, dergleichen nie gewesen sein soll so lange die Kirche steht.“ Er selbst war nicht zugegen; nach dem Gottesdienste kamen aber die Kirchenältesten in sein Haus, um ihm ihren herzlichen Glückwunsch zu dem Erfolge seines Sohnes darzubringen.

Während der vom 24. bis zum 28. Juni 1769 in Philadelphia gehaltenen Synode wurde der Kandidat Peter Mühlenberg von den Examinatoren in der Theologie geprüft, und als geprüfter und berufener Diakonus versah er nun die Gemeinden New Germantown und Bedminster in New Jersey, doch nur als Adjunkt seines Vaters, der taufte, konfirmirte und das Abendmahl austheilte. Er gab dort Religionsunterricht, predigte in deutscher und englischer Sprache und erwarb sich die Liebe und Achtung sämmtlicher Gemeindeglieder.

Es liegen keinerlei Beweise vor, daß Peter Mühlenberg jemals als lutherischer Prediger ordinirt wurde. Am 4. Mai 1771 wurde ihm aber von einem Richter aus Virginien eine Stelle als Prediger in Woodstock angeboten, wo sich eine deutsch-lutherische Gemeinde gebildet hatte; jedoch mit der Bedingung, daß er der Episkopal-Kirche beitrete und sich in London ordiniren lasse. Es war dies nach virginischem Gesetze nothwendig, um rechtsgültige Ehen schließen zu können. Er willigte ein, wurde am 23. April 1772 durch den Bischof von London ordinirt und trat im Herbst sein Amt in Woodstock an. Trotz dieser eigenartigen Stellung wurde er, als Prediger einer lutherischen Gemeinde, immer noch als der lutherischen Kirche angehörig betrachtet.

Die Gesellschaft für die Geschichte der Deutschen in Maryland beging am 21. Februar d. J. ihren 25jährigen Bestand. Die

Festrede hielt Prof. Albert B. Faust, Ph. D., von der Cornell-Universität, über „Unterströmungen deutschen Einflusses in Maryland.“

Der deutsche Ursprung des amerikanischen Freiheitsgedankens.

Auszug aus dem Vortrag, gehalten am 13. Februar 1911 auf dem 11. Stiftungsfest der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.

Von Prof. Dr. Julius Goebel.

Der Glaube an den heimischen d. h. rein amerikanischen Ursprung des Freiheitsgedankens, der in unserer Republik zur Verwirklichung kam, ist so tiefgewurzelt und so weitverbreitet, daß schon ein leiser Zweifel an seiner Wahrheit als ärgste Ketzerei erscheinen mag. Es soll, so geht die Sage in unseren Geschichtswerken und staatswissenschaftlichen Büchern, der Calvinismus gewesen sein, „in dem der moderne demokratische Geist zuerst zum Siege gelange und zuerst in religiös theokratischer Form die Verfassung von Staat und Kirche umbilde.“ Hauptächlich aber sei dies in den Puritanergemeinden Neu-Englands geschehen, in denen der Keim der zukünftigen Freiheit Amerikas zu suchen sei.

Prüfen wir jedoch Kalvins Lehre von der Kirchenverfassung, wie sie in seinem Hauptwerke, der „Institutio Christianae Religionis“, niedergelegt ist, so ergibt sich, daß sie in keiner Hinsicht von der Lehre der älteren lutherischen Bekenntnisschriften, den Schmalkaldischen Artikeln und der Augustana, wesentlich abweicht.

Hier wie dort wird das allgemeine Priestertum stark betont. Dagegen trägt Kalvin in seinen Begriff der Kirchengemeinschaft von vornherein ein aristokratisches Element, indem er sie als die Gemeinschaft der von Gott besonders Erwählten bezeichnet. (Inst. X. 1, 3.)

Nach kalvinistischer wie lutherischer Lehre geht die Gewalt des von Gott eingesetzten geistlichen Standes von der Gemeinde aus. Der aristokratische Charakter der kalvinischen Kirchenverfassung tritt jedoch besonders da zu Tage, wo es sich um die Ausübung der kirchlichen Gewalt, des sog. Amtes der Schlüssel han-

delt. Theoretisch zwar sollte die Handhabung dieser Gewalt bei der ganzen Gemeinde liegen, aber mit großer priesterlicher Schlaueit, unter dem Vorwand, daß dadurch Unordnung und Anarchie vermieden würden, hatte Kalvin sie ganz in die Hände der Geistlichkeit gelegt. Welche Macht dieser damit zugesichert war, läßt sich erst ganz ermessen, wenn man erwägt, daß das äußere und innere Leben der Gemeindeglieder ihrer Aufsicht unterworfen war. Ueber nichts aber wachte die Geistlichkeit eiferjüchtiger und strenger als über die Rechtgläubigkeit ihrer Heerden, und nichts wurde rücksichtsloser und grimmiger verfolgt als heretische Meinungen.

Hierbei mußte die Kirche um so erfolgreicher sein, als das Verhältniß zwischen ihr und der Staatsgewalt in den Puritanercolonien das denkbar engste war. Kalvins Traum von einem Gottesstaat nach altjüdischem Muster war hier erfüllt. Während in Deutschland die Fürsten fast alle Kirchengewalt an sich gerissen hatten, war es hier umgekehrt der Geistlichkeit, gestützt auf Kalvins Lehre, gelungen, die Staatsgewalt völlig unter ihre Herrschaft zu bringen. Ein Blick auf die Art, wie diese Herrschaft in Neu-England geübt ward, wie Clerisei und Staatsgewalt sich gegenseitig unterstützten und in die Hände arbeiteten, um vor Allem jede freie Meinungsäußerung in religiösen Dingen grausam zu unterdrücken, läßt uns zweifeln, wo die Tyrannei größer gewesen sei: ob unter der Despotenwirthschaft deutscher Fürsten oder in dem Gottesstaat der Puritaner. Wer die Zustände, die hier aus der engsten Verbindung von Staat und Kirche hervorgingen, genau erkennt, dem muß der Versuch, aus ihnen den amerikanischen

Freiheitsgedanken destilliren zu wollen, als geradezu absurd vorkommen.

Nicht nur, daß in den Puritanercolonien die Religionsfreiheit, die letzte Quelle und Voraussetzung der modernen Demokratie, völlig ausgeschlossen war. Der Lehre Kalvins folgend, die unbedingte Unterwerfung unter die Obrigkeit als Gottesdienerin forderte und jeden Widerstand als Auflehnung gegen Gott selbst verdamnte, hielten die Colonien auch fest an ihrem Zusammenhang mit England und der englischen Staatskirche. Die congregationalistischen Puritaner hatten wohl durch die Auswanderung nach Massachusetts Freiheit der Religionsübung gesucht, aber diese Freiheit bedeutete ihnen nach ihrer Ansiedelung nur Unbeschränktheit für ihre eigene Glaubensform. Am besten zeigt sich das aus Schriftstücken wie der Cambridge Platform vom Jahre 1647, deren Heberfresserei und Engherzigkeit uns zugleich erkennen läßt, wie das Geistesleben in der jungen Colonie in seiner Abgeschiedenheit vom Mutterlande der Verkümmernng und dem Rückgang verfällt. Kein besserer Beweis hierfür als die Art wie sich die neuengländische Theokratie zu den Vertretern neuer, in England inzwischen wirksam gewordener deutscher Ideen, wie zu dem gewaltigen Ereigniß des englischen Bürgerkriegs stellte, der ja von diesen Ideen mit heraufgeführt worden war.

Die Entwicklung des Freiheitsgedankens steht im engsten Zusammenhang mit der Entwicklung des Gedankens, daß Staat und Kirche zu trennen seien, sowie mit der von dieser Trennung abhängigen Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Auf Kalvins Lehre von der innigen Verbindung und Zusammengehörigkeit von Staat und Kirche ist bereits hingewiesen. Daß die Lehren der lutherischen Dogmatiker die Trennung von Kirche und Staat, die Luther in seiner frühesten Periode verfochten hatte, ebenso wenig forderten,

braucht kaum betont zu werden. Nachdem Luther, erschrocken über die Ausschreitungen der Wiedertäufer und des Bauernaufstandes, den folgenschweren Schritt that, die Sache der Reformation, die bisher Sache des deutschen Volkes gewesen war, zur Sache der Fürsten zu machen, mußte das Verhältniß zwischen Staat und lutherischer Kirche sich besonders eng gestalten.

Was jedoch in keinem der zwei großen Zweige des Protestantismus zu finden war, wurde zuerst mit der Kühnheit des Radikalismus von den Wiedertäufern ausgesprochen. Von Lutheranern wie von Calvinisten als schlimmste der Ketereien gebrandmarkt und verfolgt, lebte die Täuferbewegung nur als Sekte fort. Aber ihre reformatorischen Gedanken wurden von den Flüchtlingen über Holland nach England getragen, wo sie zu den bewegenden Mächten des Bürgerkrieges werden sollten. Die deutschen Täufer und nicht die englischen Independenten waren es, die zuerst auf das demokratische Gemeindeprinzip drangen, und sie zuerst verwarfen ausdrücklich die Einmischung des Staates in Glaubenssachen.

Es ist geschichtlich erwiesen, daß Roger Williams, der Gründer von Rhode Island, den täuferischen Gedanken der Trennung von Staat und Kirche in sich aufgenommen hatte, als er im Jahre 1630 nach Neu-England auswanderte und dort, bald nach seiner Ankunft, die neuen Ideen auszubringen begann. Nichts aber zeigt den unfreien, unduldsamen Geist der puritanischen Theokratie besser und beweist die geistige Verkümmernng der Colonisten klarer, als die Verfolgungen, die Williams wegen seiner Ansichten auszustehen hatte. Wie kann man ein bigottes Gemeinwesen als die Wiege der amerikanischen Freiheit preisen, das die ersten Vorboten dieser Freiheit grausam aus seinen Grenzen vertrieb!

Man hat mit Recht gesagt, daß im Grunde genommen eigentlich keine Kirche tole-

rant sein könne, da sie prinzipiell gezwungen ist, ihre eigene Auffassung religiöser Dinge für die einzig richtige zu halten. Gewissensfreiheit als Resultat der Trennung von Staat und Kirche bedeutet daher, wo sie zuerst auftritt, wie bei den Täufern, zunächst nur die Forderung des Rechtes freier Ausübung der eigenen Religion, nicht aber zugleich die Anerkennung der Gleichberechtigung für andere Religionsauffassungen.

Dieser letztere Standpunkt setzt eine Höhe und Freiheit des Geistes, wie eine Weite des Herzens voraus, die mit religiösem Fanatismus unvereinbar ist. Der den Gedanken der Glaubensfreiheit in diesem höchsten Sinne zuerst aussprach, ist darum auch nicht in den Kreisen religiöser Agitatoren zu suchen, an denen das 16. und 17. Jahrhundert so reich war. Es war vielmehr ein einfacher deutscher Pfarrer, der in der Stille des sächsischen Städtchens Zschoppau nach tiefdringenden Studien und langem innerem Ringen sich auf jene lichtvolle Höhe der Geistesfreiheit schwang, von wo aus er der Welt den Weg zur Freiheit wies.

Valentin Weigel (1533—1588), so hieß der deutsche Mann, ist heute nur Wenigen dem bloßen Namen nach bekannt. Und doch dürfen wir in ihm einen der hervorragendsten Geister der nachreformatorischen Zeit erblicken, den ersten in der Reihe edler Männer, die die religiöse und politische Noth ihres Volkes erkannten und, überzeugt, daß die Reformation ihren wahren Zweck verfehlt habe, eine neue Reformation der Welt forderten und anbahnten.

Auf seine philosophischen Lehren einzugehen, die uns in vieler Hinsicht gerade heute so modern anmüthen, als seien sie eben ausgesprochen worden, ist hier nicht der Ort. Mit den schärfsten Waffen wendet er sich gegen die verknöcherte, zankfüchtige Theologie seiner Zeit, und so tief ist er von der Gegenwart Gottes in sich überzeugt, daß er die Lehren eines Luther, eines

Kalvin, ja sogar der katholischen Kirche nach ihrer Gleichberechtigung hin würdigen kann. Vor Allem aber erhebt er gegenüber der Staats- und Kirchengewalt, die die freie Religionsübung in Fesseln schlagen wollte, den Ruf nach weitester Glaubens- und Gewissensfreiheit, die auch den Juden, Türken und Heiden zu gute kommen soll.

Die wahre Kirche, so ruft er aus, weiß von keiner Sekte noch menschlicher Ordnung, sie ist gegründet auf keinen Menschen, auf keine Stadt, Land noch gewisses Volk, ihre Glieder werden gefunden unter allen Völkern, und Sprachen. Gleichwie die Lilien und die Rosen wachsen unter den Dornen, oder wie die Weizenkörner unter der Spreu, so werden gefunden die Glieder der wahren Kirche unter dem Papst, unter Luther, Zwingli, Türken und anderen Völkern.“

„Keiner hat dem Anderen in Glaubenssachen zu gebieten; Keiner hat den Anderen zu zwingen; ein Jeder muß für sich selber stehen, er sei Obrigkeit oder Unterthan. Die Obrigkeit kann den Glauben weder nehmen noch geben, weder fördern noch wehren. Denn wer mag den Wind fangen oder einfassen, d. i. wer will dem Geist gebieten? Der innere Mensch ist geistlich, unsichtbar, himmlisch. Darüber kann Niemand gebieten, der von der Erde ist, wie alle Könige, Fürsten und Herren in der Welt von der Erde sind mit ihrer Gewalt. Es ist eine große Blindheit und Thorheit, daß sich weltliche Regenten unterfangen, die Kirche zu meistern, den Glauben zu gebieten. Es ist doch Alles umsonst. Die Christen sind keiner Obrigkeit unterthan nach der Freiheit des Geistes in dem inwendigen Menschen.“

Nie zuvor war die Glaubensfreiheit so klar und mit solch tiefer Begründung, die über dem Denken der religiösen Parteien stand, gefordert worden. Und bald sollte Weigels heller Ruf nicht nur über Deutschland hin, sondern auch jenseits des Kanals in England die Geister aufwecken und mit-

helfen, dort die Revolution heraufzuführen, die Toleranz zur Folge hatte und, von England nach Amerika getragen, hier zum Grundstein unserer Freiheit wurde.

Diesen weltgeschichtlichen Gang des deutschen Freiheitsgedankens im Einzelnen zu verfolgen, soll der Gegenstand eines besonderen Aufsatzes sein.

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXXX.

Von besonderem Interesse ist ein Rückblick auf die Geschichte der Deutschen Quincy's, wie sie vom Schreiber dieses nun seit 10 Jahren gesammelt und den Lesern der Geschichtsblätter vor Augen geführt wurde. Der erste Ansiedler und Gründer der Stadt, John Wood, war mütterlicherseits von deutscher Herkunft, und war seine Mutter, deren Mädchennamen Katharine Krause gewesen, im Mohawk Thale, im heutigen Staate New York, geboren. Dieselbe hatte, wie der noch lebende Enkel, Daniel Wood, dem Schreiber dieses wiederholt versicherte, niemals die englische Sprache gelernt, redete also nur deutsch mit ihrem Sohne John Wood, dessen Vater, Daniel Wood, obwohl von irischer Herkunft, der deutschen Sprache vollkommen mächtig war, sodaß er nicht nur deutsch sprechen und lesen konnte, sondern auch ein Buch in deutscher Sprache geschrieben hat. Daß John Wood, der Sohn von Dr. Daniel Wood, den deutschen Ansiedlern besonders freundlich gesinnt war, das erfuhr ein Jeder, der in nähere Berührung mit ihm kam. Daniel Wood, der Sohn, welcher als erstes weißes Kind in Quincy geboren wurde, sprach sich wiederholt darüber aus, und meinte, die freundliche Gesinnung seines Vaters den Deutschen gegenüber sei der Thatfache zuzuschreiben gewesen, daß er eine deutsche Mutter gehabt.

Daß Michael Mast der erste aus Deutschland gekommene Ansiedler war, welcher im Jahre 1829 nach Quincy kam, ist seiner Zeit in den Geschichtsblättern be-

richtet worden. Derselbe kam aus dem Großherzogthum Baden, war Schneider von Profession und nahm bald in den öffentlichen Angelegenheiten der neuen Ansiedlung eine hervorragende Stellung ein, war er ja einer der vier Vertrauensmänner, die im Jahre 1834 das Town Quincy unter den Gesetzen des Staates Illinois organisirten und inkorporiren ließen; doch war er nie verheirathet, sondern blieb sein Leben lang ein Junggeselle.

Die erste deutsche Familie, welche im Jahre 1833 nach Quincy kam, war diejenige von Anton DeLabar und Frau, und kam auch aus dem Großherzogthum Baden. Anton Delabar machte sich ebenfalls im öffentlichen Leben der Stadt besonders bemerklich. Derselbe gründete die zweite deutsche Milizkompagnie in dieser Stadt, die „Quincy Jäger“; es war das im Jahre 1845. Die erste deutsche Milizkompagnie, die „Quincy Deutsche Garde“, war im Jahre 1844 durch Johann Bernhard Schwindeler für den Feldzug gegen die Mormonen gegründet worden. Anton Delabar eröffnete die erste Brauerei und betrieb zusammen mit Heinrich Grimm die erste Sägmühle, die mit Wasserkraft getrieben wurde. Ein Enkel von Anton Delabar, Duke Schroer, ist gegenwärtig Stadtschreiber von Quincy.

Der Thatfache, daß Michael Mast und Anton Delabar, die ersten deutschen Pioniere in dieser Gegend, aus dem Großherzogthum Baden gekommen waren, ist es besonders zu verdanken, daß die Badenser

bald in größerer Zahl hieher kamen, also mit unter den ersten Ansiedlern waren. Wie das Alles gekommen, kann man sich denken. Die ersten Ansiedler schrieben an ihre Verwandten und Freunde in der alten Heimath, schilderten die hiesige Gegend, lobten dieselbe, und so kamen dann immer mehr ihrer Landsleute nach Quincy, wo sie sich theils in der Stadt, theils auf dem Lande niederließen.

Den Badensern folgten dann die Heissen-Darmstädter in der letzten Hälfte der dreißiger Jahre, zuerst einzeln, dann in immer größerer Zahl. Auch dieser Volksstamm war bald zahlreich in der Stadt und in den Landbezirken von Adams County vertreten. Kannte doch der vor nahezu 60 Jahren in's Land gekommene Leonhard Schaffnet dem Schreiber dieser Geschichte die Namen von nicht weniger denn 25 Heissen-Darmstädtern, die sich an beiden Seiten des Mill Creek angesiedelt hatten, da sie gern an einem Flüsschen wohnen wollten, wenn es auch noch so klein war. Natürlich hatten sie dort mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als wenn sie sich auf dem etwas weiter von dem Bache gelegenen Prairielande niedergelassen hätten, denn der Urwald mußte abgehauen und die Baumstumpfen ausgerodet werden, ehe der Boden urbar gemacht werden konnte.

Gegen Ende der dreißiger Jahre kamen die Hannoveraner in größerer Zahl nach Quincy, unter Führung von Vater August Brickwede, welcher die erste katholische Kirchengemeinde hier gründete und deren erste Kirche baute. Diese Hannoveraner bildeten bald einen wichtigen Bestandtheil der Bevölkerung dieser Stadt, und viele derselben zogen ebenfalls in die Landdistrikte von Adams County, wo sie sich dem Ackerbau widmeten und viel zur Entwicklung des County beitrugen.

In der ersten Hälfte der vierziger Jahre kamen die Thüringer in großer Zahl herüber und ließen sich in Quincy nieder.

Wie der vor mehreren Jahren gestorbene Karl Koch dem Schreiber dieses mittheilte, waren an die 80 Einwanderer aus der Gegend von Mühlhausen und aus der sog. Vogtei auf dem Schiffe, mit welchem er über See kam.

Beginnend mit dem Jahre 1852 kamen die Westfalen in größerer Zahl nach Quincy. Den ersten Anstoß dazu gab wohl Pastor August Schmieding, der im Jahre 1851 einen Ruf hieher erhalten hatte, um eine Gemeinde zu gründen. Derselbe gab wiederholt auf Anfragen aus der Gegend von Herford, Bielefeld und den umliegenden Ortschaften die erbetene Auskunft, und die Folge war, daß in jenem Jahrzehnt die Westfalen in so großer Zahl hieher kamen, daß der südliche Theil der Stadt fast gänzlich von ihnen besiedelt wurde, und ihre Nachkommen heute einen bei Weitem stärkeren Bestandtheil der Bevölkerung Quincy's bilden, als von irgend einem anderen deutschen Volksstamm gesagt werden kann.

Es kamen ja auch aus den andern Gegenden Deutschlands im Laufe der Jahre viele Einwanderer nach Quincy, doch reicht die Zahl aus den einzelnen Gegenden auch nicht annähernd an die der oben genannten Volksstämme heran. Alle aber trugen sie ihren Theil zur Entwicklung der natürlichen Hülfquellen dieses Landes-theiles bei, sowie auch zur Förderung des Fabrikwesens und der industriellen Unternehmungen; in den Kirchen, Schulen und Colleges, in unseren Banken, im Handel und Wandel, überall sind die Zeichen ihres Fleißes, ihres Wollens und Könnens, klar und deutlich zu sehen.

Als vor nunmehr 50 Jahren der Bestand unseres großen Staatenbundes in Frage gestellt wurde, als es galt, Alles, ja selbst das Leben dranzusetzen, damit die von den Vätern gegründete Union gerettet und kommenden Geschlechtern erhalten bleiben möge, da standen die Deutschen von Quincy nicht zurück, die Eingewan-

derten sowohl wie die hier geborenen Söhne deutscher Väter, sie eilten in hellen Schaaren zu den Fahnen, griffen zu den Waffen, und trugen ihren redlichen Antheil zur Erhaltung des Staatenbundes bei, sie bestanden glänzend die allerhöchste Probe, die man an den Mann stellen kann.

Am 3. Februar ds. Jz. starb zu Los Angeles, California, Johann C. Koller, im hohen Alter von 77 Jahren, ein Mann, der vor 57 Jahren nach diesem Lande gekommen war und sich in Quincy niedergelassen hatte, wo er durch Energie und Unternehmungsgeist sich besonders bemerklich gemacht. Johann C. Koller hatte im Jahre 1833 oberhalb Stuttgart, im Königreich Württemberg, das Licht der Welt erblickt. In der alten Heimath erlernte er die Conditorei und kam im Alter von 20 Jahren, im Jahre 1853, nach dieser Stadt, wo er in das Geschäft des Bäckers und Conditors Wilhelm Bühner eintrat. Neun Jahre später, in 1862, eröffnete er eine eigene Conditorei und hatte großen Erfolg mit dem Unternehmen. Im Jahre 1863 trat Johann C. Koller mit Charlotte Behrensmeyer in die Ehe; die Frau war aus Westfalen gebürtig. Im Jahre 1878 zog die Familie von hier nach Waco, Texas, wo Koller eine Eisfabrik eröffnete; er war der Erste in Amerika, welcher den Ammonia Refrigerator Prozeß in der Fabrication künstlichen Eises einführte, das zu jener Zeit zu \$50 die Tonne verkauft wurde. Nachdem Koller großen Erfolg in Waco gehabt, eröffnete er im Jahre 1883 eine Eisfabrik in Terrell, Texas. Zehn Jahre später verkaufte er seine Fabrik in Texas und zog nach Californien, wo er zu Buena Park, in der Nähe von Los Angeles, einen Orangenhain anlegte, sowie auch die Milchwirthschaft in großem Maßstabe betrieb. Die Frau lebt noch in Los Angeles; ein Sohn, Otto Koller, ist dort als Zahnarzt thätig, ein anderer Sohn, Johann Koller Jr., lebt ebenfalls in Los Angeles.

Unter den alten deutschen Pionieren muß auch der am 19. Januar 1834 nahe dem Schwarzwald in Württemberg geborene Johann Schlagenhaut genannt werden, der am 18. Januar dieses Jahres im hohen Alter von 77 Jahren hier in Quincy starb. Im Jahre 1852 war derselbe nach diesem Lande gekommen, am 1. Juli in New York landend. Von dort zog er nach Cincinnati, wo er bis 1854 arbeitete. Dann kam er nach Quincy, wo er in das College der Methodisten eintrat, die heutige Jefferson Schule. Im Jahre 1857 wurde er als Prediger ordinirt, und diente im Laufe der Jahre an 15 verschiedenen Gemeinden, darunter drei Mal in Belleville, Illinois, wo er im Jahre 1897 an der Grippe erkrankte, und sein Zustand so schlimm wurde, daß er in den Ruhestand treten mußte. Vier Mal wurde er als Delegat zur St. Louiser Generalkonferenz gewählt, und sechs Jahre lang war er Präsident des theologischen Seminars zu Mt. Pleasant, Iowa. Im Jahre 1858 war Johann Schlagenhaut mit Henriette Thomas in die Ehe getreten; die Frau starb im Jahre 1862. Im Jahre 1863 trat er zum zweiten Male in die Ehe, und zwar mit Margarethe Rohu zu Beardstown, Illinois. Die Frau lebt noch nebst vier Söhnen, nämlich Heinrich Schlagenhaut, Arzt in St. Louis; Wilhelm Schlagenhaut, Rechtsanwalt in Quincy; Eduard Schlagenhaut, Zahnarzt in St. Louis; Philip Schlagenhaut, Rechtsanwalt in Quincy.

Gottlieb Heinrich Blessing, erblickte am 7. Mai 1833 das Licht der Welt zu Jesingen, Oberamt Kirchheim an der Teck, Württemberg, wo sein Vater Ackerbauer war. Nachdem er zwei Jahre in der alten Heimath in einer Brauerei gearbeitet, trat Gottlieb Heinrich Blessing im Jahre 1853 die Reise nach den Ver. Staaten an, per Segelschiff den Ocean kreuzend und in New York landend. Von dort reiste er nach Buffalo

weiter, wo er anderthalb Jahre blieb, dann nach Chicago übersiedelte, wo er ebenfalls anderthalb Jahre zubrachte, bis er im Jahre 1856 nach Quincy kam. Hier arbeitete er bei Landwirthen, unternahm etliche Reisen nach New Orleans, wo er ebenfalls arbeitete, ließ sich jedoch schließlich dauernd in Quincy nieder, und trat hier im Jahre 1860 mit Johanna Friederike Wortmann in die Ehe; die Frau war aus der Gegend von Bielefeld in Westfalen gebürtig. Gottlieb Heinrich Plesing war hier viele Jahre als Obstzüchter thätig, und betrieb auch eine Milchwirthschaft. Trotz seines hohen Alters von nahezu 78 Jahren ist er noch recht rüstig. Die Frau starb im Jahre 1895. Ein Sohn, Wilhelm, ist als Gärtner und Obstzüchter in diesem County thätig. Töchter sind: Sophie, die Frau von Thad Ward, des Land-Agenten; Marie, die Frau des Schriftsetzers Douglas Carlton; Anna, als Wärterin im Anna Brown Altenheim thätig; Emma und Laura.

Am 3. März ds. Jrs. starb zu Coatsburg in diesem County, Michael Geibert, einer der alten Ansiedler jener Gegend. Geboren am 12. Juni 1827 in Sachsen-Altenburg, war derselbe in der alten Heimath im Jahre 1853 mit Justine Neuschel in die Ehe getreten. Im nämlichen Jahre kam das Paar über New Orleans nach diesem Lande und siedelte sich in diesem County an. Viele Jahre widmete sich der Mann dem Ackerbau. Im Jahre 1863 starb die Frau und im Jahre 1865 trat Michael Geibert zum zweiten Male in die Ehe, mit Hannah Lange aus dieser Stadt. Die Frau ist noch am Le-

ben, desgleichen leben die Söhne Eduard, Louis, Wilhelm und Carl, und die Töchter: Frau Pauline Mabe, Frau Julia Adams, Frau Emma Henze und Marie Geibert.

Christian G. Wurst, geboren am 19. Oktober 1834 nahe Heilbronn am Neckar, im Königreich Württemberg, erlernte in der alten Heimath die Klempnerei und wanderte gegen Ende des Jahres 1853 nach den Ver. Staaten aus, am 1. Januar 1854 in New York landend. Von dort reiste er nach Squawka, Illinois, und wandte sich später nach Quincy, wo er im November 1856 eintraf. Bald aber begab er sich nach dem benachbarten Palmyra in Missouri. Zwei Jahre später zog er nach Mendon in diesem County, wo er im August 1859 eine Klempnerei eröffnete. Sieben Jahre später, im Jahre 1866, kam er wieder nach Quincy, wo er viele Jahre das Klempnergeschäft, verbunden mit einer Ofenhandlung, mit großem Erfolge betrieb, bis er am 9. Juli 1882 starb. Christian G. Wurst war am 2. April 1861 mit Katharine Wolf in die Ehe getreten. Die Frau war am 5. März 1838 zu Kreuznach, Regierungsbezirk Koblenz, Preußen, geboren; am 1. Januar 1911 schied sie aus dem Leben. Der Sohn Heinrich C. Wurst hat das Geschäft seit dem Tode des Vaters weiter betrieben und zu großer Blüthe gebracht. Ein anderer Sohn, Albert Wurst, besuchte höhere Lehranstalten, und brachte es später zum Professor an einem College der Methodisten in Denver, Colorado; gegenwärtig ist er Prediger an einer Gemeinde im Osten dieses Landes.

Verdiente Ehrung.

In Baltimore wurde in der Jahres-Versammlung der Deutschen Gesellschaft von Maryland deren langjährigen Präzidenten, Hrn. Louis P. Hennighausen, durch Hrn. S. Ruchstratt, als Vertreter des dortigen deutschen Consuls, der ihm vom

deutschen Kaiser verliehene Kronenorden dritter Klasse, nebst einem Glückwunschsreiben des deutschen Gesandten in Washington, Grafen Bernstorff, überreicht.

Die Deutsche Gesellschaft von Maryland hat im verflossenen Jahre an Unterstützungen \$3,808.75 verausgabt.

Das erste Schützenfest in Illinois.

Durch Herrn John S. Hörner in Highland ist der Gesellschaft die gedruckte Beschreibung des vom 4. bis 6. Juli 1863 dort abgehaltenen ersten Schützenfestes in Illinois zum Geschenk gemacht worden.

Nicht allein, weil jenes Schützenfest die Begründung des Nationalen Schützenbundes veranlaßte und der Vorläufer aller nachfolgenden Schützenfeste in Illinois war, sondern auch wegen der Frische und Begeisterung der Beschreibung, glauben wir sie unsern Lesern mittheilen zu müssen.

I.

Veranlassung und Vorbereitungen zum Feste.

Der Vierte Juli soll gefeiert werden! — so gebietet es die Sitte in allen Theilen der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's. Und da es den Schützen in Highland in früheren Jahren gelungen war, ihren Übungsplatz zum gemeinsamen Festorte, und ihre Übungen zum Centrum aller Festlichkeiten zu machen, so wurde in der am 19. Mai 1863 stattgehabten Versammlung der Vereinsmitglieder einhellig der Beschluß gefaßt, am nächsten 4. Juli und folgenden Tage ein Freischießen zu halten, für welches die Summe von \$350 ausgesetzt wurde. Für die Ausführung sprachen noch folgende Umstände: die schon seit 1854 bestehende Schützengesellschaft war durch Dekret der Legislatur des Staates Illinois vom 16. Febr. 1863 zu einer gesetzlich anerkannten Korporation mit dem Namen „Helvetia“ erhoben worden. Durch Schenkung vom 17. Januar 1863 hatten die Herren Joseph und Salomon Koepfli, die Söhne des einen Gründers unserer Kolonie, jene Gesellschaft in den Besitz von 30 Acker Land gesetzt, welches das anmuthige Lindenthal, wo die Schützen bisher ihre Schießübungen gehalten, in sich schloß. Dieses Grundstück war mittelst freiwilliger Beiträge eingezäunt, und ein anständiger

Schießstand darauf gebaut worden, dem ein ebenfalls neues, sehr zweckmäßig eingerichtetes Scheibenhauß sich entgegen stellte. Der also neu hergestellte Schützenplatz sollte nun eingeweiht und dem Sinne der Schenkung gemäß, dem Publikum als gemeinsamer Erholungsort eröffnet werden.

Die Kunde dieses Vorhabens gelangte in die benachbarten Ortschaften und selbst nach St. Louis; und da zeigte sich ganz unerwartet unter den Schützenfreunden große Geneigtheit, an unserem Dorffeste Theil zu nehmen. So wurde es mit jeder Woche wahrscheinlicher, daß das beabsichtigte Lokalfest ein allgemeineres werden möchte; was die hiesigen Schützen veranlaßte, so weit es ihre beschränkten Mittel und die kurze Frist gestatteten, entsprechende Anordnungen zu treffen. — Alles ein Wischen im Geiste des Pariser Jony, wenn er sagt: „Il faut prendre le plaisir au passage, au lieu de lui donner un rendez-vous auquel il manque ordinairement.“

Ein besonderes Festkomitee, bestehend aus den Herren Dr. Felder, Oberlehrer Hoffmann und W. Suppiger sen. wurde mit jenen Anordnungen beauftragt; unter der Leitung desselben standen verschiedene Kommissionen als Dekorations-, Empfangs-, Einquartirungs-, Polizei-Behörden, — wie wenn es sich um eines jener weltberühmten schweizerischen Ehr- und Freischießen gehandelt hätte.

Auf den von verschiedenen Seiten geäußerten Wunsch, erließ der Vorstand der Helvetia Schützengesellschaft in den letzten Tagen des Monats Mai eine Einladung zum Festbesuche, welche mehrere deutsche und englische Zeitungen auf verdankenswerthe Weise zur öffentlichen Kunde brachten. Zu diesem Aufrufe hieß es unter Anderm:

„Unsere sämtlichen Einrichtungen sind „nach dem Muster der neuesten Schweizerischen getroffen, und ist durch eine Theil-

„lungsmaschine, einem neuen Meisterwerke
 „der Herren Kern & Sohn in Karau, für
 „richtige Messung der Gewinnschüsse ge-
 „sorgt. Freunde von Nah und Fern, die
 „uns mit ihrem Besuche erfreuen und be-
 „ehren wollen, mögen sich versichert halten,
 „daß was in unseren Kräften liegt gethan
 „werden soll, um in jeder Beziehung allen
 „gerechten Erwartungen Genüge zu leisten:
 „Quartieramt, Wirtschaft und Festpolizei
 „werden für Alles sorgen, was von einem
 „gemüthlichen Schützenfest, mit strik-
 „ter Hinweglassung aller und
 „jeder Parteipolitik, erwartet
 „werden kann.

„Innerhalb 14 Tagen wird der detail-
 „lirte Schießplan für das abzuhaltende
 „Fest folgen; einstweilen soll dies bloß ein
 „Mahnruf an alle Freunde des Schützen-
 „wesens und unserer Kolonie sein, sich wo-
 „möglich bei uns einzufinden.

„Schützen und Schützenfreun-
 „de allerorts! Raßt Euch auf! Ver-
 „laßt die Stätten Eurer täglichen Beschäf-
 „tigungen; entschlagt Euch auf ein Paar
 „Tage der Gedanken einer drückenden,
 „schwülen Gegenwart; kommt zu uns, im
 „Vereine mit Fröhlichen fröhlich zu sein,
 „und Muth und Kraft zu schöpfen, für was
 „da kommen mag. Erinnerung Euch Deutsche
 „an die erhebenden Tage von Bremen und
 „Frankfurt, wo der Baum gepflanzt wor-
 „den ist, an dem die Frucht Eurer Hoff-
 „nung treibt; und Ihr Schweizer vergeßt
 „nicht, daß Eure Brüder am 5. Juli in
 „Chaurdefonds zu tagen beginnen, zum
 „großen nationalen Wettkampfe der Schü-
 „ßen für 1863.

„Der Schützenmeister:
 N. Bruckner.“

Gleichzeitig zirkulirte eine Subscrip-
 tionliste für Ehrengaben. Die Unter-
 schriften überstiegen bald den fünffachen
 Betrag des ersten Ansatzes von muthmaß-
 lich \$150. — Von anderen Orten gelangten
 ebenfalls Ankündigungen von sehr

schönen Gaben an. Wir verweisen auf die
 Abfindliste am Schlusse dieses Berichts,
 welche zeigt, wie sich die hiesigen Schützen
 aufgemuntert fühlen mußten bei den von
 Woche zu Woche sich mehrenden, und be-
 sonders von andern Städten und Dorfschaf-
 ten eingehenden schönen Gaben. Die Be-
 gleitschreiben zeigten alle von dem edlen
 Geiste, in welchem der greise, von uns allen
 geliebte und geachtete Herr Johann Sig,
 Repräsentant der Schweiz in Washington,
 bei Einwendung seiner Gabe sein Bedauern
 aussprach, nicht selbst bei einem Feste mit-
 erscheinen zu können, dessen Anblick ihn in
 die theure Heimath zurückversetzen würde.
 Ermuthigend zur Verwirklichung des ihm
 angezeigten Vorhabens, hob er „den heite-
 ren frohen Muth der Schweizer in High-
 land hervor, welche auch in Mitte der
 Stürme ringsum Ruhe, Gleichmuth und
 Frieden zu bewahren streben.“

So waren alle Zeichen günstig; die schon
 so lange durch die allgemeinen Landes-
 zustände getriebte öffentliche Stimmung
 sehnte sich nach einer Erholung, nach einem
 freundigen Stündlein: wer wollte es ver-
 wehren? Die Schützen nicht; sie setzten
 vielmehr das begonnene Werk fort und
 schienen alle Bedenklichkeiten mit Victor
 Hugo's Spruch zu beseitigen:

“Soyons comme l'oiseau, pose pour un
 instant
 Sur des rameaux trop frêles,
 Qui sent ployer la branche, et qui
 chante pourtant
 Sachant qu'il a des ailes.” —

Und wo ist denn der Schützenplatz? Wo
 das Lindenthäli? — Westlich vom Dorfe
 Highland findet das überflüssige Regen-
 wasser, das in vielen Rinnen aus den Fel-
 dern und Prairien sich ergießt, einen ge-
 meinschaftlichen Ausweg nach dem sog. Su-
 gar Creek in einer von Norden nach Süden
 sich ziehenden Vertiefung des Bodens. An
 einigen Stellen gewinnt diese Vertiefung
 durch die an beiden Seiten sich erhebenden

Hügeln, in welche die Prairie ausläuft, den Anschein eines Thales. Kaum eine Meile vom Dorfe weg, in südöstlicher Richtung, treten die beiden Hügelreihen aus einander und geben Raum einem schönen Thalgrunde. Eine reiche Vegetation ziert den Ort: üppiger Graswuchs bedeckt den Thalboden im Schatten alter Linden, von welchen der Name „Lindenthali“ herrührt. Dazwischen breiten Dorn-Akazien ihre weiten Kronen aus, während die schwer belaubten Nester der hohen Wasser-Ulme lässig herunter hängen. Auf den Hügeln und an den Abhängen bietet der Anblick des dichten Waldes jene harmonische Mannigfaltigkeit der Formen und der Farben, wie sie die Natur allein herzustellen vermag. Hier bilden wilde Apfel- und Pflaumenbäume niedliche Gruppen, welche an das Familienleben erinnern. Neben ihnen stehen Hickory und Wallnußbäume. Dort gesellen sich Sassafras und Judäabäumchen zu den kräftigen Eichen, während die Korbkastanien und Maulbeerbäume die Nähe der Eiche vorziehen, an deren Stamme die wilde Weinrebe sich zum Sonnenlichte hinauf zieht. Zierlich umranken die Trompetenblume und andere Schlingpflanzen die hohlen Platanen, diese mächtigen Trümmer aus der Zeit des Urwaldes. Hier ist Waldesdunkel und Stille; dort durchbricht ein heller Sonnenstrahl das Gewölbe des Naturtempels und übergießt den Boden mit blendendem Lichte. Durch den Wald sieht man westlich unser Dorf und die schön bebauten Hügel; zwischen den Bäumen hindurch kann der Blick östlich den Thalgrund, den Schützenplatz, überschauen. Das ist das Lindenthali, wo es jetzt viel zu schaffen giebt. —

Zu den bereits aufgestellten 10 Scheiben mußten noch zwei Stich- und Ehrenscheiben hinzukommen, und der Schießstand verhältnißmäßig erweitert werden. Die Schützen sind bekanntlich keine leidenschaftlichen Wassertrinker; doch sorgten sie auch für Andere und ließen einen Brunnen gra-

ben. Dafür stellte der Wirth, Hr. Jacob Weber, einen guten Keller ganz nahe am Schützenstande her, um daraus die Schützen beständig mit kühlem Getränke erquicken zu können; und die Absicht ihres Wirthes erkennend, erbauten die Schützen eine heimelige Schenkstube vor der Kellerthüre selbst. Man sah es, die Leute verstanden einander je länger je besser. Man griff zur Schaufel und zur Art, um die Wege auszubessern und das Uebermaß von wilden Naturzierden zu entfernen. Auch um die verschiedenen Theile des Festortes, wie Gabentempel, Schießstand, die Eßtische, die Schenkstuden und übrigen Erholungs- und Ruheplätze mit einander zu verbinden, ließen die Herren Hof. und Sal. Koepfli verschiedene Wege anlegen, wobei Boden und Bäume, Hügel und Tiefen so berücksichtigt und benutzt wurden, daß das Ganze beinahe das Ansehen eines Parks erhielt, und der Festbesucher, sollte ihn der Lärm der Menge ermüden, mit wenigen Schritten die Stille und Einsamkeit des Waldes finden, oder von irgend einer Ruhebank aus, das Gemimmel der Leute oder das Schießen im Thalgrunde von ferne beobachten konnte. Mit jeder Woche wurden Hände und Füße rühriger, der Geist thätiger; so daß selbst diejenigen, welche anfänglich nichts von einem Feste in so traurigen Zeiten hören wollten, mit in den Strudel hineingezogen wurden. Sehr viel vermögen die Menschen, wenn sie sich in der Liebe zu einer Sache vereinen und gegenseitig anspornen. Man hat das schon so oft erfahren und vergißt's immer wieder. Wie bei allen unsern früheren Festen und mit derselben freundlichen Bereitwilligkeit, übernahmen Frauen und Töchter jene netten Arbeiten, für welche die Hand der Männer zu schwer, zu ungeschickt ist. Selbst die Schulkinder verdienen einen herzlichen Dank. Kurz es half Alles ein Wischen, so daß man hoffen durfte, es werde, trotz der kurz abgemessenen Zeit, zu Stande kommen, was man unter solchen Umständen von

einem abgelegenen Prairiedorfe im fernen amerikanischen Westen etwa erwarten könne. Aber das schönste Werk ging in den Gemüthern vor sich: es erwachte das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches in den letzten Jahren etwas gelitten hatte. Jedem leuchtete es ein, es handle sich darum, den guten Ruf des Ortes zu behaupten.

Mittlerweile erschien der eigentliche Schießplan, den wir hier übergehen dürfen, weil derselbe vollständiger aus der Absendliste sich ergibt. Für den Fall, der denn auch wirklich eingetreten ist, wo die Gasthäuser nicht alle Besucher beherbergen konnten, wurde für Einquartierung in Privathäusern von den Bürgern alle erwünschten Anerbietungen gemacht, während andere ihre Fuhrwerke zur Verfügung stellten, um die fremden Gäste von dem 9 Meilen entfernten Eisenbahn-Depot Trenton herzuholen, wenn die bereits bestellten Omnibus nicht hinreichen sollten.

So vergingen schnell die Tage, die Wochen; und noch Vieles war zu schaffen, für Vieles zu sorgen, als es schon hieß: Heute Abends kommen Gäste an!

II.

Anfang des Festes.

Es war am Abend des 2. Juli, zwischen 10 und 11 Uhr. Mit mildem Lichte beleuchtete der Mond die Gegend. Stille herrschte im ganzen Dorfe: die Bewohner hatten sich bereits zur Ruhe begeben. Da kam ein Wagen langsam durch die Straßen gefahren, und es ertönte das Lied: „Von Ferne sei herzlich begrüßet —“ von kräftigen Männerstimmen gesungen. Wie tief fühlte sich Mancher ergriffen durch die bekannten Töne, welche in der alten Heimath die Ankunft von Festbesuchern ankündeten. Zwar warf kein stiller See die Silberstrahlen des Mondes zurück, noch erhoben sich die Niesen des mit ewigem Schnee bedeckten Gebirges am Horizont. Und doch glaubten Viele bei jenem Liede wieder heimathliche Luft einzuathmen, denn sie fühl-

ten verwandte Herzen fröhlich schlagen. Das Fest hatte nunmehr begonnen; die ankommenden neun Schützen von Quincy hatten es eröffnet. Zu diesem guten Anfang waren sie aber auch wie geschaffen, diese an Leib und Seele after taking, lebensfrohen Männer. Sie stiegen beim Schützenwirthes Weber ab, wo die Mitglieder des Festkomites ihrer harrten, und auf allerlei Art und Weise die Ankommenden begrüßten. Curiose Leute, die Schützen: Männern, die in ihrem Leben sich noch nicht gesehen, ist es gleich bei der ersten Begegnung, wie wenn ihnen die Hand von alten Bekannten herzlich gedrückt werde. Und nach dem Gänzedruck greifen alle, wie an einem Schnürlein gezogen, nach dem Wein- oder Bierglas. Doch das ist bekannt; und wir wollen den traulichen Kreis nicht stören; sondern in einigen Stunden Schlaf die für den folgenden Tag nöthige Erholung suchen. Dieselbe Absicht hatten die Freunde geäußert; ob sie bald zu Bette gingen, wußte der Schützenwirth wohl zu sagen; aber der schweigt und lächelt.

Im Laufe des Vormittags des 3. Juli trafen die Schützen aus Louisville ein, zu denen unterwegs noch andere aus Kentucky, Indiana und Ost-Illinois gestoßen waren. Alles, wie's sich später zeigte, gute Schützen, aufgeweckte charmante Leute und, was besonders noch erfreute, unter ihnen ausgezeichnete Sänger. Der Norden des Illinois und der Staat Iowa sandten auch Freunde sie zu repräsentiren, zugleich aber zu melden, daß viele andere Schützen abgehalten worden seien mitzukommen. Diese Nachricht that uns leid, doch freute es die hiesigen Schützen zu vernehmen, daß die Ausbleibenden gerne gekommen wären. War's diesmal nicht möglich, so wird's um so eher später geschehen, — so wünschen wir es von Herzen.

Die Gäste möchten das Dorf und den Schützenplatz in Augenschein nehmen. Wir schlendern mit ihnen durch die Straßen. Wir bemerken manchen unserer Schützen,

der die Stelle der Hausfrau am Feuerbeerde eingenommen, um Kugeln zu gießen. Andere untersuchen den Stutzer oder eilen damit zum Büchschenschmied, der vollauf zu thun hat.

Wir werfen auch im Vorbeigehen einen Blick in die geräumigen Zimmer des Schulhauses. Trotzdem, daß Ferien ist, wimmelt es da von Kindern, besonders von geschäftigen Mädchen, welche unter der Leitung und Aufsicht der Mütter in aller Stille aber mit vielem Fleiße das grüne Eichenlaub zu Kränzchen flechten. Diese Arbeit war auf den letzten Tag verschoben worden, denn die Vogen und Kränze mußten möglichst grün und frisch sein, um der Jugendlichkeit und Frische des immergrünen Schützenlebens zu entsprechen. Im Lindenthäli war eine noch zahlreichere Gesellschaft junger Damen mit derselben Arbeit beschäftigt. Hier, im Freien, konnte keine erzwungene Stille und steife, schulgemäße Ordentlichkeit herrschen. Namentlich gaben die muthwilligen Knaben, statt hülfreich zu sein, viel zu schaffen. Sie griffen der Festzeit vor; sie, die Lebensfrohen, bedurften all' der Zurüstungen nicht, um ihren Antheil am Feste zu haben, und versäumten die Arbeit ob dem schelmischen Gemüthe der den Frauenzimmern bestimmten Erfrischungen. Tüchtig, aber doch lachend, ward über die bösen Buben geschmäht. Mit Laubwerk verziert stand der schmucke Gabentempel, auf dem, den Schießplatz beherrschenden Hügel bereit, die zahlreichen Preise aufzunehmen. Nahe dabei der hohe Mast, auf welchem die 18 Fuß lange, weiß und roth gestreifte Flagge mit den Sternen auf blauem Grunde über die Wäme des Waldes flatterte. Auf dem Schützenhause waren, von einem und demselben Winde bewegt, die schweizerische, die deutsche und die amerikanische Fahne. Nehnliche Flaggen erblickte man in der Ferne über dem Scheibenhause. Auf den verschiedenen Hügeln wurden, hier Schranken und Mahnzettel, dort Bühnen, Tische, Bänke und Schenkstuben aufgeschlagen, während

Fuhrwerke, beladen mit Speisen und Getränken, nach der Feldküche oder nach dem Keller raffelten Still und verwundert schauen von den Baumästen die reich gefiederten Urbewohner des Waldes herab auf die in ihr Gebiet eindringenden menschlichen Arbeiter, ob diese den Ast, auf dem sie ruhen, das Blatt das sie vor Sonn' und Regen schüget, der Busch, der die Zungen birgt, etwa bedrohen; und wohl auch ein Wischen zum Troste nehmen sie einen kurzen Flug, als wollten sie sagen: für den Nothfall haben wir Flügel. Doch bleib und seid ruhig, liebeiche Wesen; wir sind alle desselben Gottes Kinder. Hier darf kein Mensch als Feind sich Euch nahen, und böse Buben wissen, daß sie hier Eure Nester nicht zerstören dürfen. Auf wenige Tage nur sollen wir die Rollen wechseln: wie Ihr das ganze Jahr hindurch, wollen wir, Menschen, in Eurem Haine Morgen singen und uns freuen.

Nachdem wir noch einen Augenblick am Eingange des Festplatzes bei der Ehrenpforte, welche mit ihrem dreifachen Laubbogen so eben vollendet worden war, verweilt hatten, traten wir den Heimweg an. Die Gemüther schienen ihren eigenen Himmel zu haben, und der war hell und klar. Niemand hatte bemerkt, daß graue Wolken nach und nach den Erdenhimmel ganz überzogen. Es fing an zu regnen: eine sehr unerwartete Mahnung an die profaische Wirklichkeit und Veränderlichkeit im Erdenleben. Mancher schaute verwundert aufwärts, als wolle er fragen: woher denn die Wassertropfen? „Wer mit nah gibt, gewinnt's!“ riefen unsere Sighländerinnen den dem Regen ausgesetzten Arbeitern zu, welche in den Straßen des Dorfes von Distanz zu Distanz Triumphbogen errichteten. Diese dachten: „naß ischt naß, chöm's vom Regen oder vom Schweiß;“ — und brachten ihr Werk zu Ende.

Doch düsterer und düsterer war der Himmel geworden; immer reichlicher floß der nasse Segen des Himmels auf die Erde.

Bedenklich schauten die Leute nach den Wetterzeichen, die ein Jeder nach seiner Stimmung deutete. Die Mehrsten sahen lauter gute Zeichen. Der Eine glaubte zu bemerken daß der Wind nach Norden oder Süden umschlage. Ein Anderer hatte gesehen, daß die Schwalben ihren Flug sehr hoch genommen. Einem Dritten verkündete das sanfte Abendlied der Vögel einen schönen Morgen. Der Vierte behauptete, der besondere Lichtglanz der Leuchtkäfer sei eine nie täuschende Anzeige guten Wetters. Viele sprachen: am 4. Juli regnet es nie. Die Erfahrenen zeigten nach einem hellen Streifen im Nordwesten und verwiesen auf den Mond: wenn der aufgehe, werde er vielleicht das Gewölke zerreißen und der Sonne eine Gasse hauen. So sprach man und gab sich allen äußern Anschein eines unerschütterten Vertrauens. Aber verstohlene Blicke verriethen die Besorgniß, es möchte ein Strich durch die Rechnung geben. Freilich wären dabei die Schützen nun um eine, wenn auch eine große, Freude gekommen, für die sie sich auf irgend eine Weise entschädigt hätten; aber keiner konnte sich einer wahren Theilnahme bezüglich auf den Schützenwirth erwehren, denn diesem ging es bedeutend an den Geldbeutel.

Kopfschüttelnd waren die Abgeordneten des Festcomites nach Trenton, dem Depot der Ohio-Mississippi-Bahn abgefahren, um die vielen von St. Louis und Umgegend erwarteten Gäste zu empfangen, und die vorausgeschickten Wagen zur Verfügung derselben zu stellen. Wir waren nicht bei der odysseischen Landreise oder Irrfahrt, müssen daher unsere Erzählung den Mittheilungen entlehnen, welche einer der Delegirten, Herr Dr. Felder, uns darüber zu machen die Güte hatte.

Wir wollen nur eine kurze und folglich unvollständige Notiz pro memoria für diejenigen geben, welche das nächtliche Abenteuer bestanden und sich daran, wie an eine interessante Episode des uns abgestatteten

Besuchs erinnern mögen. Hr. Dr. Felder erzählt uns folgendes: Es war 7½ Uhr. Da kommt der Abendzug der D. M. Eisenbahn von St. Louis her, welcher uns das Gros der Schützen und Festbesucher bringen sollte. Die zwei abgeordneten Comite-Mitglieder standen in gespannter Erwartung auf der Plattform und fragten sich mit klopfendem Herzen: wird wohl dieser oder jener alte Freund unter den Kommenden sich befinden? — Schon schallt die Pfeife, und der immer langsamer herankommende Zug wird endlich zum Stehen gebracht. „Trenton!“ rief der Condukteur, und heraus schob man und wurden geschoben Nachsäcke, Stücker, Waidtaschen, Männer, selbst Frauen, Jung und Alt, so daß dem Berichterstatter das Herz im Leibe lachte, und er unwillkürlich an die Schützenfeste der alten lieben Heimath dachte, deren er manche mitgemacht, und die nun wie ein Zauberbild vor ihm auftauchten. Doch bald verscheuchten das Gändeschütteln und die herzlichen Begrüßungen jene Bilder und brachten uns in die nicht minder frohe Wirklichkeit zurück. Schützen und Gäste von St. Louis, Peoria, u. s. w., in der Zahl von etlichen 70, sammelten sich nach und nach, während die Trenton Blechmusik eine ihrer schönen Harmonien zum Besten gab, eine Aufmerksamkeit für die wir ihr hiermit unseren Dank darbringen. Darauf begrüßte der Berichterstatter (Hr. Dr. Felder) die Gäste in folgenden Worten:

W e r t h e s t e S c h ü z e n u n d
S c h ü z e n f r e u n d e !

Die Helvetia Schützengesellschaft von Highland hat Euch eingeladen zu ihrem ersten nach etwas größerem Maßstabe angelegten Freischießen, und ich sehe, Ihr habt dem Rufe ein willig Ohr geliehen und seid in namhafter Zahl erschienen.

Es ist daher eine angenehme Aufgabe für mich, Euch werthe Freunde im Namen der Helvetia Schützengesellschaft, sowie der ganzen Bevölkerung von Highland herzlich willkommen zu heißen. Nicht daß Euch etwa Prunkgemäcker oder mit Lederbüßen schwer besetzte Tafeln

erwarten, nein! dergartiges findet Ihr bei Uns nicht, aber ein guter Wille, freundschaftliche und biedere Herzen, die darf und kann ich Euch versprechen, und so kommt an, ringt mit Uns um die Palme der ersten Schützenpreise, öffnet die Behälter eurer fröhlichen Gemüthlichkeit und eures humoristischen Wizes, schießt preiswürdige Zwecke nach allen Richtungen, und helft uns das Fest auf eine Art verherrlichen, daß Ihr, wir, und alle die Antheil daran nehmen, das Bewußtsein mit nach Hause bringen können, das feintige beigetragen zu haben zum schönen Gelingen der Festtage, und in dieser Hoffnung laßt uns noch ein Hoch ausbringen dem Freundschaftsbunde, den wir mit Euch erneuern wollen.

„Unsere Freundschaft lebe hoch!“

Und mit lautem Jubel folgte die Menge dieser Aufforderung.

Es war halb neun Uhr und dunkel geworden. Was in den Omnibus nicht Platz fand, stieg in die gedeckten Farmerwagen, wohlweislich den unbequemen Sitz hier dem auf den eleganten unbedeckten Fuhrwerken vorziehend. Aber viele klagten später sie seien da eng zusammen geseßen, wie die Kühner im Verschlage eines amerikanischen Pedlers. Der Zug setzte sich in Bewegung; er erinnerte an gar keine feierliche Prozession. Die erste Hälfte des Weges ging die Fahrt ziemlich gut von statten. Aber da öffneten sich die Schleusen des Himmels, aber nicht um Licht durchzulassen. Roth-, Kohl-, rabenschwarze Nacht verhüllte die Reisenden, die blos hin und wieder beim Leuchten der Blitze, sonst aber nur am Treten der Pferde und an der Art der Erschütterung der Wagen unterscheiden konnten, ob man noch auf der Straße fahre. Jeden Augenblick drohte der Wagen in einen Graben umzuwerfen, und ängstlich trafen diejenigen, welche vom schweren Leibe des Nachbarn erdrückt zu werden besorgten, allerlei Vorsichtsmaßregeln. Ueberhaupt muß es komische Scenen gegeben haben, wie immer wenn eine lustige Gesellschaft sich in halb ernster Lage befindet und heitere Laune, mit Unmuth ringend, den Witz hervorkißelt, die innere Bangig-

keit wenn nicht zu unterdrücken, doch möglichst zu verbergen. — Und in so ägyptischer Finsterniß heftig hin und her geschaukelt und man weiß nicht wohin gefahren zu werden, genügt um die Phantasie rege zu erhalten. Die Fuhrleute beruhigten indem da noch keine andere Gefahr obwaltete, als höchstens in eine Pfütze zu purzeln. Aber nur halb beruhigten sie mit den: Weisage: wenn wir einmal auf der andern Seite der Buckeye Branch oder wenigstens sicher wären die Brücke zu treffen. — Was, treffen? riefen die Passagiere: Ihr solltet scharf Achtung geben, daß Ihr sie nicht verfehlt. — Der Fuhrmann antwortete ganz ruhig: Morgen beim Schießen mag man den Rath geben: gucket scharf! — Heute nützt's nichts. — Plötzlich standen die Wagen stille. — Man sah nichts, hörte aber von verschiedenen Seiten rufen: „Was giebt's? — Haltet links! Wo zum Kukuf wollt Ihr hin? — Ihr fahrt nach Trenton zurück! — Nein, Vorwärts, wir sind recht.“ Man erfuhr später, daß die Delegirten des Comite, welche im leichten Einspänner hatten voraus-eilen wollen, um die Ankunft des Zuges zu melden, eben nicht hatten eilen können, sondern wiederholt den Weg verfehlt, und zuletzt einen Fall gethan. Glücklicher Weise war kein Schaden erfolgt, den nicht die Wäscherin wieder gut machen konnte. Die Blitze leuchteten wieder, man sah den gebahnten Weg und gelangte glücklich über die gefürchtete Branch.

Doch muß es da noch allerlei Schwierigkeiten gegeben haben; denn Farmer, denen am folgenden Morgen die kreuz und quer und in Kreisen ziehenden Wagengeleise aufgefallen waren, erzählten, die Prairie habe dort ausgesehen, wie im Winter ein überfrorener Weiher auf dem die Ruben Schlittschuh gefahren.

Hier wollen wir abbrechen, um nachzusehen, was in Highland vorgeht. Im Saloon des Highland-House's, Sammelplatz der Schützen, sitzen diese bei Gefang und Weckerklang, das Regenwetter nicht beach-

tend. Ein Quartett männlicher Stimmen, in welchem der ausgezeichnete Fodler Hartmann, von Evansville, besonders glänzt, singt schöne Alpenlieder von Abt und anderen Meistern. Um 9 Uhr tritt die Blechmusik des Ortes, unter Leitung ihres tüchtigen Lehrers Willmann ein, und führt militärische Stücke mit großer Lebhaftigkeit, Reinheit und Genauigkeit, ja mit einem oft ergreifenden Ausdruck auf. Der Schützenwirth scheint durch das anhaltende schlechte Wetter etwas beunruhigt zu sein. Wir dringen bis in die Küche hinein. Da liegen ganze Haufen von dampfenden Schinken, Bürsten und Zungen; dort wird ein Kalb nach dem andern viertelweise in den Pratofen geschoben. Was alles aus dem Pratofen heraus gezogen wird, erinnert an die elysäischen Felder des Schlaraffenlandes. Die Fische sind über und über gedeckt mit saurer- und mit süß eingemachten Früchten. Hunderte von Hühnern werden getödtet, gerupft, gepuht. Unaufhörlich ertönt der Hammer mit dem die Kalbscoteletten und Beefsteaks zart geschlagen werden. Alle Hände sind rührig, und die Zungen stehen auch nicht stille. Trotz der freundlichen Miene der Frau Wirthin, merken wir, daß wir im Wege sind. Wir flüstern ihr in's Ohr, daß Morgen unfehlbar schönes Wetter eintreten werde. Sogleich heitert sich ihr Gesicht auf, und ihre große Ermüdung vergessend, eilt sie von einer Gehülfin zur andern, überall ordnend und selbst zugreifend. Draußen vor dem Gasthause stehen Bürger einen Regenschirm in der einen Hand, eine Laterne in der andern. Sie warten auf die ihnen zugeheilten Gäste. Es hat elf Uhr geschlagen. Da heißt es: Sie kommen! und Alles drängt sich herbei. Es waren die Comite-Abgeordneten. — Wie viel? fragt der Wirth. — Ganz Hagel dick! wird ihm zur Antwort. Bald darauf kommt ein Wagen an, dann noch einer; nach einer Viertelstunde ein dritter und vierter, u. s. w. Sie werden ihrer Fracht entladen: ein wirklich

drolliger Anblick dieses mühsame Hervorschlupfen aus der Wagenkiste und unter der niederen Blache heraus. — Die Laternen setzen sich in Bewegung, und verschiedene Gruppen waten durch die Straßen, das Nachtquartier zu beziehen. Gute Nacht und schlafet wohl! Ihr bedürftet der Ruh; denn Morgen heißt's: frisch ans Werk!

III.

Der 4. Juli 1863.

Wenn der Reisende, welcher Abends zuvor bei Regen und Nebel am Fuße der Gletscher angekommen ist, am Morgen darauf beim Erwachen wahrnimmt, daß die Wolken weggezogen, die Luft rein und leicht, und der Himmel hell und klar ist, — wie frühe, wie froh verläßt er das Lager und eilt ins Freie den ersten Sonnenstrahl zu erhaschen kaum seinen Augen trauend steht er plöblich festgebannt, voll Entzückens beim zauberhaften Anblick der Kolossen der Alpen, welche sich so ganz nahe, so hoch vor ihm erheben. Was er da empfunden, hat Keiner noch beschrieben.

So ein Erwachen war's für Viele am Morgen des 4. Juli, minus die großartigen Natur-Scenen, plus alle Erwartungen der Genüsse eines fröhlichen Volksfestes. Zum Morgengruß riefen die Leute einander zu: Herrliches Wetter! — Hab ich's nicht gesagt?! — Ja, ja; als um Mitternacht der Wind umschlug, sagte ich zur Frau: wirst sehen, wir bekommen schönes Wetter. Deito besser, hat sie g'sagt, so hört dein lästerliches Brummen und Murren auf, hat sie g'sagt. — Diejenigen, welche gar nichts gesagt, hatten's doch immer gedacht; — und an den Fenstern, unter den Thüren, auf den Straßen triumphirten die Wetterpropheten, mit der ganzen Welt, mit Gott und besonders mit sich selbst zufrieden. Eine griesgrämige Alte meinte: „Na, wann's un's Lustigmachen ist, da fehlt's nie.“ — „Ne, erwiderte der alte Nachbar, der liebe Gott hat wohl öp-

pen 'au selber es Bizeli Freud a so ne friedlich Schießen.“ —

Um fünf Uhr stand die Mannschaft, ein Mann an der Zahl, bei der Kanone. Unser alter wohlverfahrener Kanonier Riedlinger commandirte sich selbst mit lauter Stimme: „Fertig! — Achtung! — — Feuer!“ und es knallte gewaltig, daß der Boden zitterte und die Fenster klirrten. Sechsmal donnerte der eiserne Becker seinen Ruf heraus. Aus manchem Schlafkammerlein vernahm man Kinderstimmen, die Mädchen ängstlich fragend: Mutter, was war das? — die Buben laut rufend: Hurrah! die Festkanone! 'raus, aus dem Nest! — Da bekam die Hausmutter vollauf zu thun: ein frisches Hemd für den Mann, der in der Ungeduld einen Knopf absprengt; die neue Jacke für den Knaben, welcher schon vor dem Frühstück alle Straßen inspiziren will; die schönsten Röcke für die Mädchen, welche alle zugleich die geschickte Mutterhand zum Ordnen des Haarputzes in Anspruch nehmen; und besonders das Frühstück! Ja, das Frühstück, an dem der schreckliche Zweifel hing: wird dies, wird jenes den fremden Herren, unseren Gästen, schmecken? Doch unnöthiger Kummer ist's, selbstersehene Placereien. Die fremden Herren, die Gäste, waren Hausfreunde, alte Bekannte vom Augenblicke an, wo sie über Eure Thürschwelle traten; wohl wissend daß sie in keine große Stadt, sondern in ein abgelegenes Prairiedorf gekommen, waren sie von vorne herein entschlossen, Alles schön und gut zu finden, und sind dem Entschlusse treu geblieben. — Aber die Hausfrau ist mißtrauisch und meint: wenn der heimkommt, der wird bei seiner Frau nicht auslachen. — Glaube das nicht. Aber angenommen, sagt uns, liebe Mütterchen, wie wäre es Euch, wenn Eure eigenen Männer, von andern Orten heimkehrend nichts als Schönes und Liebes von andern Frauen zu erzählen wüßten? Schmecken Euch dann einige Pfefferkörner nicht wie Zuckertäfeln? Hört Ihr nicht

gerne das indirekte Geständniß des Mannes, es sei ihm nirgends so wohl wie daheim? Und das ist das Wahre; und was der Einen recht, sei der Andern billig. — Uebrigens bin ich weit davon entfernt, Eure Negligence zu mißbilligen. Ich kenne den Grund derselben: Euer Hauswesen giebt Zeugniß von Eurem Sinn und Thun. Ihr strebet darnach, als treue Pflegerinnen, den Tempel des Familienlebens in Ehren zu halten; und an dem Euch gespendeten Lob hat Euer Gatte auch Antheil. — Aber beruhigt Euch; sehet wie des Schützen Augenmerk beinahe ausschließlich auf Stuger, Kugeln, Pulver und Schmutzlumpen gerichtet ist, und wie er eilig nach dem Sammelplatze abgeht, den Kameraden Glück zu wünschen zum frohen Tage.

Dem es ist 7 Uhr; das ist die Zeit auf welche, nach dem gestern angeschlagenen und in der Ortszeitung erschienenen Programm, die Schützen vor dem Highland House sich einfinden sollen; und die Kanone hat sie gerufen.

Festmarschall Ruegger ordnet schon den Zug unter dem großen Bogen, an dem die Unionsflagge flatterte, günstigen Wind anzeigend. Da verkündigt Trompetenschall die Ankunft der Abordnung der Good Fellows' Lodge, welche auf's Freundschaftlichste im vollen Ornat sich dem Zuge anschloß. — Seht — Seht! und Aller Augen wandten sich nach dem Schulhause: aus dem Hofe zogen in langer Reihe kleine Mädchen, alle weiß gekleidet, mit blauer Schärpe und rother Vandagrassie auf der Schulter, und naheten sich mit leichten Schritten, Schutzengel gleich, dem Sammelplatze, sie trugen 34 amerikanische Fähnlein, deren Bedeutung ein Jeder gleich errieth. Auf einen abermaligen Kanonenschuß setzt sich der Zug in Bewegung: voran die Blechmusik; dann die 12 Zeiger im rothen Ueberhemde. Die deutsche, schweizerische und amerikanische Fahnen folgten, getragen von drei Prachtexemplaren männlicher Kraft. Um dieselben flatterten, schö-

nen Schmetterlingen ähnlich, die herzliche Schaar der Mädchen mit ihren Fähnlein, von den ihnen folgenden Schellenbuben hie und da geneckt. Doch diese fühlten sich unter den wachsamem Augen der nachrückenden Festvorsteher, in deren Mitte jede der auswärtigen Schützenabtheilungen einen Repräsentanten hatte. Ihre einzige Auszeichnung war das schweizerische Armband. Dann kamen die fremden Schützen und Gäste, die Delegation der Good Fellows' Lodge und zuletzt die Helvetia Schützengesellschaft, — und links und rechts dem Zuge entlang, und vornen und hinten, was mitlaufen konnte. —

Da wir durch verschiedene Gründe abgehalten wurden, was an diesem Tage weiter vorfiel gehörig zu beobachten und zu notiren, so hat ein Freund unsere Stelle eingenommen und erstattet folgenden Bericht:

Wir spazierten dem Zuge voran durch die Straßen des Städtchens gegen das Lindenthal zu, unterwegs die Laubbogen mit den Inschriften betrachtend. — An jeder Ecke des Schulhausplatzes ist einer über die Straße gespannt. Der Nächste trägt auf der oberen Seite die Inschrift:

„Drei Fahnen, drei Sprachen, aber nur ein Volk.“

Sinweisend auf die Verschmelzung der verschiedenen Nationalitäten in Amerika, und auf ihr freundliches Zusammenwirken bei diesem Feste:

„Brüder laßt uns fröhlich sein,
„Fröhlich sein im Stillen;
„Leidenschaft zeugt Haß und Pein
„Oft wider unseren Willen.

Dieser Mahnung zur Mäßigkeit, selbst in der Freude, gegenüber, lesen wir am untern Bogen:

„Nicht auf Bruderherzen,
„Nur zu heit'ren Scherzen
„Legen wir heut' an!

Und auf der Rückseite:

„In un'rem trauten Kreise
„Wird's Schießen hoch geehrt,
„Und nach der Väter Weise
„Der Becher oft geleert.

Abichtlich waren viele dieser Sprüche dem Schweizer Festalbum entlehnt. Es ist dies eine Quelle, wo wir nicht genug schöpfen konnten, um unser kleines Fest freundlicher zu gestalten; und auch hier jenen brüderlichen ächt patriotischen Sinn zu entfalten, der unsere großen Vorbilder, die Schweizerischen Schützenfeste, durchweht.

Die Bewohner des östlichen Hügels von Highland, den die Kirche der Methodisten Gemeinde krönt, wetteiferten an freundlicher Theilnahme mit denen der übrigen Theile des Ortes. Die Good Fellows' Lodge hat ihre Halle festlich bekränzt, und ein traulicher „Freundschaftsgruß“ winkt auch dort vom grünen Laubbogen herab. Von der Kirche her über die Straße spannt sich einer mit der Inschrift:

„Schnell welkt die Jugend,
„Ewig bleibt die Jugend.

Ein anderer bezeichnet weiter unten das Ende des Ortes. Mit der von ihm getragenen Inschrift rufen wir den Zurückbleibenden zu:

„Unter'm Schatten grüner Linden,
„Werden wir uns wieder finden!„

und treten dann auf die kleine Prairie hinaus. Dort sind wir schon in Gesellschaft. Fuhrwerke aller Art, Reiter und auch Fußgänger beleben den grünen Plan. Die Ersteren sind meist mit Getränke und Jungen beladen, die letzteren wollen wie wir den Zug draußen erwarten. Merglich ziehen die Mütter ihre sauber gekleideten Kinderchen von der Straße, so oft ein Wagen heranraffelt, denn es ist noch sehr naß und die Sonntagskleidchen könnten von dem Straßenschlamm leiden. Aber alle sind glücklich und freuen sich. Und wie glänzt und prangt die Natur, wie

frisch erhebt sich jeder Halm mit dem blintenden Thautröpfchen zum Himmel, als wolle es ihm danken für den Regen, über den wir gestern so sehr murrten; und die Baumgruppen des Lindenthals, die uns an der Eingangspforte ihre dunkeln Gänge öffnen, wie schimmern sie in den herrlichsten Farben, vom Gold der Gipfel bis zum dunkeln Schwarz der Mitte, — oh sie sagen uns, daß auch die Natur ihr Festkleid angezogen hat und mit uns sich dieses Tages freut.

„Ein starker Arm, ein kühles Blut!

„Ein scharfes Aug' und kühner Muth,

„Sind unsrer Freiheit sich're Gut.

sagt der Spruch an der äußeren Seite der Eingangspforte. Dies ist die ernste Seite des Schützenlebens. — Des heit'ren Scherzes, der sich in den Ernst der Schießübungen mischt, wird in folgenden Worten gedacht:

„Meiner wie der Schützenstand, hatte je so viel Genossen!

„Denn wohl keiner ist im Land, der nie einen Vog' geschossen.

Ueber dem Laubdache des vorderen Wäldchens ragt die Ehrenpforte empor; durch sie gewahren wir auch den Gabentempel, und diesem zugekehrt sagt die Inschrift am Ehrenbogen:

“Oh say, how long shall freedom bless this land?

“As long as by our fathers' flag we stand!”

Man konnte diese Worte nicht besser auf Deutsch wiedergeben, als durch die Inschrift an Tell's Kapelle bei Rüschnacht, die von der Außenseite des Bogens uns zuruft:

„Wie lange noch wird uns're Freiheit währen?

„Oh lange noch, wenn wir die Alten wahren!

Roth, weiß und blau, die Landesfarben, zieren den Gabentempel. Dank den Her-

ren Kaver und John Suppiger, welche diese sinnreiche Verzierung des einfachen Kapellchens veranstalteten. Eichenlaub umschlingt die Säulen des Dachs, und die einzelnen Gaben nehmen sich recht vortheilhaft ans auf der pyramidenförmigen, passend geschmückten Etagere.

Doch still, die Klänge der Musik schmettern vom Eingange her, der Zug naht. Durch die Bäume hindurch schimmern die rothen Röcke der Zeiger, und die Fahnen mischen ihre bunten Farben unter das Grün der Blätter. — Jetzt neigen sie sich grüßend unter der Ehrenpforte und der Zug marschirt hinauf zum Gabentempel; dort wird Halt gemacht und ein Halbkreis gebildet, die Fahnen vorn in der Mitte, das Fest-Comite nimmt seinen Platz bei der Tribüne ein. Die Musik schweigt, ein Augenblick tiefer Stille liegt über dem Walde, nur die Baumgipfel neigen sich leise rauschend im Windhauch.

Da betrat Hr. Ad. C. Vandelier die Rednerbühne und sprach:

„Geehrteste Herren!“

„Die hiesige Schützengesellschaft hat mir die Aufgabe zugetheilt, bei der Eröffnung des von ihr veranstalteten Festes ein Schützenwort an Sie zu richten, namentlich die geschätzten Gäste, welche von nah und fern hier erschienen, herzlich willkommen zu heißen.

Allein, wie der Aufgabe genügen, wenn Alles um mich her zur stillen Betrachtung mich einladet?! — wenn Erinnerungen aus der Jugendzeit den Geist bedrängen, und theure Bilder aus der Heimath so wahr, so lebhaft vor die Seele treten?! — Wie all' dem Leben, das sich nun auf dieser Stätte reget, einen würdigen gemeinsamen Ausdruck geben, wenn dem Drange der eigenen Gefühle die Sprache nicht genügt und selbst die Stimme den Dienst versagt! —

„Die Freude ist der Schlüssel, der das Herz öffnet.“ — sprach einst ein Schütze zu den Brüdern. Und Freude strahlt mir aus diesem Kreise entgegen, und Nachsicht gewährend, ermuthigt sie mich zur Rede.

Eine innige Freude verursacht uns alle Eure Gegenwart, geehrteste Gäste. Dank dafür, daß Ihr dem Rufe der hiesigen Schützen so wohlwollend gefolgt seid. Durch Eure Anwesenheit wird das Fest verschönert und ge-

winnst keine rechte Bedeutung, als Mittel der Annäherung, als Feier der Einigung. Seid herzlich willkommen unter uns: Ihr gehöret nunmehr zu den Unserigen; wir zählen uns zu den Eurigen. Also darf ich nach schlichter Schützenweise Euch kurzweg als unsere guten Freunde begrüßen. Verstehst der Eine oder der Andere meine Sprache nicht, so frage er das Herz, das die Sprache aller Menschen spricht: Unser Gruß kommt vom Herzen.

Auch Freude blühet aus den Augen des Schützen, wenn er die schönen Gaben übersieht, welche die guten Schüsse ehren werden. Nicht niedrige Lust nach materiellem Gewinn wird dabei in ihm rege, sondern er erblickt da die vielfachen Beweise der Anerkennung, welche überall dem höheren Streben der Schützenvereine gezollt wird. Dank den Gebern für diese Aufmunterung zum Guten!

Und es erhebt sich die Freude zum Wohlgefühl beim Anblick der über unsern Häuptern in so schöner Einheit flatternden Fahnen. Schützen! Hier das Sinnbild des Zieles Eures höheren Strebens! Es sind Kennzeichen verschiedener Völker, verschieden in äußerer Weise und Namen. Gleich den Blumen im Gottesgarten der Natur, will jedes Volk mit seinen eigenthümlichen Formen und Farben ans Tageslicht kommen. Aber nur eine Sonne ist es, nach der alle streben. Wie wohl jedes auf eigenem Wege, wandeln alle nach dem Tempel der Wahrheit und Freiheit, der Freiheit durch die Wahrheit. Bei jedem Fortschritte nähern sich die verschiedenen Banner, bis zum harmonischen Farbenschmelz, zur Verbrüderung aller Menschen. — Sei gegrüßt auf dieser friedlichen Stätte, du erhebendes Sinnbild der einigen Menschheit! Dir bringen wir mit Ehrfurcht unsere Huldigung dar.

Du, Landesfahne, gebührt unser Dank für den Schutz, den du heute unseren freien Bestrebungen angedeihen lässest. Die du deine Farben dem Himmel entlehntest, sei immer würdig des ehrenvollen Platzes, welchen der Schütze dir hier mitten unter den dich umgebenden Fahnen anweist. Möge unter deinem Schutze der Verein für die Eintracht sich bald über alle deine Länder ausbreiten!

Nun begreife ich, warum Ihr, Schützen, kein Bedenken truget, in den gegenwärtigen ernstesten Zeiten dieses Fest abzuhalten. Euch bestimmte das Sehnen nach Annäherung, nach Einigung. In den Zeiten schwerer Prüfungen bewährt sich ächte, „heitere Männlichkeit,“ — sprecht Ihr, Deutsche, denen das Bild des Heldenlebens der Väter vorschwebt. Du, Schweizerische,

haft's von den Brüdern in der Heimath empfangen, daß, wo Zwiespalt ralet, du das Banner der Eintracht mit fester Hand empor halten sollst. Und Ihr alle ruhet in Euren Herzen den im Felde Stehenden zu: stehet unbesorgt bei Eurer Pflicht: daheim ist eine Reserve für Ordnung und Gesetz, bereit das Eure zu schützen und beizustehen wo es Noth thut!

Geschäfte Herren! Erlaubt mir den bereits ausgesprochenen Wunsch zu wiederholen: das heutige Fest sei das erste, aber ja nicht auch das letzte allgemeine Schützenfest in Nord-Amerika. In dem Tage, wo der Geist des edlen Washington die eindringenden Abschiedsworte gegen Entzweiung und Parteigeist einem Jeden in die Seele zurückerst; — an dem Tage, an welchem das amerikanische Volk seine Selbstständigkeit erklärte und vor Gott und der Welt sich zur nationalen Einheit, zum Schutze der individuellen Entwicklung, verband: an einem solchen Tage gebt Euch mit den durch beständige Wiederholung hohl gewordenen patriotischen Phrasen nicht zufrieden, sondern schreitet zu einer schönen That, und werfet ein neues Band der Liebe um die Herzen in diesem Lande. Benutzt Eure Zusammenkunft, um den Grund zu einem dauernden Schützenvereine in Nord-Amerika zu legen, der bald in die große Familie der Völkerfreunde in Europa aufgenommen werde.

Dazu fordern Euch auf die Schützen in der alten Welt. Morgern feiern sie, Angesichts der Alpen, in der historischen Heimath der Schützen das hohe Fest der Annäherung und Einigung, zu welchem alle Völker eingeladen sind. Nehme keiner Anstoß daran, wenn wir, Schweizer, das Schützenwesen in naher Verbindung mit unserer besonderen Heimath, mit dem meinem Herzen so theuren Lande erblicken. Dort ist ja der Schützenbund entstanden; dort allein konnte er in seiner ganzen Bedeutung entstehen, dort wo die angrenzenden Nationalitäten zu eigenthümlicher Einheit sich verschmelzen und den natürlichen Uebergang über bisherige Scheidewände zwischen den Völkern finden. Dort ward das besondere Nationalfest der Schweizer zu einem Feste der Völker. Von den Alpen wiederhalte der Ruf: „Freiheit, Einigkeit!“ Und es antwortete die Brandung der Nordsee: „Einheit, Freiheit!“ —

Zuerst waren es die treuherzigen Bremer, welche die kleine Fahne mit dem weißen Kreuze abholten, um ihren Eintritt in den Bund in der freien Seestadt zu feiern. Bald folgte Deutschland nach, trotz denjenigen welche es nicht glaubten, daß die Menschen, die Völker einander lieben; und mit Jubel begrüßte das

edle Volk die vielen in der alten Reichsstadt Frankfurt zum Zeichen der Einigung zusammen gebrachten Fahnen des Schützenbundes. Der gleiche Geist, wenn auch nicht so frei, nicht so bestimmt ausgesprochen, herrschte bei den Schützenfesten in London, Paris und Turin. Ueberall erscholl beim Scheiden ein herzliches: auf Wiedersehen!

Und nun, amerikanische Schützen, vernehm den Ruf zum Anschluß, den Euch die Kunde von dem Feste bringt, welches Morgen im neuburgischen Hochthale eröffnet wird. Sehet die Bremer Schützen wie sie, den schönen Rhein hinauffahrend, die deutschen Genossen zum Völkerfeste mit sich fortreißen. Höret den lauten Jubel der italienischen Vergischützen; sie eilen über die Alpen, die Fahne des einigen Italiens auf der gemeinschaftlichen Fahnenburg aufzupflanzen. Und schaut wie zahlreich die Söhne Galliens die sanften Abhänge des Jura hinanzustreigen, um zur rechten Zeit auf dem Sammelplatze zu erscheinen. Dort stehen schon, von allen Orten der Schweiz hergekommen, die älteren Brüder und Gründer des Bundes, bereit zum freundlichen Empfange. Festlich geschmückt ist das Thal, festlich gestimmt die ganze Bevölkerung. Ein ehrbar lustig Leben sehen wir da, denn heiter wird das Gemüth beim Anknüpfen geistiger Bande. Eine Schaar nach der Andern rückt heran, und wird begrüßt mit dem Wahlspruch des Schützen: Männer, lernet einander kennen, würdigen und lieben. Mit sich bringt jede Schaar ihre besondere Fahne, wie jeder Schütz seinen Stuber und auch seine eigene Meinung, doch zugleich sein Herz und dieses gehört Allen. Weit geöffnet sind die Schranken, darin Jeder seinen Raum, nur der Neid keinen findet, und selbst im Gedränge bloß der Engherzige sich beengt fühlet. Der Wettkampf beginnt, wo alle ringen und keiner besiegt wird; wo, gleich dem Wetteifern nach allem Guten und Wahren, die Treffer als Zeichen des Fortschritts gezählt werden, und die Siegespalme ein Gemeingut, der Gegenstand des Stolzes Aller ist. — Freundel! Wir können nicht dahin und Theil nehmen am schönen Feste. Doch können und wollen wir hier mitfeiern. Und daß es geschehe im rechten Geiste, erstreiget mit mir in Gedanken die silberweißen Firnen der Alpen, von wo aus keine Grenzen zwischen Ländern, zwischen den Völkern mehr gesehen werden, sondern nur eine weite Heimath für alle Menschen sich ausbreitet. Dort, auf jener Höhe, sei heute für Euch die Schweiz, die Wiege des heitern Freiheitssinnes, die Heimath des ächten Schützen! In dieser Anschauungsweise, welche

den großen Schützenbund in's Leben gerufen, haltet zusammen und wetteifert in treuer Freundschaft, im Streben nach Freiheit durch die Wahrheit. —

Tretet nun in die Schranken! Munter an's Werk! Nehmt's einem Manne, der an der Schwelle des Greisenalters steht, nicht übel, wenn er Euch auf seine Weise seinen Segen mitgiebt: Friede mit Euch und unter Euch! Gott behüte Euch vor Unfällen und gebe Euch jene Fröhlichkeit, die mit vorsichtigem Ernste, steter Selbstbeherrschung und wachem Pflichtgefühl gepaart, die schönste Zierde des Schützen ist.

Und damit selbst die Lust die leidige Zanklust von diesem Festorte wegscheuche; damit der Wiederhall dieser beschatteten Hügel einem Jeden den alten Wahlspruch beständig zurückrufe: Wir sind und wollen bleiben ein einig Volk! — laßet aus starker Schützenbrust dem Wunde der Eintracht ein dreifaches Hoch erschallen. „Es lebe der Schützenbund — Hoch!“

Und „Hoch!“ wiederholten die Schützen mit kräftigen Stimmen und würdigem Ernste.

Darauf bestieg Hr. Dr. Felder, Präsident des Fest-Comites, die Tribüne und eröffnete das Fest mit folgenden Worten: **W e r t h e S c h ü z e n u n d G ä s t e !**

Das Fest-Comite glaubt, Ihnen zur Befolgung jene Verhaltensregeln anempfehlen zu dürfen, welche der Festpräsident Hr. Oberst Kurz am Eidgenössischen Freischießen in Bern 1857, als Grundfäße aufgestellt hat. Sie lauten folgendermaßen:

1. Gemeinsame Freude.
2. Ungeheure Heiterkeit.
3. Unergründliche Gemüthlichkeit.
4. Jedoch aber alles in Ehren.

Das Fest-Comite verspricht, Ihnen in Befolgung dieser Regeln mit gutem Beispiele voranzugehen, und somit erkläre ich das Fest für eröffnet. Tretet näher ihr Herren Gäste und leeret mit uns den Becher der Ehren, nach altem Schützenbrauch.“

Während nun der von Hrn. S. Koepfli geschenkte Ehrenwein in schweren, s. Z. an schweizerischen Schützenfesten gewonnenen Silberbedchern den fremden Gästen geboten ward, befestigte Hr. Koepfli auf dem Gute eines jeden derselben eine Alpenrose, und die Fahnen nahmen ihren Platz auf der Spitze des Gabentempels ein. Schade,

daß nicht die fremden Delegationen ihre Banner mitgebracht. Hoffen wir, daß bei dem nächsten Feste eine jede auswärtige Gesellschaft ihre Fahne mitbringen wird, damit sie auf der Fahnenburg lustig inmitten der Schwestern flattere.

Und nun, auf schlingendem Pfade den steilen Abhang hinunter in den Schießstand, ihr Schützen, euer ist der Tag, ihr theilt eure Herrschaft nur mit der Freude. Dr. Felder, das belebendste und belebteste Glied des Comites, das Schwungrad des Ganzen, schreitet ungeduldig auf und ab, denn es hat schon 9 Uhr geschlagen und das Schießen noch nicht angefangen.

Jetzt donnert der Kanonenschuß, das Signal. Mit dem stets mehr und mehr verhallenden Echo mengt sich schon einzelnes Stutzerknallen, das immer lebhafter wird und endlich in ein wahres Rottenfeuer nach den Scheiben hinüber geht

Schon um diese Zeit füllte sich der Festplatz mit Besuchern. Die Schenkbuden hatten viel zu thun, und sowohl Omnibus als Privatfuhrwerke aller Art führten stets neue Ladungen von Gästen zu. Sie brachten die Nachricht, daß der von St. Jacob (einem 6 Meilen westlich von Highland liegenden Städtchen) erwartete Zug, anrückte. Ihm zu Ehren haben fleißige Hände am westlichen Ausgange Highlands einen Ehrenbogen errichtet, der den Ankommen den herzliches „Willkommen“ bietet.

Zwei und achtzig mit Blumen bekränzte Wagen, voraus eine Blechmusik, und geleitet durch einen Herold zu Pferd, ziehen durch Highland's Gassen nach dem Lindenthal. Dort wird vor der Ehrenpforte abgestiegen und, „*musique en tete*“, marschirt. Hr. Hännly, ein hiederer Schweizer-Farmer, trat aus ihrer Mitte vor und überreichte mit folgenden Worten die beiden Ehrengaben von St. Jacob dem Fest-Comite:

Werthe Schützen und
Schützenfreunde!

„Mir ist von den Bürgern von St. Jacob und seiner Umgebung der Auftrag geworden,

bei der Ueberreichung dieser Ehrengaben zu diesem Schützenfeste einige Worte zu Euch zu sprechen. Als wir vernahmen, daß die „Helvetia Schützen“ ein Freischießen abhalten würden, da regte sich in uns Allen der Wunsch denselben unsern Beifall für ihr Unternehmen, durch die Ueberreichung einer Ehrengabe auszusprechen. Alt und jung, reich und arm, keiner ließ es sich nehmen sein Scherflein dazu beizutragen, da wir den Werth solcher Schützenfeste kennen und wissen, wie sehr sie geeignet sind die Freiheitsliebe des Volkes zu entflammen und dasselbe zur Vertheidigung der Unabhängigkeit und Rechte des Vaterlandes zu stärken. Nur Puritaner, Know-Nothings und Temperanzler können solchen Volks- und Schützenfesten feind sein. Doch zu diesen gehört kein deutscher Bürger von St. Jacob, sondern wir lieben deutschen Frohsinn und Gemüthlichkeit, und wir glauben und hoffen, es werde heute hier, durch dieses Schützenfest der Grundstein gelegt zu hundert ähnlichen Festen, wodurch in diesem Lande der Volksgeist veredelt, Haß und Zwietracht ausgerottet, dafür Eintracht und Brüderlichkeit verbreitet werden.

Also denn Ihr Schützen nehmt hin in diesem Sinn, unsere zwei Ehrengaben, die Erste, diesen Stutzer: ein Mittel zur Vertheidigung der Rechte und Freiheiten des Volkes und zum Schutze unseres Vaterlandes.

Die Zweite, dieser Becher: ein Zeichen der Gemüthlichkeit, der Eintracht und des Frohsinns: denn:

Ein solcher Becher gefüllt mit Nebenjaft,
Macht uns vergessen jede Sorge und Last.“

Erfreut und gerührt durch diese aufmunternde Theilnahme am Feste, erwiderte Hr. Sal. Koepfli Namens des Fest-Comite:

„Seid uns willkommen, Ihr Schützen und Freunde von St. Jacob! Wir wußten, daß Ihr kommen würdet, denn Ihr habt auf eine außerordentlich freundliche und hochherzige Weise zum Voraus an der Thür unseres Fest-Comite's angeklopft. Dank für Eure Ehrengaben, die zu den schönsten Zierden unseres Gabentempels gehören! Doch auch abgesehen von diesen, wußten wir, daß Ihr kommen würdet, denn wir kennen Eure freundschaftlichen Gefühle, — Eure patriotischen Gesinnungen, — Eure Freiheitsliebe die es Euch nie gestattet haben würden, zu Hause zu bleiben, während wir hier unser erstes Schützenfest abhalten.

In Eurer Mitte sehe ich mit besonderer Freude einige alte Freunde noch aus unseren Pionier-

zeiten, deren Stuger schon vor dreißig Jahren kräftig in diesen Prairien wiederhallten, und manches Stück Wildes zum Falle brachten. Wenn auch jetzt die Locken weiß gebleicht sind, ihre Herzen schlagen noch so kräftig als je für Freiheit und Vaterland, und in den Tagen der Gefahr werden sie immer noch ihren Platz in den Reihen der Vaterlandsverteidiger einnehmen.

Nicht umsonst habt Ihr zu Eurem Vorbilde die Helden von St. Jacob an der Pirs, die schweizerischen Thermopilen gewählt. Dort kämpften 1300 freie Männer gegen 30,000 Soldaten; — sie erlagen zwar der Uebermacht, aber durch ihren Heldentod retteten sie dennoch das Vaterland, und bedeckten sich mit unsterblichem Ruhme. Ein dreifaches Hoch den würdigen Söhnen von St. Jacob.

Liebe Freunde und Nachbarn! Ihr werdet mir nicht zürnen und auch nicht eifersüchtig werden, wenn ich zuerst diesen Becher Ehrenwein Euren Veteranen dem greisen Jacob Schütz, der immer ein waderer Schütze war, darreiche. Möge er heute das Schwarz in unzureichende so sicher treffen, wie er hundertmal das Herz des Hiriches durchbohrt, und wie er noch das Herz der Feinde unserer Union treffen würde, sollte solches Wild ihm in den Weg treten.

Alter Freund! Empfanget auch von mir diese Alpenrose, deren Ihr gar lange keine mehr gesehen. Traget sie als ein Andenken an unser gemeinschaftliches, unvergeßliches herrliches Vaterland, dem auch sie entsprossen. Ihr Anblick, wie das letzte Aufleuchten der untergehenden Sonne an den Firnen des Wetterhorns und der Jungfrau, verleihe Euch jedesmal zurück in Eure schönsten Jugentage, — hinauf zu den lieben Alpen des Oberrn „Emmenthales!“ —

Aber in vollem Ernste, der Festplatz wimmelt von Leuten, bis an den Rand des Hügel's hin ist's recht ordentlich voll. — Wie lebhaft geht's auch am Fuße des Hügel's zu! Aus der Schießhütte knallt's nach den Scheiben hin, daß es eine Freude ist, und oft hüllt dichter Pulverdampf den Thalgund ein, die Zeiger haben vollauf zu thun, auf und ab laufen die Rehrscheiben, hier und da zeigt sich ein roth' Fähnlein, oder auch (aber selten) verübt die Zeigerfelle garstige Schwingungen vor der Scheibe. Im Schützenstand summt's wie

in einem Wienforbe; rings herum stehen Zuschauer die Menge, und am nördlichen Eingange den das amerikanische Wappenziert, sieht man die schon tüchtig schwitzenden Schützen ausgehen und, 25 Schritt davon, hinter einem Bretterverschlage verschwinden. Was giebt's dort zu schauen? Was zieht die sonst so eifrigen Schützen von ihrer Arbeit dorthin? Da kommt ein Trupp zurück, hinter ihnen Wirth Weber, eine Anzahl Flaschen an jeder Hand, und zugleich tönt's in kräftigem Paß:

„Im kühlen Meller sit' ich hier,
„Bei einem Faß voll Neben! . . .

Aha, sitzt da der Hase im Pfeffer? Da ihr Schützen, privilegirter Theil der Menschheit, ihr habt zu eurem Gebrauch das kühlste „Eggeli;“ euch zu Liebe hat der Wirth dort unten einen Meller angelegt und vor demselben wird euch extra kühles Getränk dargereicht. Nun, ihr verdient's auch, denn wenn man schon auf dem letzten Stanzerschießen nach der Melodie des „Länder Virli's“ singen konnte:

„Mer kennit d' Schützebrieder gut,
„S'hend alli Jyt e frohe Muet:
„Trinkit gern es Trepfeli Wn,
„Und sind de notte g'fund derby.
Chor: „S'ist kai Moredi, e Schützebrieder
z'fi. Dh nai!“

wie viel größer ist das Bedürfniß nach einem kühlen Glase Wein hier im 39. Breitgrade, und bei 90 Grad Fahrenheit im Schatten. Ein Glas Wein gehört, wie der Stuger zum Schützenwesen, darum „Delvetia Schützen“ laßt's bei keinem eurer Feste an kühlendem Getränke fehlen.

„You take a drink?“ tönt's oben auf dem Hügel hinter mir. Ei warum nicht, selbst ein Berichterstatter muß gelebt haben, und an einem Schützenfeste sein ohne zu trinken, „das ist keene Freude nich.“ Also zur Bar oder Schenkubude. Dort wird mit feierlicher Verbeugung ein Glas Bier offerirt und genommen, dann die Höflich-

keit erwidert, und das ist was man in Amerika auf Deutsch einen „Treat“ nennt.

„Be jabbers, never did I see the like in this counthry, since I left ould Ireland, and we had the great fair at Killarney, when I and Lany McCune we had the nate fight about him sthrik-in' me first and then I . . .“

„Tenez Monsieur, nämlich, c'est du Schwyzer-wy, ganz ächte.“ Ein Schweizer hat so eben im Gedränge das rothe Armband mit weißem Kreuz bemerkt, voll Freude faßt er den Träger dessen bei der Schulter und fragt ihn hastig: „Se, Landsmann, us wellein Kanton sind er?“ Aus dem Kanton „Hessen-Darmstadt,“ antwortet unser darm-hessiſches Comité-Mitglied. Der Schweizer, der den Spaß mißversteht, blickt anfänglich zornig d'rein, besinnt sich aber eines Besseren und trollt sich lachend fort. — Um den Gabentempel herum, wo Sr. Kaver Suppiquer freiwillig Wache hält, den Genuß des Schießens aufopfernd, drängt sich die Menge und die: „Oh wie schön!“ — „Das hätt' ich gerne!“ tönen zahlreich. Hier und da sieht man einen schnell sich dem für die Kriegs-Verwundeten beim Gabentempel aufgestellten Opferstocke nahen und eine Gabe hineinschieben. Der Gesang eines Männerchors wechselt ab mit der rauschenden Musik, die unter Sr. Wilimann's Leitung recht Gutes leistet. Auf den verschiedenen Wegen nach dem Schießstande geht's beständig hin und her; dort spaziert eine Gruppe von Frauenzimmern in ihren netten Hütkchen hinunter. Was wollen sie dort? Doch nicht etwa schießen? Da stehen sie an der südlichen Thür und an der Westwand des Schießstandes und plaudern mit den bekannten Schützen, nekfen sie, werfen ihnen schelmische und verführerische Blicke zu; ja noch mehr, ein hübsches Mädchen soll sich hinein gewagt, kräftig den Stuber zur Hand genommen, und die Scheibe keineswegs verfehlt haben.

Ein stämmiger Murazier tritt unter die Thüre und ruft einem Landsmann aus

Kentucky zu, der eifrig seinen Stuber ladet: „Allons, prendre l'absinthe!“ Den hat auch das eigenthümliche, recht heimathliche des Festes desorientirt und aus unjeren Prairien in die Verge des Jura verjert. — Geht nur, ihr werdet nicht getäuscht, es ist ächter C. F. Berger vorhanden. — Absinthzeit, also elf Uhr vorbei, das Mittagessen nahe. D'rum vorher noch: „Gang' i an's Brünneli, trink aber net!“

Er liegt ja am Wege, der sich so hübsch dem Hügelabhange nach hinzieht und oben in den großen Spazierweg einmündet. Kinder in weißen Kleiderchen umringen den Brunnen; die Kleinen sind durstig, und ihre Mütter befriedigen den Durst mit gebührender Vorsicht. — Weiter oben verengert sich der Pfad, so daß zwei nicht neben einander vorbei kommen; hier laßt uns weilen, und einen Augenblick dem Gewirr von Tönen lauschen, die von allen Seiten zu unserem Ohre dringen. Der Grundton bildet ein gleichförmiges Summen, über ihm schmetterten einzelne Klänge der Musik und das Stuberknallen. In der Nähe hört man einige Fußstritte, unausgesetztes heiteres Plaudern und Lachen, und durch alles hindurch wie Geisterwehen ein Flüstern, so traulich und lieb, daß man unwillkürlich aufblickt und „stille hält, um zu lauschen.“

Bim, donnert der Mittagskanonenschuß, das Schießen des ersten Vormittags ist beendet; nun schwärmt's zur Südhüre des Schießstandes hinaus, den Hügel hinauf klimmen die Schützen paarweis, in Gruppen, einzeln, je nach der Laune, und verschwinden bald hinter den Bäumen, welche den Weg beschatten, der zum Eßplabe führt. Ihnen nach wollen wir, allons zum Effen.

Im Schatten eines einsamen reizenden Wäldchens stehen zwei lange bedeckte Tafeln, daneben eine Musikbühne und die Feldküche. Alles sitzt bunt durcheinander vor den dampfenden Schüsseln. Der Deutsche neben Schweizer und Franzosen, gegenüber vielleicht ein Irländer oder ein

Amerikaner. Diese Letzteren sind meist mit ihren Familien gekommen, und theilgen sich überhaupt zahlreich am Feste. Mag auch das bunte Treiben ihnen anfänglich sonderbar erschienen sein, am Ende fanden sie sich doch darin zurecht und mischten sich mit freundlicher Zuorkommenheit unter die übrigen Gäste.

„Frau Wirthin, eine Flasche Zworne, if You please!“ „Do händ er ne, er soll ech wohlthue.“ Drüben winkt schon einer mit vollem Becher: „Dem 23. Kantone der Schweiz, dem Kantone Holstein, meiner Heimath, von ganzem Herzen!“ und lachend leert man das Glas auf das Wohl des hübschen blonden Schützen aus Quincy. — Fünf Staaten der Union, Illinois, Missouri, Kentucky, Indiana und Iowa, sind vertreten. Alle Besucher scheinen sich recht wohl in unserer Mitte zu befinden. Und die Highlander sind ganz stolz auf die Menge der Gäste, ihre Augen leuchten vor Freude, so oft sie das zufriedene Gesicht eines derselben erblicken.

Silencium, stille, könt's von allen Seiten. Was giebt's? Dort oben auf der Musikbühne steht eine Gestalt, die einem jeden Helvetia Schützen lieb und werth ist: Freund Ackermann von St. Louis. Dem wollen wir gerne horchen. Er beginnt:

W a f f e n b r ü d e r u n d F e s t g e n o s s e n !

„Schüsse bewirkten die politische Existenz der Schweiz. Aus Wilhelm Tell's Geschöß entsproß ihre Freiheit. Der Pergamentstreifen des Pfeilschusses Heinrich Münenberg's über die Lezimauer führte die Eidgenossen zum Siege am Morgarten, aus welchem ihre Unabhängigkeit erwuchs und ohne welchen selbst der Name Schweiz nicht aufgefunden wäre. — Schießen ist Schweizer-Nationalelement.

Das Schützenwesen ist das fortlebende Sinnbild der Urschweiz. In ihm wohnt die Mühnheit, der edle Geist, der große Charakter Wilhelm Tell's. Es befruchtet seine That unwüthlich durch die Wechselfälle der Zeiten, es reichhüt und bewahrt die Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft; denn es ist das Lebensmark, der Keim der Bestrebungen, der Kern der Wehskraft der Schweizernation; es bringt ihr Achtung und Ehre im ganzen Erdkreis. Sein Wir-

ken schägend, trachten die Patrioten Europa's es in ihre Länder zu verpflanzen. Gelinqt dieses, so wird die geographische Mitte, die Schweiz, auch das gesellschaftliche und politische Centrum Europa's, zum Heil der Welt, zur Wohlfahrt der Völker, zum Sturz der Despoten.

So eine große, unabhängige Macht, wie das Schützenwesen, bedarf wie jede Sache, die fortwährt, materieller Pflege und eines ökonomischen Haltpunktes. Dafür sorgten die alten Schweizer; sie gaben ihm die sociale Basis damaliger Zeit: Kunst mit unveräußerlichem Eigenthum. Alle solcher Weise gestifteten Schießanstalten bestehen fort und bekräftigen sich mehr und mehr für die Zukunft, während so viele Schützengesellschaften ohne Fonds schnell entstehen und plötzlich vergehen. — Wie dauerhafte Gebäude auf feste Grundlagen, müssen fortbestehende Institutionen auf wehrhafte Fundamente gebaut werden.

Wir weihen heute eine Stiftung, welche, wenn nicht frevelnder Menschenhinn sie beeinträchtigt, der Wurm der Zeit nicht anzutasten vermag. Fluch daher der verbrecherischen Hand, die sich je an diesem Heiligthum vergreifen sollte; Segen aber den Biedern, die es beschirmen und bewahren für die Zukunft.

Uns an der Einweihung dieser ausgezeichneten Schießakademie theilnehmend, übernehmen wir die moralische Pflicht, des Schützenwesens Kunst zu befördern und sein Genie, das ist: Eintracht, Fortschritt, Brüderlichkeit geltend zu machen nach Kräften.

Vöthlich sind die seitherigen Bestrebungen Highlands das Schützenwesen zu pflegen. Früher hatten sie kein weiteres Ziel als Vergnügungssache der Theilnehmer zu sein; doch entstand dadurch unter der Bevölkerung ein regerer Sinn zur Veredlung des geselligen Verkehrs und zum Patriotismus. Mit der Helvetia Schützengesellschaft ist der ächte Schützengeist in Highland eingelehrt; sie trachtet, schafft und wirkt mit Wunderkraft, ja selbst in diesen Bürgerkriegszeiten, wo sonst kein philantropischer Verein aufkommt, die meisten Bestehenden aber versielen. Wenn einst die Friedensposaune über diese weiten Kluren erschallt, dann wird ihr Wirkungskreis sich erweitern. — Soll, was wir alle wollen, dieses Land als Republik fortbestehen, so müssen Parteigeist, Kumbug und Corruption ausgerottet, Gemeinhinn, Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit eingepfropft werden. Das Schützenwesen ist dafür das probateste Mittel; wie die Schweiz, kann es Amerika heilen. — Auf den Schießstätten wurde die Schweizer Regeneration gebaut!

Wohl ermessend, welch' physischer, moralischer und politischer Werth aus der Befestigung des Schützenwesens für Highland ersprieht, beschenken die Begründer dieser Stadt die „Helvetia-Schützengesellschaft“ mit diesem von der Natur zum Schützenplatze geschaffenen Grundstücke. Dieses Geschenk giebt dem Schützenleben in Highland eine bleibende Heimath; es ist dadurch ein Institut geworden, das sein segnenreiches Wirken nicht nur Highland spendet, sondern auch als Pflanzschule seines patriotischen Strebens über den ganzen Continent verbreiten kann.

So sehr diese werthvolle Gabe die Highlander Schützen, Schützenfreunde und Patrioten den Gebern zu Danke verpflichtet, so verdient die edle Absicht, derselben damit ein bleibendes Band zur Harmonie zu reichen, noch höheren Preis. Dieser Platz ist ein Monument, das die späteren Geschlechter noch in ehrenden Andenken behalten werden.

Liebe Freunde! Ich weiß, daß Euer Gefühl mit meinem aus voller Ueberzeugung fließenden Worten übereinstimmt; laßt uns daher den ersten Toast am Einweihungsfeste dieses herrlichen Schützeigentums weihen dem Wohlergehen der hochherzigen Gebern Joseph und Salomon Koevli. — Möge die gütige Vorsehung sie im Wohlthun stärken und ihnen so viele Tage des Glückes schenken, daß, wie sie einst diese Gegend in Jugendjahren als Einöde betraten und nun im kräftigen Mannesalter schon in ein Paradies umgewandelt sehen, sie auch diese neuen Anlagen als rüstige Greise zum Schützenelnium ausgewachsen und ihre verdienstvollen Abüchten damit verwirklicht betrachten können. — Steigen sie fort und fort in der Achtung ihrer Mitbürger und in der Anerkennung der Schützenwelt! Sie leben hoch!

Stürmischer Applaus folgt. Dann beginnt von neuem das Tellergeklirr, der Becherklang, das laute Geplauder, helles Lachen, hier und da fröhlicher Gesang. Darüber spielt die Musik abwechselnd frohe und ernste Harmonien. Die Gäste kommen und gehen, kaum ist ein Platz leer, so wird er wieder gefüllt; der Zworne, der Highland- und Cincinnati-Catawba finden reichenden Abjaß. Das Essen ist famos, schade daß schon um 1 Uhr die Kanone die Schützen zu ihrem Tagewerk ruft. Diesen Ruf folgen die meisten, einige aber blei-

ben doch zurück, und opfern das Schießen dem Genuß einer heiteren Stunde.

„Dar' i nit es bigly, dar' i nit a dily,

„Dar' i nit es bigly lustig sy!

tönts von fröhlichen Männerkehlen, und darauf ein Jodler, so hell und frisch, daß es ordentlich wiederhallt an den Laubkronen der Bäume, an den Hügeln im Thal. — Da ist Hartmann von Evansville und wo der ist, regiert die Muse des Gesang's unumschränkt. Dort sitzen sie beisammen die vier, die so manche traute Abendstunde uns Highlandern mit Gesang verfüßt. Um sie drängen sich alte und neue Bekannte, und ein Lied nach dem andern tönt aus dem frohen Kreise. Stille, das Quartett beginnt:

„Wo myne Berge muß i scheid,

„Wo's gar so lieb'li ist und schön —

„Kann nimmer in der Heimath bleibe,

„Muß noch ne mal zum Dirndel geh'n!

Wiederum schallt der Jodel hell und doch wehmüthig, und in den Augen mancher Zuhörer der laut Bravo ruft, glänzt eine Thräne. Was bedeutet sie, diese Thräne? Lieber Leser, sie zeigt, daß wo er auch sein mag der Europäer, seine Heimath nicht vergißt. Dieser Tag hat manche Erinnerung wieder wach gerufen, welche man schon längst entschlummert glaubte, manches Band das fast zerissen, wieder geknüpft.

Sagte mir doch ein geachteter deutscher Lehrer mit Thränen in den Augen, er habe geweint als heute Morgen, zum ersten Male seit 14 Jahren, sich „Schwarz-Roth-Gold“ vor seinen Blicken entfaltet. Dort drüben sitzt ein Amerikaner, Richter einer der oberen Gerichte von St. Louis, er ist des Lobes der Schützen und des Schützenwesens voll, und freut sich mit den Fröhlichen. Aber in einem Augenblicke der Stille gedenkt er der Abwesenden und erhebt sein Glas:

“The ladies toast, to those that love us and watch for us at home!”

So zerinnen, faßt unbewußt, die Stunden, und keiner von uns hat es bemerkt, daß die Sonne gesunken ist und schräge durch das Laub der Bäume fällt. Poß tausend, schon 5 Uhr, zurück also auf den Hügel und von dort heim.

Wer am Nachmittag des 4. Juli im Lindenthal ein einsames Plätzchen suchte, ward gewaltig getäuscht. Jeder nur einigermaßen erträgliche Winkel war gefüllt mit Besuchern, und zwar waren es meistens Familien, die in den schattigen Alleen und auf den Bänken das Getümmel flogen, welches den Platz um den Gabentempel und vor den Schenkbuden erfüllte. Je mehr wir uns diesen nähern, desto stärker wird das Geräusch, und kein Wunder, denn das Gewühl ist jetzt dort noch weit größer als am Morgen. Dicht an einander, fröhlich jauchzend, singend, trinkend bildet die Menge ein buntes Gewimmel so weit das Auge reicht. Aber, wird man fragen, ist's möglich, daß in Amerika sich 4—5000 Menschen einen Tag lang mit einander ohne Streit amüsiren können. Obgleich die große Mehrzahl der Festbesucher nichts davon bemerkte, so müssen wir doch bekennen, daß bei einer der Schenkbuden eine zwar höchst unbedeutende Störung vorfiel. Einige jungen Leute, unter dem Einfluß geistiger Getränke und durch die allgemeine Freundigkeit überreizt, geriethen einander ein Wischen in die Haare. Die umstehende Menge aber wandte sich mit Ekel von diesen Ausbrüchen wilder Lustigkeit weg; und, unter der Leitung des Comité-Mitgliedes, Herrn W. Suppiger sen., der mit jener Ruhe einschritt, welche vom Bewußtsein der Pflicht und der überlegenen physischen Kraft zeugt, — hatten die Schützen die Ruhestörer bald zur Ordnung, zu einem anständigen Benehmen gebracht. —

Um 6 Uhr donnert die Kanone, der erste Schießtag ist vollendet; die meisten Festbesucher brechen auf. Wir treten den Rückweg an, dem Schwarm der Heimkehrenden aus dem Wege gehend. Unterhalb der

Methodisten-Kirche stehen wir noch einmal still. Die Sonne sinkt im Westen und vergoldet die Thürme Highlands. Aus dem Lindenthal her wogt eine bunte Menschenmasse, die in schöner Eintracht und Harmonie, zufrieden, einen Tag lang die drückende Gegenwart im Zaumel der Freude vergeffen zu haben, heimkehrt. Möge dieses Fest, so glücklich begonnen, dauernde Früchte tragen und

„Golder Friede, süße Eintracht,

„Weilen über dieser Stadt.

Hier endet der uns mitgetheilte Bericht. Die Menge zerstreut sich in allen Richtungen. Viele begeben sich nach den verschiedenen Gasthäusern, wo zum üblichen Schlusse der Feier des 4. Juli, die Nacht über getanzet werden soll. Es war die Rede davon gewesen, daß die Schützen den Abend im Lindenthal selbst beisammen zubringen wollten; allein der die Speisehütte erziehende Wald schützt nicht gegen Thau und Nachtkluft, die gerne in diesem Lande Fieber und dergleichen Unbehaglichkeiten erzeugen. Deshalb kehren auch die Schützen in's Dorf zurück. Wollen sie „3 Sadel“ gehen, oder giebt's noch ein heimlicher Abendstüb? — Wald werden wir's erfahren. Einweilen laßt uns etwas Näheres über das eigentliche Schießen an diesem Tage einschalten. Wir schöpfen aus offiziellen Mittheilungen.

Am Schützenhause ist das allgemeine Schützenreglement durch Anschlag zur Beachtung bekannt gemacht worden. Neben demselben hängen die Ehrengabenliste und der Schießplan, welchem folgende besonderen Bestimmungen entnommen werden:

1) Das Schießen fängt, am 4. Juli, um 9 Uhr, und am 5. um 8 Uhr Morgens an, und dauert bis Abends 6 Uhr, mit einer einstündigen Unterbrechung, von 12 bis 1 Uhr, der zum Mittagessen gestatteten Zeit. Anfang und Schluß werden durch einen Kanonenschuß angezeigt.

2) Die Mehrschreiben-Marken kosten \$1 die 30 Marken. (Das Schießen in die

Mehrscheiben wird im Allgemeinen mehr als Vorübung betrachtet, und deshalb die Anzahl der Schüsse, die Einer thun kann, nicht limitirt.)

3) Der Doppelschein berechtigt zu 3 Schüssen in die Stich- und zu 3 andern in die Ehrengabescheibe, und kostet \$4. — Jeder Schütze darf nur ein Doppel lösen.

4) Die Schießlinie geht von Westen nach Osten (für jede Scheibe durch Blendungen gesichert).

5) Die Distanz beträgt 580 Fuß. (Auflegen und Perspektiv-Absehen sind verboten.) —

6) Es sind 10 Mehrscheiben, eine Stich- und eine Ehrengabescheibe.

7) Der Durchmesser des Nummernkreises im Mehr ist 4 Zoll, und der im Stich 9 Zoll. Die Ehrengabescheibe ist auf einen Durchmesser von 40 Zoll, in 20 Kreise, in Abständen von 1 Zoll, eingetheilt.

8) Für die Mehrscheiben sind 50 Gaben im Gesamtbetrage von \$125, und Prämien für \$75, und für die Stichscheibe 30 Gaben von zusammen \$150 ausgelegt. Der Gesamtwert der Ehrengaben betrug \$873.15.

Das Marken-Büreau ist eröffnet. Die Schreiber sitzen auf ihrem Posten. Die Schellenbuben halten die Schnüre fest zum Anschellen. Schützen stehen Viele bereit, und erwarten nur das Signal. Der Kanonier schwingt die brennende Lunte, seinen Blick auf den Festpräsidenten gerichtet. Es hat soeben 9 Uhr geschlagen, aber einige Zeiger sind noch nicht bereit, und die Ehrenweintrinker säumen noch oben beim Gabentempel. Endlich erdröhnt der Sechspfünder, und es folgen auf einander 10 Schüsse in die Mehrscheiben: — die erste Nummer, auf welche die Schützen immer so gespannt sind, ist bei diesem ersten Gange noch nichts heraus gekommen. Doch läßt sie nicht lange auf sich warten; **G e o r g S t e i n e g g e r**, von hier, hat sie erobert. Die Schützen waren sehr eifrig und

merkwürdig rasch folgten die Schüsse auf einander; doch mit verschiedenen, und im allgemeinen nicht besonders glänzendem Erfolge. Billig soll aber bei der Beurtheilung des Ergebnisses der Uebungen im ersten halben Tag folgenden Thatfachen, von denen einige noch später von nachtheiligem Einflusse waren, Rechnung getragen werden: der Thermometer variierte zwischen 86 und 92 Graden Fahrenheit. Die Luft, vom letzten Regen her mit Wasserdampf getränkt, war schwül, und nur langsam konnte der Rauch aus dem eingeschlossenen Thalgrunde heraussteigen. Neu waren besonders für die fremden Schützen, Stand und Distanz. Sie, so wie die hiesigen, hatten in diesem Jahre erst wenige Uebungen gehabt. Dazu die in den ersten Stunden etwas ungünstige Beleuchtung, und besonders die, durch diese erste so zahlreiche Zusammenkunft in fremdem Lande hervorgerufene Aufregung. Fehlen auch viele Schüsse die Scheibe; klagen mehrere Schützen, daß ihre Schüsse so stark abweichen, oder daß der Rand des Schwarzen auf der Scheibe nicht scharf genug gezeichnet sei, oder daß der frisch aufgeworfene Grund vor dem Scheibenhause, und der helle Anstrich des Letzteren sie blende; und würden auch die amerikaniischen Scharfschützen gerne, wie sie es gewohnt seien, auflegen dürfen; — so kommt doch nach und nach Alles in einen ordentlichen Gang, und es fallen immer mehr Schüsse in's Schwarze. Viele hatten Pech: denn Schlag auf Schlag in's Schwarze, und keine Nummer. Besonders Aufsehen erregte ein fremder Schütz. Alle seine Bewegungen beim Laden, Anschlagen und Abdrücken, und hauptsächlich sein vollkommen ruhiges, felsenfestes Halten verriethen einen sehr geübten Schützen. Und doch verfehlte er in den ersten 34 Schüssen 29 Mal die Scheibe. Ein Bekannter löste uns das Räthsel. Jener Schütz wohnt ganz im Innern eines mit allen Gräueln des Bürgerkrieges heimgesuchten Nachbarstaates. Seit zwei Jahren

sind sein Leben und sein Eigenthum in befründiger Gefahr; doch ein theures Andenken an die Heimath, der gute Stutzer, mit dem er an so manchem Freischießen Ehre geerntet, war in Sicherheit; er hatte ihn in den Boden vergraben. Durch einen glücklichen Zufall erhielt unser Landsmann Kunde von dem hier beabsichtigten Feste. Mächtig erwachte in ihm die Schützenlust. Heimlich wurde der gute Stutzer aus der feuchten Grube heraus genommen, um an diesem Tag seinen alten Ruf zu bewähren. Und das hat er denn auch gethan, so bald er wieder so weit in Ordnung gebracht wurde, daß der Schuß gefordert werden konnte. Ein alter Verner, welcher das ruhig ernste Wesen und den sicheren Schuß seines ehemaligen Mitbürgers still bewunderte, rief endlich mit Stolz aus: „Dä isch nadisch gäng noh eine vo üsne!“ — Jener, der für uns kein Fremder mehr ist, wird wohl jetzt in seine Ansiedelung zurückgekehrt sein. Wir nennen ihn nicht: sein Geheimniß sei uns Allen heilig. Gott beschütze den braven Mann, und gebe daß er bald die treue Waffe offen zum friedlichen Spiele tragen dürfe!

An diesem Morgen zeichneten sich besonders aus: Michot von Louisville, Ringier von Quincy und Wiget von hier. Es wurden im Ganzen 90 Nummern geschossen. Wiget hatte die Mehrsten mit 7, und Steinegger wiederum die letzte. Nach dem Mittagessen erlangt Besançon von Louisville die 1. Nummer, und Doriot von St. Louis die letzte am Abend. Es wurde recht fleißig geschossen und besser als am Morgen. Nebst den bereits genannten zeichneten sich auch Muedi und Demick von St. Louis, so wie besonders Zahni von Kentucky, Auer von Louisville und P. Streiff von hier, aus. 156 Nummern wurden getroffen. Wiget hatte abermals die Mehrsten mit 14.

Total der Nummern im ganzen Tage: 216.

Die Schützen sind nicht „3'ädcl“ gegangen. Es hat 10 Uhr geschlagen. Da-

heim, in Städten und Dörfern, ermahnt der Wächter die Leute:

„Wahret Feuer und Licht,
„Daß kein Unglück geschieht!“

Ja, ihr schönen Highlanderinnen, wahret das Licht eurer Augen, und fahet damit nicht Feuer im Busen der jungen Schützen an, mit denen ihr, trotz 75 Grad Fahrenheit in fröhlichem Tanze kreiset. — Doch wer würde den Ruf beachten! — Die älteren Schützen haben sich in großer Anzahl vor dem Hause des Schützenwirths versammelt. An langen Tischen sitzen sie der Straße entlang, und an ihnen erwahrt sich jetzt der Spruch:

„In uns'rem trauten Kreise,
„Wird's Schießen hoch geehrt,
„Und nach der Väter Weise,
„Der Becher oft geleert!“

Eine fröhlichere Gesellschaft war an dem Abend in Highland nirgends zu finden. Die wackeren Schützen, die den Tag über trotz der Hitze und des strömenden Schweißes anhaltend und fleißig Kugel auf Kugel in die Scheiben gesandt, ruhen nun aus von ihrer Arbeit, und die verhaltene Quelle des Frohsinns sprudelt jetzt desto frischer und schöner hervor. Schon längst sind die Schranken des Rationalismus gefallen, und die fröhlichen Gruppen unterhielten sich beim Becherklang in drei Sprachen und verschiedenen Dialekten, verstehen sich aber dennoch vollkommen; sie sind und bilden ja nur ein Volk, ein einiges Volk von Brüdern. Ein gutes Glas Wein aber löst nicht nur die Zungen, es lockt auch hervor die Harmonie des Gesanges. Bald tönten rein und voll die Lieder des Quartetts, gefolgt von lustigen Tyroler-Todlern. Ein Lied ruft dem andern; jeder anwesende Sänger trägt bereitwillig das Seine zur allgemeinen Erheiterung bei; wer keine Stimme zum Singen hatte, der fand sie doch zum Deklamiren. — Alle aber vereinigten sich zum großen schönen Chor, als

„Rufft du mein Vaterland“ angestimmt ward. Ein Augenblick von Stille folgte dieser hehren Hymne. — Mit der natürlichen Lebhaftigkeit des französischen Charakters trugen unsere Gäste von Louisville die Marfeillaise vor. Ihre schönen ausdrucksvollen Stimmen klangen lieblich auch zu Veranger's lebhaften Reimen. Der drollige, joviale Charakter Irland's tönte gelungen aus „Rory O'More,“ eigenthümlich contrastirend mit der weichen Schwabenweise, die sich von einem andern Tische her vernehmen läßt. Mit feierlich ernstem Gesichte steht Einer auf und beginnt salbungsvoll:

“Old father Grimes was a good old soul!”

So, in allen Ehren, fröhlich im rechten Maasse wie es Schützenbrauch ist, wird Stunde um Stunde verweilt. „Mitternachtsglocke“ zittert durch die Luft, die fröhlichen Jecher achten es nicht, und erst der krähende Hahn mahnt sie mit Erfolg daran, in einigen Stunden Schlaf Rug' und Arm für den kommenden Tag zu stärken.

IV.

Der 5. Juli 1863.

Zimmer noch schönes Wetter, wenn auch der starke Thau und einige Wolken auf den Abend ein Gewitter ankündet. Wir wollen es aber gleich sagen, um das „Wetter-Kapitel“ für heute zu absolviren: Das Gewitter kam im Laufe des Nachmittags, ging aber auf die artigste Weise ganz nahe an uns vorbei, und brachte nicht die geringste Störung im Fortgange des Festes hervor. Im heutigen Festprogramme werden die Schützen angewiesen, Schlags 8 Uhr des Morgens am Schützenstande zu erscheinen. So ziehen dieselben schon bei Zeiten einzeln oder Truppenweise, einige zu Fuß, viele in Omnibus und Wagen, nach dem Lindenthäl; mit ihnen Bekannte und Unbekannte. Die Zahl der Besucher mehret sich mit jeder Stunde. Die Be-

wohner der nächsten Umgebung kommen auch nach und nach mit ihren Familien auf Wagen daher gefahren, so daß der zum Stellen der Fuhrwerke bestimmte Platz um Mittag so angefüllt ist, wie am vorigen Tage. Wir ziehen bei den Schenkbuden vorbei, welche schon zahlreiche Besuche empfangen; denn es ist, wie wenn der für die Farmer so segensreiche Regen vom 3. Juli die Schnüre der Geldbeutel gelöst hätte. Uebrigens ist die Weizen-Ernte vorbei, und die Hitze sehr groß. Wie bereits mit dem Wetter, wollen wir in Bezug auf das Schießen der Zeit unserer Erzählung vorgreifen, und gleich hier die erhebllichsten Mittheilungen betreffend die Schießübungen an diesem Vormittag einschalten

Schlags 8 Uhr wird die Signal-Kanone gelöst, und gleich darauf eröffnen die Schützen ein lebhaftes Gewehrfeuer, welches den ganzen Tag über unterhalten wird. Sie arbeiteten brav und es rann der Schweiß, „daß das Werk den Meister lobe.“ Aber ebenso fleißig wurde an der Bar Erfaß und Stärkung dem Körper verschafft. Die Schüsse zeugten von größerer Sicherheit; sie fuhren nicht mehr so in alle Theile der Scheibe herum wie am ersten Vormittage. Die erste Nummer erhielt am Morgen P. Streiff. Fahrni hatte 12 Nummern, also die Mehrsten. Im Ganzen waren 110 getroffen worden. Michod sah sich die letzte Nummer durch den Mittagsschuß gesichert. An die Stichscheibe hatten sich erst wenige gewagt. Von der Bühne her lud die Musik zur Mittagstafel ein. Die Plätze wurden bald von Schützen und Gästen besetzt. Man merkte es den Ersteren an, daß die Feuerprobe der Stich- und Ehrengaben-Scheiben ihnen noch bevor stand. „Zvorne“ her, rief man von allen Seiten. „Zvrogne“ hörte man auch dazwischen. Aber dem waadtländer Weine war schon Abends zuvor der Garaus gemacht worden, und man mußte sich mit dem Cincinnati- und Sighland Catawba begnügen. Und derjenige,

welcher auf den Tisch gebracht wurde, war ein guter ordinärer Wein. Anders verhielt es sich mit demjenigen, der heute in den Buden ausgeschenkt wurde; mit dem hatte der Wirth malheur gehabt; denn er sah so schlecht aus, daß ein Gast dem Mundschenk behauptete, der Wirth der doch ein Christ sei, wolle wieder die altjüdische Mode einführen, er gebe zuerst den guten Wein; zuletzt und wenn die Leute besoffen seien, komme er mit dem Schlechten heraus. Ein Anderer tröstete und sagte: der Wein schmecke nicht übel, nur sei er jung und sehr grün und trüb aus, wie wir als wir noch Grüne gewesen. Von dem Augenblicke an hatte der Wein den Namen „grüne Schützenw“ — mit dem der Wirth oft geneckt wurde, obgleich, wie es sich später herausstellte, ihn kein anderer Vorwurf treffen konnte, als daß er den jungen Wein nicht geklärt und nicht mehr Alken gekauft hatte. So was kann sich nur in einem abgelegenen Prairie-Dorfe, und da nur einmal ereignen. Wie gesagt am Mittagessen trank man einen guten Wein; und in der Art und Weise, wie die Gäste ihren Appetit befriedigten, mochte der Schützenwirth ein Compliment finden, das ihn für die an der Bar erlittenen Redereien entschädigte. Es erwachte die Redseligkeit, als die ersten Ansprüche an das Materielle gesättigt waren. Und als die Musik eine Pause machte, riefen anfänglich einige Stimmen, dann ein ganzer Chorus und zuletzt die allvermögende Stimme des Festpräsidenten den Herrn Laue, Schweizerkonsul, auf die Rednerbühne. Da half kein Sträuben, keine Entschuldigung; er mußte hinauf. Das Festcomite hatte, aus guten Gründen, keine Stenographen angestellt, so daß wir nur die Hauptideen dieses und anderer improvisirten Toasten wieder geben können. Uebrigens wie der Mann, so war seine Rede schlicht, wahr und kernhaft, ein Herzenserguß der ihn belebenden Liebe zum schweizerischen Vaterlande und der Achtung für dessen ächt re-

publikanische Institutionen. Er versetzte sich und die Zuhörer in die Alpenhöhlen zurück, und zeigte wie die eben an diesem Tage versammelten Schützen, diesen Kern der Wehrkraft des Landes, für Wahrung der Freiheit und für Beförderung des wahren Fortschritts im Innern, zugleich aber auch für die Behauptung der Unabhängigkeit gegen jeden Angriff von Außen gegenseitig sich begeistern und immer bereit sind das Wort mit der That zu besiegeln. Er schloß mit einem der Schweiz und seinen Schützen gebrachten Hoch, dem alle Zuhörer, ohne Unterschied ihrer Nationalität, lebhaft und laut beistimmten.

Nach ihm trat Hr. A. Kayser von St. Louis auf, und las folgende Strophen vor, die er an diesem Morgen und auf dem Festplatze nieder geschrieben habe, den Eindrücken des ihn hier so freundlich umgebenden Lebens eine Form zu leihen. Wir schreiben jenes Gedicht hier ab, als Ausdruck des Wohlwollens und der Nachsicht unserer Festgäste, für welchen die Highlander dem Verfasser dankbar sind.

Zur Erinnerung

„an das Highlander Schützenfest.“

(Weise: Und usz Vergli bin I gange.)

„Und nach Highland ih mer gange,
 „Zugesammit mit frohem Sinn;
 „Wiedri Lüt hei us empfangen
 „I de nette Hüsl'ne drin.
 „Grüez Ech Gott! het es grad a'heize,
 „Chömmet, siest a s'Fischli hi;
 „Was mer hei, bruchet's ung'heize;
 „Ven't Ech's wie deheime syl —

„Und am Morgen i der Früebe
 „Gange n'all i grüne Wald;
 „Lut u froh ihien d'Hörner rüefe,
 „Lut u froh s'Echo z'rud schallt.
 „Chugle hei sie viel g'hoje,
 „U derzu viel Wy herbracht;
 „D'Chugle hei sie halt verchoje,
 „U dem Wy schier es End g'macht.

„Chrach uf Chrach! gahst es i d'Schibe
 „Ihrer zwölfe a der Zahl;
 „Schuß um Schuß vom Stand nah drübe
 „Brömmet's los viel Tused Mal.

„Der Zweck treffe d'Schwiber-Quebe
 „Denn das leu sie sich nit näh.
 „U d'Meitli, wie zahmi Tübe,
 „Zy cho gwundre was es gäb?

„Denn hei d'Vube lustig gfunge
 „Von dem dütsche Vaterland.
 „U derzu sy d'Chinder g'sprunge
 „Alles wie ein Herz und Hand.
 „Und im Schatte vo de Bäume,
 „Und am Tisch by'm Gläslü Wu,
 „Und dört wo me sujt thät träume:
 „Nuchze, singe, lache siel

„Doch der Gsang dem Ganze seket
 „D'Chrono uf. Ach lojet aul
 „Nich's Ein doch, mi syg verheget:
 „Zy' mir denn im Illinois?
 „O wie schön het s'Quartett gfunge,
 „Tön' wie Perl' in Morgenduft.
 „Dure ischt der Jodler drunge,
 „Heber's Raub i d'Himmelsluft.

„Ueberall es freyes Lebe
 „Jung und Alt, u Stark und Zart;
 „Jedem ischt sus einzig Strebe
 „Lustig z'yn, nah inner Art.
 „Drum leb' Hoch! der freye Schütze;
 „Doch leb' auch sy Wönnepaar!
 „U der Gsang, Freud, Wisz und Grüze
 „Derriche by dem Schießaltar.“

Alles rief: Bravo, bravissimo! und trank auf das Wohl des Deutschen, dem ein zweitägiger Aufenthalt unter Schweizern genügt habe, um ihren Dialekt so handhaben zu lernen. Dabei wurden natürlich die Repräsentanten der neu annexirten Kantone Meissen-Darmstadt und Holstein ebenfalls erwähnt und mit in den Vivat-Sturm eingeschlossen. — Mit derselben Freudigkeit und Herzlichkeit wurde, auf den von A. C. Wandeler in französischer Sprache gestellte Antrag, ein dreifaches Hoch den Schützen von Louisville und Kentucky und von den Ufern des Ohio gebracht, welche so oft das Herz der Scheibe treffen, und dadurch ein reges Wetteifern erzeugen, zugleich aber durch ihre schönen Lieder die Herzen der Schützen zum Einklang, zur Eintracht erheben.

Noch dauerte das Klingen der zusam-

menstoßenden Gläser am Tische fort, wo die welchen Schützen saßen, da commandirte der Festpräsident: silentium! — Herr Dr. Studer von Peoria erschien auf der Bühne. Seine Stimme war bewegt; er sprach mit der, aus innerer Ueberzeugung aus der Fülle des Herzens hervor quellenden Begeisterung, von dem schönen Leben in der theuren Heimath, von dem ein Bild heute so lebendig ihm vor Augen trete. Er ermahnte die anwesenden Deutschen, Amerikaner, Schweizer und Franzosen einander immer näher zu treten, feste Freundschaftsbände zu schließen, um den Sinn für Freiheit und Recht zu stärken, die Freiheit nicht zum Deckmantel selbstsüchtiger Zwecke, nicht zur Gehülfin blinder Leidenschaften herabwürdigen zu lassen, sondern um sie zur Aufklärung des Geistes, zur Läuterung des Gemüths, zur Entwicklung und Vielfältigung der Thätigkeit, zum Wohle Aller zu benutzen und zu schirmen

Die Versammlung begrüßte mit ungetheiltem Beifall die tief sinnigen Worte. Sie machten einen ernsten und bleibenden Eindruck auf die Zuhörer. Noch wurde Hr. A. Schneider von Louisville von seinen Freunden auf die Bühne gehoben. Er sollte der Gastlichkeit der Siglander und allem was die hiesigen Schützen zur Beförderung des Schützenwesens gethan, eine sehr freundliche Anerkennung. Nach diesem Toaste, in welchen die Gäste kräftig einstimmten, wurden die Gläser schnell geleert, — und die Schützen verschwanden, ihr Tagewerk zu vollenden. Langsam erhoben sich auch die Nichtschützen von ihren Sitzen, und um sich schauend schienen sie zu fragen: und wir, was fangen wir an? Die Verlegenheit dauerte nicht lange. Hier wurde eine Cigarre geboten, dort zwischen neuen Bekannten irgend ein Gespräch angesponnen; so kamen auch die Philister, von denen Keiner an das sonst gewöhnliche Mittagsschläfchen dachte, in Bewegung, und verloren sich bald in die hin und her wallende Menge. Doch der gemächlichen Stimmung wird

man bald durch die Musik entrisßen, welche vom Eingange des Festplatzes her ertönt. Alles eilt dahin „den Zug der *Mariner*“ zu begrüßen. Unsere guten Nachbarn von *Marinetown*, welche gestern verhindert worden waren en corps zu erscheinen, kommen noch heute mit ihrer eigenen Musik. Ein stattlicher Zug von kräftigen und lebensfrohen Männern. Unter dem Freudenruf der Zuschauer marschiren sie in militärischer Ordnung nach dem Gabentempel. Unser Aller Freund, S. K. Suter, führte in ihrem Namen das Wort; er sprach:

Schützen und Schützenfreunde
von *Sighland*!

„In früheren Jahren bestand eine Art von Rivalität, ja von Eifersucht zwischen den Nachbarstädtchen *Marine* und *Sighland*; jeder Ort suchte sich auf Kosten des andern wichtig zu machen. Die Zeit hat uns alle gelehrt, daß weder das Eine noch das Andere das Zeug zu einer großen Weltstadt an sich habe; daß weder aus *Marine* ein *London*, noch aus *Sighland* ein *Paris* werden könne. Und so sind wir zur Einsicht gekommen, daß in freundschaftlichem Verkehr die Interessen beider Orte am besten gewahrt sind. — In diesem Sinne auch nahen wir uns heute diesem Festplatze, hoffend daß das Band der Freundschaft sich immer enger und enger knüpfe.

Mein Hoch den Schützen und der Bevölkerung von *Sighland*!“ —

Der Schützenmeister A. Bruckner erwiderte:

„Herzlich Willkommen! Schützen und Freunde von *Marine*! — Wie Eurer Redner treffend bemerkt, sind unsere Plätze nicht für den Weltverkehr geschaffen. Meiner wird größer, dadurch daß er den Andern kleiner darstellt. Eifersucht und Rivalereien können beiden nur schaden, nie nützen. Laßt uns die Gelegenheit dieses Festes dazu benutzen, unsere gegenseitigen Beziehungen der Freundschaft zu stärken und zu beleben.

Unsere Nachbarn und Schützen von *Marine*, sie leben hoch!“ —

Wie üblich, und mit treuherziger Freude, wurden beide Vivat von der Menge wiederholt, worauf die Ehrenbecher die Munde machten. Dabei bemerkte ein dur-

stiger Zuschauer, daß von beiden Seiten eine Absorbationskraft an den Tag gelegt werde, welche für die einstige Größe beider Dörfer von ziemlich guter Vorbedeutung sei.

Die neu angekommenen Schützen begaben sich nun nach dem Schützenstande. Gerne würden wir ihnen nachziehen; denn an diesem Nachmittag wird „gedoppelt,“ d. h. in die Stich- und Ehren-Scheiben geschossen. Erst wenige haben sich am Morgen schon dort versucht, und den Spruch: „Stichstand — Nothstand“ — in seinem alten Ansehen erhalten. Aber die Pflicht gebietet uns, einige Stunden noch auf den Säugeln zu verweilen, der sich da aufhaltenden Menge endlich einige Aufmerksamkeit zu schenken, möglichst viel zu beobachten und zu erlauschen, und so ein treues Bild des Ganzen zu gewinnen.

Verglichen mit dem vorigen Tage hatte der heutige mehr den Charakter der Gemüthlichkeit. Obwohl das Abfeuern der Stutzer ebenso lebhaft, und die Menge der Besucher immer noch sehr groß war, fühlte man sich nicht mehr so bedrängt; mit der Vertlichkeit schon vertraut, hatte Jeder bald seinen Raum gefunden, ohne sich denselben durch Stöße und Geschrei erit schaffen zu müssen. Bei jedem Schritte wurde der Beobachter an die eine oder an die andere Strophe des Volksdichters *Wiß* erinnert, wenn er fragt:

„Was ischt doch o das Heimelig?

„E' ischt so-n-es artig's Wort!

„Emueß öppes guets z' b'idiite ha,

„Me seit's vo liebe Lüte ja,

„Vo mängem hübjche-n — Ort!“ —

Und wirklich hieß es bei sehr Vielen: es heimelst Ei'm im Lindenthäli. — Denn das Heimelig

„E' isch mit vo prächtig, mit vo groß;

„Es glychet weder Stadt, no Schloß,—

„E' isch ebunder schmal u d'ly.“ —

und, ganz so wie im Lindenthäl:

„S'isch eh versteckt im enge Thal,
„Am Wäldli-Gubel eh.“ —

Laßt uns einen Gang durch den Wald auf dem so schön angelegten Wege machen! sagte ein Freund meinen Arm fassend. Ich ließ mich leiten. Vor uns schritt, fester als gewöhnlich, ein alter Mann, ein Großvater umgeben von seiner Nachkommenschaft. Unter den Letzteren waren wohl die Mehrsten in diesem Lande geboren: ihnen war das friedliche Treiben um sie her etwas Neues. Der Alte aber mußte von andern Herrlichkeiten zu erzählen; er hatte in früheren Jahren daheim großartigeren Volksfesten beigewohnt. Doch — der Ausdruck seiner Physionomie und manche Aeußerungen verriethen es, — der, letzten Winter gefaßten Vorsatz, noch einmal den immer theuren Geburtsort zu besuchen, war heute schwankend geworden; denn heute trat viel Heimathliches ihm vor Augen.

Bei einer Krümmung des Weges, hinter jungen Eichen und Nußbäumen verborgen, saß ein junges Ehepaar auf der Ruhebank. Ein kleines Kind schlief in den Armen des Vaters, an dessen Beinen ein älteres sich klammerte. Die Blicke der Mutter fielen mit inniger Wonne bald auf den glücklichen Mann, bald auf die schönen Kleinen. Mein Freund lispelte mir in's Ohr: „das Heimelig!“

„Und wo-n-es herzig's Päärli hüßt
„By'm Depfelbaum am Bach,
„Und Chindlene drum ume sy,
„Und recht e gueti Freud derby
„Da het's die beichti Sach.“

Ein Trupp junger Burschen, welche in geschlossenen Gliedern singend daher marschirten, mußten sich sichtbar fest zusammen nehmen, um bei der zufälligen (?) Begegnung mit mehreren munteren Mädchen, es bei Seitenblicken und einem leisen Druck mit dem Ellenbogen bewenden zu lassen. Wie so ein Blick, wenn auch mit der größten Indifferenz hingeworfen, dennoch ver-

standen wird und ein lohnendes Lächeln hervor zu rufen vermag!

Während die Lustwandelnden fortwähren sich kreuzen und vorbei ziehen, bleiben wir einen Augenblick (wohl auch länger als wir selbst dachten) bei den langen Mittagstischen stehen. Alle Plätze waren besetzt, nicht von den Schützen, sondern von Frauenzimmern, um welche herum einige Herren in allen Ehren scharmänzelten. Uns fesselten besonders die harmonischen Töne, welche aus einer Gruppe emporstiegen. Auch der von gemischten Chören aufgeführte Gesang zeigt, wie vollkommen Recht der liebe Gott hatte, als Er fand, zum Manne gehöre eine Männin. Klingen doch beiderlei Stimmen so herrlich zusammen!

Der Dichter sagt vom Heimeligen:

„Hoffärtig Fraue hasset's fren,
„Und so die räße-n-o-one chley“

Von Hoffahrt war nirgends eine Spur; nur schienen Alle guten, ehrlichen Willen zu haben, möglichst hübsch und liebenswürdig zu sein. Und dagegen kann man um so weniger was haben, als es Vielen gelungen ist. Was die „räßen“ anbetriefft, wenn deren da waren, (wir haben keine gesehen), so hatten sie sich in diesen Tagen in lauter Engeln verwandelt.

Wir wandten unsere Schritte zurück, angezogen durch die lebhaftc Unterhaltung eines Hochdeutschen mit einem Schweizer. Sie hatten mit einander und mit der ganzen Welt Schmollis getrunken, und trotz der nach einer und derselben Stimmungabel gesteigerten Stimmung verstanden sie einander nicht mehr recht; und zeigte sich etwa ein schwer zu lösender Knoten, so schwenkten sie links oder rechts ab, der nächsten Schenkstube zu, wo sich immer alles aufklärte.

Wir befanden uns wieder mitten im regeren, lauten Leben, das die ganze Zeit über in diesem Theile des Festplatzes herrschte. Vor die Buden drängten sich die single men. An den Tischen saßen ganze

Familien oder bunte Kreise von Groß und Klein, von Bekannten und Unbekannten, wo Jeder auf seine gewohnte Art und in seiner Sprache die Andern unterhalten zu müssen glaubte; und wo alle gleich beglückt sich fühlten durch innere Zufriedenheit, die nicht nach Thalern zugemessen wird:

„Wo Mt's u Jung's si freut,
„Es Bixli lücht, es Bixli lacht,
„U zwische dure Pöbli macht.“ —

Wie am vorigen Tage, hatte sich ein Männer-Chor gebildet und sang schöne deutsche Lieder. Dazwischen fiel die Blechmusik wieder ein, und übertönte mit schmetternden Märschen das laute Geplauder der Menge. Diese ließ dann ein williges Ohr sanfteren Melodien, welche das Sehnen nach Einklang, nach Harmonie in allen Seelen erwecken.

Ach, ein Künstler möchte ich sein; die Feder eines Göthe möchte ich jetzt führen können, um ein Bild, einzig in seiner Art, treu, wahr, lebendig wieder geben zu können!

Doch wozu? Hunderte haben's gesehen; Hunderte haben sich gefreut am Anblick der gemächlich zehenden Greise, und gedacht: Na, mit solchen Altersbeschwerden nähmen wir's einst auch lieb! Im Schatten wilder Apfelbäume, über welchen ein kräftiger Dickory mit vollsaftigen Blättern hervorragte, saßen an einem Tische Papa Kull von St. Louis, neben ihm Vater Buchman und noch andere Altersgenossen. Welche Hülle und Frische des Lebens unter den schneeweißen Haaren, wo zu mehr denn Sechzig Jahren lebendiger, klarer Erinnerungen der freie Genuß der Gegenwart hinzukommt. Sie saßen so behaglich, so traulich und froh beisammen den ganzen Tag, und tranken ruhig und gelassen nach ihrer Väter Weise. In diesem ehrwürdigen Kreise concentrirte sich die Gemüthlichkeit des Tages. Hier wurde der letzte Spruch des Dichters verwirklicht:

„Churzum, wo d's Herz im Lyb der seit:
„Wie tuisigs wohl bi-n-ig!
„Wo d'wie deheime wohne magt,
„U lüft nah keine Gueter fragt,
„Da isch es heimelig!“ —

He! was giebt's dort? — Zwei Comite-Mitglieder, die Herren Dr. Felder und J. Suppiger, rennen den steilen Hügel hinunter. Hinter ihnen eine jauchzende Schaar von Knaben. Mit einem Sprunge ist Alles über den tiefen Graben und im grünen schattigen Thalgrunde. Die Alten verlassen ihre Sitze, um nachzusehen, was die Jungen dort unten treiben wollen. Diese umgeben eine 30 Fuß hohe, ganz glatte Stange; oben auf derselben hängen Taschmesser, Halsbinden, Schreibzeug, Gürtel, Spielsachen, u. s. w. Die Herren mit den Armbändern zeigen nach der Spitze der Stange und rufen: Wer hinauf klettert, mag sich selbst eine Gabe auswählen und herunter nehmen! — Im Nu werden Strümpf' und Schuh', Hut und Kutte abgezogen und die Kämpfer in Reihordnung gebracht. Jeder schaut sich schnell um, wer vor ihm, wer nach ihm zum Klettern komme? — Nur Geduld, in diesem Vorspiel des Lebens kommt Jeder dazu, seine Kräfte anzuwenden. — Die Wicke fallen bald wieder auf die Stange, die Dicke und die Höhe messend. So ist's recht: wohl bedacht, ist halb gethan! Aber, du übermüthiger Kleiner, ersteigst schon, in Gedanken triumphirend, die Stange. Gieb Acht! Hast deine Kräfte auch gemessen? Hast daran gedacht, wie glatt das Holz ist? — „Nun, verucht's!“ — hieß es; und wir sahen einen Knaben die Stange mit Armen und Beinen umklammern. Abwechselnd mit Händen und Füßen höher fassend hob er sich hastig, aber immer mühsamer bei zehn Fuß hoch. Er mußte ausruhen. Er blickte nach dem Ziele: ein schwerer Seufzer verrieth den sinkenden Muth; und mit dem Muth rutschte auch der ermüdete Körper herunter. Einige andern folgten nach; aber, auch sie hatten

sich das Ding zu leicht vorgestellt: dem Einen war die Stange zu dick, den Mehrsten zu glatt, Allen zu hoch. Auch sie mußten's aufgeben; doch nur einstweilen. Mithlerweile hatten die Uebrigen ihre Beobachtungen angestellt, und aus der Erfahrung ihrer Vorgänger Lehre gezogen: Hosenbeine und Hemdärmeln wurden zurück gestreift, die zarte Haut mit Schlamm und Sand eingerieben, u. s. w. Und nicht lange währte es, bis ein lauter Ruf der Zuschauer den ersten Sieger begrüßte. Nun war Allen dargethan, daß der Zweck erreicht werden könne; und mit frischem Muth wurden die Versuche von Andern erneuert, und mit gutem Erfolge. Drollig war es, wenn oben angelangt, der Kletterer, gleich dem flinken Spechte, das Köpfchen hin und her drehte, die Preise durchzumustern und das Schönste auszufinden. Für Manchen war's ein mühsam zu erwerbender Lohn; und einem solchen leistete die theilnehmende Menge allen erlaubten, aber wenig nützenden Beistand. Man hörte sagen: Ach, der ist zu schwach! — Nimm dir Zeit! — Greif' weiter aus! — Setz den rechten Fuß besser an! — O Gemine, er rutscht zurück! — Nein, er hält sich wieder fest! — Bravo, er setzt von Neuem an! — Er hat's — u. dgl. m. Wirklich war der ausdauernde Knabe dem Ziele ganz nahe gekommen; er schaute nach den Gaben: ihm fiel eine etwas entfernte besonders in die Augen. Er streckt die Hand darnach; o Weh, der Arme glitt um zwei Nards zurück. Da aber bleibt er wie angeklebt. Er erholt sich einen Augenblick, hebt sich dann kräftig wieder hinauf und reißt dies Mal ohne lange Untersuchung die erste beste Gabe los. Besonderen Beifall gaben die Zuschauer einem kleinen vierschrötigen Kerl, der mit ungewöhnlicher Gewandtheit und Muskelkraft sich die Stange hinauf hob, als wäre er auf einer Leiter gelaufen; der war offenbar mit den Regeln des Turnens besser bekannt.

So ging es mit wechselndem Glücke un-

gefähr eine Stunde lang fort, bis alle Preise herunter geholt waren. Leider konnten wir bloß die Namen einiger der Sieger erfahren; selbst auf die Gefahr, Gleichberechtigte mit Stillschweigen zu übergehen und so Unrecht zu thun, glauben wir doch jene Namen hier beisetzen zu sollen. Es sind uns besonders genannt worden: N. Sagnauer, J. Leutwyler, M. Buchmann, J. Riedlinger, M. Hanser, F. Beck, J. Laker, M. Widenhauser, R. Henninger und R. Rohr. — Mögen aber alle sowohl schon jetzt in der Schule als auch später im Leben, dieselbe Ausdauer, denselben Fleiß im Streben nach dem wahrhaft Guten an den Tage legen?

Folgender Zug gehört zum allgemeinen Bilde des ganzen Festes. Einem liebenswürdigen Kleinen, erzählte man uns, war es trotz aller Anstrengungen und wiederholten Versuchen nicht gelungen, höher als bis zur Mitte der Stange zu steigen: es fehlte ihm an Uebung und an Kraft, ohne die der beste Wille nicht half. Entkräftet und verzweifelt läßt er sich herunter gleiten, und zwar so rasch, daß an den Armen die Haut schmerzhaft geschürft wurde. Aber nicht dieser Schmerz allein war es, der die zwei großen Thränen in den Augen perlen ließ. Ja, Niemand würde von der Hautverletzung etwas bemerkt haben, denn der gute Bursche hielt die Arme fest am Leibe, wenn nicht sein Schwesterchen die Wunden mit frischem Wasser zu kühlen sich bemüht hätte. Ein Kamerad, der mehrere Preise gewonnen, theilte mit dem unglücklichen Freunde, dessen Wunden nicht mehr so heftig brannten. Ein fremder Festbesucher trat hinzu und, den Kleinen freundlich bei der Hand ergreifend und auf den Schießstand hinweisend, sprach zu ihm: „Siehe, die Schützen haben alle mit Fehlschüssen angefangen, durch fortgesetzte Uebung aber es so weit gebracht. Mein Lieber, das Leben sei dir eine fortwährende Uebung, bei welcher die Kräfte des Körpers beständig der Leitung deines Gei-

„Ihes unterworfen werden, und die irdischen „Preise bloß als Nachhülfe zu höheren ewigen Errungenschaften gelten sollen.“ — Hat der Knabe diese Worte verstanden? Wir bezweifeln es; aber gewiß paßten sie zu der von der Schwester empfangenen Pflege und zu der edelmüthig bewiesenen Theilnahme des Schulkameraden. — Das ist die rechte Art, Wunden zu heilen!

Lassen wir nun die kleinen Sieger zu ihren Eltern und Bekannten hingehen, die gewonnenen Preise zeigen, ihre Thaten, welche in ihrer Art auch groß gewesen, erzählen, und, auf die Schützen einen Seitenblick werfend, im Herzen sprechen: wenn wir einmal d'ran kommen. . . !!

Um den Stichtand herum ist jedes Plätzchen, von dem aus man die Schützen und zugleich die Stich- und Ehrenscheiben sieht, besetzt; wer nur den Schuß und nicht auch den Schützen beobachten kann, sucht sich gleich einen besseren Standort. Sobald der Schütz die Waffe zum Anschlagen ergreift, schweigt Alles still. Der Schuß knallt, und erwartungsvoll werden die Köpfe nach den Scheiben ausgestreckt. Der Schütze hat sich aber bereits mit verbissenem Born abgewandt und trägt den Stutzer zu seinem Fache zurück; denn er kann „den Schuß fordern, und weiß, daß die Zeigerkelle ihm die schwarz angestrichene Seite zuzehren wird. Und so geschieht es wirklich. Allgemeines Gemurmel entsteht, man macht Glossen über den Schützen und diskutirt über Anschlag, Abdriicken u. s. w.; während innerhalb des Standes selbst bei aller äußeren strengen Ordnung und scheinbaren Ruhe und Gelassenheit, die Schützen eine große innere Aufregung nicht verbergen können. Nicht selten nimmt man ein momentanes Zittern auf ihren Lippen wahr. Welche Selbstbeherrschung beweist nicht der Mann, welcher in dem Maße seinem Arme Festigkeit, seinem Auge Klarheit und Stetigkeit, dem aufwallenden Mute Ruhe zu gebieten vermag! Ha, die Schützen treiben hier kein Spiel zum blo-

ßen Zeitvertreib; hier üben und mehren sich die moralischen Kräfte; hier ist eine Schule der Jugend! Wie fest und männlich tritt der auf, an dem es nun ist, den entscheidenden Schuß zu thun. Er drückt ab, läßt die Waffe langsam auf den Tisch nieder sinken, und schaut unverwandten Blickes nach der Scheibe. Dort wird das Glücksfähnlein hin und her geschwungen; hier erschallt aus Hundert Mäulen ein freudiges Hurrah: Jeder freuet sich des guten Schusses, als hätte er denselben selbst gethan. — Der Letzte hat gedoppelt.

Im andern Stande wird nur noch um die letzte Reihennummer gekämpft. Es schlägt 6 Uhr: die Kanone brüllt zum letzten Male! — Zum letzten Male ließen die Zeiger sämmtliche Scheiben auf halben Mast herabfallen, und sprangen aus dem mit heißen Dünsten gefüllten Schützgraben in die freie Luft heraus. Und nun aufgepackt! Das Freischießen ist zu Ende. Ihr habt brav gearbeitet, Ihr wackeren Schützen, denn es bleiben nur sehr wenige Kugeln übrig, und wie wohl sichtlich ermüdet, traget Ihr das edle Geräthe mit größerer Leichtigkeit in's Quartier zurück.

Einer der Schützenschreiber, der eben in einem Wagen abfahren wollte, rief uns noch in der Eile zu: im Nachmittag hat N. Bircher von hier, die erste, und N. Pagan, die letzte Reihennummer. Die Mehrsten hat Wiget mit 18. Es hat 144 Nummern gegeben. Total für den ganzen Tag 254. Also heute 8 Nummern mehr als gestern, und dazu haben die Schützen, wie schon gesagt, „gedoppelt“. —

Die mehrsten Schützen verweilen noch bei einem erfrischenden Trunk, während schon der bunte Strom der Festbesucher in friedlichen Wellen vom Festplatze aus über die Prairie sich langsam nach dem Dorfe bewegte. Alles war glücklich und zufrieden: auch eine Art zu danken für die frohen Tage die man erlebt, für den Frieden und für die Eintracht, welche die ganze Zeit

über mitten in der unbechränktesten äußern Freiheit unter Allen geherrscht, für die guten Eindrücke die man empfangen, und auch dafür, daß kein Unfall, kein Unglück das Volksfest getrübt.

Da kommen mehrere Schützen, den Stüber auf der Schulter, daher marschirt und jüngen die Marzeillaise. Vorbei raffelt ein Omnibus, in welchem man „Prinz Eugen, der edle Ritter“ erschallen läßt. Dann folgen Männer, Frauen, Kinder in Menge, plaudernd, lachend, ja auch sogar ein Bischen mitfingend. Weiter zurück ist es die Melodie: „Ich hatt' einen Kameraden“ — welche den Schritt angebt. In den Pausen gelangen von einer andern Gesellschaft von „Waffenbrüdern“ einzelne Bruchstücke des Liedes: „Im Aargäu is zwen Liebsti“ zu unsern Ohren; und das Echo des Waldes trägt uns die immer lauter und greller wiederholten Sätze zu:

„Dar i nit es Bizi,
 „Dar i nit e Chli
 „Lustig is?!“ —

Und so ging das pot-pourri fort, bis Wald und Prairie von Allen verlassen waren, bis es Nacht geworden, bis die Schützen wieder im Dorfe bei den Highlandern saßen.

Ja, da ging's erst recht an. Sie schlugen abermals ihr Lager unter freiem Himmel vor dem bekannten Hauptquartiere auf. Sie tragen selbst alle Tische und Stühle, welche sie im Highland-Hause finden können, hinaus auf die Straße, und besetzen sie; und bald werden ansehnliche Pyramiden von Flaschen formirt, Dank dem Eifer der Hauptverehrer des Wachus. Von der ununterbrochenen Arbeit des Tages ist der Körper ermüdet; aber Abwechslung schafft Erholung. Jeder hat auf dem Schützenplatze seine Schuldigkeit gethan; und nicht mehr bitt- oder fragweise wird das „Dar i nit es Bizi“ — ausgesprochen. Man schwabt, man singt, man lacht. Viele haben „la voix federale“ (so nennen die

schweizerischen Schützen die heißere Stimme.) Besonders diese holen nach, was bisher unterlassen worden, und erzählen den Nachbarn, wie sie nach Amerika gekommen und wie es ihnen ergangen sei. Nichts verräth, daß hier Männer beisammen sitzen, welche vielleicht entgegengesetzten Parteien angehören; im Herzen eines Jeden glühen die Worte: Eintracht thut Noth! Eine Zeit lang wurde der verlorene Lärm unterbrochen durch die harmonischen Töne, welche der Abendwind von der Altane eines nahen Hauses herüber brachte: ein gemischter Chor sang dort Lieder von Abt und andern Meistern. Mit lautem Rufe und Händeklatschen dankten die Schützen und antworteten mit: „Rufft du mein Vaterland.“ — Doch von kurzer Dauer war die feierliche Stimmung. Einer forderte die Schützen, als Ritter der neuern Zeit, auf, den Frauen, den Geliebten allen, welche auf ihre Rückkehr harren, ein Lebehoch zu bringen. — „Sie leben Hoch! Sie leben Tausend Jahre!“ — sangen Alle. — „Ich habe nichts dagegen, bemerkte ein Nachbar, wenn auch ich so lange bei der Weinigen bleiben kann.“ — Besondere Ehre verdienten diejenigen, meinte ein Dritter, welche den Mann freundlich empfangen, auch wenn er ein Häufchen mit heimbringt. Man war unbescheiden genug, sich nach den Beweggründen zu diesen Zusätzen zu erkundigen. Zur Beruhigung der Frauen wollen wir hier blos sagen, daß die Erörterungen keineswegs ungünstig für sie ausfielen. — So setzten Wit, Humor und auch Quodlibets ihr Kreuzfeuer immer fort, und dazu spielten die gläsernen Batterien. — bis — — ? Das weiß wohl Niemand genau zu sagen; die Schützen kennen keine andere Polizeistunde, als die, welche Anfang und Schluß des Schießens angebt. Einige wenige nahmen schon diesen Abend Abschied, denn sie mußten Morgen früh abreisen. Alle genossen einige Stunden der Ruhe; — so viel dürfen wir mit gutem Gewissen sagen.

V.

Schluß des Festes am 6. Juli.

Am Christbaume sind alle Kerzlein nieder gebrannt; der blendende Lichtglanz hat aufgehört; die vielen Freunde und Besucher sind heimgegangen: der festliche Abend ist vorüber. Nur die Kinder des Hauses springen noch im leer gewordenen Saale umher, um den mit reichen Gaben behangenen Baum ungeduldig mit Blicken fragend: was bekomme ich? Für diese Hausgenossen geht jetzt ein neues Fest an: der Christbaum soll geplündert werden! — Nachdem die verschiedenen Gaben zusammen getragen, und durch den gemeinschaftlichen Genuß am Ganzen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit Aller gestärkt worden, — sollen dieselben als Denkzeichen dieser Gemeinschaft wieder unter die Einzelnen vertheilt werden, damit im Herzen eines Jeden der Samen zu einem künftigen, noch schöneren Christbaume aufkeime.

Das Festprogramm hatte auch den heutigen Tag reglementiren wollen; aber das ging nicht mehr; die Schützen waren nun en famille „ihren Christbaum zu plündern.“ Zwar fanden sich dieselben zur bestimmten Zeit, halb Zehn Uhr des Vormittags, im Lindenthäli wieder ein. Auch die Musik und das rothe Corps der Zeiger waren da. Aber der Vorstand, welcher das Endergebnis des Schießens eröffnen und die Preise vertheilen sollte, ließ mehrere Stunden auf sich warten. Das Warten ist allen Leuten zuwider, und ganz besonders den rüthrigen Schützen. Nur die Zeiger erfreuten sich ihrer wieder erlangten Freiheit, indem sie durch die symbolischen Initialen M. S. S. F. angedeuteten Theil des Festprogramms durch Kreuz-Stern-Sagelmäßige Fidelität ausführten.

Während die Schützen lange Weile und die Zeiger Kurzweil haben (an den früheren Tagen war's umgekehrt), wollen wir nachsehen, was der Vorstand thut. Wenn wir in die Einzelheiten der dem Co-

mite heute obliegenden Aufgabe eintreten, so geschieht es hauptsächlich aus Rücksicht für die Nichtschützen. Gar mannigfaltig sind die Arbeiten, nach welchen die Preisvertheilung vorgenommen wird: Untersuchung der einander controllirenden Klassen, Markenschachteln und Schießtabellen; Absondern und Verifikation der Kehr- und Stichnummern; das Messen einer jeden Nummer; das Zählen der Kreise in der Ehrengabenscheibe; die Ausmittelung der Gewinnsschüsse und ihrer Reihenordnung u. s. w. Für jede der drei Arten von Scheiben, Kehr-, Stich- und Ehrenscheibe, findet ein besonderes Verfahren statt: 1) In den Kehr- und Stichscheiben sichert die schon im Schießplan bestimmte Anzahl von Schüssen innerhalb des Nummernkreises (carton) eine Prämie; und die Gaben werden nach den Messungen mit der s. g. Absendmaschine zuerkannt. Durch diese Maschine (welche die Arbeit des Messens nicht bloß sehr befördert, sondern noch mit einer sonst nicht zu erlangenden Genauigkeit ausführen läßt) wird der Nummernkreis im Kehr (von 4 Zoll Durchmesser) so eingetheilt, daß auf einen viertel Zoll 100 „Theiler“ kommen. Der neunzöllige Carton im Stich aber zerfällt in 1000 Theiler, d. i. circa 55 Theiler auf den viertel Zoll. Nach diesem mag Jedermann die Entfernung des Centrum's eines Gewinnsschusses vom Centrum der Scheibe mittelst der in der Absendliste jeweilen angegebenen Theilerzahl leicht ausfinden. 2) Wie wir früher schon bemerkt haben, ist die Ehrengabenscheibe auf einen Durchmesser von 40 Zoll in 20 Kreise eingetheilt, und diese Kreise von Außen nach Innen mit 1 bis 20 nummerirt, so daß das Numero zugleich die Zahl der für den einschlagenden Schuß geltenden Kreise angiebt. Das Total der in 3 Schüssen getroffenen Kreisnummern bestimmt den Rang in der Ehrengabensliste. In Zweifelsfällen, wenn zwei oder mehrere Schützen gleich viel Nummern haben, entscheidet das Loos.

Nach diesen Regeln, mit diesen Mitteln hatte das Comité seine Aufgabe gelöst, und erichien endlich beim Gabentempel; und alsobald drängten sich die Schützen um dasselbe, den Schlußbericht zu vernehmen. Dieser lautete in Kürze folgendermaßen:

I. Mehrscheiben: es sind im Ganzen 13,346 Schüsse gefallen; 500 haben den 43ölligen Nummernkreis getroffen. Von den Letzten haben 51, welche alle innerhalb $\frac{3}{4}$ Zoll vom Centrum gefallen sind, Anspruch auf Gaben.

II. Es sind 106 Doppelscheine gelöst, also von ebenso viel Schützen 318 Schüsse in die Stich-, und 318 Schüsse in die Ehrenscheibe gethan worden.

1) Im Stich sind von den 318 Schüssen 38 in den 93ölligen Nummernkreis gefallen. Davon sind 31 zu Gaben berechtigt; sie zeigen von 45 bis auf 848 Theiler. Keiner hat die 3 Nummern; nur 3 haben jeder 2 Nummern.

2) In die Ehrengabenscheibe ist etwas besser geschossen worden. 14 Schützen hatten 40 und mehr Kreise, 35 zählten jeder von 30 bis 40. Doch war die höchste Zahl 47, folglich gingen dem Besten noch 13 Kreise verloren.

Darauf wurde die Abendliste, wie sie am Schlusse folgt, vorgelesen, und dabei die gewonnenen Preise den Siegern verabfolgt. Wie schön anzusehen, wie lebhaft war die glückliche Gruppe um ihren Christbaum. Unzufrieden sah keiner aus, denn selbst die Wenigen, welche mit leeren Händen davon gingen, waren grasgrüne Anfänger, deren Erstlinge in die weite Welt hinaus gefahren waren, ihren Eintritt ins Schützenleben zu verkünden; folglich wußten dieselben von vorne herein, daß sie sich da nur mit den Andern freuen sollten, was ihnen schon Lohn genug war. Na, da gab's lauter fröhliche Gesichter und Freudebezeugungen, und Hurrah, und Bravo, und Händeschütteln, und Schwänke und Witze aller Arten. Und wie Jeder seine Gabe

zeigen und die des Andern sehen und bewundern wollte. Doch gewisse Blicke verriethen, daß der lebhafteste Ausbruch der Fröhlichkeit noch unterdrückt werde. Mit immer steigender Ungeduld erwartete man den Namen desjenigen, welchem die liebliche Gabe der Junggesellen von Highland, zufallen solle. Die Mehrsten nahmen's als ausgemachte Sache an, irgend ein Vachelor müsse die Wiege bekommen; und mehr denn Einer dieser Letzteren ward heimlich bange, denn einer tüchtigen Tracht von treffenden Gratulationen und Ehrenbezeugungen wäre er nicht entgangen. Doch die Wiege kam — einem Familienvater zu. Dafür entschädigten sich die boshaften Schützen bei der Ausrufung des Schaafbocks; unter allgemeinem Gelächter stimmten die sämmtlichen Zeiger ein diabolisches Concert an, und führten im Triumphe das zahme Thier seinem neuen Herrn zu (vide Abendliste). Es hieß später, der Bock sei versteigert, dann verzehrt, zuletzt vom Ersteigerer, ein Quincier, einer Ehrsamten Gemeinde von Highland geschenkt worden, wofür der edelmüthige Geber das Ehrenbürger-Recht erhalten habe. Ist die Geschichte wahr, so sei hiermit kund und zu wissen, daß dabei mehr als ein Bock geschossen worden: der Bock war kein Bock mehr. — So ging es fort bis und mit der Zeiger-Ehre. Wir werden die Neußerung eines Schützen nicht bald vergessen. Die freudige Theilnahme, die ihm alle bezeugten, erwiderte er mit tiefer Rührung: „Was mich dabei am Meisten freut, ist, daß Ihr mir, armen Mann, den schönen Preis so wohl, so aufrichtig gönnet.“

„Wein her! Wein her! oder — —“ wird nun von allen Seiten den Wirthten zugerufen; und sie setzen sich noch einmal zu den Tischen. Hier perlte der Wein, dort schäumte der Champagner, und wohlklingend stießen die Gläser zusammen.

Es ist alte Sitte besonders unter Schützen, die Rednergabe, selbst aus dem, der sie nicht hat, zu erpressen. Ein halb Duzend

der stärksten Arme packen den Ersten Besten an, tragen ihn auf die Bühne, daß er eine Rede an die Versammelten halte, wofür er immer mit lautem Applaus belohnt wird. Liegt in dieser Sitte eine Satyre des leichtfertigen Enthusiasmus, mit welchem das Volk in politischen Versammlungen oft die Günstlinge des Tages vergöttert? Oder will man die übergroße Schüchternheit, hinter welcher sich oft Trägheit oder Bequemlichkeit verbergen, überwinden, daß darunter die allgemeine Gemüthlichkeit nicht leide? Oder beabsichtigt man, dem Grundsatze gleicher Berechtigung Aller dadurch Geltung zu sichern, daß man dem freien Manne freie Rede zumuthet, nicht weil er Geld oder Talente besitzt, sondern weil er einen freien Geist und eigene Gedanken hat? Oder ist es nicht viel mehr bei jener Sitte darauf abgesehen, den Schweigsamen die Perlen ihres innern Lebens zu entreißen, um sie als das kostbarste Andenken an den fernem Freund in den eigenen Busen zu verwahren? — Wahrscheinlich werden alle die obigen Motive zusammen bei der Einführung und Erhaltung der sonderbaren Sitte mitgewirkt haben.

Nach heute verfuhr man nach altem Brauche. Abwechselnd wurden List und Gewalt angewendet um Improvisationen zu erzwingen. Schlachtopfern gleich erschienen die Ueberwältigten auf der Rednerbühne, und da löste sich ihre Zunge, daß sie sich selbst darüber verwunderten. Waren ja blos wohlwollende Freunde, die ihren Reden zuhörten und ihnen zuriefen: Sprich von der Leber weg! Und welcher Schütz kann das nicht?! Leider konnte, wie bereits gesagt, bei dem improvisirten Feste nicht für die Aufbewahrung der in diesen freien Reden gespendeten geistigen Andenken gesorgt werden; und so sieht sich der Verichterstatter leider in der Unmöglichkeit veriebt, in jener Hinsicht seiner Aufgabe gehörig nachzukommen. Wir müssen uns darauf beschränken, die Schlußgedanken

einiger der Reden anzudeuten: dies wird übrigens genügen, um den Geist erkennen zu lassen, in welchem die Schützen die letzten Augenblicke mit einander zubrachten.

X. Suter von Marine, dankte den Schützen und Bewohnern von Highland, welche das erste Schützenfest in diesem Lande mit so schönem Erfolge gegeben, und allen so frohe Tage verschafft.

Sr. Wild von Quincy hob hervor, daß ein Schütz ein braver Mann mit gesundem Körper sein müsse. Solche Männer begehen die weltberühmten schweizerischen Freischießen. Stolz auf das was seinem Herzen immer theuer bleiben werde, ließ er die Schweiz und ihre Schützen Hoch leben.

Ein Badenser bemerkte zu seinem Nachbar: Ihr Schweizer seid wahre Know-Nothings. — Ihr habt nicht ganz unrecht, wurde ihm erwidert, das ist so eine Erb-sünde bei allen Völkern, wie in allen Menschen; nur daß wir immer mehr die Herzen anderer Völker zu gewinnen suchen, und den geistigen Annäherungen gar nicht abhold sind.

M. Beck von Marine, erklärte frei und frank, daß diejenigen, welche es mit den Schützen gut meinen, auch das Wohl der ganzen Menschheit ernst und ehrlich anstreben. Denselben bringe er ein Lebe Hoch!

M. F. Wandelier, Sohn, rief ein dreifaches Vivat hervor, für den neuen Schützenbund als Mittel zur Annäherung aller Nationalitäten in Amerika.

Schützenmeister Bruckner schloß die Sache der öffentlichen Anreden mit folgenden hauptsächlich an unsere Gäste gerichteten Worten:

„Wir sind am Schlusse eines Festes angelangt, wie es unter den obwaltenden Zeitumständen kaum gehofft werden durfte. Der Geist friedlicher Eintracht, der Alles bejelte, giebt unwiderlegliches Zeugniß für die Lebensfähigkeit des Schü-

„benwehens, auch in Amerika, nach Art und „Weise unserer heimathlichen Einrichtungen. Es sind reiche Gaben geflossen, für „diesen ersten größeren Versuch eines Schützenfestes; wir schulden all' den gütigen „Gebern unsern aufrichtigen Dank. Aber „noch mehr sollen wir danken für den Geist „brüderlicher und herzlicher Zuorkommenheit, der allein solchen Festen die rechte „Weihe giebt!“ —

In allen Tischen wurde nun das Gespräch, welches durch die improvisirten Reden und den denselben laut gezollten Beifall oft unterbrochen worden war, wieder aufgenommen. Das nächste Freischießen bildete das Thema. Denn ohne vorher gegangene regelmäßige Discussion, ohne formelle Abstimmung, und allein durch die Einhelligkeit der Herzen, war der neue Schützenbund bereits geschlossen; und diese Thatsache bildete den Ausgangspunkt aller Zwiegespräche. Da wurde lebhaft über das nächste Freischießen, über wann, — wie und wo? debattirt. Jeder hatte einen Gedanken, machte einen Vorschlag. Die Einen wollten schon nächsten Herbst wieder zusammen kommen; Andere fanden es zweckmäßiger, wenigstens noch ein Jahr zu warten. Diese nannten Quincy, Jene Louisville, Etliche St. Louis als künftigen Sammelplatz. Doch die Mehrzahl zog die gegenwärtigen allgemeinen Zustände in Betracht, hob die bereits von der hiesigen Schützengesellschaft mit nicht unbedeutenden Opfern hergestellten guten Einrichtungen hervor und sprach sich für Highland aus. Man empfahl allgemein den Herbst als die günstigere Jahreszeit; und von vielen Seiten wurde der Wunsch ausgesprochen, die hiesige Schützengesellschaft, welche den Muth gehabt, die Initiative des ersten Festes zu ergreifen, möchte auch fernerhin die Sache wieder an die Hand nehmen und den Schützen von anderen Orten geeignete Vorschläge machen. — Fassen wir die Resultate dieser freien Diskussion in bestimmte Sätze zusammen:

1) Der Nord-amerikanische Schützenverein ist gegründet.

2) Der Helvetia Schützengesellschaft von Highland, als Central-Comite bis zur nächsten allgemeinen Versammlung, ist die Leitung der Bundes-Angelegenheiten übertragen.

3) Jedem Schützen liegt es ob, für Fortbestehen und Gedeihen des Ganzen nach Kräften zu wirken. — Das wird genügen! So, ganz von selbst entsteht was Lebenskraft in sich hat. Der Festpräsident Dr. Felder erinnerte daran, daß schon vor zwei Jahren die Schweizer in San Francisco eine prachtvolle Goldmedaille als Ehrengabe zu dem damals beabsichtigten Schützenfeste eingesandt hätten. Dieser Preis habe begreiflicher Weise beim letzten, mit so großer Eile angeordneten Freischießen nicht ausgesetzt werden dürfen. Er werde aber als ein werthvolles Pfand für das nächste allgemeine Fest aufbewahrt, und die hiesigen Schützen hoffen dann Gelegenheit zu haben, den freundlichen Gebern selbst gebührend zu danken. Da sprang Hr. Ackermann von St. Louis zum Gabentempel und ein glänzendes silbernes Gefäß dort niederlegend, rief er aus: „Hier ein Pfand mehr für das nächste „Schützenfest!“ — Mit Begeisterung dankten alle für dieses aufmunternde Beispiel edler Opferbereitschaft.

Doch andere Pflichten mahnten zum Aufbruch. Die drei Fahnen wurden von der Burg herunter genommen, wo sie eine sinnvolle Zierde des Festes als Zeichen der Einigung gebildet hatten. Doch, heute eine Knospe erst, werden sie unter der Pflege des neuen Schützenbundes bald zu einer reichgefüllten Freiheitsrose sich entwickeln. Schützen, das erwarten wir von Euch, von Eurem Zusammenhalten! Ihr habt uns Tage der Eintracht, Tage des Friedens verschafft. Wie konnte es anders sein? Der Geist der Väter, der Geist des heldenmüthigen Hermann, des opferwilligen Winkelried, des edlen Washington, wehte

ja unter Euch. Darum beschützte auch die Freiheit Euer Fest; denn sie herrscht, wo Eintracht die Herzen zusammenbindet; und sie flieht, wo Zwietracht die rohe Gewalt zur Selbsthülfe anruft. Ihr habt der Freiheit gehuldigt, unter deren Schutz allein Euer Bund gedeihen kann; Ihr habt ihr einen ersten Festplatz geweiht. So vergesst nicht die Lehren, die sie ihren Söhnen giebt:

„Lebt fleißig Eure Kraft, zum Zeichen daß Ihr wachet.“

„Eure Waffe diene nur als Werkzeug „des Gesetzes, zum Schutze der Ordnung, „zur Landsvortheidigung. Denn, Wehe

„dem Lande wo sie der Privatleidenschaft „in die Hand fällt!“

„Bei'm Zusammenstoß der Meinungen „leuchtet der Funke der Wahrheit hervor; „durch die Wahrheit wird der Mensch frei. „Ein Jeder ehre die Ueberzeugung des An- „dern; er bekämpfe den Irrthum, nicht den „Bruder.“

„Daran werdet Ihr erkennen, daß Einer „die Freiheit liebt und ein ächter Schütze „ist, wenn er gegen seine Mitmenschen „Duldsamkeit und Liebe übt.“

Schützen und Freunde!
Auf Wiedersehen im Lindenthäli!

Bilder aus der Geschichte der deutschen Einwanderung.

(Fortsetzung.)

Es blieb den Ansiedlern nichts übrig, als mit den Indianern einen Kampf auf Leben und Tod einzugehen, welcher erst 1644 endete. Wir sehen Kuyter als Hauptmann einer Compagnie am Kampfe theilnehmen. Sein Haus am Harlem River wurde von den Indianern verbrannt.

Kuyter entwickelte sich immer mehr zu einem ausgesprochenen Volksmanne, welcher Kühn für die Rechte der Bürger eintrat, aber um so mehr den Haß des Gouverneurs auf sich zog. Wir finden seinen Namen außerdem noch als Kirchenältesten, als den Erbauer der Kirche im Fort, unter den Inhabern verschiedener Ehrenämter und im Rathe der Zwölf, und hier war es, wo er den Kampf gegen Kieft siegreich zu Ende führte, aber nahezu selbst dabei zugrunde gegangen wäre.

1647 wurde Kieft abberufen und Stuyvesant trat an seine Stelle. Die direkte Veranlassung zu der Abberufung war eine von Kuyter verfaßte Anklage, welche vom Rathe der Zwölf gutgeheißen und an die holländische Regierung abgeandt worden war. Diese Schrift ist ein herrliches Document volksfreundlicher und freiheitlicher

Gesinnung; wohl das erste seiner Art, welches die Geschichte der Kolonien aufzuweisen hat.

Den Mühlereien Kiefts gelang es, Stuyvesant, der selbst ein Despot und Autokrat war, gegen Kuyter einzunehmen. Er nannte dessen Anklageschrift ein Libell und die Unterschriften des Rathes der Zwölf erschwindelt. Stuyvesant nahm Partei gegen Kuyter. Er ließ ihn unter Arrest stellen, den Prozeß machen und trotz dessen Vertheidigung zu 150 Gulden Strafe und einer Verbannung von drei Jahren aus der Provinz verurtheilen. So blieb also Kuyter auch des Los des Märtyrers für eine gerechte Sache nicht erspart.

Im August 1647 schiffte sich Kieft mit seinen gesammelten Reichthümern nach Holland ein. Als Passagiere befanden sich auf dem Schiffe Kuyter und sein Schwiegersohn Mellyn, um, fern von Weib und Kind, ihre Verbannung anzutreten. Das Schiff scheiterte an der Küste von Wales. Kieft ging mit unter, Kuyter und Mellyn retteten sich, und in Holland angelangt, war es ihnen ein Leichtes, sich zu rechtfertigen. Sie appellirten gegen das Urtheil Stuyvesant und

erlangten dessen Widerrufung. Stuyvesant lieferte beiden das beschlagnahmte Eigenthum wieder aus und setzte Kuyter in alle Ehrenämter wieder ein. Kuyter ließ sich am Heere Graft, der heutigen Broad Street als Kaufmann nieder und gelangte bald wieder zu Wohlstand. 1652 berief ihn der Gouverneur in den Rath der Neun. 1653 übertrug man ihm das Amt des Schöppen, das höchste Ehrenamt, welches ein Bürger bekleiden konnte, und Stuyvesant selbst verschmähte es nicht, ihn in allen wichtigen Fällen zu Rathe zu ziehen.

1854, am 2. März, erschien er zum letztenmal im Rath. Noch bewohnte er zeitweilig sein wieder errichtetes Haus am Harlem River, der Gefahr nicht achtend, welche ihm durch die Indianer drohte. Dieje wagten in einem günstigen Augenblicke abermals einen Angriff auf das Haus, welches sie verwüsteten und Kuyter ermordeten.

Das tragische Ende des beliebten und hochgeachteten Volksmannes rief Trauer und Bestürzung hervor. Ein treuer Freund und Rathgeber, dessen Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit unantastbar waren, war seinem Verhängniß zum Opfer gefallen. Sein Auftreten bildet eine wichtige Episode in der Geschichte New Yorks, und seine Erfolge im Kampfe für die Rechte des Volkes haben entschieden viel dazu beigetragen, daß die Bürger sich ihrer Rechte bewußt wurden. Schon sein Kampf um das Recht der Appellation an ein höheres Gericht, sichert ihm einen Ehrenplatz unter den Vorkämpfern für bürgerliche Freiheit in Amerika. Unserem Landsmanne, dem „Danish Gentleman“ aus Dithmarschen in Holstein.

Ich habe einen herausgegriffen aus jener frühen Zeit, um Ihnen zu zeigen, daß schon damals deutscher Einfluß hier thätig war. Ich könnte noch andere Namen anführen, deren Träger, wenn auch in bescheidener Weise, sich am öffentlichen Leben theiligten. Doch dieses eine Beispiel genügt.

Und nun soll ein bornirter Nativismus dem deutschen Elemente hier Heimathrechte und Gleichberechtigung vorzuenthalten suchen. Wir stoßen in den Blättern der Geschichte New Yorks auf so viele leuchtende Beispiele edlen Bürgerfinnes und mannhaften Eintretens für das allgemeine Wohl deutscherseits, daß wir nicht nöthig haben, vor anderen Nationen den Hut zu ziehen. Unsere Landsleute waren allen andern in dem Streben, an der Wohlfahrt und Größe der Stadt beizutragen, ebenbürtig.

Vom Hudson wollen wir nun einen Abstecker nach den Ufern es Susquehanna machen, mitten hinein in die „Deutsche Revolte“ gegen die Regierung von Maryland“. Ich folge hierbei einer Abhandlung des Herrn Pennighausen in einem Jahresberichte der deutschen historischen Gesellschaft von Maryland.

Die deutsche Masseneinwanderung von der Pfalz, Württemberg und anderen süd-deutschen Staaten, welche 1709 zuerst im größeren Maßstabe ihren Anfang nahm, hatte gegen 1730 alles im südlichen Theile von Pennsylvanien, östlich des Susquehannaflusses, gelegene kulturfähige Land in Besitz genommen. Der Strom der Einwanderer hatte aber noch kein Ende genommen. Immer neue Scharen folgten nach, um sich in der Wildniß eine neue Heimath zu erwerben. Der mächtige Susquehanna hatte bisher den Strom der Einwanderer gestaut; die Indianer behaupteten, das westliche Ufer des Flusses nicht an William Penn übertragen zu haben und beanspruchten Eigenthumsrechte. Es entstanden Grenzwierigkeiten, welche jedoch 1735 geregelt wurden, so daß auch das westliche Ufer in den Besitz von Pennsylvanien gelangte. Zahlreiche deutsche Ansiedler nahmen nun Besitz von den fruchtbaren Ländereien, die sie, wie früher ihre Landsleute am östlichen Ufer, gesetzmäßig durch Kauf von der Regierung von Pennsylvanien erwarben.

Es ist nothwendig, dieses im Auge zu behalten, um die Gewaltthaten, welche kurz darauf, von Maryland aus, gegen die deutschen Ansiedler verübt wurden, in ihrer ganzen Schändlichkeit begreifen zu können.

Grenztrolche der verächtlichsten Sorte, Parteigänger des Gouverneurs, suchten unter dem Vorwande, die deutschen Ansiedlungen befänden sich innerhalb der Grenzen von Maryland, diese wohlfeilen Kaufs in ihren Besitz zu bekommen, indem sie die

Eigenthümer einfach vertrieben, die Männer, welche sich zur Wehr setzten, als Gefangene nach Annapolis schleppten oder ermordeten und Frauen und Kinder ihrem Schicksale überließen. Alles dieses geschah unter dem Schutze der Regierung von Maryland, welche diese Strolche mit richterlicher Autorität bekleidete und ihren Anführer Crofap zum Sheriff gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

† Heinrich Emil Mannhardt. †

Der Mann, dem die „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ ihr Entstehen verdanken, der von der ersten Nummer dieser Vierteljahrschrift bis zur vorliegenden die Hauptarbeit daran gethan, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Am 18. April dieses Jahres ist, im Deutschen Hospital zu Chicago, Heinrich Emil Mannhardt durch einen sanften Tod qualvollem Siechthum entrückt worden.

In dem Verbliebenen hat das Deuththum der Vereinigten Staaten einen seiner besten und fruchtbarsten Vertreter verloren, das deutsche Schriftthum Amerikas eine bewährte Kraft, die deutsch-amerikanische Geschichtsforschung einen kundigen und erfolgreichen Vorkämpfer.

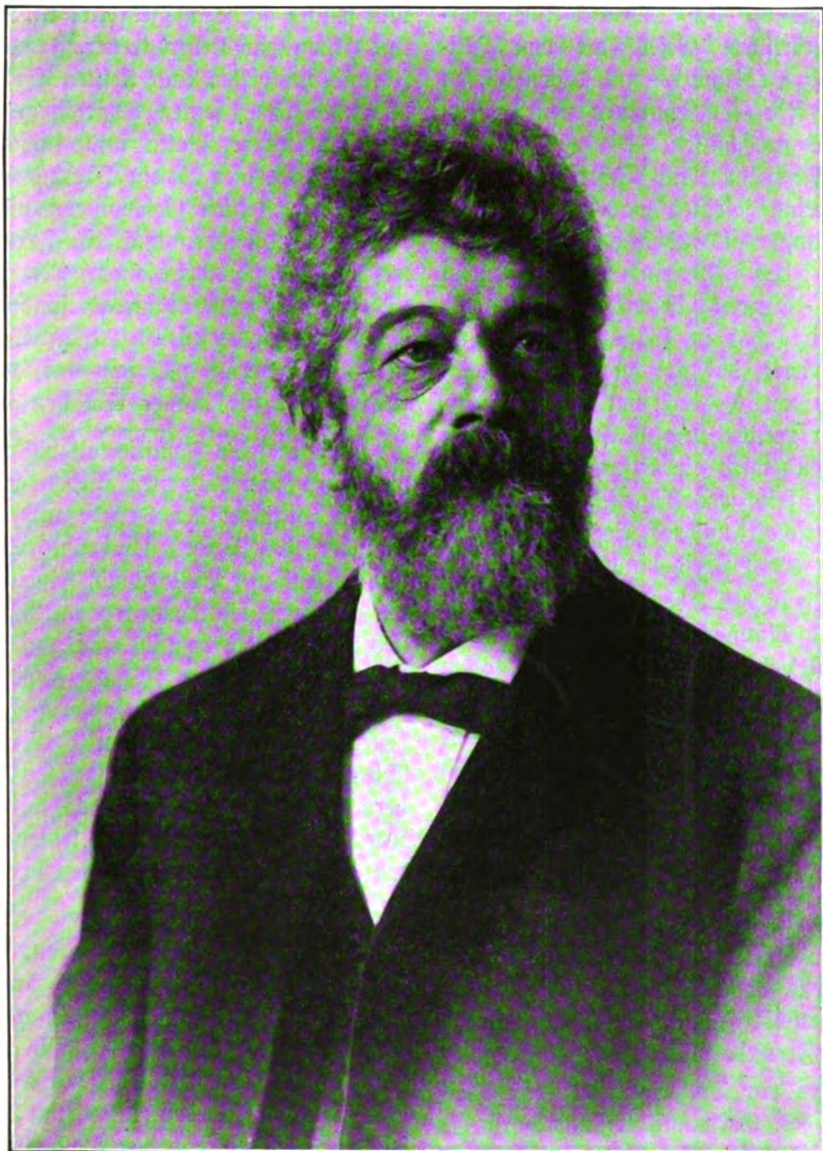
Als Sohn eines Menmoniten-Geistlichen am 22. Februar des Jahres 1841 zu Danzig geboren und aufgewachsen in guter Zucht, hatte der nun Dahingegangene sich ursprünglich für den Beruf des Technikers bestimmen lassen, zu dem er nach seiner wenig auf das Praktische gerichteten Weisensart ganz und gar nicht paßte. Er fahelste deshalb, nachdem er im Alter von etwa fünfundsanzig Jahren nach den Vereinigten Staaten ausgewandert war, hier um. In der Journalistik suchte und fand er einen ihm besser zusagenden Wirkungskreis und in diesem hat er sich dann,

über vierzig Jahre lang, auf das ersprießlichste bethätigt. Nach einer Lehrzeit, zugebracht in Philadelphia in der guten Schule eines Dr. Gottfried Kellner und in Baltimore unter Eduard Seyh, wurde Mannhardt, im Jahre 1872, nach Chicago berufen.

Welch' tüchtige Arbeit er hier geleistet, das haben besonders die Leser des großen Sonntagsblattes zu würdigen gewußt, das er so lange geleitet und das unter seiner Leitung so Vielen Unterhaltung und Belehrung in reichem Maße gebracht hat.

Es kennzeichnet den Mann und gereicht ihm zur Ehre, daß er neben seiner beruflichen Thätigkeit — so stark ihn diese in Anspruch nahm — und neben seinen Familienpflichten, denen er sich mit der ganzen Hingabe eines liebenden, aufschlußbedürftigen Herzens widmete, willig mithalf auch in öffentlichen und halb-öffentlichen Angelegenheiten. Er war zeitweilig Mitglied des Verwaltungskörpers der städtischen Bücherei und er half sowohl den deutsch-englischen Schulverein gründen wie den gesellig-wissenschaftlichen Verein, in beiden geduldig einen großen Theil der Vereinsarbeit sich selbst auflastend.

Umstände, die er weder herbeigeführt hatte, noch abzumenden in der Lage gewesen wäre, verdrängten Mannhardt, als



✦ Heinrich Emil Mannhardt. ✦

schon der Schnee des Alters auf sein Haupt herabflochte, aus der Stellung, welche er so viele Jahre lang in der Tagespresse eingenommen hatte. Zudem er den Anstoß gab zur Gründung der „Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois“ gelang es ihm — und dessen dürfen wir froh sein —, sich einen neuen Wirkungsbereich zu schaffen.

Was Mannhardt als Schriftführer unseres Vereins geleistet, was er, über zehn Jahre lang, als Herausgeber der im Verlage des Vereins erscheinenden „Deutsch - Amerikanischen Geschichtsblätter“ gewirkt hat in fleißiger Beacderung eines Gebietes, das gar zu lange vernachlässigt worden, dies erst hat seinem Schaffen einen rechten und bleibenden Inhalt gegeben und wird die Erinnerung an ihn noch lange frisch erhalten nicht nur bei der Mitgliedschaft unseres Vereins, sondern weit über deren Kreis hinaus.

Wie spät in den Abend hinein hat Heinrich Emil Mannhardt den langen Werktag seines Lebens eifrig und unverdrossen ausgenutzt im Dienst der Aufgabe, die er sich gestellt — als seiner Mühe Preis und Lohn werden mit gebührender Achtung und anerkennendem Dank seiner Alle gedenken, die mit dem Interesse für die Sache ein richtiges Verständniß verbinden für die Förderung, die sie durch ihn erfuhr.

Die Todtenfeier wurde am 21. Mai in der Kapelle vom Friedhof Graceland in Gegenwart der Familie und vieler Kollegen und Freunde würdig abgehalten.

Nachdem ein Doppelquartett von Mitgliedern des Germania Männerchors die Feierlichkeit mit einem Choral eingeleitet, sprach Herr Paul Orzybowski folgende Worte:

Verehrte Leidtragende und liebe Freunde!

Der Todte, der hier unter Frühlingsblumen zur letzten Ruhe aufgebettet liegt,

dessen freundliche Züge nichts von den letzten schweren Leiden verrathen, welche das Leben ihm aufgebürdet, auf denen vielmehr ein Schimmer erlösenden Friedens und seliger Ruhe ausgebreitet ist, — war uns Allen ein lieber treuer Freund, ein Freund im besten und tiefsten Sinne des Wortes. Wer seinen Angehörigen nicht nur ein treuer Gatte und fürsorglicher Vater, sondern auch ein Freund gewesen ist, — wer seinen Geschwistern nicht nur ein Bruder, sondern auch ein Freund gewesen ist, und wer seinen Mitmenschen nicht nur ein guter Kamerad, sondern auch ein Freund gewesen ist, dessen Andenken stirbt nicht, wenn auch sein aufklackernder Lebensfunke für immer erloschen ist.

Wie er seine Familie mit voller Liebe umschloß, seiner treuen Lebensgefährtin in den Stunden der Freude und in den Stunden des Leides schügend, beratend und helfend zur Seite stand, seinen geliebten Kindern die dornenvollen Wege des Lebens zu ebnen bemüht war, und ihr bester und ergebenster Freund gewesen, — wie er mit seltener Aufopferung immer bestrebt war die vielfachen Leiden seiner Mitmenschen durch Rath und That zu mildern und zu bannen, — das wissen wir Alle, die wir ihm heute den letzten sichtbaren Tribut unserer tiefen Verehrung und aufrichtigen Liebe zollen.

In einem Pfarrhause geboren, wohlbehütet und vortrefflich erzogen, brachte er aus seiner norddeutschen Heimath unermesslichen Lebensnuth, — starke Energie und einen glücklichen Idealismus als das beste Rüstzeug für den Kampf um das Dasein nach seinem neuen, selbsterwählten Vaterlande. Er brachte aber noch mehr herüber — sein tapferes deutsches Herz und sein tiefes deutsches Gemüth. Auch er war einer der vielen tausend deutschen Violinisten, die diesem Lande des Gährens und Werdens — des Ringens und des Kampfes um irdische Reichthümer — die Seele

einhauchten, und den Materialismus mit allen Segnungen des Idealismus durchtränkten. Fast ein Menschenalter hindurch — seit dem Jahre 1869 — war er als deutscher Journalist in diesem Lande thätig, das heißt so viel, als für deutsche Ideale kämpfen, — für Anerkennung persönlicher Freiheit, für Gerechtigkeit und Bestrebungen einer hohen Kultur — für alle Güter des Lebens, welche unser irdisches Loos mit einem Schimmer göttlichen Glanzes und beseligenden Glückes verklären. Hier, in Chicago, — im Herzen von Amerika — entfaltete er seine segensreiche Thätigkeit zur vollsten Blüthe. Nicht auf dem Tummelplatze politischer Reibungen und Kämpfe, sondern in ruhiger, friedlicher Stille arbeitete er mit unermüdblicher Pflichttreue, und nie ermattender Arbeitslust, schrieb und sichtete, um den Lesern seines Blattes eine gediegene geistige Nahrung vorzusetzen — eine Nahrung, die ihren Geist erhob und ihrer Seele den Muth verlieh, freudig weiter zu streben, und die gewaltigen, sich aufthürmenden Hindernisse ohne Zagen zu überkommen. — In jenen Tagen, wo er zu voller Manneskraft erblüht war, hatte ich das Glück ihm helfend zur Seite zu stehen, und wie er mich nicht nur als einen lieben Kollegen empfing, sondern wie er mir auch ein treuer Berather und Freund wurde, der dem jungen aufstrebenden Genossen alle Wege öffnete, um vorwärts zu stürmen, das steht als unverlöschbare Dankeschuld in meinem Herzen eingegraben.

Doch außer seiner anstrengenden und aufreibenden Berufsarbeit fand er noch immer Zeit genug, um allen geistigen Bestrebungen seine lebhafteste Theilnahme entgegenzubringen, und wenn er auch seinem Adoptivvaterlande ein treuergebener Sohn geworden war, so verleugnete er doch in seinen Anschauungen und Empfindungen niemals, daß in Deutschland seine Wiege gestanden hatte. Die deutsche Kultur zum wichtigen Bestandtheile unseres

Nationalwesens zu machen, war auch sein Bemühen. Wo immer es galt für deutsche Ideale einzutreten, da war auch er zu finden. Praktisch bethätigte er diese Bestrebungen dadurch, daß er am Aufbau unserer Oeffentlichen Bibliothek thätig war, daß er die Deutsch-Englische Schule mitbegründen half, dem Gesellig-Wissenschaftlichen Verein vorstand, und zuletzt auch als Sekretär der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft den Spuren des Deutschthums hiezulande mit liebevoller Hingabe nachforschte.

Doch die fleißige Hand, die so viel des Guten schaffte, die treue Hand, die so warm die Freundeshand zu drücken verstand, — heute ist sie leblos und kalt — heute ist sein Mund, der so gut zu trösten wußte, verstummt — heute ist sein Auge, das so überaus freundlich zu glänzen vermochte, für immer geschlossen. Sollen wir darum trauern? Sollen wir darum klagen, daß ein reiches Leben geendet? — Nein, meine lieben Freunde. Lassen Sie mich mit den Worten des lieben Entschlafenen enden, der einst am Grabe eines geliebten Freundes so herrliche Worte des Trostes zu finden vermochte. — Worte, wie sie für ihn selbst nicht besser und schöner gefunden werden könnten. Diese Worte lauteten:

„Er ist der Glückliche, er hat vollendet. — Er ist entrückt dem vielfachen Weh und Leid, das alles Leben unzertrennlich begleitet. Er ist der Glückliche — kein Schmerz — keine Sorge um das Morgen bedrückt ihn mehr. Er ruht von seiner Arbeit, und die Ruhe ist wohlverdient. Denn Wenige haben wie er, den erwählten Beruf, die übernommenen Pflichten so treu, so eifrig, so gewissenhaft erfüllt. — Wir Alle müssen aus dem Leben scheiden, der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet, kommt unaufhaltsam, und wohl uns, wenn er uns in sanfter schmerzloser Weise entführt, und wenn das Andenken, das wir

hinterlassen, ein reines und freundliches sein wird. Denn sein Andenken ist das einzig Bleibende, was der Mensch hinterläßt. Und wir freuen uns, wenn wir, wie hier, an den Sarg treten, und mit voller Ueberzeugung sagen können: „Auf dem Leben dieses Dahingegangenen ruht kein Flecken. Laßt uns darum nicht trauern, denn über unsere Trauer hinweg hebt uns sein Andenken, sein leuchtendes Beispiel.“

So sprach Emil Mannhardt am Grabe eines Freundes, und so sprechen wir heute — tiefergriffen, und mit inniger Nührung am Sarge unseres lieben entschlafenen Freundes. Möge er sanft ruhen.

Hierauf folgte Herr Pastor Johannes Gerhard Kircher mit einer innigen Rede des Trostes und der Hoffnung, worauf die ergreifende Feier mit einem zweiten Choral zum Abschluß gelangte. Am Grabe folgte dann noch eine kürzere Ansprache des Geistlichen, worauf die Einsegnung stattfand.

* * *

Der Verwaltungsrath der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois versammelte sich in besonderer Sitzung am 25. April in der Office der Gesellschaft im Schiller-Gebäude zu Ehren ihres hochverehrten verstorbenen Sekretärs Heinrich Emil Mannhardt.

Nach Besprechung der großen Verdienste des Verstorbenen für die Geschichte der Deutschen in Illinois wurden folgende Beschlüsse einstimmig angenommen:

IN MEMORIAM.

„Durch den am 18. April dieses Jahres eingetretenen Tod ihres Sekretärs und Hauptgründers, Herrn **Heinrich Emil Mannhardt**, hat die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft einen schweren und leider wohl unersehblichen Verlust erlitten, durch den auch das Deutschtum dieses Landes in seinen weitesten Kreisen mitbetroffen wird.

„In schon vorgerücktem Alter hatte der

nun Verbliebene es zu seiner Aufgabe gemacht, der Kulturarbeit nachzuforschen, die von Männern und Frauen deutschen Stammes und den Nachkommen solcher geleistet worden ist innerhalb der Gebietsgrenzen unserer Republik und zu deren Besten.

„Die Zeitspanne, während deren Herr Mannhardt sich dieser Aufgabe noch hat widmen können, ist nur karg bemessen gewesen. Sie erstreckte sich auf wenig mehr als ein Jahrzehnt. Aber er hat diese Zeit wacker zu nützen gewußt.

„Mit unermüdblichem Fleiß und feinsinnigem Verständniß hat er eine Fülle werthvollsten Materials zusammengetragen, das er theils selber sofort verarbeitet, theils übersichtlich geordnet und zu späterer Verwendung zurückgelegt hat.

„Durch dieses sein Wirken hat er um das deutsche Element in den Vereinigten Staaten sich Verdienste erworben, die kaum hoch genug veranschlagt werden können, und welchen dereinst hoffentlich volle Würdigung erwiesen werden wird.

„Indessen, wir haben in unserem Herrn Mannhardt nicht allein den intelligenten Forscher geschätzt und den eifrigen, gewissenhaften Arbeiter geachtet, sondern nicht minder in ihm den wohlunterrichteten Mann und lebenswürdigen Menschen geehrt, im Verkehr mit welchem stets geistiger Vortheil sich finden ließ und geselliger Genuß.

„Der Tod des trefflichen Mannes verursacht eine Lücke, die von seiner Familie noch lange mit wehmütiger Trauer, in einem ausgedehnten Freundes- und Bekanntenkreise mit innigem Bedauern wird empfunden werden.

„Das Direktorium der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft beschließt, diese Erklärung dem Sitzungsprotokoll einzuverleiben und eine Abschrift davon Herrn Mannhardt's Hinterbliebenen zu übermitteln.“

Chicago, im Mai 1911.



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Dr. Oswald Seidensticker und die deutsch-amerikanische Geschichtsforschung.

Von H. A. Rattermann.

Vorbemerkung: Die nachfolgenden Skizzen über Dr. O. Seidensticker, dem bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet der deutsch-amerikanischen Geschichte, wurden kurz nach dem Tode des großen Gelehrten für die angegebenen Gelegenheiten verfaßt, für den XIV. Band meiner gesammelten Werke bestimmt und sind bis jetzt unveröffentlicht geblieben.

I. Der Tod Oswald Seidenstickers.

(Westliche Blätter vom 13. Januar 1894.)

Mit Bestürzung vernahm ich die betäubende Kunde, die mir der Telegraph wie ein zerschmetternder Blitzstrahl aus heiterem Himmel brachte, daß einer der bedeutendsten Männer Deutsch-Amerikas, ja Amerikas überhaupt, von der unerbittlichen Parze des Todes aus unserer Mitte gefordert sei, die Kunde von dem Ableben des in diesem Lande wie in der alten Heimath allgemein

bekanntem hervorragenden Geschichtsforschers, Professor Oswald Seidensticker. Erst fünf Tage vor seinem Hinscheiden hatte ich einen längeren Brief von ihm erhalten, dessen heiterer Ton durchaus nicht den so unerwarteten raschen Abschluß seines Lebens ahnen ließ, wenn er auch darin mittheilt, daß er an einem garstigen Schnupfen leide, den er sich wahrscheinlich auf dem Kirchhofe bei einer Beerdigung zugezogen hatte. Wie wenig aber Besorgniß bei ihm aufkommen konnte, dafür mag ein Auszug aus diesem Brief hier Platz finden und zwar aus dem einzigen Grunde, um aus dem launigen Ton desselben zu zeigen, daß auch er selbst an seine so nahe bevorstehende Auflösung wohl kaum gedacht hat.

Ich hatte dem lieben Freund zwei handschriftliche Bände meiner Arbeiten zur Prüfung und behufs strenger Kritik zugeeignet. Schon früher schrieb er mir, daß er sie



Mit aufrichtigem
 Jhr
 Arnold Seidenstäcker

theilweise gelesen habe, im Drange eines in Arbeit begriffenen Werkes jedoch hätte zurücklegen müssen. Nun habe er sie ernsthaft vorgenommen und die Prüfung vollendet. Dann führt er, nach einigen Bemerkungen fort:

„Beim Lesen war ich stets bei Ihnen und diese mystische Präsenz Ihrer Person verlieh der geistigen Unterhaltung einen besonderen Reiz. Dieses Wandeln durch die Numen- und Fruchtstücke Ihrer Muse ist ja

auch eigentlich ein Spaziergang, wobei Sie selber der Begleiter sind; hier bleibt man befriedigt stehen und genießt in aller Ruhe, dort schöpft man Athem, dann lacht man, applaudirt, schüttelt den Kopf; ein Widerspruch führt zu einem lebhaften Gespräch und diese Unterhaltung erstreckt sich auf Alles was im Menschenhirn Platz finden kann, die höchsten Probleme des Forschens und Ahnens, die schneidigen Fragen der Lebensführung, die bunten Seifenblasen der

Laune und des Wiges. Aber wie kommen wir aus dem Garten, über den sich der Himmel wölbt und dessen Erdreich „allerlei Blumen und allerlei Kraut“ hervorbringt? Und was soll ich nun nach diesen schönen Spaziergängen thun? Soll ich den Botaniker spielen oder den Küchengärtner? Soll ich über Gestalt, Farben, Geruch und Geschmack der vielen Gewächse und Kräutlein diskutieren? Wo anfangen und wo aufhören? Eigentlich dürfte ich sagen, ich habe mein Urtheil bereits abgegeben und damit Basta. Nur würden Sie damit nicht zufrieden sein und am Ende glauben, ich verfröche mich hinter der Hecke des besagten Gartens, ein undankbarer Gast. So will ich denn einige Bemerkungen zum Besten geben, wie es im Gespräch geschieht, von Einem auf das Andere springen und weder Vollständigkeit noch Ordnung zu bezwecken suchen.....“

Das klingt nicht wie die Ahnung eines nahen Todes, sondern wie der helle Jubel des Geistes und des rüstigen Lebens. Und nun, nach wenigen Tagen (der Brief trägt den Poststempel Philadelphia, den 3. Januar 1854) ist der Schreiber bereits hinabgestiegen in das Reich der Schatten. Ein kurzer Umriss des Lebens des hochbedeutenden Mannes wird gewiß jene interessiren, die von ihm gehört oder die seine Schriften gelesen haben.

Oswald Seidensticker wurde am 3. Mai 1825 in Göttingen geboren. Er war der älteste Sohn des aus den Revolutionszeiten der Dreißiger wohlbekannten Dr. Christian Friedrich Seidensticker, der an der Spitze des Göttinger Aufstandes vom 14. Februar 1831 stand und von der reaktionären hannoverschen Regierung fast fünfzehn Jahre lang in dem Gefängniß zu Celle in schmachvoller Haft gehalten und dann bei der Geburt des Enkels des alten Königs Ernst August (1845) mit der Bedingung des „Exils“ aus Europa begnadigt wurde. Es mag hier im Vorübergehen bemerkt werden, daß Christian Friedrich Seidensticker

und der darmstädter Pfarrer Weidig die beiden Märtyrer der Freiheit waren, welche von den deutschen patriotischen Vereinen dieses Landes durch Geldsammlungen lebhaft unterstützt wurden. Doch wieder zu dem Sohne zurück. Derselbe besuchte das Gymnasium in Göttingen und bezog Ostern 1843 die dortige Universität, wo er bis zum Jahre 1846 Philosophie studirte. In diesem Jahre folgte er mit seiner Mutter und vier Geschwistern dem nach Amerika verbannten Vater, der sich in Philadelphia als Journalist niedergelassen hatte.

In Philadelphia studirte Oswald bis zum Jahre 1848 Medizin und erwarb sich das Doktor-Diplom. Er ließ jedoch das ärztliche Fach ohne Versuch fallen und nahm 1849 eine Stelle als Lehrer der alten Sprachen und der Mathematik an der Hochschule zu Jamaica Plains (jetzt ein Theil der Stadt Boston) in Massachusetts an. Im Jahre 1852 begründete er eine eigene Schule zu Brooklyn, N. Y., in Verbindung mit Köslar von Dels, Feldner, Lehmann und Anderen, welcher er bis 1858 vorstand. Während dieser Zeit vermählte er sich mit Fräulein Emma Logo, einer Anglo-Amerikanerin, am 30. Dezember 1858, mit welcher er 37 Jahre in durchaus glücklicher Ehe verlebte. „Die fröhlichen Gesichter der vielen Freunde“, schrieb er mir nach der Feier ihrer silbernen Hochzeit, „die uns umgaben und ihre Glückwünsche darbrachten, überzeugte uns, daß wir im Finden des Glückes nicht uners erfolgreich gewesen waren und so fühlten wir uns denn auch recht zufrieden und froh.“ Seidensticker's Gattin und eine Tochter Clara, die als Lehrerin an einer Hochschule in der Stadt New York wirkt, überleben den geliebten Gatten und Vater noch heute.

Im Jahre 1858 siedelte Seidensticker mit seiner Gattin nach Philadelphia über, wo er eine Privatschule bis 1867 leitete. Nachdem ihm in jenem Jahre noch der Doktorgrad der Philosophie von der Pennsylvania Universität erteilt worden war, wurde er

im selben Jahr auf den Lehrstuhl der deutschen Sprache und Litteratur an dieser Hochschule berufen, einem Posten, den er bis zu seinem am 10. Januar 1894 erfolgten Tode fast 27 Jahre inne hatte. Er war zur Zeit seines Ablebens der Senior der Professoren jener Universität.

Seine hohe Befähigung für das von ihm bekleidete Amt wurde allseitig gerühmt: Ein trefflicher Kenner, nicht nur der deutschen, sondern der Weltlitteratur überhaupt, verband Seidensticker mit seiner wohl ausgerüsteten Kenntniß auch das feine kritische Gefühl, welches selbst den unbedeutendsten Verstoß gegen Form und Wohlklang in der Sprache und deren Satzbau erkannte und in zarter aber eindringlicher Weise mitzutheilen verstand. Als ein Beispiel, besonders für solche, welche die Vorzüge der deutschen Sprache vor der englischen nicht einsehen können oder wollen, mag ein Satz aus einer größeren Abhandlung Seidensticker's: „Schiller im Englischen“ hier Platz finden:

„Der Dichter,“ schreibt er, „benutzt die Sprache nicht als ein bloßes Behülfel seines abstrakten Gedankeninhalts, sondern zugleich als symbolisch bedeutungsvolles Darstellungsmittel seines poetisch erregten Zustandes. Versmaß, Zeilenlänge, Wortfall, Klang, ja die jedem Wort gewissermaßen eigenthümliche Physiognomie muß ihm als sinnliches und vom Gedanken unzertrennbares Element des dichterischen Schaffens dienen. Gedanken und Form sind unauflösbar geeint, und der Schall ist zum mittelbaren Symbol des Gefühls veredelt. . . .

„Die Uebersetzung eines Gedichtes erreicht nie das Original. Worte, die sich ihrer Bedeutung nach vollständig decken, haben ihrem Klang nach, ihrer Ableitung zufolge, verschiedenartigen Werth und üben eine verschiedene Wirkung aus. Man vergleiche Baum mit Tree. Unser Wort mit seinem weichen Anlaut und Auslaut und dem tiefen auf Hell und Dunkel gemischten a u ist durchaus malerisch, während das englische Tree aller Vorzüge des Klanges

entbehrt. Es läßt sich daher mit Rücksicht auf die Wirkung.

„Ein Fichtenbaum steht einsam“,
im Englischen gar nicht wiedergeben
„A fir-tree standeth lonely.“

Dann gibt es eine Menge Ausdrücke, die nicht einmal ein genaues Aequivalent in der andern Sprache haben. Selbst gewöhnliche Worte wie „gönnen“, „Gemüth“, „bunt“, „erst“ lassen sich nicht ganz entsprechend im Englischen finden. Beispiele von andern, in denen komplizirtere Anschauungen so zu sagen verdichtet sind, ließen sich zu Hunderten anführen. Oder gewisse Wendungen sind nicht mit derselben Kraft begabt, z. B. die dämonische Wirkung des Wörtleins „es“ („da kracht's heran!“ „es schrieb und schrieb an weißer Wand“) läßt sich durch die Uebersetzung im Englischen nicht wiedergeben.“

Was Seidensticker hier über die Kraft und den Wohlklang der Worte sagt, führt er auch auf die größere Biegsamkeit der deutschen Sprache gegenüber der englischen in derselben Weise aus; ebenso in Bezug auf die Silbenmasse und Reimklänge. Er ist überhaupt in allen seinen Schriften sich der Sprache und ihrer Schönheit wohl bewußt und wie er urtheilt, so schreibt er auch. Mit Recht sagt Gustav Körner über Seidensticker: „Die Einfachheit, Klarheit und Eleganz seines Stils verleiht seinen Schriften einen seltenen Reiz.“

Anfänglich bewegte sich Seidensticker's schriftstellerische Thätigkeit nur auf dem Felde der litterarischen Kritik (er schrieb gleich fließend englisch und deutsch) und der Poesie. Er dichtete, obwohl nicht oft, doch mit großem Geschmaack. Sein anonym erschienenenes kleines Epos: „Festgruß zum achtzigsten Geburtstag von Dr. Konstantin Hering ist ein reizendes poetisches Kabinettstück, voll Humor und dichterischer Schönheit.

Das Erscheinen der historischen Monatschrift „Der deutsche Pionier“ in Cincinnati lenkte seine Thätigkeit jedoch auf ein an-

deres Feld, das der deutschen Geschichte von Pennsylvanien. Als Mitglied der Historical Society, stieß er auf hochinteressante Quellen bezüglich der ältesten deutschen Einwanderung in seinem Heimathstaate. Einige Schriften über den Mystiker Johannes Kelpius gaben Anlaß zu einem Vortrag, den Seidensticker, wenn ich nicht irre, vor der „Philosophischen Gesellschaft“ hielt. Als der „Deutsche Pionier“ sein Erscheinen machte, dünkte ihm das ein gutes Thema für einen biographischen Aufsatz über Kelpius, welcher im zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift gedruckt wurde. Der Aufsatz gefiel und nun kam er in den Fluß der historischen Quellen, die sich ihm in Pennsylvanien reich aufthaten.

Nach und nach erschienen dann im „Deutschen Pionier“ die epochemachenden Abhandlungen über „Pastorius und die Gründung von Germantown“, „William Penn's Reisen in Deutschland“, „Die Beziehungen der Deutschen zu den Schweden in Pennsylvanien“, „Philadelphia vor hundert Jahren“ (1876), „Die deutsch-amerikanischen Incunabeln“ (Wiegendrucke), „Die deutsch-amerikanische Bibliographie des 18. Jahrhunderts“ (eine Aufsehen erregende Arbeit), „Die beiden Christoph Saur in Germantown“, „Ephrata, eine amerikanische Klostergeschichte“ und die „Geschichte der deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts“; letztere Abhandlung in dem von mir im Jahre 1886—87 herausgegebene „Deutsch-Amerikanisches Magazin“ veröffentlicht. Außer für die genannten historischen Zeitschriften schrieb Seidensticker literarische Abhandlungen für das „Penn Monthly Magazine“, das „Pennsylvania Magazine of History and Biography“, sowie deutsche Skizzen für Philadelphiaer und New Yorker Blätter.

Am Buchdruck sind von Seidensticker erschienen: „Geschichte der deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien“ (1876), „Zum achtzigsten Geburtstag. Festgruß an D.

Constantin Sering, 1. Januar 1880“ (zweite Auflage 1894), „Festschrift für die zweihundertjährige Jubelfeier der deutschen Einwanderung in Amerika“ (1883), „Geschichte des Männerchors von Philadelphia“ (1885), „Ephrata, eine amerikanische Klostergeschichte“ (Cincinnati 1885), „History of the first Emigration in America“ (1892), „Blätter aus der deutsch-amerikanischen Geschichte“ (New York bei Steiger 1884), „The first Century of German Printing in America, 1728—1830“ (1893) und einige andere kleinere Monographien.

Das letztgenannte Werk, welches mit einem ungeheuren Aufwand von Quellenforschung verbunden war, wurde erst einige Wochen vor seinem Tode vollendet. Es ist ein Meisterwerk in seiner Art, ein gewaltiges Fundament für den Aufbau einer Kulturgeschichte des Deutschthumes in diesem Lande bis zum Beginn der sog. Dreißiger Einwanderung des 19. Jahrhunderts. Ueber 250 Seiten groß Oktav in gedrängtester Kürze bringt das Buch Kunde von 2507 deutschen Druckerzeugnissen in den Ver. Staaten bezw. in Nord-Amerika während der beregten Periode, und zwar 1404 Buchdrucke, 624 Zeitschriften und 479 Kalender. Welch großen Fleiß der strebame Forscher auf dieses Werk verwandt hat, das weiß nur derjenige zu schätzen, der auf ähnlichem Felde thätig war. Jetzt sind die Früchte gepflückt und eingesammelt worden, um von Anderen mühelos genießen zu werden.

Ehrenbezeugungen von kompetenter Seite wurden Seidensticker für seine Schriften manche zu theil, so die Ehrenmitgliedschaft der „Philosophischen“, der „Historischen“ und der „Deutschen Gesellschaften“ in Philadelphia, des „Deutschen Pionier-Vereins“ von Cincinnati, des „Deutschen Geschichtsvereins von Maryland“ in Baltimore, der „State Historical Society“ von Wisconsin, u. A.

Seidensticker's hohe geistige Begabung, seine gründlichen Kenntnisse und seine höchst

gewissenhafte Kritik der Forschungen sind bewundernswerth. Betrachten wir z. B. seine Abhandlung „Ephrata“ oder die „Geschichte der deutschen Gesellschaft von Pennsylvania“, welche scharfe Beobachtungsgabe des hochverdienten Mannes gibt sich da kund! Andere feinwollende Geschichtsforscher würden an den alten verfallenen Klostergebäulichkeiten zu Ephrata vorbeigegangen sein, ohne auch nur im Entferntesten zu ahnen, welche reiche kulturhistorische Schatz da verborgen lag. Und nun lese man das Buch, wie klar und verständnißreich liegt es vor uns! Wer vermöchte aus einer einfachen Vereinsgeschichte wohl eine solche belehrende und zugleich unterhaltende Lektüre zusammenzustellen, wie es Seidensticker mit seiner Geschichte der deutschen Gesellschaft fertig gebracht hat? Nicht Löher, nicht Rapp, nicht Klauprecht, nicht Rupp und alle die Andern, die Seidensticker vorausgingen, haben auch nur annähernd die Tüchtigkeit in diesem Fache bewiesen, die uns in Seidensticker's Arbeiten vor Augen tritt.

Wir, der ich auch etwas auf diesem Felde geackert habe, war Seidensticker der Lehrer und Anregter. Seine Abhandlungen über Kelpius, Pastorius, Penn, etc., begeisterten mich auf das Gebiet der deutsch-amerikanischen Geschichte mich zu wagen und dort zu wirtschaften. Wenn ich in diesem Fache etwas Erhebliches geleistet habe, ihm habe ich es zu verdanken, ihm, dem gewissenhaften und sorgsamem Forscher und Kritiker. Geschichtsarbeiten ohne kritisches Verständniß sind eben keine Geschichte, es sind rauhe Steine auf einen Haufen geworfen, aber noch lange kein Bauwerk. Erst der künstlerische Tempel gibt den Steinen Werth. Ich habe dem bescheidenen Manne, dem lieben Freund, er war mir Lehrer und Freund, auch stets die verehrungswürdige Hochachtung entgegengetragen, die er so reichlich verdient hat, und stehe nun trauernd und vereinsamt an seinem Grabe. Möge das deutsch-amerikanische Volk sein Andenken

nie vergessen — nie vergessen, welcher unschätzbare Verlust es in dem Hinscheiden von Oswald Seidensticker zu beklagen hat!

II. Seidensticker Gedächtnisfeier im Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati, 7. Februar 1894.

Der deutsche litterarische Klub von Cincinnati, welcher schon so oft gezeigt hat, daß er den Schätzen der deutschen Sprache und deren Meistern die vollste Aufmerksamkeit und Würdigung schenkt—war er es doch, der nach dem Ableben des Dichters Emanuel Geibel zuerst und lange vor Lübeck und Berlin, also in Geibels eigener Heimath, eine Todtenfeier des deutschen Lieblingsdichters in durchaus würdiger Weise abhielt—ließ es sich auch nach dem am 10. Januar 1894 erfolgten plötzlichen Hinscheiden des großen deutsch-amerikanischen Geschichtsforschers, Prof. Oswald Seidensticker, nicht nehmen, dem Andenken des Meisters durch eine solenne Feier gerecht zu werden. Zu dem Behufe wurde der auf den folgenden 7. Februar im Jahresprogramm angeetzte „Freie Abend“ des Herrn Adolph Zipperlen, mit dessen Bewilligung, in einen „Seidensticker-Gedenkabend“ abgeändert.

Zur festgesetzten Stunde erschienen die Mitglieder zahlreich in der Halle des Vereins, um die ernste Feier würdig zu begehen. Der Präsident des Klubs, Herr Heinrich Löwe, eröffnete kurz nach 8 Uhr die Versammlung mit einigen passenden Worten an den bereits veröffentlichten Lebensumriß Seidensticker's anknüpfend, worauf Herr Professor Wilhelm Jaeger die am Schluß dieser Denkschrift gedruckte Threnodie auf den Tod des Meisters vortragend die Verhandlungen des Abends eröffnete.

Hierauf erhielt Herr H. A. Rattermann, als der Redner des Abends, das Wort. Derselbe brachte dann den folgenden Vortrag zu Gehör:

Oswald Seidensticker. Seine Verdienste um die deutsch-amerikanische Geschichtsforschung.

Unser Verein hat im Laufe seines Bestehens viele Gedenkfeiern abgehalten, manchen großen Geist gefeiert an seinem Geburts- bezw. Sterbetage, um das Andenken würdiger Meister zu ehren; aber das Andenken eines Gliedes unseres eigenen Stammes, eines verdienstvollen Deutsch-Amerikaners haben wir bisher noch nicht durch einen solennen Gedenkabend verehrt oder vielleicht noch nicht zu ehren Gelegenheit gehabt. Heute Abend bietet sich nun zum ersten Mal diese Gelegenheit, und indem wir einem würdigen Meister diese feierlichen Ehren hier erweisen, ehren wir uns selbst gewiß eben so sehr, als den Mann, der für das Deutschthum dieses Landes so Großes geleistet hat, wie kein Anderer; der unser Volk und seine Sprache liebte, wie eine Mutter ihr Kind, wie nur ein Mensch mit Liebe an seinem Volk und dessen sittlichem und geistigen Werth hängen kann. Noch mehr, wir ehren das Andenken eines Mannes, der an unserem Verein seit seinem Bestehen, auch in der Fremde das lebhafteste Interesse gezeigt hat, wie ich im Laufe meines Vortrags aus seinen Briefen kund geben werde.

In dem Lebensumriß Seidenstickers, den ich in dem kurzgefaßten Lebenslauf desselben gab und der gleich nach seinem Tode veröffentlicht wurde, hob ich besonders hervor, daß Seidensticker ein gewandter Dichter und ausgezeichnete Litteraturkritiker war; aber das größte Verdienst hat er sich durch seine Forschungen auf dem Felde der deutschen Geschichte dieses Landes erworben. Es mag eingewendet werden, daß er diese Forschungen fast ausschließlich auf Pennsylvanien beschränkt hat; aber bildet nicht Pennsylvanien Wurzel und Stamm dieser Geschichte, des deutsch-amerikanischen gesammten Kulturlebens? Sind nicht die übrigen Staaten und Lan-

destheile bloß Aeste dieses Baumes, der bereits mächtig emporgeschossen war, als er seine Schatten auch über diese ausdehnte? Um die Größe Seidenstickers als Geschichtsforscher zu ermessen, wird es nöthig sein, ein Bild der Geschichte selber und was auf diesem Gebiete ihm in diesem Lande bereits vorgebaut war, voranzuschicken.

Die räumliche Entwicklung der Menschheit hat ihre hohe Bedeutung. Das wird nun leider von unsern Landsleuten in der alten Heimath entweder gänzlich ignorirt oder gar bestritten. Zimmer wird auf die niedrigere Bildungsstufe unseres Elementes in diesem Lande hingewiesen oder auf die minder wichtige Stellung, die Amerika überhaupt in dem gegenwärtigen Kulturzustande der Menschheit als Gesamtheit einnimmt. Bei ruhigem Nachdenken muß uns dieses Gebahren seitens unserer Stammesgenossen drüben doch als eine Selbstüberhebung erscheinen, wie wir sie auch in den ältesten Zeiten beobachten können.

Die alten Griechen, Römer, Aegypter, u. s. w., nannten alle außer ihren Grenzen wohnenden Völker Barbaren, und unsere Voreltern, die alten Germanen, wurden spottweise Hyperborner betitelt. Nun fasse man die Wandlung oder vielmehr Wanderung der Kultur ins Auge, welche merkwürdiger Fortschritt stellt sich uns dar! Welche Stellung in der Zivilisation nehmen die heutigen Nachkommen des hochgebildeten Griechenvolkes der alten Zeit ein? Und das einst weltbeherrschende Rom? Obwohl hier die fast zweitausendjährige Verührung mit den sogenannten barbarischen Germanen das Feuer der Entwicklung wachgehalten und stets auf's Neue geschürt hat! Schauen wir rückwärts und betrachten in kurzem Bilde den Fortschritt der Menschheit in seiner Entwicklung.

Soweit wir von den ältesten Kulturvölkern in der Geschichte Kunde haben, wohnten sie um das kleine Becken des Mittelmeeres herum. Freilich dehnten sie sich allmählich in ihre Hinterländer aus, grünt-

den Kolonien nach allen Richtungen, drangen mit Kriegsheeren nach Persien und den Indus, berührten handeltreibend Aethiopien und die fernen afrikanischen Völker, besuchten forschend nach Schätzen die Küsten der Ostsee und gelangten bis in die Grenzen der unermesslichen skythischen Steppen, in denen räthselhafte Grabhügel untergegangener Stämme, die Mohillen und Kuryane der Steppenvölker sich erhoben, besuhren den atlantischen Ozean jenseits der Säulen des Herkules und schickten ein Schiff fort, das vom Rothen Meer aus die Felsen von Gibraltar erreichte, also bereits in der alten Zeit Afrika umschiffte.

Aber der Kultursitz der Menschheit blieb noch am östlichen Ende des Mittelmeeres ein Jahrtausend lang, von wo diese Bewegungen allein ausgingen; ein beschränktes Gebiet gegen den unermesslichen Schauplatz, auf dem sich gegenwärtig die menschliche Thätigkeit ausgebreitet hat. Der kleine Länderkomplex der damals zivilisirten Welt war freilich schön und wohnlich angenehm. Die alten Historiker können es in ihren Schriften immer und immer nur lobpreisen im Vergleich mit der damals bekannten Außenwelt. Und wie schlecht fahren die fremden Völker in der Beurtheilung dieser Geschichtschreiber! Nur eine einzige Ausnahme ist zu verzeichnen, daß ein sogenanntes Barbarenvolk gebührend Berücksichtigung in einer kulturhistorischen Beleuchtung gefunden hat, in der „Germania“ und einem Theil der Annalen des Tacitus. Aber wie wenig Anerkennung hat dieser größte und unbefangenste Geschichtschreiber der Römer für dieses Urtheil unter seinem Volke gefunden? Hätte er in seinen Geschichtsbüchern nicht wiederholt darauf hingewiesen, wir hätten es wohl nie erfahren, daß das vor beiläufig vierhundert Jahren im Kloster Korvey aufgefundenene Manuscript von Tacitus verfaßt war.

Zu ganz gleicher Weise äußert sich die neuere Darstellung oder vielmehr Beurtheilung der Europäer über unser Land. Da

sind alle Anschauungen nur Blicke der trübsten Art. Was kann aus diesem modernen Skythien wohl jemals Gutes werden? ist eine alltägliche Frage, die besonders in unserm alten Vaterlande im wegwerfenden Ton so oft geäußert wird. Und doch lenkte schon seit geraumer Zeit dieses Land die Blicke der einsichtsvolleren Beobachter auf sich, von denen auch einige den Muth hatten, wie Ignaz von Döllinger, ihm eine große Zukunft voranzujagen.

Schlimmer noch, als mit den Anschauungen über diese, unsere neue Heimath, sah es mit der Schätzung des deutschen Elements in Amerika aus. Darüber wurde im guten Deutschland vollends der Stab gebrochen. Wie geringwerthig urtheilte z. B. der alte Schölerer in seinen „Staats-Anzeigen“ und in seinem „Briefwechsel“ über unsere Vorgänger! Auch von den frühen Besuchern dieses Landes, wie z. B. Gall, Venau u. A. wird nur die Lauge grober Schmähungen über sie ergossen. Der erste und älteste Geschichtschreiber derselben, Dr. Ernst Braun s, welcher sich in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts sechs Jahre lang in den Vereinigten Staaten aufhielt, weiß von den Deutschen dieses Landes nur Schattenseiten zu berichten. Dieser Ton wurde wie ein Orgelpunkt noch ein viertel Jahrhundert festgehalten; und wenn dann ausnahmsweise einmal ein milder, lobender Akkord nach der alten Welt scholl, wie die Berichte von Fürstenthümer, Duden, Ernst, Römer und Anderen, so fanden diese kein Gehör.

Nach der verstärkten Einwanderung mehrten sich die Fäden, die das Deuthum der neuen Welt mit den zurückgebliebenen Verwandten verknüpften. Hier hob sich der Kulturzustand unseres Elements in bedeutendem Maße. Dieses konnte, trotz allem Verkennens, doch nicht ganz im Verborgenen bleiben. Das veranlaßte einige Männer der Wissenschaft, wie Dr. Julius und den Geschichtschreiber Friedrich von Raumer und einige Andere

zum Besuch dieses Landes, um aus eigenen Anschauungen darüber urtheilen zu können. Die Schriften dieser Männer lauteten dann auch weit günstiger. Besonders Raumer in seinem Buch: „Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika“, weist nicht bloß diesem Lande die gebührende Stellung in der Reihe der Völker an, sondern läßt auch dem hiesigen Deutschthum volle Gerechtigkeit wiederfahren. Es war indeß nur ein Bild der damaligen Zeit und hatte nichts mit der eigentlichen Geschichte unseres Elementes zu thun.

Das Raumer'sche Buch trieb aber einen jungen angehenden Gelehrten nach der Westwelt, Franz Löhner, der sich das Erforschen der Geschichte des Deutsch-Amerikanerthums zur Aufgabe stellte. Raumer's begeisterte Schilderung der deutschen Bevölkerung von Cincinnati führte Löhner nach dieser Stadt, wo er sich über ein Jahr lang aufhielt und von wo aus er nebenbei behufs Quellenammlung Reisen nach den andern Gegenden unternahm, um die erste breiter angelegte „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika“ (wie der Titel lautet) zu verfassen. Löhner arbeitete mit Liebe und Begeisterung, und hier zum ersten Male fand das deutsche Element einen Kämpen, der in der That für seine geschichtliche Bedeutung kühn eintrat. Es ist zu bedauern, daß Löhner so wenig Quellenmaterial zur Verfügung hatte, da mit der Erfahrung desselben kaum erst begonnen war, und das nur stellenweise.

So verdienstlich Löhner's Werk ist, so leidet es doch an einem Uebel, welches ich immer getadelt habe: daß der Verfasser häufig ohne scharfe kritische Prüfung gearbeitet und den Weizen nur leichtthin von der Spreu gesondert hat. Das Buch fand denn auch auf beiden Seiten des Ozeans Widerspruch: in Deutschland wurde es als eine übertriebene Lobhudelei des Deutsch-Amerikanerthums verschrieen und hier traten lokale Reidhammeleien gegen Löhner auf, weil man annahm, er habe z. B. Pennsylvanien

und Ohio gegenüber New York, Michigan, Illinois und Missouri ungebührlich bevorzugt, ein Vorwurf, der ohne allen Grund erhoben wurde. Meine Anschauung über das Werk Löhner's, worin ich seinen Werth zwar gebührend anerkannte, aber auch seine Schwächen nicht außer Acht ließ, theilte ich seiner Zeit Seidensticker mit, der mir sein eigenes Urtheil in einem Brief vom 26. Juni 1876 wie folgt zurückschrieb:

„Mit Ihrer Ansicht über Löhner stimme die meinige zusammen. Es hat mich einmal gekitzelt, ihm allerlei Ungenauigkeiten und Irrthümer aufzumachen, aber mein Gerechtigkeitsfönn hält mich in Schranken; hatte mich die Beschäftigung mit einem ganz besondern Gegenstand in den Stand gesetzt, gerade darüber besser au fait zu sein, als Löhner, so mußte ich mir doch sagen, daß ich von dem hundertmal größeren Felde, das er bearbeitet hat, eine weit geringere Kenntniß besaß. Es ist geradezu wunderbar, wie er ohne Vorarbeit und Anweisungen vorzufinden, ohne langjährigen Aufenthalt in unserem Lande, im Ganzen immer das Richtige traf, die besten Quellen benutzte und die Geschichte der deutschen Einwanderung zu einer Wirklichkeit gemacht hat. Wer hat vor Löhner nur daran gedacht? Freilich war es verfrüht, das Werk auszuführen, ehe noch die Bausteine zu Tage gefördert waren. Bei dieser Arbeit sind wir erst jetzt angekommen. Aber Löhner's Buch bleibt nichtsdestoweniger ein höchst verdienstlicher Aufsatz. — Es ermuntert und regt an.“

Gleichviel blieben die Tadler nicht still und als die sog. Achtundvierziger Einwanderung ins Land strömte, mehrten sie sich noch in unverhältnißmäßiger Weise. Diese erblickten in den bereits hier anfassigen Deutschen ein verkommenes Element, das weder Bildung besaß, noch den Fortschritt — natürlich wie sie sich ihn dachten — anerkennen wollte. Es entspann sich der Kampf zwischen den „Grünen“ und den „Grauen“, der noch lange, lange fortwii-

thete, bis die „Grünen“ auch grau geworden waren. Diesen paßte das Löhner'sche Buch durchaus nicht und es wurde auf ihren Index gesetzt, und als eines der Zankobjekte gehörig zerzaust.

Das Vehikel in welchem diese Angriffe vorzugsweise geführt wurden, waren die unter der Redaktion von August Becker bei Wiegand in Göttingen herausgegebenen „Atlantischen Studien von Deutschen in Amerika.“ Die Hauptmitarbeiter waren Friedrich Kapp, Bernhard Domschke, Adolf Douay, Julius Fröbel, Otto Reventlow u. A. „Wasserjuppen aus Amerika“ wurden sie von den „Grauen“ betitelt, und es waren auch kulturhistorische Wasserjuppen in der That, über denen einige ihrer Köche später selbst lachen mußten. Von Objektivität und begründeten Thatfachen war keine Rede. Es waren lauter subjektive Gefühlskäuserungen ihrer Verfasser, die Alles was Amerika und besonders Deutsch-Amerika betraf pechschwarz anstrichen. Der Bürgerkrieg von 1861-1865 bereitete diesem unrühmlichen Zank ein Ende.

Noch während des Bürgerkrieges erschien in Cincinnati ein neues Geschichtswerk: Emil Klauprecht's „Deutsche Chronik in der Geschichte des Ohiothales.“ Klauprecht genügte mit diesem Werke allerdings „einer Herzensaufgabe“, wie er sich in der Vorrede ausdrückt, aber das war auch, als eine wirkliche Lösung dieser Aufgabe, so ziemlich alles was erreicht wurde. Für die ältere Geschichte ist Klauprecht's Chronik kaum etwas Originelles, da er das ganze Material aus Taylor's History of Ohio schöpft, und die neuere Zeit ist in der Manier der Zeitungsartikel wirt zusammengestellt. Gleichwohl ist Klauprecht's Chronik nicht ohne Werth und wäre der darin enthaltene Stoff kritisch bearbeitet, so würde der Verfasser sich große Verdienste erworben haben. Von den Cincinnati literarischen Piraten ist übrigens Klauprecht auf

das Schändlichste geplündert worden, wie die Skizze im ersten Jahrgang des „Deutschen Pionier“ und das Buch: „Cincinnati Sonst und Jetzt“ zur Genüge bekunden.

Nur wenige Jahre später (1867) erschien in New York ein in der That epochemachendes Werk, Friedrich Kapp's „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika. Erster Theil.“ Wenn ich sage „epochemachend“, so muß ich verstanden werden, daß das Buch nicht nur großes Aufsehen erregte, sondern daß es auch anregend auf die weiteren Erforschungen der Geschichte des amerikanischen Deutschthums wirkte. Das Werk war wohlgegliedert abgefaßt, in welcher Hinsicht es günstig von Klauprecht's Arbeit abstach und in Bezug auf Sprachgewandtheit und eleganter Diction ragte es weit über Löhner's Buch empor. Und doch erfuhr Kapp's Geschichte einen großen und keineswegs unberechtigten Widerspruch von vielen Seiten. Es war eben ein, nicht für den Zweck der Geschichte einen Dienst zu erweisen, sondern für Neben Zwecke verfaßtes Werk. Auch suchte Kapp darin seine „Wasserjuppen“-Aufsätze zu rechtfertigen, indem er auch hier so viel wie möglich den schwarzen Schleier seiner Darstellung umhing. Dieses gestand Kapp, durch die lebhaften Kritiken in die Enge getrieben, auch in der Vorrede zur zweiten Auflage selber ein, indem er schreibt:

„Ich gestehe offen, daß ich dieses Buch viel mehr in Hinblick auf deutsche, als auf amerikanische Verhältnisse geschrieben habe. Wenn von meinen Lesern der Grundgedanke desselben nicht klar geworden ist, dem möge es hier noch einmal mit ein paar Worten dargelegt werden. Wenn die gedrückten und mißhandelten Angehörigen eines Volkes, welches durch Jahrhunderte langes, theils selbstverschuldetes, theils von Außen eingebrochenes Unglück geknickt war, wenn diese Angehörigen auf fremdem Boden verhältnißmäßig so bedeutendes leisteten, was werden erst die Söhne dieses, zur Ein-

heit und Freiheit emporstrebenden Volkes auf heimischem Boden vollbringen! Das ist der Trost trotz allen Glends, dessen Bild ich dem Leser enthüllte, das ist die siegesgewisse Sicherheit, welche ich aus den Leiden unserer armen Bauern und Sinterwäldler für unsere nationale Zukunft herauslese. Der jetzigen Generation deutscher Einwanderer glaube ich aber ihre hiesige Mission hoch genug gestellt zu haben, so daß nur Unverstand oder böser Wille mich als Verkleinerer unserer Nation, als Bedienten des Amerikanerthums anklagen kann.“

Diese Entschuldigung Kapp's ist in der That höchst naiv und gleicht derjenigen jenes Speisewirths, welcher dem Gast, der eine Portion Schinkel bestellte, statt dessen Schweineknöchel aufsticht und als er von dem Gast darüber zur Rede gestellt wurde, daß das doch kein Schinken sei, erwiderte, er hätte ihm ja auch eigentlich gar keinen Schinken geben wollen, sondern Schweineknöchel. Gleichwie eine derartige Entschuldigung wohl kaum als solche, sondern nur als eine hinterher ersommene Ausrede angesehen werden muß, so entbehrt auch Kapps rhetorische Auslassung des logischen Grundzuges für seine Behauptungen. Wir will es nicht einleuchten, daß er den angegebenen Gedanken gleich von vorn herein bei Abfassung seines Buches im Auge gehabt hat, und wenn so, nun desto schlimmer für ihn als Geschichtsschreiber, sondern beim Ueberblick des ihm vorliegenden Baumaterials dachte er sich eine seiner Subjektivität sympathische Idee aus, führte nach diesem Riß den Bau empor, der dann mit der Facade, Thür und Fenstern nicht nach der volksthümlichen Straße Amerikas, sondern nach dem aristokratischen, bezw. monarchischen Hofe Europas schaute. Darüber getadelt, kam ihm obige Ausrede gelegen. Ihm war eben die Geschichte nicht historisch geworden. Er wurde deshalb auch gezwungen, in der dritten Ausgabe dieses Buches vier Kapitel ganz auszustreichen und andere

subjektiv gefärbte Theile vollständig umzuarbeiten.

Ich habe diese Sache in meiner Biographie Kapp's breit, wenn auch kaum erschöpfend behandelt und will deshalb hier nicht näher darauf zurückkommen. Gleichwohl muß es in Bezug auf Kapp zugestanden werden, daß er um die Geschichtsschreibung des Deutsch-Amerikanerthums sich große Verdienste erworben hat; erstens, weil er manches bis dahin über die Deutschen unbekannt gebliebene brachte, und, zweitens, weil er in Form und Stilistik seine Geschichte durchaus gewählt und geschmackvoll dargestellt hat, so daß seine Nachfolger gezwungen wurden, mehr Sorgfalt auf das äußere Gewand ihrer Schriften zu verwenden. Was ich in einer früheren Abhandlung über diesen Verdienst in Bezug auf die Hebung der deutsch-amerikanischen Journalistik durch die sog. Achtundvierziger sagte, gilt auch in vollem Maße auf Kapps historische Arbeiten. Seine größere Gewandtheit in der Behandlung der Sprache, Meisterei des Stils und eine schneidige Dialektik haben einen entschiedenen Einfluß auf alle seine Nachfolger geübt.

Klauprechts und Kapps geschichtliche Schriften wirkten, wie gesagt, anregend, besonders in Cincinnati, dem Orte, wo zwanzig Jahre früher Löhner im Dienste der Ohio thätig gewesen war. Hier hatte sich unter den gebildeten Deutschen eine Art Neigung für und auch ein Theil Verständnis von der deutsch-amerikanischen Geschichte entwickelt. Ich erinnere mich sehr wohl, wie lebhaft die Diskussionen über den Werth oder Unwerth des Kapp'schen Buches hier gepflogen wurden. Monate lang lieferte es die Hauptunterhaltung am sogenannten Philosophentisch in der „Krim“, wo die angesehensten Männer jeden Nachmittags zusammen kamen, darunter auch Schreiber dieses. Auch in der Weinstube von Nikolaus Schmitt wurden die Geschichtswerke von Löhner, Klauprecht und Kapp aufs Lebendigste besprochen. Die Mei-

mungen gingen dabei weit auseinander. Die Herren der älteren Einwanderung zeigten sich zu Gunsten Loehers, die der jüngeren, der Achtundvierziger Einwanderung waren Stapp-Enthusiasten. Zu ihnen hielt auch Stallo, obwohl der älteren Abtheilung angehörig. Klauprecht kam dabei weniger in Betracht. Aus diesen Besprechungen und Disputationen wurde eine Nothwendigkeit klar, daß zu einer gründlichen Geschichte des Deutsch-Amerikanerthums die nöthigen Quellen nur dürftig erschlossen waren. Diese müßten zuerst gesammelt werden, und dafür sei ein Archiv nöthig.

Die Initiative für die Verwirklichung dieses Werkes ergriffen dann die Alten, indem sie den „Pionierverein“ ins Leben riefen (1868). Anfangs waren sich die Mitglieder dieses Vereins über die Ziele zur Erreichung dieser Absicht auch nicht klar. Man wollte handschriftliche Aufzeichnungen und Dokumente sammeln. Diese aber trafen nur spärlich ein und das ganze Unternehmen schien im Sande verlaufen zu wollen. Da kamen einige Herren auf die Idee, diese Mittheilungen zu veröffentlichen — aber wie? Der Gedanke war schon vor Gründung des Pionier-Vereins von Nikolaus Köffer, Karl Bürgeler und meiner Wenigkeit beim Glase Wein besprochen worden. In den Sonntagsblättern diese Sachen drucken zu lassen, dünkte uns nicht rathsam, einestheils weil dadurch die Kräfte zu sehr zerplittert oder andernfalls das Gedruckte mehr in das Sensationelle und Gemischte ausarten würde. Das Verdienst, in dieser Lage den richtigen Weg angedeutet zu haben, gebührt dem damaligen Bankier Joseph Anton Hermann, dem Begründer des „Volkfreund“. Unterstützt wurde Semann in seinem Vorschlag der Gründung einer historischen und von allen Zeitungen unabhängigen Monatschrift durch die Herren Architekt Johann Vast, Nikolaus Köffer, General Moor und Michael Pfau, welche sich persönlich für ein etwaiges Mißge-
bürgten.

Aber auch jetzt mangelte noch das Bewußtsein des zu erstrebenden Zieles. Semann übernahm die Leitung der Publikation und betraute August Becker, der schon durch die Redaktion der „Atlantischen Studien“ und seine historischen Plaudereien — „1848 in Kanne Gießen“; „Erinnerungen eines Feldpredigers aus dem amerikanischen Bürgerkrieg“ etc. beliebt geworden war, mit der Schriftleitung. Dieser meinte, ein Heft von 32 Oktavseiten „schmiere ich in einer Woche zusammen“ (seine wörtlichen Auslassungen), wodurch die falsche Auffassung der ganzen Geschichte klar dargethan wurde. Die ersten Hefte liefen denn auch ins Plauderhafte, in leicht stäubende Hülsen und versprachen nur wenig gute Getreidekörner. Da war es eine Kritik des alten Nestors der deutsch-amerikanischen Litteratur, Friedrich Müch, (Far West), welche das Unstatthafte derartiger Fabeleien darlegte. Die Redaktion des „Pioniers“ ging dann in die Hände von Dr. Gustav Brühl über und nun erst gelangte der „Deutsche Pionier“ (so hieß die Monatschrift) in die echte Fahrstraße der würdig ernstern Geschichte. Indessen war noch das rechte Ziel nicht erreicht, denn Brühl's Thätigkeit erlahmte schon mit dem Schluß des zweiten Jahrganges.

Wiederum drohte die Zeitschrift in das Gebiet der Fabeln zurückzugehen, denn der neue Redakteur, Dr. E. S. Maack, ein geborener Ungar, machte aus dem „Pionier“ ein kritikloses Sammelsurium der tollsten Art, und wäre es nicht für eingeschickte Abhandlungen einiger wenigen Mitarbeiter, wie General F. M. Wagener, Dr. D. Seidensticker, Gustav Körner, Friedrich Schaake, etc., so wäre die Zeitschrift abermals in das Gebiet der geschichtlichen Makulaturfabrik zurückgesunken. Nach Schluß des dritten Jahrganges verschwand denn auch Maack wieder aus der Redaktion, die für die nächsten zwei Jahre von den Herren Karl Müelin und Karl Knort geführt wurde. Mit Knort drohte das

ganze Unternehmen zusammenzubringen, worauf ich, ohne es eigentlich zu wollen, in die Redaktion gedrängt wurde, die dann elf Jahre lang (vom 6. bis 16. Jahrgang einschließlich) in meinen Händen ruhte, bis es schließlich einigen Neidern gelang, das schöne Werk, welches jetzt die reichste Fundgrube der deutschen Geschichte dieses Landes ist, frivol zu unterbrechen, ehe noch die Vlothlegung der Quellen zur Hälfte vollendet wurde.

In diesem wichtigsten Werk deutsch-amerikanischer Kulturgeschichte leuchtet unter den Mitarbeitern besonders eine Gestalt riesengroß empor, der Mann, dessen Andenken wir hier heute Abend feiern, *O s w a l d S e i d e n s t i c k e r*. Schon im zweiten Jahrgang erschienen von ihm die hochinteressanten Abhandlungen über „Johannes Kelpius, den Einsiedler am Wissahickon“, und die epochemachende Schrift: „Franz Daniel Pastorius und die Gründung von Germantown.“ Wenn Löher in seinem Buch des Pastorius nur ganz nebensächlich gedenkt — Alles in Allem auf weniger als drei Seiten kleinen Formats das was er darüber zu sagen weiß mittheilt, weil er nur das kleine Büchlein von Pastorius' Vater kennt und noch obendrein allerhand falsche Schlüsse daraus zieht, leuchtet bei Seidensticker Pastorius als eine Figur von der größten Bedeutung empor. Wenn heute sogar der Kongreß der Ver. Staaten einen Theil der Mittel für ein „Pastorius Denkmal“ verwilligt und dieses Ehrendenkmal des Patriarchen unseres Volksstammes in nächster Zeit zu Stande kommen wird, es ist Seidensticker's Verdienst, diesen Patriarchen des Deutsch-Amerikanerthums zuerst aus dem Dunkel der Vergessenheit empor gehoben zu haben. Ich habe Löher's Buch gelesen, worin der Gründer von Germantown als eine unbedeutende und ziemlich nebensächliche Person auftritt, dem man mit der bloßen Nennung des Namens Genüge leistet; und nun erscheint plötzlich unter Seidensticker's Händen in Pastorius

ein Mann von der allergrößten Bedeutung, der erste deutsche Städtegründer in der neuen Welt, der praktische Geschäftsmann und Volksführer, und daneben wieder der Philosoph, Denker und Dichter, der geistige Führer einer neubegründeten Provinz, ein Mann, welcher die erste Schule diesseits Massachusetts ins Leben rief, der er selber als Lehrer viele Jahre lang vorstand; ein humaner Geist, welcher mit seinen deutschen Nachbarn sich zu dem historischen Protest gegen die Negerklaverei, dem ersten Protest von dem die Geschichte Kunde gibt, heranwagte; ein patriotischer Geist, ein Seher, der vor zweihundert Jahren dem heute zu Millionen angewachsenen Deutschthum dieses Landes das prophetische — *Salve Postertas!* — zugerufen hat. Und das war alles neu, leuchtend wie die in ihrer Glorie aufsteigende junge Morgenröthe; und doch war es auch alles wahr, alles mit der größten Gewissenhaftigkeit durch Akten bezeugt, nirgends trat die spekulative Phantasie des Verfassers hervor — es war so!

Ich kann es kaum sagen, welchen mächtigen Eindruck dieses Werk Seidensticker's auf mich übte, mit einem Wort, ich war davon entzückt, begeistert. — Ich muß es hier gestehen, daß ich durch diese Schrift Seidensticker's zur eigenen Thätigkeit auf dem Felde der Geschichtsforschung angefeuert wurde. Und ich stand nicht allein in meiner Begeisterung. Unsern Freund und Dichter *G u s t a v B r ü h l* (ps. Sara Giörg) inspirirte sie zu seinem herrlichen Gedicht: „*Vinum, Vinum, Tertrimum,*“ und später zu dem wundervollen Festgedicht „*Pastorius*“ zur zweihundertjährigen Jubelfeier der deutschen Einwanderung, ebenso unsern Freund *W i l h e l m M ü l l e r* zu dem prächtigen Gedicht „*Pastorius*“. — Und dann entflamnte Seidensticker's Schrift nicht das ganze Deutsch-Amerikanerthum zu der begeisterten zweihundertjährigen Jubelfeier der deutschen Einwanderung? Wem wäre es wohl eingefallen

nach Löhner's Buch an eine solche Feier zu denken?

Aber nicht allein die Deutschen wurden in ihrem Nationalgefühl durch Seidensticker geweckt, sondern auch auf unsere angelsächsischen Nachbarn dehnte sich diese Flamme der Begeisterung aus. Der bekannte und unter den englisch-amerikanischen Dichtern zu den ersten zählende Poet, *John Greenleaf Whittier*, wurde hingerissen von der Darstellung des Meisters und dichtete nach dessen Mittheilungen im „Deutschen Pionier“ (wie er ausdrücklich in dem Vorwort bemerkt) sein in künstlerische Terzinen gedichtetes Epos: „The Pennsylvania Pilgrim“, dessen Held Pastorius ist. In dem genannten Vorwort zu diesem großen und schönen Gedicht sagt Whittier:

„Den Pilgern von Plymouth (New England) hat es weder an Geschichtschreibern noch Dichtern gemangelt; ihrer Treu, ihrem Muth und ihrer Selbstaufopferung wurde volle Gerechtigkeit erwiesen, ebenfalls ihrem mächtigen Einfluß für Anbahnung eines gerechten Wandels auf Erden.

„Die (deutschen) Quäker Pilger von Pennsylvanien, welche, wenn auch auf anderem Wege, dasselbe Ziel erstrebten, sind nicht so glücklich gewesen. Die Kraft ihrer Opfer für Wahrheit und Heiligkeit, Frieden und Freiheit wurde nur erzwungen durch das was Milton „die unüberstehliche Gewalt der Wilde“ nennt. Sie ward während zwei Jahrhunderten empfunden durch das Streben, ihren Mitmenschen die Särten der Dienstbarkeit und der sühnenden Strafen zu erleichtern, durch befürwortete Anhebung der Sklaverei, durch Reformirung der Irrenden und durch Hülfeleistung für Dulder und Nothleidende — kurz, ihr Mitgefühl und ihre Thätigkeit für alle Maßregeln zur Hebung der Menschheit. Von den Personen selber aber, mit der einzigen Ausnahme William Penn's, ist so gut wie gar nichts bekannt. Im Vergleich vom Anfang an mit den starren, herrschsüchtigen Puritanern New Englands er-

scheinen sie uns als ein „schwaches Volk“; ihre Persönlichkeiten sind uns so unbekannt, wie ihre unbezeichneten Gräber. Es waren keine Soldaten wie Miles Standish; sie hatten keine so pompöse Gestalt wie Bane unter sich, keinen Führer so entschlossen, muthig und stolz wie Endicott; kein Cotton Mather schrieb ihre „Magnalia“; sie hatten keine schauerlichen Träume des Uebernatürlichen in denen Satan und seine Engel die Darsteller waren; und die einzige Häre, welche in ihren schlichten Annalen genannt wird, war ein altes schwaches Weib, welches auf Anschuldigung der Frauen ihres eigenen Volkes verhört und unschuldig befunden und nur für geisteschwach erklärt wurde. Nichtsdestoweniger muß es jedem unbefangenen Beobachter klar werden, daß der mächtige Aufschwung der amerikanischen Kultur aus den beiden so weit von einander entfernt liegenden und diametral verschiedenen Quellen geflossen ist, aus den Puritaner- und den Quäkerkolonien.“

Das nächste für den „Pionier“ geschriebene Werk Seidensticker's war eine Schilderung von „William Penn's Reisen in Deutschland.“ Das war ein neues Bild, welches auf die Ursachen der ersten deutschen Einwanderung in dieses Land die Aufmerksamkeit lenkte, ein Thema, das weder Kapp noch Löhner berührt hat, trotzdem sich beide damit brühten, daß sie den Gegenstand gründlich erforscht hätten.

Dann verstummte Seidensticker's Feder im „Pionier“ fast dritthalb Jahre lang, weil, wie er sich mir gegenüber äußerte, die kritiklos gewordene Richtung ihm nicht gefiel. Erst auf mein Witten trat er im 6. Jahrgang mit einer kleinen Arbeit: „Die Entstehung der deutschen Zeitungspreise in Amerika“ wieder hervor, worüber er mir schrieb, daß es nur eine flüchtige Skizze sei, die er gedenke später breiter und vollständig auszuarbeiten. Für denselben Jahrgang schrieb er noch einen größeren kultur-historischen Aufsatz: „Beziehung

der Deutschen zu den Schweden in Pennsylvania", eine bedeutende, auf eingehendes Quellenstudium beruhende Arbeit.

Im Januar 1875 besuchte ich Seidensticker zum ersten Mal in Philadelphia. Es soll hier frei bekannt werden, daß meine historischen Arbeiten in den beiden ersten Jahrgängen meiner Thätigkeit, wenn auch des Fleißes und der Mannigfaltigkeit nicht entbehrend, doch, besonders in der Form der Darstellung und Stilistik, noch mangelhaft waren. — Ich trat Seidensticker natürlich mit der vollen Begeisterung, die der Schüler für seinen Lehrer empfindet, entgegen. Er nahm mich anfänglich mit einer Art Zurückhaltung auf, wurde aber schon nach ein paar Tagen, die ich in Philadelphia zubrachte, mehr und mehr vertraulich. In den Kreisen der Philadelphiaer Geschichtsforscher hatte nämlich mein erster Aufsatz: „Die deutsche Leibgarde Washington's" sowohl Aufsehen erregt, als auch ein bedenkliches Kopfschütteln verursacht. Man hielt mich bestenfalls für einen Enthusiasten, wenn nicht für einen Fabulanten. Nun kam ich aber gerade von Washington und brachte Abschriften der Akten aus den dortigen Archiven und auch einige Originaldokumente mit, die ich Seidensticker unterbreitete. Darauf wandte sich das Wort; ich sah, wie sich seine Befangenheit hob und er mir freundlich gesinnt wurde. Nicht so die der anderen Herren. Lehnten sie doch den Vorschlag Seidensticker's ab, mich zu dem „Kongreß der amerikanischen Geschichtsforscher“, welcher im Sommer 1876 in Philadelphia, zur Zeit der dortigen Weltausstellung abgehalten wurde, einzuladen. Ich kam während dieser Zeit wiederum nach Philadelphia, und als ich dann von dem Komitee der historischen Gesellschaft doch eingeladen wurde, lehnte ich höflich ab, weil Seidensticker mich von der Verwerfung seines Antrages unterrichtet hatte.

Wald darauf erhielten wir beide jedoch eine gründliche Satisfaktion. Während des Centennialjahres 1876 schrieb ich nämlich

eine Reihe historischer und biographischer Artikel über die „Vetheiligung der Deutschen am Unabhängigkeitskriege.“ Darunter war auch ein Aufsatz über „Armand's Legion.“ Als die Nummer des „Pioniers“, welcher die Abhandlung enthielt, in Philadelphia ankam, theilte mir Seidensticker in einem Brief vom 28. Februar 1877 das Folgende mit:

„Ich muß Ihnen etwas Interessantes mittheilen: Ihr Aufsatz über Armand hat hier unter eigenthümlichen Umständen eine Sensation hervorgerufen. Herr Townsend Ward, ein Mitglied unserer Historical Society, hatte für morgen Abend einen Vortrag über Colonel Armand angekündigt. Da kommt nun gestern der „Pionier“ mit Ihrer Abhandlung, die von einem viel größeren Quellenstudium Kunde gibt, als er gemacht hat. Der Vortrag wurde deshalb abgesagt und Herr Ward läßt sich Ihren Artikel erst übersehen. Das ist eine Genugthuung für Sie, die ich Ihnen von Herzen gönne.“

Doch ich besaß mich da mit einer Oratio pro domo und will deshalb wieder zu meinem Gegenstand zurückkehren. Im Herbst 1875 schrieb mir Seidensticker, daß er nun längere Zeit nichts für mich liefern könne, da er mit einer Abfassung der „Geschichte der deutschen Gesellschaft von Pennsylvania“ beschäftigt sei, welche als Festgabe des Jubeljahres erscheinen solle. Ich erhielt das Buch im Juni 1876, las es sofort und schrieb dem liebgewonnenen Freund hocherfreut meinen Dank und theilte ihm meine Bewunderung mit, daß er einem so trockenen Gegenstand, wie die Geschichte eines Vereins so viel Leben hätte abgewinnen können. Er beantwortete meinen Brief am 26. Juni mit einem längeren Schreiben, worin er höchst bescheiden sagt:

„Wenn ich auch weit davon entfernt bin, die warmen Ausdrücke Ihres Lobes als verdient hinzunehmen, so ist es mir doch eine große Genugthuung, von Ihnen als Sachkundigen, ein Wort der Anerkennung

zu empfangen, da dies weit mehr wiegt, als die Urtheile der Unberufenen.“

Mein Lob war aber keineswegs zu hoch gegriffen. In meiner Besprechung des Buches schrieb ich damals, einen Vergleich desselben mit den Werken Löhers, Knapp und Klauprechts ziehend: „Was tiefes Eindringen in die Geschichte betrifft, so muß dem Werke des Herrn Professors Seidensticker entschieden die Palme über die letztgenannten Schriften zuerkannt werden. Es ist ein Bild des Lebens und Ringens der deutschen Pioniere in Amerika, ein Bild von Lust und Leid derselben, ihrer Gemüths- und Lebensweise, ihrer Aufopferungsfähigkeit, das eigene Vaterland für eine freie, neue Heimath hinzugeben, ein Bild ihres Patriotismus, das selbstermählte Heim auch mit Gut und Blut zu schützen und zu sichern. Alle Tugenden, alle Leidenschaften, auch die nicht zu leugnenden Fehler und Untugenden unseres Volkes führt der Verfasser in einem konkreten Bilde uns vor Augen, auf dem jeder Licht- und Schattenzug mit der größten Gewissenhaftigkeit klar und faßlich gezeichnet ist — keine überschwängliche Schönmalerei, aber auch keine frassenhafte Entstellung — ein wahres und getreues Portrait. Man sieht es dem Werke an, daß der Verfasser seinen Stoff nicht bloß kennt und zur Hand hat, sondern daß er ihn auch gründlich und gediegen zu behandeln versteht.“ — Von diesen damals niedergeschriebenen Worten nehme ich heute noch kein Tüpfelchen vom i zurück, sie sind eben wahr und gerecht.

Kaum war Seidensticker mit der Arbeit dieses Buches fertig geworden, so schrieb er für den „Pionier“ wieder eine neue und zeitgemäße Abhandlung: „Die Deutschen von Philadelphia im Jahre 1776“, ein höchst passender Pendant zu seiner „Geschichte der deutschen Gesellschaft.“

Bei meinem Besuch in Philadelphia im Sommer 1876 besprach ich mich mit Seidensticker über fernere Arbeiten von uns beiden. Er meinte dann, wir sollten jetzt

etwas mehr unser Augenmerk auf die Geistesthätigkeit des Deutsch-Amerikanerthums lenken, dabei freilich die materiellen Seiten nicht ganz aus den Augen verlieren. Ich lenkte dann auch meine Blicke mehr auf die litterarischen und künstlerischen Bestrebungen unseres Elements, sammelte alles was von den deutsch-amerikanischen Dichtern aufzutreiben war und veröffentlichte von Zeit zu Zeit einige wenige der betreffenden Sachen, die nicht im Buchdruck Verbreitung gefunden hatten. Seidensticker aber begann seine höchst wichtigen Forschungen des deutsch-amerikanischen Buchdrucks und dessen hervorragenden Vertreter. Was er auf diesem Gebiete geleistet hat, ist staunenswerth. Das Deutsch-Amerikanerthum des 18. Jahrhunderts erscheint uns da in einem ganz neuen Lichte, wovon sich weder Löhner noch Knapp etwas träumen ließen. Dieses Thema hat Seidensticker denn auch, mit einigen Abweichungen von 1877 bis zu seinem Tode festgehalten. Schon die Märznummer des „Pioniers“ des genannten Jahres brachte die erste Abtheilung dieser Arbeit: „Die deutsch-amerikanischen Zuneunabeln“ (Erfstlingsdrucke). Dieses war nur die Ouvertüre zu dem folgenden Werk: „Die deutsch-amerikanische Bibliographie bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts“, eine größere Arbeit, welche durch die Jahrgänge IX und X des „Pioniers“ läuft, mit einem Nachtrag im XII. Jahrgang.

Hier gewährt uns Seidensticker wiederum einen ganz neuen und tiefen Einblick in die Kulturgeschichte des Deutsch-Amerikanerthums. Ueber den deutschen Buchdruck in Amerika im 18. Jahrhundert weiß Löhner nur das Folgende zu berichten: „Luther's Catechismus wurde 1749 von Franklin gedruckt, und der schwedische Prediger Wranngel übersezte ihn ins Englische zum Nutzen der alten schwedischen Gemeinde, in welcher die englische Sprache bereits das Uebergewicht bekam. Dieser Catechismus des deutschen Reformators wurde von einem andern;

Schweden, Campanius, in die Sprache der Indianer übertragen. Aus Franklin's Druckerei gingen noch mehrere Bücher in deutscher Sprache hervor, nicht religiösen Inhalts, wie Bibeln, Gesangbücher, Kirchengebete, Predigten, auch Arndt's „Wahres Christenthum“ zu drucken, machte Franklin Anstalten.“

Mit diesem voller Irrthümer strotzenden Aufsatz erschöpfte sich die ganze Kunde von dem deutschen Buchdruck des genannten Jahrhunderts in diesem Lande, ehe Seidensticker seine hochwichtigen Forschungen begann. Löhner's einzige Quelle ist bekannt, es war Mühlberg's Bericht in den „Halle'schen Nachrichten.“ Was Löhner aber über die Franklin'schen Drucke außer dem angeführten Katechismus und dem Vorhaben des Druckes von „Arndt's Wahres Christenthum“ sagt, griff er aus Gerathewohl aus der Luft. Franklin hat nie Bibeln, Kirchengebete, Predigten, etc. gedruckt und von den Gesangbüchern der Mystiker in Ephrata hatte Löhner auch nicht die kläreste Ahnung.

Und was ist nun das Resultat von Seidensticker's umfassender Arbeit? Nahezu 600 Buchtitel, die Kalender und Zeitungen nicht gerechnet, führt der hochbegabte Forscher uns vor Augen, darunter weit über die Hälfte Originalschriften, als die Erzeugnisse des deutschen Geistes in Amerika. Während Löhner nur von Franklin als Drucker etwas weiß, macht Seidensticker über fünfzig Buchdrucker in jenem Jahrhundert namhaft, die deutsche Werke druckten. Und wie streng gewissenhaft er in der Arbeit verfuhr, dafür nur ein einziges Beispiel aus vielen. Als der Druck der Bibliographie im „Pionier“ in der Arbeit war, schrieb er mir unter Datum des 22. April 1878:

„Unter dem Jahre 1753 finden Sie den Titel: „Die kleine Harfe, Liederbuch der Mennonisten“. Bitte, streichen Sie die Worte *Liederbuch* u. s. w. und setzen Sie dafür die Bemerkung: „Wahrscheinlich

für Mennoniten bestimmt, die noch heute ein oft aufgelegtes Gesangbuch unter dem Titel „Die kleine geistliche Harfe“ benutzen.“ Das Buch selbst liegt nicht vor. Eine Anfrage bei Herrn Cassel ergab, daß auch er den Titel nur aus der Anzeige in Saur's Zeitung kennt und daß der zu streichende Satz eine, allerdings sehr wahrscheinliche Vermuthung, aber nicht Theil des Titels ist.“

Und mit welcher Sicherheit unterschied er die falschen Druckorte von den ächten! Dazu mußten ihm Papier, Format, die Gestalt und Größen der Typen und noch viele andere Merkmale dienen. Schon im 8. Jahrgang des „Pioniers“ hatte er einige Irrthümer des Herrn *Emil Weller* in dessen sonst verdienstlichem Werk: „Die falschen und fingirten Drucke“ (Leipzig 1864) berichtigt, da nach Seidensticker's genauer Prüfung sie wirklich in Philadelphia und Germantown gedruckt wurden. Aber auch den fingirten paßt er sorgsam auf und ließ sich nicht von ihnen täuschen. Hier nur ein Beispiel. Ich habe in meinem Besitz mehrere Bücher mit der Ortsangabe des Druckes Philadelphia, Germantown, Baltimore, etc. Einzelne derselben, die bloß als amerikanische Druckerzeugnisse Werth hatten, schickte ich ihm als Geschenk für das Archiv der dortigen deutschen Gesellschaft, andere von geschichtlichem Werthe oder kulturhistorischem Interesse behielt ich, sandte ihm dann aber jedesmal eine genaue Beschreibung mit sorgsam gewählten Auszügen zu, um sie nöthigenfalls für die Bibliographie zu verwerthen. So auch zwei Quartdrücke politischen Inhalts, die auf den damals in vollem Gang stehenden siebenjährigen Krieg Bezug hatten. Beide trugen als Druckort den Namen „Philadelphia in Pennsylvanien“. Seidensticker's Antwort auf meinen Brief gebe ich hier als interessanten Belag:

„Philadelphia, den 3. November 1878. Werther Freund! Daß Sie trotz Ihrer vielen geschäftlichen und literarischen Arbei-

ten, woran sich eine ausgedehnte Korrespondenz knüpft, sich das Zeitopfer auferlegen, mir einen so ausführlichen Bericht über die zwei 1759 und 1760 erschienenen Schriften zu geben, bekundet nicht nur das wärmste Interesse an der Sache, sondern mir gegenüber eine liebevolle Gesinnung, daß ich Ihnen zuvörderst meinen herzlichsten Dank dafür ausdrücken muß.

„Ist die erste Ausgabe der betreffenden Schriften hier gedruckt? Ich muß mich über diese Frage äußern, ohne Gelegenheit zur Autopsie gehabt zu haben. Auf Grund derselben und nach genauer Prüfung aller Umstände, scheinen Sie sich zu der Annahme zu neigen, daß Philadelphia der wirkliche Druckort der beiden Pamphlete gewesen sei. Sie wünschen nur einige entgegenstehende Schwierigkeiten gelöst zu sehen. Mir hat, um es gleich heraus zu sagen, die Sache einen durchaus bedenklichen Anstrich und, täusche ich mich nicht sehr, so gehören die Bücher zu der großen Klasse derer, die unter falscher Flagge segelten, wie auch bereits Weller das erste derselben in seiner Liste mit aufführt. Mein Eindruck stützt sich auf folgende Gründe:

„1. Der Gegenstand der Schriften hat nichts mit Amerika zu thun. An einer Verbreitung derselben auf dieser Seite des Meeres konnte sicher nicht gedacht werden. Es waren politische Tendenzschriften, in polemischer, gereizter Tone, und man kann sich wohl erklären, weshalb über den Ursprung derselben ein gewisses Dunkel verbreitet werden sollte.

„2. Die Exemplare mit dem Druckort Schwerin sind identisch mit den angeblich philadelphischen, nur daß auf der letzten leeren Seite ein Nachwort hinzugedruckt ist.

Wie soll man sich dies erklären, wenn nicht beide aus derselben Offizin hervorgegangen sind, zumal da die Daten aus Philadelphia und Schwerin nur 6 Wochen auseinander sind?

„3. Das Schweriner Nachwort trägt deutlich genug den Stempel der Täuschung. Der „nach Amerika gezogene Freund“ will durch diese Schrift solchen Unmenschlichkeiten steuern, wenn sie behörigen Orts den Eindruck macht“ u. s. w. Wie toll wäre es, mit solcher Absicht vor Augen, das Buch in Amerika erscheinen zu lassen! Ferner spricht der Schreiber des Nachworts von dem Schweriner Druck als einen „Nachdruck.“ Ihren Angaben zufolge sind aber die Exemplare mit eis- und transatlantischem Druckort identisch, nur daß dem letzteren nachgehendens jene Nachschrift aufgedruckt ist. Die Bezeichnung „Nachdruck“ ist also auf Täuschung berechnet. Wie konnte er ferner voraussagen, daß binnen wenigen Wochen eine Fortsetzung erscheinen werde, wenn die Fortsetzung zuerst in Philadelphia gedruckt werden mußte.

„4. Die geographische Notiz „Philadelphia in Pennsylvanien“ ist verdächtig. Ich glaube nicht, daß der Zusatz auf irgend einem hier gedruckten Buche vorkommt. Es ist somit im Geschmack der falschen Druckorte.

„5. Der angebliche Drucker und Verleger Jakob Heinrich Lowe ist eine Fiktion. Niemand hat von ihm gehört, Niemand ein anderes von ihm gedrucktes Buch gesehen.

„Angesichts dieser verdächtigen Umstände ist es wirklich unerheblich, ob Miller im Jahre 1759 oder 1760 nach Philadelphia gelangte.“*) Ich verdanke meine An-

*) Zur Erklärung muß hier beigelegt werden, daß ich in meinem Brief die Frage stellte, ob nicht Miller vielleicht der wirkliche Drucker gewesen sei, falls er schon 1759 nach Philadelphia gekommen wäre. — Uebrigens war dies nicht der einzige Fall einer kritischen Prüfung angeblich amerikanischer Druckorte, die Seidensticker vornahm. Nur ein einziges Mal war er allzu skeptisch, indem er ein ihm von mir zugesandtes Buch, das in Baltimore 1796 von George Meating publizirt wurde, stark anzweifelt. Es ist dies das dem Präsidenten George Washington dedizirte Buch: „Dem Andenken deutscher Dichter und Philosophen gewidmet von

gaben einer biographischen Notiz, die bald nach Miller's Tode in der „Philadelphischen Correspondenz“ erschien. Sonstige Belege habe ich nicht.“ — Trotz alledem führt *Sildeburn* später die beiden Titel in seiner Bibliographie: „A Century of Printing. — The issue of the Press in Pennsylvania 1685—1784“, (Philadelphia 1885—1886) als authentisch mit auf.

Die Bibliographie *Seidensticker's* ist aber keine bloße Aufzählung der Bücher, die in Amerika gedruckt wurden, nach ihren Titeln und Formaten, sondern überall hat der gelehrte Forscher geschichtliche Bemerkungen über die Drucker, die Autoren der verschiedenen Werke, sowie auch kritische Beurtheilungen der betreffenden Inhalte und die Einwirkung derselben auf den Kulturzustand, den Geist und die Geminnung des Volkes, für das diese Druckerzeugnisse bestimmt waren, eingestreut. Auch Vergleichen der Texte, wenn er z. B. amerikanische Nachdrucke vor sich hatte, mit den älteren Ausgaben und im Fall Abweichungen sich vorfinden, die Ursachen warum, hat der außerordentlich gründliche Sachkenner, der wahrhaft Gelehrte, ein solcher war *Seidensticker*, hier eingefügt.

Beim Studium von *Seidensticker's* Bibliographie wird uns das ganze Deutsch-Amerikanerthum der alten Zeit in geistiger Hinsicht wieder lebendig. Wir sehen ihre religiösen, bezw. kirchlichen Anschauungen, ihre politischen Stellungen, ihre gesellschaftlichen Beziehungen, ihre Neigungen für litterarische Geistesbefriedigung und für das praktische Leben: alles dieses leuchtet hier so einfach, so klar heraus, daß man die Pioniere des Deutsch-Amerikanerthums gleichsam vor sich sieht. Das sind keine Hypothesen mehr, wie sie *Löher* und *Rapp*

aufstellten, sondern das ist die Wirklichkeit selber. Keiner von all seinen Vorgängern hätte die Geduld dazu, und ich sage es kühn, keiner die nöthige Fähigkeit zur Meisterung einer solchen Aufgabe gehabt, wie sie *Seidensticker* im höchsten Grade besaß. Seine Kenntnisse der deutschen, wie der englischen Litteratur, ja der Weltlitteratur, seine Meisterung der Geheimnisse der Sprachen, seine große Vertrautheit mit den geistigen und seltlichen Zuständen der Völker und ihrer Zeiten, Deutschlands, Englands und Amerikas, alles dieses kam ihm dabei zur Hülfe.

In diesen Rahmen gehören auch die drei bezw. vier nachfolgenden Werke *Seidensticker's*: „Die beiden *Christoph Saur* in *Bermantown*“, „*Ephrata*, eine amerikanische Klostergeschichte“ und die „Geschichte der deutsch-amerikanischen Zeitungspreß des 18. Jahrhunderts.“ Die letztgenannte Abhandlung schließt sich der Bibliographie eng an und vollendet eigentlich nur den weiten Hintergrund seines großen historischen Gemäldes, auf welchem dann die beiden anderen als Hauptfiguren wahrhaft plastisch in den Vordergrund treten. Die Bibliographie, bezw. seine „Century of German Printing in America“ endlich, das letzte Werk seines Lebens, ist eine Erweiterung dieses Themas und dessen Ausdehnung auf die ersten dreißig Jahre dieses (19.) Jahrhunderts, im Wesentlichen aber als bibliographisches Handbuch gedacht, und, da der Grundtext englisch ist, auch für die bloß englisch lesenden Klassen mitbestimmt.

Was wir an all diesen Werken *Seidensticker's* bewundern müssen, ist seine strenge Objektivität und den unermülichen Fleiß, den er auf seine Forschungen verwendete. In seinen bibliographischen Abhandlungen

Deutschen in Amerika. Erster Band: „Die Götterischen Idollen“, „Der Tod Abels“, „Daphnis“ und „Die Nacht“ enthaltend. *Seidensticker*, obwohl er den Titel des Buches mit einigen angefügten Bedenken in seine Bibliographie aufnahm, überzeugte sich später, daß der Druck wirklich ein amerikanischer war. Etwa ein Duzend anderer Titel, die ich ihm mittheilte, erkannte er als wirkliche Erzeugnisse der deutsch-amerikanischen Preß, und nahm sie in seinem Werke auf.

arbeitete er achtzehn Jahre lang. Schon im Jahre 1874 erschien, als Auszug aus einer unveröffentlicht gebliebenen biographischen Abhandlung über Christoph Saur dem älteren, die Skizze über den Anfang der deutschen Zeitungspresse Amerikas im „Pionier“. Zwei Jahre später erhielt ich den Aufsatz über die Incunabeln, und als ich ihn über die Anordnung der seltsamen Büchertitel brieflich befragte, gab er mir unter Datum des 16. Februar 1877 den nöthigen Bescheid. In demselben Briefe schreibt er dann weiter:

„Dieser Artikel über die ersten deutsch-amerikanischen Drucke bildet eigentlich eine Einleitung zu drei ausführlichen Vespredungen:

1. Christoph Saur,
2. Ephrata,
3. Deutsch-amerikanische Bibliographie des letzten Jahrhunderts.

„Die beiden ersten Gegenstände sind, wie Sie wissen, von mir bereits bearbeitet; für den letzteren habe ich das Material gesammelt.“ Eine Bibliographie mit kurzen erleuternden Bemerkungen brächte ein gutes Stück deutsch-amerikanischer Geschichte zu Tage, auf religiösem so gut wie politischem Felde.

Ich hatte die beiden genannten Artikel über Saur und Ephrata bereits ein Jahr früher in Seidensticker's Hause im Manuscript gelesen; sie waren damals aber kaum ein Schatten von dem, was sie später geworden sind. Unermüdetlich war er im Nachstöbern des zu seinen Aufsätzen nöthigen Materials. Das oberflächlich vor ihm Liegende genügte ihm nie und hinzu fabulieren konnte er nicht, dazu war er viel zu gewissenhaft. Wie er arbeitete und seinen Stoff auftrieb, das mögen einige wenige Auszüge aus seinen Briefen, von denen ich über zweihundert an mich gerichtete besitze, zur Genüge erklären. Ich bringe sie ohne Gruppierungen in ziemlich chronologischer Reihenfolge.

Am 23. Juni 1879 schrieb er mir: „Ich habe, ohne gerade einen besonderen Zweck dabei zu verfolgen, seit Kurzem angefangen, für die Geschichte der Deutschen in Pennsylvanien ein analytisch eingerichtetes Register anzulegen; d. h. ich verzeichne unter jedem Jahre die dareinfallenden Thatfachen mit genauer Angabe der Quelle. Dazu muß ich natürlich Alles durchlesen oder wenigstens durchspüren, das Material liefern kann, und es mögen Jahre vergehen, ehe irgend welche Vollständigkeit erreicht ist. Dann aber würde sich eine Geschichte einzelner Jahre und Perioden ohne großen Aufwand von Zeit zusammenstellen lassen. Am Ende ist eine chronologische Behandlung der deutsch-amerikanischen Geschichte vielleicht die natürlichste, da von innerem Zusammenhang und organischer Geschichte nicht die Rede sein kann.“ — Und über Gustav Körner's in Arbeit begriffenes Buch: „Das deutsche Element etc.“ schreibt er im selben Brief:

„Ich beschäftige mich eben mit Herrn G. Körner's Manuscript, so weit es Pennsylvanien betrifft. Es ist schade, daß er sich nicht einige Zeit hier aufhalten konnte. Das ganze Werk wird ein sehr wichtiges und schätzbares werden.“

Schon früher, am 29. März 1879, schrieb er mir über die Mühseligkeiten seiner Forschungen: „Zu dem von Herrn Föschle geäußerten Wunsch und Ihrer Note dazu, bemerke ich, daß mir bei der Abfassung der Geschichte der deutschen Gesellschaft sehr darum zu thun war, alle Aufschlüsse, die sich über die Einwanderungsstatistik ermitteln ließen, zu Tage zu fördern. Ich durchsuchte nicht allein alle gedruckten Nachrichten (einschließlich der vorhandenen Zeitungen), sondern ich wandte mich auch an das Custom House, an den Port Warden, an die Health Office, an das statistische Bureau in Washington. Sie werden aus dem bezüglichen Abschnitt p. 116—118 und p. 17 sehen, wie schlecht es mir gelungen ist, ein befriedigendes Resultat zu gewinnen. Entweder sind

keine Angaben aufbewahrt, oder sie sind irgendwo so gut begraben, daß sie nur mit Hilfe großen Zeitaufwandes oder des Zufalls zu entdecken sind. Selbst die Zahlen von 1820—1835 sind so gut wie gar nichts werth.“*)

Wie Seidenstücker zu arbeiten pflegte, das zeigt uns ein Brief, datirt den 17. März 1880: „Die Berufspflichten mit sonstigen mir auf dem Halse liegenden Arbeiten, haben mich bisher noch immer verhindert, die Arbeit über C. Saur in die Hand zu nehmen. Ich habe mir aber fest vorgenommen, wenn nicht früher, in den Osterferien daran zu gehen. Es ist seltsam, wie sich mir jetzt die Zeit aufzehrt. Viele Bücher, die ich nothwendig lesen müßte, liegen um mich herum, Briefe bleiben ungelesen, Arbeiten werden aufgeschoben, und doch bin ich nicht gerade träge, gehe selbst viel weniger spazieren, wie ich aus Gesundheitsrückichten sollte, etc.“

Am 10. Mai 1880 schreibt er: „Sobald ich Ferien habe, gehe ich zu N. S. Cassel, um die alte Germantowner Zeitung noch einmal anzusehen. Schade, daß ich sie nicht hier haben kann.“ — „Alles was über die beiden Drucker Chr. Saur bekannt war“, schreibt er schon am 30. Dezember 1878, „ist die sehr beschränkte und mit zahlreichen Unrichtigkeiten angefüllte Kunde, welche „Thomas History of Printing“ in der zweiten Auflage (Albany 1874) bringt.“ — Er hätte noch hinzufügen können, und die zehn Zeilen, vorwiegend Fabel, welche Löher in seinem Buche über Saur und den Druck der ersten deutschen Zeitungen Amerikas zu sagen weiß, deren

Beginn Löher, aus der Luft gegriffen, in das Jahr 1724 setzt, während die Saur'sche Zeitung, bezw. deren erste Nummer am 20. August 1739 ihr Erscheinen machte. Die Franklin'sche deutsche Zeitung, die erste in Amerika, datirt vom Jahre 1732.

Am 5. September 1880 schreibt Seidenstücker: „Ob ich bei dieser tropischen Sommergluth, die auch in dem ersten Monate unbarmherzig zu wüthen fortfährt, zum Arbeiten kommen werde, weiß ich wirklich nicht. Die besten Entschlüsse schmelzen rein weg; man kann am Ende im Schweiß des Angesichts sein Brod essen, aber weit schwerer hält es, an etwas Vernünftiges zu denken, wenn Apollo's Pfeile so schonungslos herabrauschen.“

„Mein Ackerpferd steht in der Ecke“, schrieb er am 21. März 1881; und am 24. April desselben Jahres erklärt er weshalb: „..... ich muß Sie wegen der ungebührlichen Verzögerung meiner Antwort auf Ihr gefälliges Schreiben vom 5. d. M. um Entschuldigung bitten. Die Arbeit, welche mich so lange in Anspruch nahm, war die Ausarbeitung von Vorträgen über die Geschichte der deutschen Litteratur. Zweimal die Woche mußte ich etwa 40 Seiten in Bereitschaft haben. Dabei war viel zu lesen, sodaß ich wirklich viel Schererei davon hatte. Nächsten Donnerstag komme ich zu Ende. In den Osterferien werde ich mich ganz der für Sie bestimmten Arbeiten widmen.“ Und am darauffolgenden 14. Mai berichtete er: „Meine eigenen Pläne für die Verwendung der Sommerferien sind noch nicht ganz im Klaren; in etwa vier Wochen werde ich mich bestimmter auslassen

*) Herr Theodor Poesche schrieb in einem Aufsatz über Einwanderungsstatistik im „Pionier“ vom März 1879: „Der verdiente Redakteur dieser Blätter, Herr Rattermann, sollte uns einmal mit einer Arbeit erfreuen, in welcher er die Zahlen der älteren deutschen Einwanderung zusammenstellte, so weit dies thunlich ist.“ — Meine Anmerkungen dazu lauteten: „Wir würden gerne dem Wunsche unseres Freundes entsprechen, wenn nur irgend annähernde und zuverlässige Zahlen auf dem Gebiete der deutschen Einwanderung vor dem Jahre 1821 vorlägen; da aber, mit Ausnahme der Philadelphiaer Einwanderungslisten, welche schon Herr Prof. J. T. Mupp publizirt hat, keine sichere Quelle der Einwanderungsstatistik vorhanden ist, so müßte es eine Art von Katherei sein, wenn wir in dieser Hinsicht Zahlen geben wollten, etc.“

können, jedenfalls kehre ich zu meinem Steckenpferdchen, der Betrachtung der deutsch-amerikanischen Zustände und Begebenheiten in der einen oder andern Weise zurück.“

Er konnte indeß immer noch nicht zum Anfang kommen und so schrieb er am 14. Juni 1881: „Es war nicht allein eine lange, zeitraubende Arbeit, die mir in den Weg kam; ich bin auch genöthigt für allerlei gesellige und freundschaftliche Zwecke einen großen Theil meiner freien Zeit herzugeben, so daß mir nur kleine Reste zur Verfügung bleiben. Von jetzt an wird es freilich anders. Morgen ist unser Commencement und damit habe ich monatelang meine Zeit zu meiner Disposition.“ Und als Erklärung der „geselligen und freundschaftlichen Zwecke“ fügt er bei, daß die „Deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien“ am 20. September die hundertjährige Feier ihrer Incorporation begehen würde und, schließt er: „den historischen Senf dazu muß ich natürlich anmachen.“

Mittlerweile war seine große Arbeit über die beiden Christop Saur im „Pionier“ zum Abschluß gekommen, woran ich editoriell einige warme Worte anknüpfte, bezüglich der Wichtigkeit dieser Abhandlung, und daß bis dahin über die Saur's, Vater und Sohn, so gut wie gar nichts bekannt gewesen wäre, und dabei gedacht ich der großen Verdienste, die sich Seidensticker durch die Rettung vor dem Vergessen solcher Männer, wie die Saur, Pastorius und deren Genossen erworben habe. In höchst bescheidener Weise schreibt er mir darauf am 13. Juli 1881 zurück:

„In Ihren schmeichelhaften Bemerkungen über meinen letzten Aufsatz höre ich mehr die Stimme des Freundes, als die des kühlen Beurtheilers. Abgesehen davon haben Sie allerdings Recht, daß die von mir besprochene Periode noch (bisher) nicht viel Lust erhalten hat und ich setze hinzu, daß sie noch viel mehr bedarf. Daß zwei Leute wie Franz Daniel Pastorius

und Christoph Saur — drei hätte ich sagen sollen und den Sohn hinzurechnen müssen — so ganz und gar im Dunkel verharreten, wenigen Deutschen auch nur dem Namen nach bekannt waren, von ihrer eigenen Nachkommenschaft kein biographisches Ehrendenkmahl erhielten, das ist wohl der beste Beweis, daß die ehren- und mühevollen Aufgabe, die Sie sich gesetzt haben, ihre vollste Berechtigung hat. Und wenn ich mein Scherflein zu Ihrer werthvollen Sammlung, die mehr und mehr ein reicher Schatz wird, beisteuern konnte, so gereicht mir das zur Freude und zur Satisfaktion.“

Nach Schluß der Saur-Abhandlung gönnte er sich eine kleine Pause, aber unsere Korrespondenz stockte nicht. Am 24. Januar 1882 schrieb er mir: „Ueber Gebühr lange hat Ihr lieber Brief vom 12. Dezember im Wartekorbchen gelegen und ich darf Sie versichern, daß ich die Strafe die ich dafür verdiene, zum Theil wenigstens in der Form von Gewissensbissen abgebüßt habe. Im Winter bin ich wirklich ein Maschinenmensch, der in seiner täglichen Routine ganz gut weiter arbeitet, aber vom vorgezeichneten Muster schwer abzubringen ist.“ . . . Und am 17. Mai: „Bei meiner systematischen Unordnung kommt es zuweilen vor, daß ich nach längeren Pausen in der Correspondenz mit einem Freunde nicht mehr weiß, ob die Reihe zu schreiben an mir oder an ihm ist. Bei solcher Ungewißheit wird man freilich am besten thun, sich selbst die Schuld beizumessen und in den meisten Fällen trifft man dabei wohl das Richtige.“

Mittlerweile hatte Seidensticker dann auch die herrliche kulturhistorische Abhandlung über das Kloster der Siebentäger Wiedertäufer oder „Beißeljaner“ vom Ephrata für den „Pionier“ in Angriff genommen. Die ursprüngliche Skizze, welche ich im Jahre 1876 in Seidenstickers Hause gelesen hatte, würde, im Falle sie gedruckt worden wäre, nicht mehr als zwölf

bis sechzehn Druckseiten gefüllt haben. Als Seidensticker mich im Sommer 1882 in Cincinnati besuchte und sich eine Woche lang hier aufhielt, theilte er mir mit, daß er das Thema für einen Aufsatz für „Scribner's Monthly“ umgearbeitet habe, in welcher Zeitschrift der Artikel dann auch im Herbst desselben Jahres mit Illustrationen erschien. Hier nahm der Aufsatz etwa 25 Seiten Druck ein, wovon etwa zehn Seiten auf die Illustrationen entfielen. Als ich im Herbst Seidensticker in Philadelphia besuchte, vertraute er mir, daß die Redaktion von Scribner's seine Arbeit jämmerlich zusammengestrichen habe, wodurch sie zu einem Bild der traurigsten Gestalt geworden wäre.

„Ich will den Artikel für Ihren „Pionier“ jetzt neu arbeiten“, sagte er dann, „doch bin ich noch im Unklaren in Bezug auf die Ausdehnung die er annehmen darf, um Ihre Leser nicht damit zu ermüden.“ Ich versicherte ihm, er brauche deshalb keine Besorgniß zu haben; es wäre mir sogar angenehm, wenn der Gegenstand, der so viel Licht auf die geistigen Zustände des letzten (18.) Jahrhunderts in diesem Lande zu werfen verspräche, vollständig und gründlich bearbeitet würde. — Und nun begann er mit der Ausarbeitung der Geschichte, die in der November Nummer 1882 anhub, fast zwei Jahrgänge des Pioniers durchließ und in der August Nummer 1884 schloß. Das Werk ist auch in einem Separatdruck von mir herausgegeben worden, 142 Verikon Oktavseiten stark (1884).

Dieses ist, wenn auch nicht die epochemachendste, doch die gediegenste geschichtliche Arbeit Seidenstickers, ein Werk ganz eigener Art, das ungeheures Quellenstudium und unermüdete Thatkraft und philosophische Kenntniß des Verfassers erforderte, wie sie eben der Meister im hohen Maße besaß. Der während der Zeit, in welcher diese Geschichte in der Ausarbeitung begriffen war, zwischen uns gepflogene Briefwechsel gewährt helle Einblicke

in die Werkstatt des großen Forschers. Ich muß mich, der Zeit halber, auf wenige Auszüge daraus beschränken.

Am 10. Dezember 1882 schrieb er mir bei Uebersendung des zweiten Kapitels: „Das Nest der Schwärmer“, worin er die mystischen Bewegungen und Erweckungen, die im letzten Drittel des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts so viele Blasen aufwarfen, zahlreiche Auswanderungen nach den Vereinigten Staaten veranlaßten und im Zusammenhang mit den hiesigen Deutschen hier eigenthümliche Zustände bewirkt hatten, wie folgt: „... Was mir am meisten Noth machte, war der Versuchung zu widerstehen, das überaus reiche Material, das schon Max Goebel bietet, in meiner Ausarbeitung überwuchern zu lassen. Nur dadurch, daß ich mir stets die Frage stellte, was hat das mit Pennsylvanien zu thun? konnte ich eine einigermaßen scharfe Grenze ziehen, daher ich dann auch Leute wie Tuchfeld, Dippel, etc. gar nicht berührt habe.

„Auf den Zusammenhalt der deutschen „Erweckung“ und namentlich der Wittgensteiner Zustände mit dem pennsylvanischen Sektenwesen, speziell mit der Mystik des Klosterordens von Ephrata ist bisher noch nicht genug aufmerksam gemacht. Auch das Entstehen der Druckerei wird immer nur als eine vereinzelt Thatsache erwähnt, ohne auf den geschichtlichen Connex hinzuweisen.“

Welche Geminnisse ihm bei dem Sammeln der Quellen oft in den Weg traten, darüber giebt ein Brief vom 8. Mai 1884 Kunde, in welchem er schreibt: „Vor einigen Monaten sah ich Frau Hebe Gibbons, Verfasserin des „Pennsylvania Dutch.“ Sie hatte das Kloster von Antietam besucht und einen Artikel darüber für ein Magazin ausgearbeitet. Obgleich ich bei früheren Gelegenheiten und wiederum bei ihrem damaligen Besuch ihr über alle Fragen bereitwilligen Bescheid gab, war sie nicht geneigt, mir Auskunft zu ertheilen; sie schien zu glauben, daß sie den Werth

ihres bereits verkauften Artikels schmälere, wenn sie Mittheilungen an Andere mache. — Ich schrieb an N. S. Cassel; dieser verwies mich an Obad Königsmacher in Quincy, von dem auch Frau Gibbons schon gesprochen hatte. Herrn Königsmacher legte ich einige, wie ich dachte, bestimmte und kurze Fragen vor, um deren Beantwortung ich bat. Der gute alte Herr, statt dies zu thun, ladet mich ein, das Kloster zu besuchen, verspricht dabei auch nächstens auf den Gegenstand meines Briefes zurückzukommen. Natürlich kann ich die Korrektur nicht bis auf diese ungewisse Zeit liegen lassen“ u. s. w.

Daß die Art und Weise, wie in den Zeitungen Geschichte getrieben wird, ihm höchlich mißfiel, geht aus zahlreichen Briefen hervor. So schrieb er am 28. März 1883: „Sollte Ihnen der Bericht des „Demokraten“ über meinen Kelpius Vortrag vor die Augen gekommen sein, so glauben Sie nur nicht, daß es ein Bericht war, wenigstens nicht von meinem Vortrag, den der Berichterstatter weder gesehen noch gehört hatte. Man muß sich eben allerlei gefallen lassen und dazu still schweigen.“

Am 30. Dezember 1884, nachdem sein letzter Aufsatz, den er für den „Pionier“ schrieb, zum Abschluß gekommen war, schreibt er: „Vielleicht erwarten Sie von mir, daß ich Ihnen sage, was ich jetzt thue; und Ihnen gegenüber hat das Wort „thue“ einen wohlverstandenen ganz spezifischen Sinn. Da muß ich freilich, es thut mir leid, Ihnen das Bekenntniß zu machen, antworten, daß ich Nichts thue, denn ich habe mich diesen Winter auf das Studium des Angelfächsischen geworfen und lese dazwischen metaphysische Schriften. Ich höre Sie ausrufen: „Wie kann aber ein Mensch

seine Zeit so wegwerfen? warum beschäftigt sich mein Freund nicht lieber mit der Geschichte von New Jersey oder Nord Carolina?“ — Ja so geht es, wenn man Stedenpferde reitet. Da kommen höchst überraschende Wechsel vor. Auf jene beiden Zeitvertreibe hatte ich längst ein Auge geworfen und Sie werden es mir wohl zu Gute halten müssen, wenn ich meiner Neigung einige Zeit fröhne. Sie dürfen deshalb die Hoffnung nicht aufgeben, daß ich wieder herunkomme.“

Inzwischen war ich von der Redaktion des „Pioniers“ zurückgetreten, herausgedrängt worden, wäre vielleicht richtiger, denn ich hing mit ganzer Seele an dem Erforschen der deutsch-amerikanischen Geschichte, aber die Nörgeleien, welche ich von ganz unwissenden Menschen zu erdulden hatte, waren doch über alles Maß! und als sich noch Herr Rimmelin aus purem Neid auf die Seite der Nörgler schlug*), da warf ich den Leuten den Bettel vor die Füße und trat von der Redaktion des „Pioniers“ zurück. Ich ließ jedoch die deutsch-amerikanische Geschichtsforschung damals noch nicht fallen und auf Versprechen von Unterstützung seitens vermögender Leute unternahm ich ein Jahr später die Herausgabe einer eigenen kultur-historischen Zeitschrift, das „Deutsch-Amerikanische Magazin“, welches Journal ich indeß nach Verlauf eines Jahres, weil die versprochene Unterstützung ausblieb und ich bei dem Versuch weit über tausend Dollars, meine Arbeit und sonstigen Auslagen nicht gerechnet, baar zugelegt hatte, fallen ließ.

Unter denjenigen Personen, die mir als Mitarbeiter ihre Hilfe von vornherein zusagten und auch zu Theil werden ließen, stand in erster Reihe mein lieber Freund

*) In seinen Bemerkungen in der Versammlung des Cincinnatier deutschen Pionier-Vereins vom 5. März 1885 sagte Rimmelin: Ich hätte mir auf Kosten des Pionier-Vereins einen großen Namen erworben! — Du lieber Himmel! hat sich vielleicht Goethe auf Kosten der Sachsen-Weimarer Bauern, oder Alexander von Humboldt auf Kosten der Bewohner von Butehude einen ruhmvollen Namen erworben? Warum hat nicht Rimmelin, der doch mein Vorgänger in der Redaktion des Pioniers war, sich diesen großen Namen erworben?

Seidensticker. Er schrieb für das Magazin die epochemachende Abhandlung: „Geschichte der deutsch-amerikanischen Zeitungspressen des 18. Jahrhunderts“, eine Arbeit ebenso gediegen, wie seine früheren Aufsätze. Auch hierbei entspann sich ein höchst interessanter Briefwechsel, aus dem ich jedoch nur ein Geringes heranziehen darf. So schrieb er mir am 28. August 1886:

„Allerdings bin ich an der Arbeit für den Artikel über die deutsch-amerikanischen Zeitungen gewesen, d. h. ich habe nach Material gestöbert und Notizen zusammengetragen. Für Ihr erstes Heft werde ich indessen keinen Beitrag liefern können und habe dies auch gar nicht im Auge gehabt. Für das zweite hoffe ich Ihnen zu Diensten zu stehen. Mir ist es darum zu thun, etwas wirklich Neues zu liefern und ich muß deshalb über den rein bibliographischen und statistischen Standpunkt hinausgehen. muß die Gelegenheit zu benutzen suchen, um anschauliche und ansprechende kulturhistorische Züge aus dem trocknen und spröden Material zu gewinnen. Wie ich das anfangs, ist mir freilich selbst noch nicht recht klar.“

Auch diese Aufgabe konnte er nicht ohne große Mühe lösen. So schrieb er mir am 19. November 1886: „Viel Schererei hat mir der G. Armbrüster oder vielmehr Herr Hildeburn mit seinem Gotthold Armbrüster gemacht. Anfangs glaubte ich natürlich, daß seine Titel alle authentisch seien, denn er hat sich unendliche Mühe gegeben und wollte ein Werk für alle Zeiten liefern. Und doch hat der junge Mann hier und da gewindbeutelt, seine Schlüsse und Vermuthungen, ohne sie als solche zu bezeichnen, unter die Imprints gesetzt. Dies erfuhr ich theils von ihm selbst, nachdem ich etwas argwöhnisch geworden war, theils habe ich es durch genaue Collation gefunden. Während in seinem Buch G. Armbrüster bis 1753 als Drucker und Verleger von Kalendern, Zeitungen und Büchern vorkommt, ist auch nicht ein einziger au-

tentischer Beweis dafür vorhanden, daß er nach 1748 irgend etwas gedruckt hat“ etc.

Aus diesen Briefextrakten kann man sich leicht ein Bild von Seidensticker's Thätigkeit und Forscherkraft vorstellen. Er suchte eben nicht bloß das gerade vor ihm Liegende, sondern er lenkte seine Blicke nach allen Richtungen hin, und scharf waren diese Blicke wie die des Adlers, der nach Beute späht. Romberg sagt in einer Abhandlung über die Bildungsmittel in der Geschichte, daß in der Geschichtsforschung der alte Spruch der Sittenlehre: „Der gerade Weg ist der beste!“ nicht angewandt werden könne und dürfe. Blicben wir stets auf dem geraden Wege, dann lernten wir nichts als eine schmale Linie kennen und was rechts oder links läge, bliebe uns unenthüllt.

Die Geschichte zeigt uns die mächtige Entwicklung des Kulturzustandes des Menschengeschlechts. Die ersten Geschichtschreiber bieten gewöhnlich nur das Offenbare, das Naheliegende und gehen dann mit raschen Schritten darüberhin, ohne tiefere Einblicke in die treibenden Ursachen, welche alles so gestalteten, zu thun. Dadurch erhalten wir wohl Geschichtsbilder, aber keine kritische, scharf durchdachte Geschichte. Sie liefern ein Bild in Konturen, ohne feinere Ausmalung des Gegenstandes. Es ist leicht, man möchte sagen, leichtfertige Arbeit. Wie verdienstvoll es auch sein mag, und das große Verdienst soll keinem Pionier, der den Pflug zuerst in den Boden gesetzt hat und die erste Scholle umbrach, geraubt werden, aber es bleibt doch immer nur eine Vorarbeit. Das hat z. B. Friedrich Kapp eingesehen, als er Löhner's sonst verdienstliches Werk betrachtete, und er wollte es diesem zuvor thun. Während Löhner, die ihm zu Gesichte kommenden Thatfachen, mit nur noch verhältnißmäßig leide beigemischter Spekulation ihrer Ursachen darstellt, also die Triebfedern, welche zur That in der Geschichte reizen, kaum berührte, und wo er sie anwendet, fast regelmäßig unrichtig deutet, was ihm als dem

ersten Pflüger auf dem ungebrochenen Geschichtsfelde nicht schwer angerechnet werden darf, da er mit dem Volks- und Sittenleben Amerikas nicht aus langjähriger Beobachtung vertraut war und immer den europäischen Maßstab anlegte — griff Kapp, obwohl er für den Staat New York auch nur das an der Oberfläche liegende mehr erweiterte, kräftiger ein, mit staunenswerther Kühnheit seine subjektiven Anschauungen einfluchtend, für die er doch nur selbstgebildete Theorien sich ausdachte. Ohne den historischen Boden tiefer aufzugraben, gerieth er in dieselbe Lage, in der auch Löhner sich befand. Als dann nach und nach die Wurzeln der Geschichte bloßgelegt wurden, besonders von Seidensticker und mir, zeigte es sich, welche falschen Schlüsse auch Kapp aus der oberflächlichen Anschauung leichtsinnig gezogen hatte. Ein Abschnitt nach dem andern verschwand aus seiner so pomphaft einherstolzierenden „Geschichte der deutschen Einwanderung im Staate New York“, und andere Kapitel mußten stark abgeändert, noch andere sogar in das Gegentheil ihrer ursprünglich theoretischen Darstellung umgestaltet werden. Ich verweise hierfür nur auf das von mir durch Dokumente vollständig zertrümmerte Gebäude Kapp's über die Ursachen der Massenauswanderung der Deutschen im 18. Jahrhundert, welches er in der letzten Ausgabe seines Buches ganz gestrichen hat, und an die von Seidensticker und Dr. Mann in ebensolcher Weise ad absurdum geführten Anschauungen Kapp's über die deutsch-amerikanischen kirchlichen Zustände, ein Kapitel, das er zwar nicht wegstrich sondern neu umarbeitete, mit vollständig umgekehrter Ansicht, wie er sie früher ausgesprochen hatte.

Noch einer kleinen, obgleich an und für sich minder bedeutenden Schrift Seidensticker's, im Verhältniß nämlich zu seinen übrigen Werken, muß hier gedacht werden, seiner „Geschichte des Philadelphiaer Männerchors“, des ältesten deutschen Gesang-

vereins in diesem Lande. Schon im März 1885 theilte er mir brieflich mit, daß er aufgefordert worden sei, diese Geschichte zu schreiben, er wisse aber nicht, ob er der Anforderung entsprechen solle oder nicht. Ich munterte ihn auf, die Sache nicht von der Hand zu weisen, denn Gesang und Musik nähmen unter den Kulturmitteln, deren sich das Deutsch-Amerikanerthum behufs Eindruck auf das angelsächsische und keltische Element bediente, eine der ersten Stelle ein und wirkten im großen Ganzen bildend und veredelnd bei allen Völkern. Im Juni darauf schrieb mir Seidensticker, daß er die Abfassung übernommen und angefangen habe, die Protokolle des Vereins zu durchmustern. Er bat mich dann, daß in den Jahrgängen der „Alten und Neuen Welt“ (die ich vollzählig besitze) sich vorfindende Material ihm zukommen zu lassen, w welchem Wunsche ich willig nachkam. Ueber das Werk selbst schrieb er mir am 26. August 1885: „Was die Arbeit, die ich nun in Händen habe, betrifft, so will ich sie so gut durchführen wie die Umstände (z. B. meine persönliche Unbekanntschaft mit dem Treiben des Vereins) es erlauben. So gering war mein Interesse am Männerchor, daß ich den Antrag, dessen Geschichte zu verfassen, anfangs unbedingt ablehnte. . . .“

Die Sache machte ihm aber doch keine rechte Freude, und am 15. Oktober schrieb er mir: „Ich werde recht froh sein, wenn ich mit der Geschichte des Männerchors zu Ende bin, d. h. die letzte Korrektur gelesen habe.“ Und am 6. Dezember: „Endlich ist die mir persönlich unangenehme Arbeit vollendet. . . . Sobald das Buch gedruckt ist, werde ich Ihnen ein Exemplar desselben zusenden.“ Man sieht es diesen Aeußerungen nur zu klar an, daß ihm die Arbeit nicht so recht aus dem Herzen ging. Gleichwohl ist es ein schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangperiode geworden, in welcher, wie er sich ausdrückte, „der Männerchor als Schmerzens-

find ausgeborn wurde.“ Der Verein darf sich in der That glücklich preisen, daß er einen solchen Meister fand, der seine Geschichte geschrieben hat.

Drei noch unerwähnt gebliebene historische Arbeiten Seidensticker's: „Die Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier der deutschen Einwanderung“ (1883), „Bilder aus der deutsch-pennsylvanischen Geschichte“ (Verlag von E. Steiger in New York, 1884), und seinen Beitrag über Pennsylvanien in dem von Anton Eichhoff herausgegebenen Buch: „In der Neuen Heimath“ (ebenfalls bei Steiger, 1884) sind deshalb kurz zu fassen, weil sie kaum etwas Neues enthalten, sondern nur Kondensirungen von seinen bis dahin bereits veröffentlichten Werken sind. Er selber hielt auch nicht viel davon. „Solche Arbeiten,“ schreibt er mir am 5. August 1883, „wie ich sie jetzt unter der Hand habe (die Festschrift für die deutsche Jubelfeier und die Abhandlung für das Eichhoff'sche Buch) sind nicht befriedigend für den Verfasser. Die Ausgabe ist nicht, größere Vollständigkeit, neues Material, sondern abzukürzen, wegzulassen so viel wie der Gegenstand verträgt ohne ganz hohl zu werden.“

Vorher schon, am 23. April 1883 äußerte er sich über den Plan des Werkes, den Eichhoff ihm mitgetheilt hatte, wie folgt: „Die Aufgabe, die sich Eichhoff gestellt hat, oder die ihm gestellt ist, erfordert heroischen Muth. Bei gewandten Schriftstellern freilich läßt sich auch sagen: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei!“ Bei der Kürze der Zeit kann es doch nur auf eine Kompilation abgesehen sein. Uebrigens wird eine Zusammenstellung der Thatfachen, die in den Akten des New Yorker Einwanderungs-Bureau niedergelegt sind, sicherlich von großem Interesse sein. Um eine umfassende Geschichte der Einwanderung, einschließlich ihrer Verbreitung in den westlichen Staaten zu schreiben, sollte Einer sechs Jahre Zeit haben und eine erhebliche

Summe Geldes dazu, die auf's Bereisen sämtlicher Staaten zu verwenden wäre.“

Und später, als Seidensticker sich mit seinem Antheil daran beschäftigte, am 7. August 1883, schrieb er mir: „Ich werde froh sein, wenn ich mit diesem Zeug fertig bin, und es thut mir fast leid, daß ich mir den schönen Sommer damit verдорben habe.“ Noch später, am 7. September: „Meine Arbeit für das New Yorker Gedebuch ist mir keine erfreuliche. Es handelt sich doch nur darum, wie viel man überall weglassen soll. Auf einem so kleinen Raum kann man sich und der Sache kein Genüge thun. . . . Nach dem Oktober hat's keine Noth mehr; da fange ich wieder an gemüthlich zu spinnen und habe mein Vergnügen daran. Diese Job-Arbeit ist mir zuwider. Wie weit sind Sie denn mit Ihrer Geschichte des Westens?“ (Ich bearbeitete nämlich für dasselbe Buch die Staaten Ohio und Indiana.) „Haben Sie schon erfahren, daß Steiger so große Lettern gewählt hat, daß auf seine Oktavseiten nicht mehr gehen, als auf eine Duodezseite mit ordinärem Druck?“

Mir ging es ebenso mit meiner Arbeit wie Seidensticker. Trotz heftigen Protestirens meinerseits wurden mir überall von diesem Homöopathen unter den Verlegern Stellen ausgewischt und schließlich ein Kapitel: „Kunst und Schule“ ganz und ein anderes, „Litteratur und die Presse,“ halb abgeschnitten, so daß die demassen nach englischer Kofkammer-Manier abgestumpfte bezw. abgeschwänzte und zurechtgestufte Arbeit ohne Zusammenhang und gerundetem Schluß erscheint. Dennoch nehmen die Kapitel von Seidensticker über Pennsylvanien mit 74 Seiten und meine über Ohio und Indiana mit 84 Seiten weit über ein Drittel des ganzen 398 Seiten umfassenden Buches ein. Wie da die anderen dreißig Staaten aussehen, kann man sich leicht denken. — Und doch ist diese leichte Waare von einem allerdings noch leichteren Kompilator — Plagiator wäre richtiger —

in Deutschland, theils mit falscher, theils ohne Kreditgabe zusammengestoppelt in der Holzendorff'schen Geschichtsserie unter seinem Namen „von Ernst Otto Gopp“ herausgegebenen und — o dieser Geschichtskundigen! von den deutschländischen Rezensenten auf's Neppigste beweihräuchert worden. — —

Äpropos! dieser Ernst Otto Gopp. — Der gutmüthige Seidensticker, der ohne paterfamiläre Vergütung, aus reiner Liebe zur Sache, die meisten seiner werthvollen Abhandlungen für die von mir redigirten Fachjournale schrieb, äußerte sich recht bitter über diesen und andere ähnliche litterarische Spasen, die unser gutes gesäetes Korn in frecher Weise wegstibigten und sich dafür bezahlen ließen. So schrieb er mir über Gopp unter Datum des 21. Mai 1880: „Habe ich Ihnen schon gesagt, daß jene Mittheilung über die ersten deutsch-amerikanischen Zeitungen später in der Berliner „Gegenwart“ mit einigen Aenderungen in der Fassung, nicht allein ohne Angabe der Quelle, sondern mit dem Namen eines anderen Verfassers (mit dem Namen C. O. Gopp's) als Original-Artikel abgedruckt wurden?“ — „Wenn diese Menschen aus dem uns weggeplünderten Material doch nur was Ordentliches arbeiten würden.“ äußerte er sich bei unserm letzten Zusammensein in Indianapolis im Sommer 1893, „aber so machen sie einen Preis daraus, der nicht zu genießen ist. Dabei heißt es bei jeder einigermaßen verdaulichen Stelle in diesem Gopp'schen Flickwerk (in der Holzendorff'schen Serie) immer „Gickhoff, Gickhoff“ in den Quellenangaben und es ist doch Alles Ihre oder meine Arbeit. Das ist freilich recht ärgerlich. Wir haben unsere schöne Zeit und unser gutes Geld darauf verwendet und diese Raben stehlen es, werden dafür gut bezahlt und dafür bis in den Himmel gepriesen.“

Ueber einen andern Herrn von ziemlich demselben Kaliber wie Gopp, den ich im

Spätjahr 1892 in der kritischen Abhandlung: „War Göthe ein Plagiator?“ über das unter seinen Stibigerien mitgekommene Zitat aus dem „Faust“ von Göthe und anderem verübtem Mlodinn ad coram nahm, schrieb mir Seidensticker, nachdem er meine Kritik gelesen hatte, am 5. November 1892:

„Das Zimmermann'sche quid pro quo ist doch gar zu possirlich, um mehr als darüber zu lachen. Mag er sich stellen, wie er will, die Blamage kann er nicht abshütteln. Es hilft auch gar nichts, sich auf mich zu berufen, denn der Vorwurf könnte doch nur lauten, ich habe unwissende Leute herzlos auf's Eis geführt. Muß man aber der unwissenden Leute halber bei den „schönen Tagen von Aranjuez“ und bei „Freude, schöner Götterfunken“ hinzusetzen, das ist von Schiller? Zudem ist ja von Kelpius eigenen Dichtungen erst in einem anderen Abschnitt die Rede, so daß nicht allein Unwissenheit sondern sträfliche Flüchtigkeit dazu gehört, den Zwiebelstich zu verüben. Hätte sich Dr. Zimmermann an mich gewandt, ich hätte ihm ja gern frisches Material und besseres für seine Sammlung geliefert.“

Aber nicht das was ich selber oder die von uns gemeinsam getriebene Geschichtsforschung betraf, interessirte ihn, sondern auch das was anderswo auf dem Felde der Litteratur und Kulturgeschichte geackert wurde, beobachtete er und beleuchtete es in durchaus wissenschaftlicher aber zugleich freundlicher Weise. Aus den hunderten von brieflichen Bemerkungen, die ich von ihm besitze, will ich hier nur ein paar herausheben.

Am 1. Dezember 1881 schreibt er mir über einen von Hermann Schubricht im „Pionier“ veröffentlichten Vortrag: „H. Schubricht's Vortrag über das Deutsch-Amerikanerthum und die deutsche Sprache hat es mit einem höchst schwierigen Problem: zu thun. Es fehlt dem Verfasser augenscheinlich an klaren Zielen und die wohlge-

meinten Vorschläge verschweben zu sehr im Allgemeinen. Sonst ist es eine ehrliche und dankenswerthe Leistung."

Hier ein anderes Beispiel: Am 6. November 1883 schrieb er mir bezüglich einer andern, allerdings sehr unwissenschaftlichen Arbeit auf dem Felde der deutsch-amerikanischen Geschichte: „Mir wurde von der Pilger-Buchhandlung in Reading die „Atlantis-Germanica“ von Pastor Schneider zur Rezension zugesandt. Bei meinem schlechten Befinden ließ ich sie liegen; als ich sie dann hervornahm und einige Worte der Besprechung liefern wollte, wurde mir bei diesem krausen Allerlei, diesem in weiche, wohlklingende Phrasen gekleideten Wirrwarre ganz übel. Ich habe das Buch ohne Rezension wieder zurückgeschickt. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, meine Ansicht ungeschminkt auszudrücken, noch anders darüber zu reden, als ich dachte.“

In demselben Brief berichtet er noch über einen lustigen litterarischen Vorfall, der, da die Persönlichkeit allgemein bekannt ist, hier in seinen Worten mitgetheilt werden mag: „Ein köstlicher Druckfehler“, schreibt Seidensticker, der in R. Anors' „Aus der transatlantischen Gesellschaft“ v. 94 vorkommt, muß allen Liebhabern solcher Curiositäten ein herzliches Lachen entlocken. Schiller schreibt:

„Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Wecher
Der bethrängten Gefuba“ u. s. w.

Bei Anors heißt der letzte Vers:

„Der beschränkten Gefuba.“

Das ist wirklich prächtig! Erzählen Sie es weiter.“

Seidensticker hatte, trotz dem Trockenen in seiner Erscheinung, eine humorvoll angelegte Natur. In dem Hause Dr. Konstantin Hering's, den er in seinem schönen „Festgruß“ verehrt hat, war er ein häufiger Gast, sogar das was man einen Hausfreund nennt. Ich habe ihn öfters bei mei-

nen wiederholten Besuchen in Philadelphia nach Hering's Hause begleitet und dort einige schöne Abende in immer geistreicher Gesellschaft zugebracht. Dr. Hering war der Begründer der Homöopathie in Amerika und als solcher gewiß der bedeutendste Geist in diesem Lande. Die Unterhaltungen in Hering's Hause drehten sich um alle Fragen, die nur einen gebildeten Kreis anregen konnten. Hier eine Episode, wie sie mir Seidensticker unter Datum des 26. August 1880, behufs einer erbetenen Charakterisierung des alten Herrn für meine im „Pionier“ veröffentlichte Biographie Hering's mittheilte: „Zur Zeit des Katy Kings Humbugs hatten wir beim alten Herrn oft aufregende Dispute. Dr. Hering und Andere waren von der Wirklichkeit des Geisterspucks überzeugt; mir kam die ganze Geschichte urkomisch vor und ich goß bitteren Spott darüber in einer Parodie auf Schiller's „In einem Thal bei frommen Hirten“, wofür ich setzte:

In einem Saale bei Berirrten
Erschien an jedem Abend spät,
Sobald die Geister munter schwirrten,
Ein Mädchen schön und — Namens Kate.

Diese Parodie wurde anonym in einem Philadelphiaer Sonntagsblatt gedruckt, das in Dr. H's Haus kam. Natürlich rechnete ich auf ein Zornesungewitter. Das Erste, das er mich fragte, war: Haben Sie das Sonntagsblatt gelesen? Nun, dachte ich, wird es losgehen; aber er versicherte, er habe auf's Herzlichste gelacht, es sei eine köstliche Verjüngung, wer wohl der Verfasser sein möge, etc. Die Schalkhaftigkeit des Angriffs hatte ihm so viel Vergnügen gemacht, daß er seine eigene Parteilichkeit in der Sache ganz ignorirte. Der Scherz wurde dann zum Amusement aller Gäste verlesen, ohne daß Jemand ahnte, daß der Verübler mitten unter ihnen sei.“

Neben der deutsch-amerikanischen Geschichte interessirte sich Seidensticker lebhaft für alle litterarischen Bestrebungen der

Zeit. Ich muß von einer eingehenden Besprechung dieser ebenso bedeutungsvollen Richtung unseres Gegenstandes absehen, da meine Zeit Ihre Aufmerksamkeit schon zu lange in Anspruch genommen hat. Nur das, was er über unsern Verein und dessen Thätigkeit in seinen Briefen äußert, mag hier in wenigen kurzen Auszügen Platz finden. So lange ich den „Pionier“ redigirte, veröffentlichte ich jährlich ein Verzeichniß der gehaltenen Vorträge. Auch ließ ich einige der Vorträge darin abdrucken und ebenso die Reden und Verhandlungen bei etlichen der Gedenkfeiern (Lessing, Geibel, Grimm, Bayard Taylor, Karl Maria von Weber, etc.) Dann sandte ich ihm, wenn von unsern Festlichkeiten Berichte in den Zeitungen erschienen, diese, sowie die Lieder und Programme zu, die er mit Interesse las. Hier einige Exzerpte aus seinen Briefen darüber. Im November 1880 (nach dem 3. Stiftungsfest) schreibt er mir: „Der litterarische Club, von dessen Thätigkeit der Bericht für 1880 in seinen einfachen Angaben ein so schönes Zeugniß ausstellt, wirft auf die Qualität des Deutschthums von Cincinnati ein sehr schmeichelhaftes Licht und läßt uns schmerzlich fühlen, daß wir nicht so sind wie jene.“ — Ein Jahr später, am 1. Dezember 1881: „Ihr litterarischer Club sprüht ja von Lebenslust und kräftigem Humor, gewiß ein Zeichen herrlicher Gesundheit. Mähten wir doch einige von euch Kerls hier!“

Am 31. April schreibt er über die kurz vorher in unserem Club stattgehabte Geibel Gedenkfeier: „Heute Morgen erhielt ich die dichterischen Nachrufe bei E. Geibel's Tod, beides vortreffliche Leistungen und von einem Wohlklang der des gefeierten Dichters würdig ist. — Besten Dank dafür und meinen herzlichsten Glückwunsch den Dichtern zu ihrem Erfolg.“ — Am 22. Mai schreibt er über dasselbe Thema: „Ich habe seitdem in unsern hervorragenden deutschen Zeitschriften Erzeugnisse, durch dieselbe Veran-

lassung hervorgerufen, gelesen und muß sagen, daß bei dem Vergleich Cincinnati keineswegs den Kürzeren zieht.“ — Die beregten Nachrufe waren die Gedichte auf Geibel's Tod von unsern Mitgliedern S. S. Zick und Friedrich Albert Schmitt. Mittlerweile waren die Verhandlungen der Geibel Todtenfeier sowie meine Biographie von Adolph Strauch von mir in Brochürenform im Druck erschienen, welche ich ihm zusandte. Darüber schreibt er am 1. Juni 1884:

„Beide sind unbedingt sehr beachtenswerthe Denkmale. Geibel's Gedächtnißfeier beweist in erfreulicher Weise, welche eine warme, verständnißvolle Würdigung unser deutscher Dichter und somit die deutsche Dichtkunst in Cincinnati findet. Die Schrift über Strauch ist das schönste Monument, das dem Manne der Monumente nach seinem Tode gesetzt werden konnte. In einem solchen Beispiel zeigt sich recht schlagend das Verdienstliche Ihrer Bemühungen. Wer hätte es sonst übernommen, den braven Strauch zu vindiziren, was ihm gebührt?“

Seidensticker's Studien auf dem Felde der Philosophie und der Metaphysik, die hochbedeutend waren, verliehen ihm die Macht der Darstellung solcher transszendentalen Gegenstände, wie die Geschichte der Ephrataer Mönche, die wohl kein Anderer, in dieser Beziehung minder ausgerüsteter Geist hätte schreiben können. Unsere Korrespondenz von 1880 an bis zur Vollen dung der Klostergeschichte im Jahre 1884 gewährt mir eine noch tiefere Einsicht in das Wissen meines Freundes von den Säden, welche das mystische Gewebe der Religion bilden und ihre mannigfaltigen Gestaltungen und Anschauungen ausgeben und beleben, als die Abhandlung selber. Diesem Wissen stand eine reiche Sammlung der Quellen zur Seite, die er nicht bloß übersog, sondern gründlich erforschte.

Für die Bibliographie waren seine tiefen Kenntnisse der Litteratur der letzten

drei Jahrhunderte, der deutschen, englischen und französischen, sowie sein klarer Einblick in die Geheimnisse der Sprachen, besonders der germanischen und klassischen, eines der trefflichsten Werkzeuge, womit er den Ausbau dieses höchst schwierigen Werkes in jeiner Weise vollenden konnte.

Und schließlich, aber nicht als das geringste Verdienst dieses wahrhaft großen Geistes ist noch seine Selbstsuchtlosigkeit hervorzuheben. Ich habe bereits einige Beispiele dafür vorgebracht; hier nur noch ein letztes: Am 15. Mai 1887 schrieb er mir: „Daß mein Beitrag zu Ihrem Magazin Beifall findet, ist mir natürlich lieb zu hören, nicht weil es meiner Eitelkeit schmeichelt, sondern weil es mir gelungen ist, für den behandelten Gegenstand Interesse zu wecken.“

Von Eitelkeit, das kann ich bezeugen, war er gänzlich frei. Im „Pionier“ druckte ich bei den von ihm herrührenden Arbeiten den ihm doppelt gehörigen Doktor vor seinen Namen. Er hat mich schon früh und noch wiederholt, ich möchte den Titel Doktor weglassen. Er sagte mir einst: „Ich liebe die Titel nicht. Hat wohl Göthe, außer in der mit noch einer größeren Portion Eitelkeit ausgerüsteten Jugend, in der ersten Ausgabe von „Werther's Leiden“, wo er sich Dr. juris nennt, je wieder den Titel Doktor vor seinem Namen gebraucht? Hat Humboldt, der einen ganzen Korb voll Doktordiplome besaß, ihn wohl je gebraucht? Ein Titel macht nie das Werk.“ Ich entschuldigte mich damit, daß der Titel von meinen Vorgängern vom Anfang an gebraucht worden sei und ich der Gleichförmigkeit halber ihn nicht weglassen möchte, worauf er erwiderte: „Sie mögen das thun oder lassen, wie Sie es für passend halten; ich liebe die Titelsucht nicht.“ So schrieb er mir einst, als ein kleines von ihm verfaßtes Gelegenheitsgedicht mit allen seinen Titeln gedruckt worden war: „Nur der weitläufigen Entfaltung meines Namens mit Titeln bin ich durchaus unschul-

dig. Ich hatte auf Ansuchen nur den Text geliefert.“ — Bei seinen Arbeiten im „Deutsch-Amerikanischen Magazin“ heißt es denn auch, auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin, nur „Von Oswald Seidensticker.“

Bei all dieser Bescheidenheit eroberte sich Seidensticker doch die allseitige Anerkennung der Fachmänner auf dem Felde der amerikanischen Geschichtsforschung. Bancroft nannte ihn in meiner Gegenwart, „our ever reliable friend.“ Ähnlich urtheilten Parkman, Barnes und Broadhead über ihn. Stone und Jordan, Egle und Linn erklärten ihn für den bedeutendsten Kenner der pennsylvanischen Geschichte. „Wir werden ihn schwer vermissen“, schreibt mir Jordan, „und besonders ich. Wer wird seine Stelle in der Abtheilung seiner Forschungen hier übernehmen? Ich kenne keinen, der die Muße und Geduld dazu besitzt, keiner von allen denen, die mir bekannt sind, hat dazu die nöthige Gelehrsamkeit.“

Das sind Urtheile von Anglo-Amerikanern über den verdienstvollen Geschichtsforscher. Da geziemt es uns Deutschen noch weit mehr, alle unsere kleinlichen Vorbehalte fallen zu lassen und das Andenken Seidensticker's, als des hervorragendsten Meisters auf dem Gebiete der Kulturgeschichte unseres Volkstammes, dem auch wir angehören, hoch in Ehren zu halten.

* * *

Nach Schluß des mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrags, deklamirte Herr Dr. Jäger drei Gedichte aus Seidensticker's Festgruß: „Auf dem Meere“, „An Surinam“ und „Lachesis“, die ebenfalls reichen Beifall fanden. Dann hielten noch die Herren Richter Rothe, Prof. Mannheime: und Dr. Deutsch kleine Stegreifreden über den großen Gelehrten, worauf die ehemaligen Studenten der „Georgia-Augusta“ in Göttingen, auf welcher auch Seidensticker studirt hatte, einen solennen Todten-Salamander beantragten, dem mit den üblichen

Feierlichkeiten von allen Anwesenden entsprochen wurde. Während der nun folgenden Unterhaltung brachte Dr. Jäger noch die beiden Gedichte: „Eintritt“ und „Der Student“ aus Seidensticker's „Festgruß“ zu Gehör, unter Abjüngung mehrerer Studentenlieder schloß die erhebende Feier, die bis nach Mitternacht gedauert hatte.

III. Unser Verlust.

Worte gesprochen bei der Seidensticker Gedankfeier in Philadelphia am 25. Februar 1894.

Von H. A. Kattermann.

Verehrte Anwesende, Damen und Herren!

Nachdem durch die Herren Vorredner bereits der ganze Springquell der Verdienste unseres verstorbenen Freundes nach allen Seiten und von allen Richtern strahlend beleuchtet worden, was bleibt da mir Unglücklichen noch zu sagen übrig? Sie haben bereits vernommen, verehrte Anwesende, daß unser Freund auf mancherlei Feldern thätig war; daß er von ganzer Seele ein Pädagoge nach dem Herzen Gottes war; daß er auf dem Felde der Litteratur und ihrer Kritik Hervorragendes geleistet hat; daß er ein Sachverständiger in Bezug auf die Sprachen und ihre Vorzüge und Schönheiten war; daß er als Geschichtsforscher das Größte geleistet hat, was wir Deutsch-Amerikaner auf diesem Gebiete aufzuweisen haben! Sie haben, verehrte Anwesende, ihn als einen unserer Geistespioniere im Wilde gesehen; haben von seiner Opferwilligkeit, seiner Menschenliebe, seiner unermüdbaren Thätigkeit auf allen Feldern des Guten, Edlen, Schönen reden gehört, was soll ich da noch hinzufügen? Am besten wäre es, wenn ich Sie einfach darauf hinweise, sich alle diese großen und herrlichen Züge, alle diese hervorragenden Verdienste plötzlich als nicht vorhanden, als nicht mehr unserm geistigen Auge sichtbar zu denken: Dann haben Sie in diesem eben geschilderten Wilde der Fülle auf der einen

Seite, und daneben das der Leere auf der andern Seite so recht den vollen Eindruck des Verlustes, den wir in dem plötzlichen Hinscheiden Oswald Seidensticker's zu beklagen haben.

Er glied in seinem Wirken der ersten Geige im Orchester, welches die große Symphonie des Kulturlebens des deutsch-amerikanischen — nein, des amerikanischen Volkes aufführt. Man entferne dieses leitende Instrument, welches die Melodie des Ganzen vorträgt, was bleibt da übrig als eine unfähige Cede! So ließe sich im engen Rahmen der Verlust darstellen, den wir Alle, Alle durch den zu frühen, zu plötzlichen Tod unseres Freundes bejammern. Meine ganze Aufgabe wäre mit diesem einfachen Hinweis schon vollständig gelöst, nur würden Sie, verehrte Anwesende, wohl damit nicht befriedigt sein. Ich will deshalb versuchen, mindestens auf dem einen Hauptfelde, auf welchem der verstorbene Freund und meine Wenigkeit seit fast zwei Decennien gemeinsam thätig waren, dem der deutsch-amerikanischen Geschichtsforschung, etwas näher einzugehen, selbst auf die Gefahr hin, daß ich Wiederholungen des bereits Gesagten mit einfließen lassen möchte.

Seidensticker war der Begründer der eigentlichen Geschichtsschreibung des deutschen Elements in diesem Lande. Aber, werden Sie vielleicht einwenden, er war ja nicht der erste, der die Geschichte des Deutsch-Amerikanerthums schrieb; es gab vor ihm schon Viele, die auf diesem Lande geackert haben, wie Brauns, Rupp, Kapp, Klauprecht und Andere, die sind doch die eigentlichen Gründer der deutsch-amerikanischen Geschichte; Seidensticker hat nur fortgesetzt, was jene Vorläufer bereits begonnen haben. — Soweit es die Anregung betrifft ist dieser Einwurf gerechtfertigt, aber das ist auch alles. Löher, Klauprecht, Kapp und Andere haben allerdings auf diesem Felde gewirthschaftet, sie haben auf demselben geerntet, was ohne große Mühe zu ernten war, aber sie haben

wohl kaum den Boden gepflügt und die Saat gesäet, deren Früchte sie einsammelten. Sie waren nur in soweit historische Landwirthe, als sie das, was die Natur auf unbeadertem Boden hervorbringt, als fleißige Schnitter in ihre Scheunen sammelten. Aber diesen Boden umzupflügen, sorgsam zu düngen und mit der gedeihlich angemessenen Frucht zu bepflanzen, das haben sie wohl kaum gethan.

Sie waren freilich nicht ganz das was Shirley in einem seiner Lustspiele von den Feuilleton-Historikern der Zeitungen, den mühlbachischen Geschichtsschreiber der Journale jagt: „Gebt diesen Leuten“, jagt er, „eine Stunde Zeit und sie beschreiben euch eine Schlacht, in welchem Winkel Europas sie auch vorgefallen sei, obwohl sie nie anderswo hingekommen sind, als in die Schenke ihres Dorfes. Sie schildern euch Städte, Befestigungen, Generäle, die Streitkräfte des Feindes, nennen auch seine Verbündeten, sogar seine Bewegungen auf jedem Tag sagen sie euch vor, ohne auf tausend Meilen Nähe nie dorthin gekommen zu sein.“ So schlimm freilich haben sie es nicht getrieben, aber es wurde doch gar Manches von ihnen als geschichtliche Thatsache dargestellt, wofür keinerlei Beweise vorhanden waren. Deshalb waren sie nur Anreger, nur Ausrufer, des dereinst kommenden Erlösers, der die deutsch-amerikanische Geschichte aus dem chaotischen Zustande erretten werde, in welchem sie sich befand.

Dieser Befreier aus den verwirrten Schlingen, in denen die Geschichte des deutschen Elements dahier verstrickt lag, war Oswald Seidensticker. Er hat diese Geschichte erst zur vollendeten That gemacht, weil er unbefangenen und klar, rein und wahr nur das und zwar mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in streng objektiver Form niederschrieb, wofür er die mit unendlichen Mühen selbst gesammelten vollgültigen Beweise in Händen hatte. Daß

läßt sich auch leicht an folgender Thatsache erkennen und nachweisen. Als Löher's Buch erschien, erregte es sofort heftigen Widerspruch von vielen Seiten. Im Laufe der Jahre wurden ihm dann allerhand Unrichtigkeiten, Fehler und falsche Deutungen nachgewiesen. Ebenso erging es Kapp, der noch viel kühner als Löher mit seinen Behauptungen aufgetreten war. Manches Kapitel von beiden wurde im Laufe der Zeit haltlos und mußte fallen. Kapp hat mehrere der seinigen in der letzten Ausgabe selbst weggestrichen oder gänzlich umgearbeitet, nachdem ihm ihre Haltlosigkeit klar dargelegt worden war.

Solches passirte Seidensticker nie und wird ihm nie passiren. Er konnte mit recht ausrufen wie einst Pilatus: „Scripsit scripsi!“ was ich geschrieben habe, bleibt stehen! Ja wohl, verehrte Anwesende:

„An seiner Geschichte wird nicht gerüttelt! Er hat's auch nicht aus dem Nermel geschüttelt.“

Seidensticker war der fleißigste und sorgsamste Forscher, den Deutsch-Amerika aufzuweisen hat und für seine Gewissenhaftigkeit habe ich tausendfältige Zeugnisse in meinen Händen. — Das ist der größte Verlust, den wir zu beklagen haben, daß ein so reiner, gewissenhafter Forscher dahingeshieden ist.

Wir haben in ihm den größten Mann unter unsern deutsch-amerikanischen Bürgern verloren, nicht bloß den die Stadt Philadelphia, den Pennsylvanien, sondern den die Union gehabt hat. Diesen Verlust wird dereinst die Nachwelt noch gebührender schätzen, als wir es können. Philadelphia hat im Laufe weniger Jahre seinen reichsten deutschen Einwohner durch den Tod hinscheiden sehen: Franz Anton Drexel, hat Philanthropen wie den Deutschen Kinike und den Amerikaner Childs begraben. Das waren gute, edle Leute. Was aber wird die Welt nach fünfzig oder hundert Jahren

von diesen mehr wissen? Eine Antwort ist nicht nöthig.

Nach hundert Jahren aber wird das Forschen in der Geschichte immer noch so getrieben werden, wie jetzt und wie es vor hundert Jahren und mehr ebenfalls betrieben wurde. Auch die deutsch-amerikanische Geschichte wird alsdann andern Leuten wieder ein Vergnügen, ein Reiz sein, und sie werden die alten bestäubten und vergilbten Bände und Akten in den Bibliotheken und Archiven ebenso wieder nachspüren, wie sie Seidensticker in unserer Zeit und vor fünfzig Jahren Franz Löhner und Rapp nachgespürt haben. Und wenn dann ein ernster, ein würdiger und wahrheitsliebender Forscher auf die Schriften Seidensticker's stößt, dann wird er, wie der alte Grieche, ausrufen, heureka! ich habe es gefunden! Und dann wird sein Name wieder lebendig werden, als der Name des Mannes, der zuerst die Quellen für die Geschichte des Deutschthums dieses Landes erschloß und sie klar und hell, rein und wahr strömen ließ. Wenn einst Amerika seinen *N a n k e* finden wird, dann wird dieser nicht umhikönnen, als eine der reichsten Fundgruben, aus denen er seine goldenen Schätze heben kann, die Schriften unseres verstorbenen Freundes Seidensticker's aufzusuchen und zu verwerthen, und er wird ihm alsdann den Kredit nicht versagen, den er in so reichem Maße verdient hat!

Wir, verehrte Anwesende, ist der Tod Seidensticker's noch ein besonders schmerzlicher Verlust, denn der Singschiedene war mir Lehrer und Freund zugleich. Nur wenige Tage vor seinem Ableben (am 5. Januar) erhielt ich von ihm einen Brief in Herzlichkeit und Liebe geschrieben, der mir das Innere mit Freuden erfüllte. Bei überhäufte Arbeit konnte ich den Brief erst am Abend vor seinem Tod mit Muße lesen. Da war nichts von einer Todesahnung darin zu sehen und der heitere Geist des seligen Freundes sprudelte so lebensfroh und heiter wie kaum je zuvor. Ich las und las

ihn wieder und begann alsdann die Antwort zu entwerfen.

Mitten in dieser freudigen Thätigkeit überraschte mich die telegraphische Botschaft, daß der Freund, den ich vor Allen schätzte und liebte, der finstern Tochter des Todes zum Opfer gefallen sei. So ward ich aus dem Freudenrausch plötzlich hinabgestürzt in die tiefste Trauer. In dieser trüben, schwermüthigen Stimmung goß ich die Empfindungen meines Schmerzes in die Form des folgenden Klagefang, welcher dem Verlust Ausdruck verleiht, den meine innerste Seele empfand:

Threnodie

auf den Tod meines Freundes Oswald Seidensticker.

So wirf ihn von dir, Freude, den bunten Kranz
Von blüh'nden Rosen, hülle in Trauerflor
Die gold'nen Locken, laß die Wimpern
Nekten des Schmerzes, der Wehmuth Thränen!

Zum Himmel steige seufzend der Klagefang
Aus dem beklomm'nen Busen; der Wehelaut
Des Herzens ringe sich hervor und
Sünde den Jammer, der mich erfasst hat!

O schweres Schicksal, müdest du, ach! so bald,
So bald das Unglück stürzen auf mich herab!
Wie durfte so urplötzlich ihre
Schattentrümpe die Parze feien?

Noch klingt das heit're, munternde Freundes-
wort,

Wie süßer Sang der Harfe Saliop's
Vor meinem Geiste, und schon rissen
Schrillend und ächzend die gold'nen Saiten.

Wo nehm ich nun, o Muse, die Laute her,
So wehmuthsvoll, daß weinend und klagend ich
In ihre scharfen Silbertöne
Liebende Thränen der Trauer mische?

In stille Kammer folge mir, Muse, nach,
Daß meine Seufzer kein unberufen Ohr
Velausche, daß kein fühllos Herze
Ohne, wie heiß mir die Thränen rinnen!

Dort laß mich klagen, daß mir der Freund
geraubt!

Nicht mir der Freund nur — größeres Unglück
traf

Die Kinder Teuts, die nun verwaiseten,
Hier in der neuen und freien Heimath.

Sin sank der Meister, der, wie einst Tacitus,
Der Welt verkündete den stolzen Werth
Von Deutschlands Söhnen, Deutschlands Töch-
tern,
Welche hierher ihren Geist verpflanzten.

Den hohen Geist der strengen Sittsamkeit,
Der reinen Tugend, Treue, des Edelmuths,
Der Wiederkeit, des stillen Fleißes
Und des Gemüths und des heitern Wesens.

Nicht länger sind sie nun die Verachteten,
Nicht länger trifft sie höhnischer Spott nun-
mehr,
Seit er den stolzen Seelenadel
Würdig der Pilger, der deutschen, zeigt.

So klage, Muse! nehe mit Thränen mir
Die lauten Saiten, daß sie nur trauernde,
Betäubte, stille Seufzer hauchen,
Schmerzliche, wehmutherfüllte Klänge!

Der deutsche Einfluß auf die Organisation und Entwicklung der amerikanischen Schule.

Vortrag zur Jubiläums-Versammlung des „Deutsch-Amerikanischen Lehrertages“ in Louisville,
am 3. Juli 1895.

Es wird allgemein zugestanden, daß die Intelligenz, Tugend und moralische Kraft eines Volkes fast ausschließlich auf die Art und Weise und den Höhengrad seiner Schulen sich stützt. Das Erziehungswesen ist deshalb in jedem Lande und zu allen Zeiten ein Gegenstand der sorgsamsten Aufmerksamkeit aller großen Denker gewesen. In den Vereinigten Staaten ist es doppelt wichtig, aus Ursachen, welche in unserem eigenthümlichen Regierungssystem begründet sind. Es gilt als eine politische Wahrheit, die von allen weisen Staatsmännern anerkannt wird, daß die Fortexistenz einer freien Regierung ausschließlich auf der allgemeinen Intelligenz und Moralität des Volkes beruht. In einer repräsentativen Regierung muß das Wissen alle Klassen des bürgerlichen Lebens durchdringen, damit jeder Bürger im Stande ist, den Geist der Institutionen, unter welchen er lebt, klar zu fassen, um seine Rechte und Pflichten danach einzurichten.

Aus diesem Grunde ist es besonders zu empfehlen, daß wir die Geschichte der Entstehung und Entwicklung des Schulwesens, sowohl im eigenen Lande, als auch in den übrigen zivilisirten Staaten genauer studiren, weil wir dadurch und einzig dadurch nur den klaren Blick auf den Kulturzustand

der verschiedenen Völker und Zeiten gewinnen können. Aus der vergleichenden Geschichte des einen Staates mit den andern aber vermögen wir den Maßstab zu erlangen, womit wir den Höhestand ihrer bezw. Kulturstufe zu messen im Stande sind; und allein durch eine Vergleichung der zivilisatorischen Entwicklung mehrerer Völker neben einander lernen wir unseren eigenen geistigen Zustand erkennen. Dazu ist das Studium der Geschichte, und in unserem speziellen Fall das Studium der Geschichte der Pädagogik von höchster Wichtigkeit.

Zu den Uebelständen aber, welche unser Land, Amerika, noch allzusehr beherrschen, gehört die Volkseitelkeit, die sich in der Einbildung äußert, daß alles was groß ist, hier seinen Ursprung habe und hier zu finden sei; daß wir in Wissenschaft und Kunst mit der übrigen Welt erfolgreich rivalisiren, ja, daß wir allen Völkern in jeder Hinsicht überlegen seien. Wir haben für diese Krankheit — denn eine Geisteskrankheit ist es in der That — den Ausdruck „spread eagle“ angenommen. Dieser gespreizte Adler glaubt so hoch zu fliegen, daß er die ganze Welt überschauet, in Wirklichkeit aber blickt er nicht weiter, als die eigenen Landesgrenzen reichen, und auch da ist er noch kurzsichtig und sieht oft nicht

einmal, was in der nächsten Nähe hier vorgeht.

Eine dieser Kurzsichtigkeiten und vielleicht eine der gefährlichsten derselben, ist die Ansicht, welche der Durchschnitts-Amerikaner von unserem Schulwesen hat. Da spreizt der Adler seine Flügel, und wenn er auch nicht weiter sehen kann, als über das begrenzte Weichbild dieser oder jener Stadt, so heißt es doch: wir haben das beste, das gloriosste Erziehungssystem der ganzen Welt, und das „Little Red American School-House“ glüht noch einmal so roth und der auf seinem Dach sitzende Puffhart reckt die Flügel noch einmal so lang und dünkt sich der größte Adler von allen zu sein, größer noch als der Adler auf dem Wappenschilde „Uncle Sam's.“ — Morgen ist der 4. Juli, der Jahrestag der amerikanischen Freiheit, da mag unser gespreizter Adler die Flügel regen und mit Recht, denn es ist die Freiheit, über die er jubelt, und diese Freiheit ist sein Erbtheil vor allen andern Völkern der Erde; aber die Schule, das ist etwas anders, die hat er nicht aus sich selbst erzeugt, sondern er hat sie anderswo geholt, und das ist es worüber ich einige Worte reden möchte.

In einem alten Dokument, dem Bericht einer von der Gesetzgebung des Staates Ohio eingesetzten Kommission, um Erkundigungen über das Schulwesen einzuziehen und ein System für die Organisation von Elementarschulen in dem genannten Staate vorzulegen, datirt den 14. Januar 1825, heißt es, daß das System der Freischulen aus Massachusetts und dem Jahre 1647 stamme.¹⁾ Daß es bald darauf von der New-Haven-Kolonie aufgenommen worden sei und sich rasch über Neu-England verbreitet habe. Näheres über das „Wie“? dieser Schulen wird nicht berichtet.

Es fragt sich also, was hier unter „Freischulen“ verstanden wurde: Ob diese Freiheit dahin gedeutet werden müsse, daß die Schüler kein Kopf-Schulgeld zu entrichten

hatten; oder daß es den Eltern frei stand, ihre Kinder in die Schule zu schicken oder nicht, wenn sie den Schulbesuch nicht wünschten, bezw. für nöthig erachteten; oder aber: ob sich das „Frei“ auf die Lehrgegenstände, also auf eine geistige Freiheit bezöge, die große Gedanken der sittlichen, politischen und religiösen Freiheit zu entwickeln strebe?

Untersuchen wir diese drei Punkte rückläufig, von drei nach eins, so fällt der dritte, die Frage in Bezug auf die Erziehung zur sittlichen, politischen und religiösen Freiheit sofort zu Boden, weil wir aus der Geschichte wissen, daß Neu-England eines der intolerantesten, fanatischsten Länder der Welt war und daß Ueberreste dieses Fanatismus sich noch bis auf den heutigen Tag dort erhalten haben,²⁾ theilweise noch im Volkscharakter des ganzen Landes sichtbar sind. Auch aus der Verwaltung jener Schulen geht dies klar hervor. Die Ortsbehörden bildeten den Vorstand und an dessen Spitze stand jedesmal der Pfarrer der Gemeinde, und das Lesen der Bibel und ihre Erläuterung nach den Begriffen des Puritanismus bildete den Hauptlehrgegenstand. Andere Schulen wurden nicht geduldet, und noch bis zum Jahre 1764 ward es den deutschen Lutheranern im fernabgelegenen Waldoboro, Maine, nicht gestattet, Schulen zu errichten und darin Luther's Katechismus zu benutzen. Ihren „freien“ Unterricht mußten die Deutschen von ihren Predigern in den Kirchen ertheilen lassen; und da sie sich nicht für Puritanerschulen besteuern wollten, wie in der benachbarten Ortschaft Warren, wo Schottländer eine Schule nach der Vorschrift der Massachusettser Behörden ein paar Jahre lang unterhielten, so war es mit dem Schulwesen im deutschen Theil von Maine nur sehr schlecht bestellt.

Bezüglich des zweiten Punktes, des Schulzwanges, haben wir keinerlei Kunde und ich habe nirgends Andeutungen darüber vorgefunden. Was nun den ersten Punkt anbetrifft, daß überall Schulen er-

richtet worden seien, in welchen Unterricht ertheilt wurde, ohne daß Schulgeld bezahlt werden mußte, so sagt uns der Bericht des Komites der Ohioer Gesetzgebung darüber das Nähere wie folgt:

„In Massachusetts, Rhode Island, New Hampshire, Vermont und Maine wurden freie Schulen immer liberal unterstützt, ohne Hilfe irgend welcher öffentlichen Gelder. Die gesammten Unkosten wurden zu allen Zeiten, und werden noch jetzt, durch Steuern gedeckt, welche die Leute sich selber mittelst Volksversammlungen in den Ortsgemeinden (Townships) auferlegten.“

Hier ist ein vollständiger Widerspruch, denn durch Steuern erhobene Gelder sind doch nichts anderes als „öffentliche Gelder.“ Alles, was aus dem Bericht hervorgeht, ist somit, daß es keine Staatschulgesetze, bezw. auch keine staatlich verordneten Volksschulen, sondern nur Lokalschulen damals gab. Ob nun die Bewohner eines Bezirks Kopfgeld für die schulbesuchenden Kinder erhoben oder das Geld zur Bestreitung der Unterhaltung der Schule, und diese Unkosten waren nur gering,³⁾ ob sie dieses Geld durch eine selbst auferlegte Taxe zusammen brachten, ändert wohl wenig an dem Charakter jener Schulen. Auch darf nicht vergessen werden, daß die damaligen Bewohner Neu-Englands fast ausschließlich ackerbaureisende Leute waren, die sämmtlich ihren Landbesitz eigneten, und daß es in jener Zeit so gut wie gar keine Armen und Reichen unter der Bevölkerung der Landortsgemeinden gab. — Die Kommissäre erklärten den Modus des Beschaffens der nöthigen Mittel für diese Schulen noch etwas näher:

„In diesen Versammlungen“, heißt es weiter, „welche jährlich abgehalten werden, um die lokalen Geschäfte der Ortsgemeinde zu verhandeln, wird durch Mehrheit der anwesenden Stimmgabe eine Summe Geld für die Unterhaltung von Schulen in den Ortsgemeinden (Townships) ausgesetzt, welche Summe nach einer dem Werth gemäßen

(ad valorem) Abschätzung erhoben wird, wie alle anderen Steuern, und der Betrag richtet sich nach dem Geist, Eifer und der Liberalität der einzelnen Bezirke. Diese so erhobene Steuer ist im Allgemeinen hinreichend, eine Schule für mindestens sechs Monate im Jahr zu unterhalten.“

Demnach reduziert sich das sogenannte „Freischulsystem“ bis 1825 darauf, daß die Kinder kein Schulgeld zu zahlen hatten, d. h. per Kopf, sondern daß die Ortsgemeinden nach Belieben, die eine mehr, die andere weniger, die dritte gar kein Geld aufbrachten, um für eine kurze Winterzeit eine Schule zu unterhalten, oder daß sie im letzteren Fall auch gar keine Schule hatten.

Der Staat der „hölzernen Mustathüfse“, Connecticut, hatte noch eine ganz besondere Art und Weise, das nöthige Geld für seine Schulen aufzubringen. Bekanntlich forderte Connecticut (das ja auch nach dem Revolutionskrieg Anspruch auf einen Theil der Staaten New York und Pennsylvania erhob) von dem ehemaligen Nordwest-Gebiet, die heutigen Staaten Ohio, Indiana, Illinois und Michigan, alles Land zwischen dem 41. und 43. Grad nördlicher Breite als sein Eigenthum. Dieser Anspruch stützte sich auf eine scheinbare Schenkung Karls I. von England. Aber die Staaten New York und Pennsylvania wiesen die Ansprüche der Yankee zurück, besonders da New York zur Zeit der genannten Schenkung holländisches Gebiet war und Pennsylvania zu Neu Schweden gehörte. Als jedoch Virginien im Jahre 1786 sein Recht auf das Nordwest-Territorium an die Kolonial-Bundesregierung abtrat und nur zwischen dem kleinen Miami- und Scioto-Flusse so viel Land reservirte, als seine Soldaten aus dem Revolutionskriege, denen man Landschenkungen versprochen hatte, vor dem 1. Januar 1800 in Besitz nehmen würden,⁴⁾ da trat auch Connecticut mit seiner alten Forderung hervor. Die Yankee verlangten anfänglich sogar Staatsrechte über das Gebiet und noch viel anderes Recht

daneben. Eine Einigung ward schließlich erzielt, indem Connecticut (unter dem Vorgeben, daß es seinen Revolutionskrieger ähnliche Landstiftungen daselbst versprochen habe, wie Virginien im Sciotothal), ebenfalls ein Landstrich überwiesen wurde, welche vom 41. Grad nördlicher Breite bis zum Erie-See und von der pennsylvanischen Grenze 120 Meilen westlich sich erstreckte. Auch hier sollte alles bis zum 1. Januar 1800 nicht aufgenommene Land wieder an den Bund zurückfallen.

Aber die „Nutmeger“⁵⁾ waren klüger als die Virginier. Sie ließen, laut eines Legislaturbeschlusses vom Jahre 1789, das Land in der sogen. „Connecticut Western Reserve“ von den zu County-Ländereien angeblich berechtigten Revolutionskrieger an den Staat abtreten und sandten darauf den General Moses Cleveland mit einem Geometerkorps dorthin, das Land zu vermessen und in Parzellen auszulegen, worauf das ganze Gebiet an die „Connecticut-Landgesellschaft“ verkauft wurde, jedoch mit dem Vorbehalt einer jährlich auf ewige Zeit an den Staat Connecticut zu zahlenden Pacht von einem Schilling (12½ Cents) per Acker. Am 1. Januar 1800 war von dem ganzen Gebiet der „Connecticut-Reserve“, im Ohioer Volksmunde das „Käseviertel“ genannt, nicht ein fußbreit Land mehr übrig, während von der Virginier Reservation über Zweidrittel des Landes an die Bundesregierung zurückfiel.

Aus dem Pachtzins dieses Landes, der „Western Reserve“, bezog nun Connecticut ein Einkommen, welches die ersterwähnte Kommission auf \$77,000 Dollars per Jahr angiebt, womit der Yankee-Staat seine Schulen unterstützte. Dieser seltsame Zustand, daß ein Staat aus einem andern Staat die Mittel für Unterrichtszwecke bezog, dauerte bis etwa 1835 fort, als Ohio sich von den Yankees loskaufte.⁶⁾

Von den übrigen Staaten berichtet die Kommission einen ähnlichen Zustand des öffentlichen Schulwesens, wie in den Neu-

England Staaten. Es gab demnach bis zum Jahre 1825 noch nirgends in diesem Lande wirkliche Staatsvolkschulen, sondern nur Bezirks- oder Ortschaftsschulen. Auch in Ohio wurde darauf ein ähnliches sogenanntes Distrikt-Schulgesetz erlassen, wonach es den Ortschaften (Townships) überlassen wurde, nach Gutdünken der Ortschaftsvorsteher (Township Trustees) öffentliche Ortschaftsschulen zu begründen und durch Steuern zu unterhalten. Diese Schulen fanden anfänglich sehr geringen Beifall; man nannte sie nur die Armenschulen (Schools for the poor).

Bezüglich der Qualifikation der Lehrer, sagt der Bericht, daß diese von den zuständigen Behörden angestellt würden, wenn die Verwalter (Selectmen) der Ortschaft, wo sie wohnten, ihnen ein Zeugniß guten moralischen Charakters erteilten; und außerdem müßten sie eine Beglaubigung ihrer Fähigkeit vom Ortsausschuß oder dem Hauptgeistlichen des Ortes aufzuweisen haben. Natürlich wurde in diesen Schulen nur, neben dem Bibellesen, die sogenannten drei „R“ — Lesen, Schreiben und Rechnen — „sowie gutes Betragen“ gelehrt, und die Bibel war zugleich das Lesebuch.

Solchergestalt waren die amerikanischen Schulen — war das vielgepriesene „Little red American School-house“ — zu jener Zeit, und in dieser Verfassung blieben sie auch bis zum Jahre 1839. In Ohio gab es bis zum letztgenannten Jahr Ortschafts- oder Distriktsschulen in Cincinnati, Canton, Cleveland, Dayton und anderen der größeren Städte, sowie auch in vielen der stärker besiedelten Ortschaften, lauter Elementarschulen der primitivsten Art, deren Besuch weder obligatorisch noch auch anderweitig lebhaft gefördert wurde.

In allen Orten aber, wo sich deutliche protestantische oder katholische Kirchengemeinden gebildet hatten, errichteten die verschiedenen Konfessionen Gemeinde- oder Pfarrschulen, welche durch freiwillige Beiträge unterhalten wurden. Derartige Schu-

len waren immer deutschen Ursprungs, und es ist mir nie bekannt geworden, bei aller Nachforschung, die ich gemacht habe, daß Engländer, Irländer, Schottländer, bezw. Anglo-Amerikaner, gleichviel welcher Konfession sie auch sein mochten, jemals eine Gemeindefschule,⁷⁾ vor dem Jahr 1850 begründet haben.

Wie bereits gesagt, gab es in diesem Lande bis zum Jahre 1839 nirgends Staatschulen; wohl aber gab es von den wohlhabenden Ständen, besonders in den großen Städten, gut unterhaltene Privatschulen, neben den Ortsschafts- oder Distriktsschulen, und diese Privatschulen erfreuten sich des wohlbegründeten Rufes, daß sie weit besser geführt würden, als die öffentlichen Schulen.⁸⁾ In Cincinnati, z. B., wo die Distrikt- oder städtischen Schulen im Jahre 1828 zuerst eingerichtet wurden, berichtet der von den Behörden der Stadt ernannte Schulrath im Jahre 1831, daß es 1500 Kinder in der Stadt gäbe, welche in Privatschulen Unterricht erhielten, gegen 400 Schüler der damals einzigen Stadtschule. Im Jahre 1832 theilt dieselbe Schulbehörde mit, daß 1900 Kinder im schulfähigen Alter in der Stadt enröllirt seien, wovon „nicht mehr als die halbe Zahl Unterricht erhalten könne, wenn die Schulen in Gebäuden, die in der Herstellung begriffen, gehörig für den Zweck eingerichtet wären.“ Noch im Jahr 1836, als die Stadt mächtig gewachsen und die Schulen schon bedeutend gehoben waren, werden von 5550 enröllirten Kindern nur 1800 als die öffentlichen und „1550 als dreißig Privatschulen besuchend“ von der Schulverwaltungsbehörde berichtet. (Oktober 1836.)

Aus all diesem geht hervor, daß die öffentlichen Schulen damals noch auf keiner hohen Stufe gestanden haben, ja, daß sie den Privatschulen keineswegs gleich kamen. Hierfür giebt es auch noch andere Beweise. So wurde im Beginn des Jahres 1835 bei der deutschen katholischen Kirche in Cincinnati die seit 1824 bestehende Gemeinde-

schule nach dem Diesterweg'schen Plan in eine regelrechte Elementarschule umgeändert, welche sogleich großen Erfolg hatte, so daß auch viele Protestanten ihre Kinder in diese Schule gaben; und wenige Jahre nachher verließ der an den öffentlichen Schulen als Lehrer angestellte, in Ösnabrigkeit theoretisch und praktisch gebildete Pädagoge, Friedrich Rölker, die städtische Schule und übernahm die Oberlehrerstelle an der genannten Pfarrschule, aus dem einzigen Grunde, wie Dr. Rölker später selbst erzählte, weil sie eine bedeutend bessere, systematischer begründete Schule zu werden versprach, als die städtische, und er an dieser Schule nicht durch den geisttödtenden Mechanismus und die Schablonenmanier, wie sie an den Stadtschulen herrschten, gehindert würde, sie zu einer vollkommeneren Elementarschule nach dem deutschen, bezw. preußischen System auszubauen.⁹⁾

Im nächsten Jahre (1836) ward auch eine protestantische Elementarschule unter der Regide des presbyterianischen „Lane-Seminars“ in Cincinnati in's Leben gerufen, die den Namen „Deutsche Emigrantenschule“ führte und im Jahre 1837 von der Staatslegislatur von Ohio durch Spezialgesetz einen Freibrief erhielt. An dieser Schule waren ebenfalls mehrere in Deutschland gebildete Pädagogen thätig: als Oberlehrer Eduard Salomon aus Erfurt, sowie Julius Wenje, der später nach California ging und in San Francisco gestorben ist, und Julius Schwarz, Sohn des Heidelberg'schen Professors Schwarz, als Hülflehrer.

Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß diese deutschen Schulen besonders einem gelehrten Amerikaner die Augen öffneten, dem Professor Calvin E. Stowe vom „Lane Seminar“, den späteren Gatten der bekannten Dichterin von „Onkel Tom's Hütte“, Harriett Beecher. Prof. Stowe betheiligte sich nämlich im Januar 1836 an einer Convention von „professionellen Lehrern und Schulfreunden des Westens“, abgehalten zu Columbus, Ohio, wo Stowe einen Vortrag

hielt über das Thema: "The Prussian system of Public Instruction, and its applicability to the United States." (Das preussische System des öffentlichen Unterrichts und seine Anwendbarkeit für die Vereinigten Staaten.)

Dieser Vortrag erregte, wie ein neu verkündetes Evangelium, die größte Aufmerksamkeit im ganzen Lande, so daß der damalige Gouverneur von Ohio, Lucas, denselben am 4. Februar 1836 mit einer Bottschaft an die zur Zeit tagende Gesetzgebung sandte, welche ihn drucken ließ. Dann wurde der Gouverneur beauftragt, Herrn Prof. Stowe als Bevollmächtigten des Staates Ohio nach Europa zu senden, um daselbst das Schulwesen der verschiedenen Staaten zu studiren und darüber Bericht abzustatten. Professor Stowe reiste darauf im März 1836 nach der alten Welt, machte sorgfältige Studien des Erziehungswezens in England, Schottland, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland (besonders Preußen und Baiern), Oesterreich, Rußland und Dänemark, und stattete darüber an die Gesetzgebung einen eingehenden Bericht ab, der im Dezember 1837 vom Staate Ohio veröffentlicht wurde. Was Prof. Stowe auf dieser Studientreise erfahren hat, das mag, soweit es das Erziehungsweisen in Deutschland betrifft, mit seinen eigenen Worten erzählt werden. Indem er auf Preußen, Baiern und Rußland und den Bestrebungen zur Hebung des Schulwesens in diesen drei Staaten sich bezieht, schreibt er:

"Thus three sovereigns, representing the three great divisions of Christendom, the Protestant, the Romish and the Greek, are now zealously engaged in doing what despotic sovereigns had seldom done before—enlightening and educating their people; and that too with better plans of instruction, and a more efficient accomplishment in practice than the world has ever before witnessed. Nor is the spirit of education

confined to these nations. The kingdom of Wirtemberg, and the grand duchy of Baden are not behind Prussia or Bavaria. The smaller states of Germany, and even old Austria, are pushing forward in the same career; France is awake, Spain and Italy are beginning to open their eyes; the government of England—which has hitherto neglected the education of the common people more than any other protestant country in Europe—is beginning to bestir itself; and even the Sultan of Turkey and the Pasha of Egypt are looking around for well qualified teachers to go among their people. In London and Paris I saw Turks, Arabs, and Greeks, who had been sent by their respective governments to these cities for the express purpose of being educated for teachers in their native countries, if not for the whole people, at least for the favored few...."

Dann den Vergleich mit dem Schulwesen in den Vereinigten Staaten ziehend, fährt Stowe fort:

"But I wish to direct your attention to the influence which these wide spread systems of education of the sovereigns of Europe, emanating from Prussia, must exert over our own institutions."

Und an einer anderen Stelle:

"Republicanism can be maintained only by universal intelligence and fidelity in the rulers. Republics are considered the natural foes of monarchies, and when both start up side by side, it is taken for granted that the one must supplant the others. Hence their watchful jealousy of each other. Now when we see monarchies strengthen themselves in the manner described, are not republics exposed to double danger from vice, and neglect of education within themselves?"

Nachdem Prof. Stowe nun eine eingäng-

liche Darstellung der verschiedenen Schulsysteme in den europäischen Staaten gegeben hat, kommt er zum Schluß auf das preußische System zurück und besonders auf Diesterweg's Plan, den er ganz und in allen Einzelheiten mittheilt, und sagt dann, daß es kein Lehrsystem gäbe, das sich besser für die Vereinigten Staaten eigne, als das preußische. Er schreibt:

“Indeed, I think the system in its great outlines as nearly complete as human ingenuity and skill can make it; though undoubtedly some of its arrangements and details admit of improvements; and some changes will of course be necessary in adapting it to the circumstances of different countries.”

Professor Stowe weist zum Schluß darauf hin, daß das deutsche, bezw. preußische (Diesterweg'sche) Erziehungssystem bereits in diesem Lande durch Privatunternehmen erfolgreich Eingang gefunden habe, und zwar als zweisprachige (deutsch-englische) Elementarschule. Da gewiß diese Aeußerung eines hervorragenden Anglo-Amerikaners für uns von besonderem Interesse sein dürfte, so will ich die kurze diesbezügliche Stelle hier mit seinen Worten wiedergeben.

“There is one class of our population for whom some special provision seems necessary. The children of foreign immigrants are now very numerous among us, and it is essential that they receive a good English Education. But they are not prepared to avail themselves of the advantages of our common English schools, their imperfect acquaintance with the language being an insuperable bar to their entering on the course of study. It is necessary, therefore, that there be some preparatory schools, in which instruction shall be communicated both in English and their native tongue. The English is and must be, the language of this country, and

the highest interest of our State demand it of the Legislature to require that the English language be thoroughly taught in every school which they patronize; still the exigencies of the case make it necessary that there should be some schools expressly fitted to the condition of our foreign immigrants, to introduce them to a knowledge of our language and institutions. A school of this kind has been established in Cincinnati by benevolent individuals.¹⁰⁾ It has been in operation about a year, and already nearly three hundred children have received its advantages. Mr. Solomon (Salomon), the head teacher, was educated for his profession in one of the best institutions of Prussia, and in this school he has demonstrated the excellencies of the system. The instructions are all given both in German and English, and the use of the two languages does not interrupt the progress of the children in their respective studies. I cannot but recommend the philanthropic institution to the notice and patronage of the Legislature.

“In neighborhoods where there is a mixed population, it is desirable, if possible, to employ teachers who understand both languages, and that the exercises of the school be conducted in both, with the rule, however, that all the reviews and examinations be in English only.

Und auf den Hauptbericht zurückkommend, fährt er schließlich fort, allerdings mit den üblichen „spread-eagle“ Komplimenten der Herren Gesetzgeber:

“These suggestions I have made with unfeigned diffidence, and with a sincere desire that the work which has been so nobly begun by the Legislature of Ohio may be carried forward to a glorious result. I should hardly have ventured to take such liberty, had not my com-

mission expressly authorized me to "make such practical observations as I might think proper,"—as well as to report facts. I know that I am addressing enlightened and patriotic men, who have discernment to perceive, and good feeling to appreciate every sincere attempt, however humble it may be, for the country's good; and I have therefore spoken out plainly and directly the honest convictions of my heart, feeling assured, that what is honestly meant, will by high-minded men be kindly received."

Als Anhang seines umfangreichen Berichts fügt Prof. Stowe eine Uebersetzung der preussischen Schulgesetze bei, und nach diesen wurde dann das Ohioer Schulgesetz vom Jahre 1839 abgefaßt, allerdings mit Modificationen, wie sie für den demokratischen Staat nöthig erschienen: das erste Gesetz, welches eine Staatsschule in diesem Lande in's Leben rief. Nachdem dadurch in Ohio aus der bisherigen Ortschäfts- oder Distrikts-Schule eine Staatsschule geworden war, folgte wenige Jahre später Massachusetts unter der eminenten Führung von Horace Mann, welcher 1843 ebenfalls eine Reise nach Europa machte, um das dortige Schulwesen zu studiren, und der dann zu denselben Schlußfolgerungen gelangte, wie Prof. Stowe, indem er öffentlich erklärte, das einzige für die Vereinigten Staaten passende Erziehungssystem sei das preussische, von Diesterweg ausgearbeitete und mit so großem Erfolg angewandte System. Nach und nach folgten dann auch die übrigen Staaten.¹¹⁾

Wenn wir heute somit von „unserem kleinen rothen amerikanischen Schulhause“ reden hören, so dürfen wir getrost unsern anglo-amerikanischen Freunden und Nachbarn es in Erinnerung rufen, daß alles, was gut an dieser Schule, keine einheimische Pflanze, sondern eine aus Deutschland importirte ist. Freilich wurde im Laufe der Zeit an diesem System viel herumgepfuscht,

es wurde ihm manches wilde Reis aufgepfropft, so z. B. das geisttödtende mechanische Wesen und das verderbliche, nivellirende Prozentensystem, aber diese falschen Auswüchse beanspruchen wir keineswegs als aus Deutschland stammend, vielmehr erkennen sie als empirische Versuche des spekulativen amerikanischen Geistes.

Daß auch seit der genannten Zeit der deutsche philosophische Geist an der Hebung und Vervollkommnung des Erziehungswesens in diesem Lande herovorragenden Antheil hat, daß in Deutschland wissenschaftlich gebildete Pädagogen hier großen Einfluß geübt und manches verbessert haben, kann selbst von dem ärgsten „spread-eagle“-Amerikaner, der nur ein klein wenig denken gelernt hat, nicht geleugnet werden. Ich kann mich darauf jedoch nicht näher einlassen, da ein geschichtlicher Nachweis dieser Seite eine längere Abhandlung bedingen würde. Meine Absicht ist nur, nachzuweisen, daß das erste Staats-Schulgesetz innerhalb der Vereinigten Staaten in Ohio erlassen, und daß dieses nach dem preussischen System, bezw. Diesterwegs Plan abgefaßt wurde, sowie daß alle übrigen Staaten diesem gefolgt sind.

Der wesentliche Zweck meiner kurzen Abhandlung ist demnach, der dünnlichen Einbildung, die hier leider unter unsern amerikanischen Mitbürgern noch sehr stark grassirt, ein wenig den geschwollenen Kamm zu stutzen, und ihnen das Mahnwort: „Erkenne dich selbst!“ zuzurufen. — Nichts ist gefährlicher für ein Volk, als ein künstlich herangebildete Selbstüberhebung und Selbstglorifikation. Dadurch wird der Fortentwicklungstrieb, das Streben nach Vervollkommnung, nach der Vertiefung des Geistes unterdrückt: Ich weiß Alles, was brauche ich noch mehr zu lernen! — —

Unsere Eitelkeit wird uns freilich unbekannt auch weiter treiben weil wir, indem wir mit anderen Völkern in nähere Verbindung kommen, doch allmählig deren

Ueberlegenheit erkennen, aber inzwischen haben wir so viel der besten Zeit nutzlos vergeudet.

Anmerkungen.

1) Wie gewöhnlich, haben die Perren nicht weiter geschaut, als im eigenen Lande und möglicher Weise bis nach England, obwohl sie das nicht sagen. Volksschulen aber gab es in Europa schon lange vorher. Um nur ein Beispiel aus vielen zu erwähnen, mag hier angeführt werden, daß im Kurfürstenthum Sachsen im Jahre 1580 ein verbessertes Volksschulgesetz erlassen wurde (es mußte also bereits ein früheres dagewesen sein). Auch in andern der deutschen Fürstenthümer, sowie in den Niederlanden waren Volksschulen längst geglieglich eingeführt, und von den Niederländern scheinen die Puritaner in Massachusetts ihr Spitem geborgt zu haben. — Siehe hierüber: „Die Schul- und Universitätsordnung Kurfürst Augusts von Sachsen vom Jahre 1580“, von Dr. L. Wettendorf. Darin besonders die dritte Abtheilung über „Deutsche (Elementar) Schuler für Dörfer und offene Flecken.“

2) In den Staaten New Hampshire und Vermont kann noch jetzt kein Quäker, Katholik, Jude oder Ungläubiger ein Amt beskleiden.

3) „Die Befoldung der Lehrer in den öffentlichen Schulen der meisten Staaten“, schreibt Franz Joseph Grund (Boston) im Jahre 1835, „sind wirklich kärglicher Lohn, wenn man sie mit der Bezahlung von Brodgelehrten, oder dem Gehalt in ordentlichen Berufen etc. vergleicht. Die Befoldung der Privatlehrer sind zwar höher, aber noch immer von einem zu erbärmlichen Charakter, als daß sie ihnen erlaubten, davon anständig zu leben.“ — F. J. Grund: „Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.“ Stuttg. u. Tüb. 1837. S. 118.

Der Gehalt eines Land-Schullehrers in Pennsylvanien um die Mitte des vorigen (18.) Jahrhunderts war gewöhnlich zehn Pfund (etwa dreißig Dollars nach heutigem Geld) für sechs Monate Dienst, und außerdem erhielt der Lehrer noch freie Beköstigung, indem er bei den Familien der Gemeinde abwechselnd einlogiert wurde. Während der Sommermonate hatte der Lehrer sich mit Feldarbeiten zu unterhalten. Besaß der Lehrer Frau und Kinder, so wurde ihm ein Wohnhaus und kleines Feld pachtfrei zur Benützung angewiesen, statt der Beköstigung bei den Einzelfamilien. Häufig war das Lehrereamt mit dem Predigeramt verbunden. Auch

wurde, was die Kommission in ihrem Berichte verschweigt, die Befoldung des Predigers in Neu England ebenfalls durch Besteuerung der Ortsbewohner bestritten. In Pennsylvanien, wo es zahlreiche Sektten gab, mußte jede Religionsgenossenschaft für sich selbst sorgen, und nach dem Unabhängigkeitskriege breitete sich dieses System allmählig auch über die andern Staaten aus.

4) Der Bezirk heißt noch heute auf den Ohioer Landkarten und in den Landakten der „Virginia Military Land-Distrikt.“

5) Dieser Spottname rührt daher, weil man die Connecticuter beschuldigte, sie machten hölzerne Muskatnüsse.

6) Grund in seinem Buch, „Die Amerikaner etc.“, S. 116, gibt nach amtlichen Berichten des Staates Connecticut, den Betrag auf \$76,433.21 an, sagt aber nicht, daß dieser Schulfond aus Ohio bezogen wurde.

7) Es ist hier selbstverständlich nur von Elementarschulen, nicht aber von den in Amerika lebhaft gepflegten Sonntagschulen die Rede.

8) Der Staats-Schulsuperintendent von New York sagt in seinem Jahresbericht für Januar 1835: „The incompetency of the teachers is the great evil of the school system of this state.“ — Siehe auch Grund: „Die Amerikaner etc.“, Seite 121.

9) Es mag hier beigelegt werden, daß Herr Kölker vorher zwei Jahre lang in New York einer englischen Privatschule vorgestanden, dann in Cincinnati ebenso lange als Prinzipal der 2. Distrikt-Schule gewirkt hatte, und zwar mit einem Jahresgehalt von \$300, sowie daß er als Prinzipal der Pfarrschule keinen größeren Gehalt bezog. Auch konnte Kölker's Scheiden aus der städtischen Schule keinerlei Feindseligkeit mit den Schulvorstehern zugeschrieben werden, denn Kölker stand bei diesen und den anglo-amerikanischen Bürgern der Stadt in der höchsten Achtung; heirathete er doch kurz nachher die Tochter des Herrn Green, der damals einer der städtischen Schul-Verwaltungsräthe und später Gouverneur von Rhode Island war. Ferner, daß es keineswegs religiöse Motive waren, welche Kölker aus der öffentlichen in die Kirchenschule führten — er war ein Mann von höchst liberalen Anschauungen, der sich nicht einmal als zur Kirche gehörig betrachtete. Kölker studirte nachher Medizin und blieb dann bis zu seinem Tode ein angesehener Arzt in Cincinnati, dessen Praxis sich fast ausschließlich auf die vornehmsten anglo-amerikanischen Familien der

Stadt beschränkte. — (Siehe meine Biographie Koller's im „Deutschen Pionier“, Jahrgang XIV, Seite 3ff.)

10) Zu verwundern ist nur, daß Herr Stone nicht die ältere, unter Koller's Leitung stehende

deutsch-englische Elementarschule der Katholiken in gleicher Weise hier nennt; war es doch gerade Koller, der noch vor Ankunft Salomon's auf das Diesterweg'sche System aufmerksam gemacht hatte.

Aphorismen.

— Ueberladung der Poesie mit gesuchten Worten und Sentenzen ist mir nichts, wenn man auch glaubt, um ein todtes Einerlei zu verhüten, müsse man dem Leser Worte vorpiegeln, wie mit einem Kaleidoskop. Wortschmuck, Zerstreung der Gedanken, schöne Phrasen zur Abwechslung der Unterhaltung gereicht, sind die goldenen Nessel der Atalanta, die nur den Geist im Laufen hindern. Ich mag nicht nach dieses „aureum volubile“ haschen, damit die Hippomenes der Poeten mit lahmen Füßen zum Ziel hinken können.

S. A. Rattermann.

— „Leichte Köpfe, die nichts in sich haben, lassen sich nichts nehmen; einem hohen Genius, der nach Höherem strebt, ziemt, wenn er gefehlt hat, ein offenes Bekenntniß seiner Fehler.“
C e l s u s.

— Als man den Werth des Menschen noch an seiner körperlichen Größe und Stärke schätzte, galt der Geist gering. Das war der primitive Zustand seines Geschlechts.

— Aber schon bald nachher begann der Geist sich zu regen und nun entwickelte sich der Wettkampf der psychischen und physischen Kräfte, in welchem endlich der Geist über die Materie siegte.

— Mehr als Mensch kann das Geschlecht Homo nicht werden. Der Uebermenschen Niebche's ist das Phantasiegebilde eines überspannten Geistes. Was den einen Menschen über den andern erhebt, das ist nicht sein körperliches Gebilde, sondern der ideale Geist, der dieses belebt und zu mehr oder minder hoher Höhe und Würde erhebt.
S. A. Rattermann.

Dem Andenken Benjamin Franklin's.

Rede gehalten bei der Feier des zweihundertsten Geburtstages Franklin's in Cincinnati,
17. Januar 1906.

Von S. A. Rattermann.

In dem Jahrhundert, welches dem amerikanischen Freiheitskrieg vorausging waren es besonders zwei Namen, die eng mit der Geschichte des deutschen Elements in diesem Lande verknüpft, selbst im alten Vaterlande die Blicke auf sich zogen: William Penn und Benjamin Franklin. Ersterer, ein Anhänger der Glaubenslehren von John Knox, hatte, noch ehe er der Besitzer der großen Provinz in Nord-Amerika wurde, die seinen Namen verewigt, Deutschland im Norden und Westen bereist, bis nach der Rheinpfalz hinauf, um als Mis-

sionär für seinen Glauben zu wirken und zu predigen. Denn war durch seine Mutter, einer geborenen Niederländerin, in der holländischen Sprache für diesen Predigerberuf wohl unterrichtet und fand so überall eine reiche Zuhörerschaft. Auch warb er für seine neue Lehre an verschiedenen Orten Anhänger, und besonders unter den damals sich regenden Schwärmern viele Freunde und Bekanntschaften. Dazu gehörten in Frankfurt a. M. die Genossen des Mystikers Jakob Böhme, deren Führer in der damaligen deutschen Reichshauptstadt Dr. Johann

Jakob Schütz, Dr. Thomas Wylich, die gelehrte Schwärmerin Johanna Eleonora von Merlau und deren Gatte, Dr. Johann Wilhelm Peterfen waren. — Wir finden diese Namen wieder unter den ersten Ankäufern von Bodenbesitz in Pennsylvanien.

Als Penn später Erbeigenthümer von Pennsylvanien wurde, entspann sich aus dieser Bekanntschaft die erste geregelte Auswanderung der Deutschen nach Amerika, die unter Franz Daniel Pastorius im Jahre 1683 ihren Anfang nahm. So war denn dem sprichwörtlich bekannten kosmopolitischen deutschen Wandertrieb schon damals ein Apostel entgegen gekommen, der ihm von dem gelobten Land jenseits des Meeres Wunder erzählte und ihn einlud, dieses Sanaan zu einer glücklichen Heimath für sich und seine Nachkommen zu erwählen. Und sie kamen bald in dichten Schaaren herbeigeströmt, die Söhne und Töchter Germaniens, die im alten Vaterlande durch herrschaftliche und religiöse Knechtschaft unterjocht waren, die nun in Penns Wäldern eine freiere und glücklichere Heimstätte fanden. Und sie dehnten sich aus von den Ufern des Delaware bis an den Fuß der apalachischen Berge, überall die finstern Forsten in blühende Gärten verwandelnd. Und als in den Mißjahren 1708—1710 die bittere Noth sich zu der religiösen Bedrängniß gesellte, da wuchsen ihre Schaaren zum mächtigen Auswandererstrom, fromme und fleißige und nüchterne Bewohner des jungen Landes, die in der neuen Heimath sich genügend satt essen konnten; und zu den unbehinderten religiösen Uebungen gesellte sich der humane Geist, der im freien Genuße des Lebens keine Sünde sah, sondern Gott nach seiner Weise verehrend, auch in den Freuden des irdischen Daseins und dem Schauen der schönen Natur das Ahnen des Göttlichen empfand.

Dieser freimenschliche Geist, der sich schon im ersten Vierteljahrhundert seit der Ankunft von Pastorius in Pennsylvanien vor allen andern englischen Provinzen geltend

machte und so immer mehr die Kinder Deutschlands hierherzog, daß es schien, als ob sich ein neues Deutschland hier bilden wollte, erregte auch in den östlichen Provinzen, besonders in dem puritanisch angehauchten Neu-England, die Aufmerksamkeit, von wo es besonders einen Mann nach Pennsylvanien lockte, dem das starr verknöcherte, sauertöpfige und kirchlich-politische Wesen seiner Geburtsheimath nicht zusagte, und dessen selbstentwickelter Geist ihn mächtig nach dem Lande zog, wo sich unter dem deutschen Einfluß schon ein frischeres geistiges Leben entwickelt hatte. Dieser Mann war Benjamin Franklin, zur Zeit noch ein Knabe, der große Denker und Patriot, dessen zweihundertsten Geburtstag zu feiern uns heute hier versammelt hat. Wohl geziemt es uns Deutsch-Amerikanern, das Andenken dieses Mannes zu feiern, vielleicht mehr selbst als unseren sogenannten angelsächsischen Mitbürgern, denn Franklin steht dem Geiste nach uns näher, als den anglo-amerikanischen Nachbarn.

Benjamin Franklin wurde als jüngster Sohn seiner Eltern und vierzehntes Kind seines Vaters aus siebzehn, am 17. Januar 1706 in der Stadt Boston geboren, wo sein Vater, Josias Franklin, der von England mit seiner ersten Gattin und drei Kindern im Jahre 1685 eingewandert war, das ehrjame Gewerbe eines Seifensieders und Richterziehers betrieb. Benjamin's Mutter, die zweite Gattin Josias', Maria Folger, war die Tochter von Peter Folger, der 1663 aus Norwich, England, nach Massachusetts eingewandert war. Obwohl direkt aus England kommend, deutet doch der rein erhaltene Familienname auf deutschen Ursprung.

Ueber seine Jugenderziehung erzählt Franklin in seiner Selbstbiographie, daß er den ersten Unterricht von der Mutter unter Beihülfe seines mütterlichen Großvaters erhalten habe. Schon im zwölften Jahre wurde er zu seinem älteren Bruder in die Lehre gegeben, der eine Buchdruckerei be-

trieb und der Herausgeber des einzigen in Boston zur Zeit publizirten Wochenblattes: „New England Courant“ war.

Im elterlichen Hause fand der junge Benjamin etliche Bücher, die nicht zu der orthodox-puritanischen Lectüre zählten, Fabelbücher und Mordgeschichten, wie das „Abenteuer des Leuchtturmes“, „Schwarzbart, der Pirat“ und dgl. und diese sagten dem Knaben besser zu, als die salbungsvollen Hymnen und Erbauungsbücher der gläubigen Puritaner. Sein Großvater, Folger, war ein damals bekannter Dichter Neu Englands und auch sein Oheim-Taufpathe, Benjamin Franklin, versuchte sich zuweilen in der Reimerei. Dieser hatte im Jahre 1710 für seinen Neffen ein Akrostichon-Gedicht zurechtgezimmert, das der Knabe dann auswendig lernte. Dies führte den jungen Benjamin zum Fabuliren und er versuchte nun selber Reime zu machen, Schauerballaden und Volkslieder zu drehen, die wahrscheinlich herzlich schlecht gerieten. Aber sie weckten doch seinen Geist zum Denken und Grübeln. Sein Vater ermahnte ihn zwar, von diesen müßigen Spielereien abzustehen, denn, meinte er, die Verfemacher seien gewöhnlich Bettler. Allein der junge Franklin konnte von dieser Lust nicht ablassen, reimte weiter und schrieb Sprüche in Prosa und Versen, und versuchte es sogar öfters, als er bereits Setzerlehrling war, sie unter die Thür seines Bruders zu praktiziren, damit etwas davon in die Zeitung eingeschmuggelt werden möchte, wogegen der Bruder heftig protestirte. Da der junge Lehrling es auch zuweilen wagte, diese Sachen in Schrift zu setzen, bestrafte ihn der Bruder, daß er so müßig seine Zeit verträdle, denn die aufgesetzten Fabeleien mußten wieder abgelegt werden. Aber des Knaben Lust am Phantasiren und Dichten war unbändig, und als er sich wiederholt gegen das Verbot des Bruders verging und dieser ihn dafür züchtigte, lief Benjamin aus der Lehre fort und ging nach Philadelphia (1723).

Hier fand der junge Franklin Beschäftigung in der Druckerei von Andreas Bradford, der zur Zeit auch den „American Weekly Mercury“ herausgab. Er arbeitete nun als Schriftsetzer bei Bradford etwa ein Jahr, während welcher Zeit er sich das nöthige Geld zu einer Reise nach England verdiente. In London blieb Franklin etwas über ein Jahr, sich im Druckergeschäft zu vervollkommen, und kehrte dann 1726 nach Philadelphia zurück, wo er wieder bei Bradford als Setzer und Drucker beschäftigt war, bis zum Jahre 1729, zu welcher Zeit er sich als Buchdrucker selbstständig etablirte und die kurz vorher gegründete „Pennsylvania Weekly Gazette“ kaufte, deren Herausgeber er viele Jahre lang blieb.

Auf der Rückreise von England schrieb Franklin eine Reihe Lebensregeln nieder, die ihn künftig in seinem Geschäfte leiten sollten, und die er im Jahre 1730 zu einem Almanach verwerthete, den er unter dem Namen von Richard Saunders herausgab, bekannt unter dem Titel: „Poor Richard's Almanac“. Das Büchlein hatte, wegen seiner naturwüchsigem Denkprüche, einen beispiellosen Erfolg und begründete Franklin's Ruf als Denker und Naturphilosoph. Der Almanach wurde dann mehrere Jahre lang mit dem gleichen Erfolg fortgesetzt.

Es ist nicht nöthig, den Lebensgang Franklins weiter zu verfolgen, denn dieser ist aus seiner Selbstbiographie weltbekannt geworden. Wir wissen daraus, daß er stets ein Bahnbrecher unter seinen Mitbürgern war, der erste Gründer der Bibliothek in Philadelphia; der Anreger zur Gründung der Akademie, aus welcher die Universität von Pennsylvania hervorging; der Anreger zur Gründung der philosophischen Gesellschaft; und der deutschen Hochschule zu Lancaster, die ihm zu Ehren „Franklin Kollege“ genannt wurde.

Es ist bekannt, daß er viele physikalische Spekulationen und Experimente trieb, wo-

bei er im Jahre 1752 mittels eines aufsteigenden Drachens während eines Gewitters die Entdeckung der Identität des elektrischen Fluidums mit dem Blitze machte, welches ihm die Wahl zum Mitglied der Royal British Society eintrug, die ihm für seine Entdeckung eine goldene Denkmünze stiftete. Zwei Jahre später beehrte ihn die Universität Edinburgh dafür mit dem Doktorgrad der Philosophie und bald darauf ernannte ihn die Universität Oxford zum V. D. (legum Doctor.)

Wir wissen ferner, daß Franklin an allen politischen und sozialen Vorgängen in den amerikanischen Kolonien den lebhaftesten Antheil nahm, daß er der erste General-Postmeister in den britischen Provinzen war, daß er schon früh in die gesetzgebende Behörde (Assembly) von Pennsylvania gewählt und fast regelmäßig wiedergewählt wurde; daß er zweimal von dieser Körperschaft als Abgeordneter nach England gesandt wurde, zuerst im Jahre 1757, um gegen die Steuerfreiheit der Erbeigenthümer zu wirken, und abermals im Jahre 1764 als Generalbevollmächtigter, um vor dem Parlament und der Regierung die Rechte der Kolonien zu vertreten, und daß mehrere der andern Provinzen ihn ebenfalls zu ihrem Bevollmächtigten dafelbst ernannten, in welcher Eigenschaft er bis zum Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges in Europa blieb.

Als die Revolution ausgebrochen war, kehrte Franklin nach Amerika zurück, nahm sofort für den Krieg Partei, obgleich sein eigener Sohn zur Zeit der britische Tory-Gouverneur von New Jersey war, wurde in den Kongreß gewählt, welcher die Unabhängigkeits-Erklärung erließ, die er mitunterzeichnete, und wurde dann zum Gesandten an den Hof Ludwigs XVI. ernannt, wo er sich die Hochachtung der französischen Gelehrten erwarb, die ihn zum Ehrenmitglied der Akademie wählten. Wie einflußreich Franklin in dieser Gesandtschaft für die Theilnahme Frankreichs am

Unabhängigkeitskrieg wirkte, ist ebenfalls weltbekannt, sowie, daß er einer der Hauptfaktoren war, welche später den Frieden zwischen Großbritannien und den Kolonien vermittelten. Alles dieses habe ich nur in gedrängtem Umriß hier mitgetheilt, obwohl es ja allgemein bekannt ist. Ich will deshalb wieder zurückkehren und auf Dasjenige besonders aufmerksam machen, wodurch Franklin in beiden Welttheilen uns Deutschen so nahe ans Herz gewachsen ist.

Franklin, der uns schon aus seiner Jugendgeschichte wegen seiner geistigen Begabung und seines unbändigen Selbstentwicklungstriebes bekannt geworden ist, lernte in der halb-deutschen Stadt Philadelphia bald die deutsche Sprache kennen, und so dürfen wir wohl annehmen, daß es Franklin war, welcher in der Druckerei von Andreas Bradford die beiden ersten in Amerika in deutscher Sprache veröffentlichten Büchlein in Schrift setzte, denn es gab damals noch keinen deutschen Buchdrucker oder Schriftsetzer im ganzen Lande. Diese beiden Schriften sind: Conrad Weizel's „Büchlein vom Sabbath“ (1728) und Georg Michael Weiß' langstielliger Bericht von seiner Thätigkeit als erster reformirter Prediger in Amerika (1729).

Als dann, wie bereits gemeldet, Franklin selbständiger Buchdrucker wurde, tritt er auch mit seinem Namen als der erste deutsche Verleger in Amerika auf. Die Gelegenheit hierzu bot die deutsche Gemeinde der Wiedertäufer oder sog. „Siebentäger“ in Ephrata, Pa., die unter Weizel's Führung eine religiöse Schwenkung von den europäischen Wiedertäufern oder Tunkern vollzogen hatte. Da diese Sekte in Deutschland keinen Anhaltspunkt mehr besaß und die dort gedruckten Gesang- und Erbauungsbücher von Weizel verpönt wurden, so verfaßten sie neue, die nun in Amerika und zwar von Franklin gedruckt wurden. Es sind im Ganzen, mit dem bereits bei Bradford gedruckten „Büchlein vom Sabbath“, eine ganz eigenartige Samm-

lung von sechs Druckschriften. Ihre stark abgekürzten Titel lauten:

1. (Conrad Weißel) „Mythische und sehr geheime Sprüche, etc.“ Philadelphia, gedruckt bey Benjamin Franklin in der Marktstraße, 1730 (12 mo. 32 Seiten.)

2. (Conrad Weißel) „Die Ehe das Zuchthaus fleischlicher Menschen etc.“ (Wodurch das Cölibat bei den Ephrataern eingeführt wurde). Philadelphia, gedruckt bey Benjamin Franklin in der Marktstraße, 1730 (12 mo. 36 Seiten.)

Während diese zwei, bezw. drei Pamphlete Kirchenregeln der Ephrataer Gemeinde bildeten, folgten nun drei Gesangbücher für diese Gemeinde.

3. „Göttliche Liebes- und Lobesgethöne etc.“ Zu Philadelphia, Gedruckt bey Benjamin Franklin in der Marktstraße, 1730. (12 mo. 96 Seiten.)

4. „Vorspiel der Neuen Welt etc.“ Zu Philadelphia, Gedruckt bey Benjamin Franklin in der Marktstraße, 1732 (Klein Oktav, 200 Seiten.)

5. „Jacobs Kampf- und Ritterplatz etc.“ Zu Philadelphia, Gedruckt bey B. F. in der Marktstraße, 1736. (12 mo. 52 Seiten.)

So wortkrau wie diese sonderbaren Titel sind, ist auch der Inhalt der Büchlein. Es sind Andachtslieder der verhimmelten Seelen, die in gereimten Strophen schwärmerischer Ergüsse den Seelenbräutigam besingen. Aber wie uns diese inbrünstigen Gesänge auch abstoßen oder anheimeln mögen, es sind, nächst Pastorius' und Kelzius' Gedichten, die frühesten deutschen poetischen Ergüsse Amerikas, und zwar die ersten im Druck erschienenen.

Alle diese Drucke sind mit Lateinschrift (Antiqua) gedruckt worden. Für Franklin gilt dabei das eine Verdienst, daß er der erste deutsche Buchdrucker in der Westwelt war, sonst darf man es nur als eine Geschäftssache betrachten.

Wald aber tritt uns Franklin auch als selbstständiger Unternehmer auf dem Felde

der deutschen Publizistik entgegen, denn er war es, welcher in der neuen Welt des Frühlingboten der deutschen Journalistik brachte, die „Philadelphische Zeitung“, deren erste Nummer am 6. Mai 1732 erschien. Es war Benjamin Franklin, der den Deutschen in Amerika zuerst eine Zeitung in ihrer Muttersprache bot. Das Blättchen erschien freilich nur alle 14 Tage und wie lange, ist unbekannt, denn es ist bis jetzt nur eine einzige Nummer und zwar die erste, aufgefunden worden, von welcher das „Pennsylvania Magazin“ vor etwa drei Jahren einen fac-simile Abdruck veröffentlichte.

Wohl gibt es noch andere deutsche Druck-erzeugnisse Franklins, ehe Christoph Saur im Jahre 1738 in dem Philadelphia benachbarten Germantown sein erfolgreicher Konkurrent wurde, doch muß ich, der mir kurz zugemessenen Zeit halber von ihrer namentlichen Aufführung absehen.

Seinen Sieg über Franklin als deutscher Buchdrucker verdankte Saur, daß er aus Deutschland deutsche Typen bezog und nun mit deutscher Schrift seine noch jetzt Bewunderung erregenden Werke druckte. Aber so leichten Kaufs ließ Franklin seinen Ruhm als der älteste deutsch-amerikanische Buchdrucker nicht fahren. Als Saur im Jahre 1743 auch in Philadelphia durch Joseph Crellius einen Rivalen erhielt, der mit deutschen Typen druckte, und als 1746 die Brüder in Ephrata ihre deutsche Buchdruckerei begannen, da dachte auch Franklin daran, wieder als deutscher Drucker in Wettbewerb zu treten. Crellius hatte 1717 Philadelphia verlassen, um als Einwanderungs-Kommissär für Neu England in Deutschland zu wirken. Seine Druckerzai war in die Hände von Gotthard Armbruster übergegangen, der Franklin's Prochüre „Plain Truths“, von Crellius über-
setzt, in deutscher Sprache druckte. Es existiren Vermuthungen darüber, daß Franklin vielleicht ein ungenannter Partner von Armbruster gewesen sein dürfte. Allein

Armbruster konnte sich nicht halten, und so zog Franklin im Jahre 1749 einen aus Deutschland gekommenen Buchdrucker heran, Jakob Böhm, der zuerst unter eigenem Namen und dann mit Franklin gemeinschaftlich das Geschäft des deutschen Buchdrucks weiter führte. Aus den verschiedenen Druckereierzeugnissen der Firma Franklin und Böhm ist besonders ein Werk hervorzuheben, das 1751 erschien, eine amerikanische Ausgabe von Johann Arndt's „Sechs Bücher vom Wahren Christenthum“. Das Buch, Groß Oktav, enthält 36 Seiten Vorrede, 1356 Seiten Text und 65 Kupferstiche. Es ist das größte in Philadelphia im ersten Jahrhundert des amerikanischen Buchdrucks veröffentlichte Buch, das nur an Wichtigkeit der Saur'schen Bibel und an Umfang dem in Ephrata fünf und zwanzig Jahre später gedruckten „Martyrer'spiegel“ nachsteht. Die Kupferplatten hatte Franklin aus Deutschland bezogen.

Als Franklin im Jahre 1757 von der Pennsylvanischen Assembly zum Bevollmächtigten ernannt und nach England gesandt wurde, um im Parlament die Aufhebung der Steuerfreiheit der Erbeigenthümer (Penn's Nachfolger) zu erwirken, gab er sein Druckereigeschäft in die Hände von Anton Armbruster, der schon eine zeitlang mit Franklin in Theilhaberschaft gewesen war, und nun die Druckerei fortführte. Damit schied Franklin als Buchdrucker und Journalist von der Bühne, die er 38 Jahre lang in Philadelphia beherrscht hatte. Von jetzt an war Franklin nur mehr Politiker, Staatsmann und Diplomat, auf welchem Felde er, neben Washington, Jefferson und Thomas Paine die reichsten Vorbeeren erntete, die den Ruhmeskranz Kolumbias zieren.

Fünf Jahre lang blieb Franklin in England und erfocht siegreich vom Parlament die Akte, welche die hungrigen Erbeigenthümer zur Zahlung der gleichmäßigen Steuern nöthigte, die diese dem Volk von Pennsylvanien allein aufgebürdet hatten.

Nach der Heimath zurückgekehrt, stattete ihm die Assembly namens des Volkes von Pennsylvanien den wärmsten Dank ab. Er gehörte dann wieder zwei Jahre als einflußreiches Mitglied der Assembly an, bis ihn diese aufs Neue, wie bereits gesagt, als Abgeordneten nach England sandte, um für den Widerruf der drückenden Stempelakte zu wirken, den er auch glücklich bewerkstelligte, und so einer drohenden Revolution vorbeugte. Franklin's Verhör vor dem Parlamentsauschuß, womit er diesen Sieg errang, ist weltbekannt geworden, wurde in allen Sprachen gedruckt und verbreitete seinen Ruf auch nach Deutschland, wo ähnliche drückende Zustände, namentlich im Kurfürstenthum Hannover, herrschten, das damals noch als eine quasi Provinz mit England zusammenhing.

Im Jahre 1768 machte Franklin von England aus eine Reise nach dem Hannover'schen, besuchte Osnabrück, wo er mit Justus Möser bekannt und befreundet wurde, der damals Verwalter des in England residirenden Bischofs von Osnabrück war, und dem man später den Namen des „Deutschen Franklin“ beilegte. In Hannover las Franklin die deutsche Ausgabe von Peter Kalms Reisen in Amerika, den Franklin im Jahre 1749 in Philadelphia hatte kennen lernen, und der in seinem Buch öfters sich auf Franklins Mittheilungen beruft. Von Bekanntschaften, die Franklin in Hannover und Celle — damals der Sitz der Regierung — machte, ist mir nichts bekannt.

Dann besuchte Franklin Göttingen, wo er von den Professoren der zur Zeit hochberühmten Georgia-Augusta-Universität mit vielen Ehrenbezeugungen gefeiert wurde. Er war Gast bei seinem Mitkollegen von der Royal British Society, dem Rektor der Universität, Johann David Michaelis, dem Herausgeber der „Göttinger Gelehrten Anzeigen“, und wurde warm befreundet mit dem berühmten Professor Christian Gottlob Heyne. Ueber Franklins Besuch in Göttingen

gen berichtet Michaelis in den „Gelehrten Anzeigen“, allein das wichtigste Zeugniß ist in einem Büchlein enthalten, das 1769 zu Frankfurt a. M. gedruckt wurde: „Herr Hofrath Achenwall's in Göttingen Anmerkungen über Nordamerika und über dasige Großbritanische Colonien aus mündlichen Nachrichten des Herrn Dr. Franklins“. Dieses Büchlein muß demnach als eine Mittheilung Franklins betrachtet werden.

Das Achenwall'sche Buch wurde in den gebildeten Kreisen Deutschlands mit großem Interesse gelesen, und lenkte die Aufmerksamkeit von besonders zwei der berühmtesten Schriftsteller und Denker Deutschlands auf Franklin: Johann Georg Forster und Johann Gottfried von Herder. — Forster hat Franklin persönlich in England und später 1777 wiederholt in Paris kennen gelernt und war ganz begeistert von ihm. Er sammelte sorgfältig alle kleineren und größeren Aufsätze Franklins, welche er in ein „Kästchen von amerikanischem Holz“ legte und an Herder sandte. Diese Bruchstücke wurden von G. L. Wenzel ins Deutsche übersetzt und im Jahre 1780 in Dresden unter dem Titel: „Franklins sämtliche Werke, aus dem Englischen übersetzt“, in drei Bänden und mit Kupfern versehen, gedruckt, lange vorher, ehe noch in englischer Sprache eine gesammelte Ausgabe von Franklins Schriften veröffentlicht wurde.

Herder aber, der mit Forster in stetem Briefwechsel stand, schrieb im 2. Brief „zur Beförderung der Humanität“*) (deren vier ersten ausschließlich Franklin gewidmet sind), über diesen großen Geist, wie folgt:

„Sie wissen, was ich von Franklin immer gehalten, wie hoch ich seinen jungen Verstand, seinen hellen und schönen Geist, seine Sokratische Methode, vorzüglich aber den Sinn der Humanität in ihm geschätzt habe, der seine kleinsten Aufsätze be-

zeichnet. Auf wie wenige und klare Begriffe weiß er die verworrensten Materien zurückzuführen! Und wie sehr hält er sich allenthalben an die einfachen, ewigen Gesetze der Natur, an die unfehlbarsten praktischen Regeln, an's Bedürfniß und Interesse der Menschheit! Oft denkt man, wenn man ihn liest: „wußte ich das nicht auch? aber so klar sah ich's nicht, und weit gefehlt, daß es bei mir schlichte Maxime des Lebens wurde.“ Zudem sind seine Einkleidungen so leicht und natürlich, sein Wit und Scherz so gefällig und fein, sein Gemüth so unbefangen und fröhlich, daß ich ihn den edelsten Volksschriftsteller unseres Jahrhunderts nennen möchte, wenn ich ihn durch diesen oft mißbrauchten Namen nicht zu entehren glaubte. Unter uns wird er dadurch nicht entehrt! Wollte Gott, wir hätten in ganz Europa ein Volk, das ihn läse, das seine Grundsätze anerkannte und zu seinem eigenen Besten darnach handelte und lebte; wo wären wir sodann!“

Im Jahre 1791, kurz nach Franklins Tode (er starb in Philadelphia am 17. April 1790), erschien auch der erste Theil von Franklin's Selbstbiographie im Buchdruck (sein Jugendleben), das er im Jahre 1771 für seinen Sohn William in England begonnen und bis zum Ausbruch der amerikanischen Revolution fortgesetzt hatte. Diese erste Ausgabe der Autobiographie ist aber nicht ursprünglich in englischer Sprache gedruckt worden, sondern in einer im genannten Jahr zu Paris veröffentlichten französischen Uebersetzung. Aus dieser verfaßte Schlichtegroll für seinen „Nekrolog der Deutschen“ im Jahre 1791 den ersten größeren in irgend einem Lande veröffentlichten Nachruf, der, über einer kurzen Todesnachricht hinaus, die Verdienste Franklins ins gebührende Licht stellte. Dieser Nekrolog erregte in Deutschland aller Orten tiefe Trauer. Schon vorher

*) Herders Werke „Zur Philosophie und Geschichte, XIII. Band, Seiten 5—22, Stuttgart und Tübingen bei Cotta, 1829.

hatten sie in der Universität Göttingen eine Franklin Gedächtnißfeier abgehalten, bei der die Professoren Michaelis und Heyne Dankreden auf den großen Amerikaner hielten. Zur selben Zeit begann Gottfried August Bürger die Uebersetzung von „Franklin's Jugendleben“ aus dem Französischen, die im Jahre 1792 zu Berlin gedruckt wurde. Das war ein Jahr früher als der Druck der ersten englischen Uebersetzung aus dem Französischen in London publicirte Ausgabe.

Schon vorher, im Jahre 1790, erschien in Leipzig „Franklin's Leben für die Jugend erzählt von C. F. Wagenseil“, und fünf Jahre später (1795) erschien in Cotta's Verlag (Stuttgart und Tübingen) als erstes Bändchen der „Biographien für die Jugend“ Franklin's Leben. „Franklin's kleinere Schriften, aus dem Englischen übersezt von G. Schüze“, erschienen in zwei Bänden, mit Franklin's Portrait zu Weimar im Jahre 1802. Erst im Jahre 1817 erschien in englischer Sprache im Buchdruck die vollständige Ausgabe der Selbstbiographie Franklins (zu der dieser noch in Frankreich eine Fortsetzung und in Amerika 1787—1789 den Schluß schrieb) nach dem Original-Manuskript in englischer Sprache, von seinem Enkel William Temple Franklin herausgegeben.

Aus dieser Mittheilung wird es ersichtlich, daß Benjamin Franklin in Deutschland als Schriftsteller und Denker früher und besser bekannt und geachtet war, als in seiner eigenen Heimath, Amerika. Dem materialistischen Anglo-Amerikanerthum war wohl der Geschäftsmann und Politiker bekannt, aber es blieb den Deutschen vorbehalten, ihn zuerst als Schriftsteller und Denker gekannt zu haben, ehe noch Amerika eine Ahnung davon hatte, daß in seinem Sohne einer der größten Geister seiner Zeit gelebt hat.

So haben wir denn den Lebensgang und das Wirken, sowie das allmähliche Verbreiten der Werke Franklin's verfolgt und ge-

sehen, daß, obwohl ein geborener Anglo-Amerikaner, er doch mit einem kosmopolitischen Geist, sagen wir, ein mit einem deutschen Geist reich begabter Mensch war. Wir haben gesehen, daß er, wenn auch im Leben in seiner Heimath beliebt, doch in Deutschland (vielleicht Frankreich ausgenommen) zuerst die ihm gebührende volle Anerkennung seiner Größe und seiner Bedeutung zu Theil wurde.

Franklin, einer der größten Autodidakten aller Zeiten, ganz aus sich selbst emporgewachsen, zog, vermöge seiner geistigen Denkraft seine Zeit und sein Volk mit sich fort, hob es empor aus dem Staub und half es auf den Thron der herrschenden Nationen setzen. Er war ein patriotischer, großer Mann, der als Lehrer seines Volkes auch weiter um sich griff und das ganze verklärte Europa mit sich fortrieb, was dieses längst anerkannt hat. Selbst die Herrscher auf den Thronen wurden gezwungen, seinen Geist zu fühlen und zu bewundern.

Wären die Völker seinem Vorbilde, seiner Gesinnung gefolgt, und folgte sein Volk denselben auch jetzt noch in seinem Geiste, indem man seine Grundsätze anerkenne und fortführe, so würde es wahrlich besser für unsere Nachkommenschaft stehen. Aber statt den Lehren des Poor Richard zu folgen, setzt man sich darüber hinweg und folgt dem völkervernichtenden goldenen Kalbe, dem man jetzt Opfer streut. Diese Anbetung des Götzen Mammon hat noch alle Nationen der Vergangenheit hinabgezogen in den Püßl des Verderbens. Hoffen wir für die Nachkommenschaft der Nation Franklin's eine bessere und glücklichere Zukunft. Folgen wir **D e u t s c h - A m e r i k a n e r** mindestens dem Geiste Franklins. Dieser Geist stempelte ihn zu einem der Unsrigen. Es ist deshalb hoch erfreulich, daß heute wieder, wie in alter Zeit, die Deutschen dieses Landes in der vordersten Reihe stehend das Andenken des Mannes feiern, der dem Himmel den Blitz und das Zepter den Tyrannen entriß!



Benjamin Franklin,
Paris 1777, im Alter von 71 Jahren.

**Eine in Amerika geborene Dichterin Deutschlands.
Susanna von Bandemer, geborene Franklin.**

Vortrag gehalten im Deutschen Literarischen Klub von Cincinnati am 16. Mai 1906.

Von H. A. Rattermann.

Göthe betitelte seine eigene hochinteressante Lebensgeschichte „Dichtung und Wahrheit“, was schon vielseitig als merkwürdig, wenn nicht sonderbar aufgefallen ist, da doch die eigene Lebensgeschichte, besonders eines geistig so hochbegabten Menschen, wie Göthe, sehr leicht auf bloße Wahrheit aufgebaut werden sollte. Aber Göthe hatte auch darin Recht, denn das schärfste Gedächtniß ist nach langen Jahren oft trügerisch, besonders wenn das eigene

Leben so viel mit der Umgebung und dem Verkehr mit andren Menschen verknüpft war, wie dies bei Göthe nicht ausbleiben konnte. An den Fäden der Erlebnisse jener Zeiten und der handelnden Zeitgenossen hat man denn auch viele Irrthümer und Anachronismen Göthen nachgewiesen; aber daß trotzdem durch den selbstgewählten Titel, „Dichtung und Wahrheit“, Göthe immer als gerechtfertigt erscheinen wird.

Um wie viel mehr darf ich nicht Ent-



Susanna von Vandemer,
geborene von Franklin,
Berlin 1801, im Alter von 50 Jahren.

schuldigungen finden, wenn in meiner Darstellung einer höchst interessanten Frau, die vor hundert Jahren eine bedeutende Rolle in der deutschen litterarischen Welt spielte, sich Irrthümer entdecken sollten, für die ich nicht verantwortlich bin, besonders da die Geschichte des Lebens dieser Frau in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt ist? Schon ihr Nekrograph, Dr. Brüßow in Schwerin, der die Frau persönlich kannte, schreibt: „Die Berewigte, deren Lebensschicksale noch bis jetzt im Dunkeln schweben und Referent vergebens aufgesucht hat etc.“ — Dieses ist seitdem in allen Litteraturgeschichten — Jördens, Meusel, Gödecke, Brümmel, etc. — einfach wiederholt worden. Niemand hat neue Auf-

klärungen über das Leben der Frau von Vandemer hinzu geliefert. Wenn ich nun solches nach fast verfloßenem Jahrhundert versuche, so wird man mir es nicht verargen, wenn ich Göthes Beispiel: „Dichtung und Wahrheit“ hier walten lasse. Was darin Dichtung ist, wird auf die Konjekturen zu setzen sein, die ich aus den geringen Nachrichten über Franklin's Nachkommenschaft einerseits und aus den Schriften der Dichterin andererseits zu deuten versuche.

Vor einigen Jahren brachte das „Pennsylvania Magazin of History and Biography“ einen Aufsatz über Benjamin Franklin's uneheliche Kinder. Es wurden zwei genannt, ein Sohn und eine Tochter. Die Mütter dieser Kinder waren zwei ver-

schiedene Personen mit deutsch klingendem Namen. Von dem Sohne wird das Jahr der Geburt 1731 angegeben, von der Tochter ist keine Zeit mitgetheilt, doch war sie jünger als der Sohn. Franklin hat beide als seine Kinder anerkannt und sie sorgfältig erziehen lassen. Ueber den Sohn berichtet Franklin in seiner Selbstbiographie, über die Tochter nicht. Die Lebensgeschichte des Sohnes ist deshalb allgemein bekannt geworden, als der letzte Tory-Gouverneur von New Jersey; er ist zu London im Jahre 1813 gestorben, hat also, wie sein Vater, ein hohes Alter erreicht. Das fernere Leben der Tochter ist unbekannt geblieben.

Ich vermuthete beim Lesen des Aufsatzes im „Pennsylvania Magazin“, daß diese außerehelich erzeugten Kinder Franklins vor seiner Verheirathung mit Deborah Reed gezeugt seien, da aber Franklin mit Deborah schon im Jahre 1730 vermählt war, so wurde meine Vermuthung hinfällig. Von seiner Frau wurde ihm (Franklin) nur ein Kind im Jahre 1744 geboren, Sarah, später vermählt mit dem Professor Richard Bache, und von diesen stammen die legitimen Nachkommen Franklins ab. Die Nachkommenschaft seines Sohnes William wird jedoch auch als rechtmäßig anerkannt und hat sich in Amerika und England zahlreich verbreitet. In Bezug auf die Tochter ist dies anders. Wir wissen über ihr Verbleiben geschichtlich nichts.

Als ich vor etwa fünfundzwanzig Jahren den „Neuen Nekrolog der Deutschen“ (80 Bände) kaufte und darin den Aufsatz von Dr. Brüßow fand, glaubte ich vermuthen zu dürfen, daß Susanna von Vandemer, geborene von Franklin, vielleicht eine Tochter William Franklin's sein möchte, zumal ich dachte, daß William Franklin bei seinem Antritt des Amtes als Gouverneur von New Jersey in den englischen Adelsstand erhoben sein könnte. In Burke's „Dictionary of the British Peerage and Baronetage“ (1846 im Druck erschienen) kommt jedoch der Name Franklin vor 1829 nicht

vor, in welchem Jahr ein Enkel Williams, Sir John Franklin, als Admiral der englischen Flotte in den persönlichen Adelsstand erhoben wurde. Er ist geschichtlich berühmt geworden wegen seines unglücklichen Versuches eine nordwestliche Durchfahrt zu finden, wobei er verschollen blieb.

Um Näheres über Susanna von Vandemer zu erfahren, versuchte ich ihre Publikationen zu erlangen, besonders weil Dr. Brüßow schreibt, daß ihr Roman „Alara von Bourg“ eine quasi Lebensbeschreibung der Dichterin enthalte. Lange war mein Bemühen vergebens, bis vor etwa fünf oder sechs Jahren ich ihr zweibändiges Werk: „Poetische und Prosaische Versuche“ (2te Auflage 1802) und ihre „Neue vermischte Gedichte“ (Berlin, 1802) antiquarisch in Frankfurt a. M. auftrieb. Beim oberflächlichen Anschauen der Gedichte glaubte ich annehmen zu dürfen, daß Susanna eine Enkelin Franklin's sein möchte. Nachdem ich am verfloßenen 17. Januar meine Denkrede zum zweihundertsten Geburtstag Franklin's gehalten hatte, nahm ich Susannas Schriften gründlich zur Durchsicht vor und habe dadurch meine Ansicht geändert, indem ich jetzt glaube, daß sie die uneheliche Tochter Franklin's selber war. Meine Gründe für diese Annahme sind folgende:

Susanna wurde, so wird angegeben, im Jahre 1751 in Philadelphia geboren. Franklin war zu jener Zeit Postmeister von Philadelphia und Mitglied der Assembly (Gesetzgebung) von Pennsylvania, welche in Philadelphia tagte, während sein Sohn William bei dem Provost William Smith in der Schule war. — Was die Geschichtswerke über jene Zeit berichten, ist unzuverlässig. So schreibt John Thomas in seinem „Universal Dictionary of Biography“, das über William Franklin noch das meiste berichtet, derselbe habe, als er noch minderjährig gewesen sei, an dem sog. Französischen Krieg (French War) Theil genommen. Dieser Krieg brach aber erst im Herbst 1753

aus, als William Franklin bereits im 23. Lebensjahre stand. — Allein demzufolge hätte William, falls er in die Fußstapfen seines Vaters trat, doch Susanna's Vater sein können, wenn Frau von Vandemer nun nicht selbst als Zeuge aufgetreten wäre. Dieses verhält sich so: Benjamin Franklin starb am 17. April 1790 im Alter von 84 Jahren. Im selben Jahre, als die Nachricht von dem Tode des berühmten Philosophen nach Deutschland kam, schrieb Susanna von Vandemer das folgende Gedicht:

An das Bildniß meines verstorbenen Vaters.

Geliebtes Bild! dem Herzen ewig werth,
 Das dich mit frommer Liebe ehrt,
 Du meines Vaters lächelndes Gesicht,
 Aus dem sein edler Geist in jedem Zuge spricht!
 O blicke segnend auf mich nieder,
 Stell ihn der Phantasie so lebhaft dar,
 Mit sanftem Ernst und Anmuth und so bieder,
 Wie That und Miene bey ihm war. — —
 Verkürter! wann ich iht nach deinem Bilde
 blicke,
 Wäbn' ich oft daß dein Blick mit Mißvergüügen
 droht;
 Daß minder Schmerz als Jorn bey deiner Tochter
 Noth
 Dieß Aug' umwölkt, das sonst zu meinem
 Glücke
 Mir Beyfall winkte. — Sieh, o sieh mich wieder
 an,
 Mein Vater, mit dem Blick der jedes Herz ge-
 wann.
 Gott! wie so stark fühl' ich die Triebe
 Der reinsten und treuesten Kindesliebe,
 Die ewig sich in meiner Brust erneut.
 Na, selbst dein Bild, beseelt durch meine Zärt-
 lichkeit,
 Gewährt mir Trost und Muth im leidensvollen
 Leben,
 Dir, Edler, werth zu sein und würdig nachzu-
 streben.
 O wann dein Geist vielleicht iht trauernd mich
 umschwebt,
 Wann du es siehst, wie sehr dein Bild mein
 Herz erhebt,
 Siehst, wie ich starr mit wehmuthsvollen
 Blicken
 Auf ihn geheftet gern den Kummer will er-
 sticken:
 Dann läuple Trost der matten Seele zu
 Und schenk ihr einen Strahl von deiner hohen
 Ruh. —

Doch nein! Du weißt nicht deines Liebings
 Leiden;

Bist göttlich frei von Ahnung, Furcht und Pein,
 Und fühlst im Schooß der nie getrüben Freu-
 den

Die Seligkeit, der sich die Engel freun.
 Genieße sie, den schönen Lohn der Tugend,
 In immer höh'rem Maas durch alle Ewigkeit.
 Und für die Führung meiner Tugend
 Sey dir mein Dank vor Gottes Thron geweiht.

Nach diesem 1790 oder 1791 verfaßten Gedicht konnte William Franklin, der 1813 gestorben ist, nicht Susannas Vater sein. Aber konnte es nicht ein anderer Franklin sein? Dies stelle ich in Abrede, weil keiner von Franklin's Brüdern so hochgestellt war, daß er sich hätte malen lassen können und gar noch mehrfach — denn die Brüder Franklin's starben alle unbekannt in Neu England. Wie sollte da wohl das Bild eines solchen sich nach Deutschland verirren können? Auch nehme ich an, daß das Bild, welches Susanna in dem Gedicht besingt, wohl nur ein gestochenes Bild gewesen sein mag, und welcher andere Franklin in Amerika wäre wohl damals in Kupferstich verewigt worden, außer dem großen Philosophen von Philadelphia? — Und wie hätte auch ein deutscher Baron und Major in preußischen Diensten eines andern Franklins Tochter aus Amerika zur Gattin nehmen wollen? — Dies bringt mich zur zweiten ungelösten Frage in dem Leben der einst gefeierten deutschen Dichterin, ihre Vermählung mit dem Freiherrn Johann Christian von Vandemer.

Ueber Zeit und Ort dieser Eheschließung sind keine Nachrichten bekannt. Das „Almanach de Gotha“ nennt wohl den Baron und sagt, daß er als pensionirter Generalmajor und ehemaliger Regimentschef im Jahre 1782 in Koblenz gestorben sei. Dasselbe berichtet Ledebur in seinem preußischen Adelslexikon und ebenfalls Knechtke in seinem neuen allgemeinen deutschen Adelslexikon. Alle drei Quellen, die ich im Besitz habe, geben aber keinerlei Kunde über Vermählung und Nachkommenschaft So-

hann Christians. Kneschke fügt wohl hinzu: „daß sich noch jetzt (1859) Glieder der Familie im k. preußischen Staats- und Militärdiensten“ befänden. Von Güterbesitz desselben wissen Ledebur und Kneschke nichts zu berichten. Es scheint deshalb, daß er bloß zum preußischen Militäradel gehört habe. Das hier mitgetheilte Todesjahr (1782) trifft mit Frau von Vandemer's Erzählung in ihrem Roman „Mara von Bourg“ zusammen. Sie wurde in diesem Jahre Wittve mit drei noch unerzogenen Kindern. (Den Roman „Mara von Bourg“ besitze ich ebenfalls.)

Nun aber tritt Susanna unwillkürlich in drei Gedichten als Zeugin auf. Im Jahre 1790 brach der Krieg zwischen Preußen und Frankreich aus und ihr Sohn (Vorname wird nicht genannt) zog als Kadet von 15 Jahren mit in's Feld. Sie hat über dies Ereigniß die folgenden drei Gedichte geschrieben:

An meinen ältesten Sohn, bei dem preußischen Heere. Zur Zeit des Ausmarsches 1790.

Vorch, Jüngling du, den ich gebart!
Wem gilt dies Kriegsgewühl?
Geriistet steht der Vrennen*) Schaar
Zum großen Trauerspiel.

In ihren Busen flammet Muth,
Ihr Auge dräut den Tod. —
Wohl, Jüngling, wohl! schon glüht dein Blut,
Und färbt dein Antlitz roth.

Woll edlen Dursts nach Ehr und Sieg
Empört sich deine Brust.
Der junge Krieger wünscht den Krieg,
Gefahren sind ihm Lust.

Er horcht: ihm ist der Klötenschall
Der Donnerton zur Schlacht,
Das Stampfgewühl ein Maskenball
In einer Gallanacht.

Er stürzt sich in Gefahr und Streit;
Denkt nur sein Vaterland;
Und wenn sein König es gebent,
Hält er der Hölle Stand.

*) Vrennen nennt Ramler in seinen Gedichten die Preußen.

Sieh, Jüngling, so gedachte der,
Der dir das Dasein gab.
Glorreiche Vorbeern bräch auch er,
Um sich löß ihn nicht das Grab.

Er mehrte gern voll Heldenmuth
Der alten Wunden Zahl,
Und stürzte sich mit Staub und Blut
Bedeckt zum zweiten Mal.

Er sey dein Vorbild auf der Bahn
Der Ehre, sey dein Schutz!
Als Genius ziehe er voran;
Dann deut dem Tode Truß!

Befolge streng der Pflichten Auf
Und achte nicht Gefahr:
Der Gott, der dich zum Manne schuf,
Zählt deines Hauptes Haar.

Nicht zittere, wenn im Donnerton
Zehnfacher Tod dir dräut!
Sei deiner Ahnherrn werth, o Sohn!
Und meiner Zärtlichkeit.

Dem Feigen, der den Rücken kehrt,
Dem folge Fluch und Schmach;
Und keine Zähre, die ihn ehrt,
Fließ ihm im Tode nach.

Aufl Friedrich Wilhelm zieht voran,
Wo Sieg und Ehre winkt.
Ein Held ist jeder, Mann für Mann,
Bis er zu Boden sinkt.

Auch du sey Minger um den Preis,
Den jeder sich erwarb,
Der einst auf Friederichs Geheiß
Den Tod des Helden starb.

Noch glüht der alte Preußensinn
In uns'rer Krieger Brust;
Seh wo er seh, sie ziehen hin,
Des Sieges sich bewußt.

So ziehe mit und komm zurück
Und nimm von dieser Hand —
O Sohn! gewähre mir dies Glück —
Den Kranz, den ich dir wand!

Und zum Ausmarsch singt sie ihm noch folgendes Lied entgegen. Sie hat dies Lied in fremdem Namen und ohne auf den Sohn sich zu beziehen, verfaßt, um nicht ihre Muttereitelkeit öffentlich zu verkünden.

da sie ihn als Liebling des Heeres bezeichnet. Sie nennt ihn deshalb, statt „mein Sohn“, „mein Freund“, und damit bekundet sie ihren feinfühligsten Takt als Dichterin. Zur vierten Strophe fügt sie als Anmerkung hinzu, er sei ein geborener Amerikaner.

An den Liebling bei dem Heere.

Wo bleibt mein Freund? Wo strahlen seine
Blide

Von edlem Ehrgeiz angeglüht?
Wo bleibt er, daß ich an mein Herz ihn drücke,
Das ihm so heiß entgegenflieht?

Er kommt, er kommt! ich fühl's; denn unter
allen

Erleihen Helden seiner Schaar,
Zeh ich die weiße Feder stolzer wallen,
Die seines Hutes Zierde war.

Schon fleucht sein Roß mit eines Sturmwind's
Flügel;

Das edle kriegerische Thier
Kennt seines Reiters Wunsch, es fleucht vom
Hügel

Herab und bringt ihn her zu mir.

Sei mir gegrüßt, mein Stolz und meine Krone!
Von einem Gott mir zugesandt,
Aus deiner heitern mütterlichen Zone,
Zu der Columbus Wege fand. *)

Ich seh', dein Auge blüht ein doppelt Feuer,
Von Lieb und Tapferkeit entflammt;
Mir strahlt es Lieb' und Tod dem Ungeheuer, **)
Das von Vernäens Hydra stammt.

Die Helden Tugend winkt dir gleich Alciden;
Ich seh's, daß du entschlossen bist;
Ich seh', dir ist der Ehrenkranz beschieden,
Der meines Lieblings würdig ist.

Horch! Horch! es tönt der Ausruf schon zum
Streite.

O, daß ich dir nicht folgen kann! —
Nimm mit, was dir gehört, nimm deine Beute,
Mein zärtlich Herz, und kämpf als Mann!

*) „Der Gegenstand dieses Gedichtes war ein geborener Amerikaner.“ Anmerkung der Dichterin.

***) Der wild ausgearteten Republik Frankreichs.

Die preussischen Truppen erlitten in der Champagne damals bekanntlich schwere Niederlagen. Die Nachricht davon füllte ihr mütterliches Herz mit tiefer Besorgniß. Sie theilte dieses Gefühl einem Freund mit, dem Professor van Santen in Leyden, mit dem sie brieflichen Verkehr pflegte, der ihr ein altes lateinisches Sinngedicht: „Die Mutter von Byzanz“, als Trostspruch zusandte:*)

Viderat exanimem mater Byzantia natum,
Forte facit patris dum sua votis sacris,
Impositumque suis juvenem, quae gesserat,
armis,

Et madida hostile tela manusque nece;
Mox, nec scissa cornam mater, nec territa
casu

Femina, fortuna celsior ipsa sua,
Nate, ait, egregium patriae per saecula
nomen,

Quam non degeneri funere, nata, laces!
Nunc demum peperisse juvat; dolor omnia
abesto;

Nunquam ego, te nato, non bene mater
ero *)

*) Sie fügt eine deutsche Uebersetzung des Gedichtes bei:

Einft in Byzanz sicht, an dem Altar der Familiengötter,

Eine Mutter den Sohn, während sie opfert,
entseekt.

Todt liegt über dem Schilde, den jüngst er noch
führte, der Jüngling

Noch von der Feinde Blut Waffen und Hände
beneht.

Sie, kein mütterlich Haat ausraubend, noch
weiblichem Schreden

Singgegeben, durch sich über ihr Schicksal er-
höht:

„Ewig dem Vaterland nun“, ruft sie, „heiliger
Name,

O wie deines Geschlechts würdig erlagest Du,
Sohn!

Nun erst bin ich beglückt, daß ich Mutter ward.
Klagen, verstimmet

Deine Mutter bereut nimmer es, daß sie
gebahr.“

Zusanna sandte van Santen als Antwort das folgende Gedicht zurück:

An den Herrn Professor van Santen in
Leiden,

über ein von ihm mir zugeschnittenes altes
lateinisches Epigramm:

Die Mutter von Byzanz.

Bewundern kann ich hier, vom Alterthum be-
zungen,

Das Weib, die ihren Sohn verlor. Doch, ach!
Ihr nachzuahmen fühl ich mich zu schwach. —

Er hatte als ein Held den Siegeskranz errungen,
Und kämpfte, fiel und starb als Mann.

Allein wird mir mein Sohn durch Feindesschwert
entrißen,

Dann muß mein Herz auch diesen Nimbus
missen:

Weil man von ihm nichts weiter sagen kann,
Als dieses: „Hier fiel, vom Feind erschlagen,
Ein Anabe, der zu früh im Streit ein Schwert
getragen,

Zu schwach, den Kampf mit Männern zu be-
stehn,

Oh' er noch fünfzehn Mal den Leuz gefehn.

Aus diesen drei Gedichten geht nun Fol-
gendes hervor: Erstens, daß ihr Sohn
in Amerika geboren, und zweitens,
daß er 1790 etwa fünfzehn Jahre alt war.
— Fügt man diese Auslassungen zusam-
men, so muß Major von Vandemer vor
Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges Ame-
rika besucht, Franklins Tochter kennen ge-
lernt und geheirathet haben. Das Mißver-
hältniß zwischen den beiden Gatten war
nicht so groß wie es den Anschein haben
mag. Er war zwar ein Edelmann und
preussischer Major; sie hingegen die Tochter
des bereits berühmten Dr. Franklin und
Schwester des britischen Gouverneurs von
New Jersey, dazu eine geistreiche Frau von
Bildung und Erziehung, klug wie ihr Va-
ter, der zur Zeit selbst am englischen Hofe
und auch in Deutschland als Philosoph ge-
feiert wurde. Das Mißverhältniß ihrer
mehelichen Geburt mag ihm bekannt oder
nicht bekannt gewesen sein, gleichviel, sie
wurde seine Gattin. — Nach der Geburt
ihres ersten Sohnes im Jahre 1775, als
der Unabhängigkeitskrieg ausbrach, kehrten
die Gatten mit ihrem Kind nach Deutschland

zurück, und Major von Vandemer wurde
Kommandant in Koblenz, wo Susanna bis
zum Tode ihres Gatten lebte und mit der
Frau von La Roche bekannt wurde, wie
später berichtet werden wird.

Nach dem Tode ihres Gatten, im Jahre
1782 ging Frau von Vandemer nach Ber-
lin und später nach Frankfurt am Main,
wo sie mit dem Grafen von Bohlen be-
kannt wurde, der sie zwischen den Jahren
1783 und 1786 heirathete, aber bald nach
der Vermählung sie verließ und, wenn man
ihrem Roman „Mara von Bourg“ glauben
schenken darf, übers Meer zog und verschol-
len blieb. Susanna ließ sich dann von
ihrem entwichenen Gemahl scheiden und
nahm den Namen ihres ersten Gatten wie-
der an. Sie siedelte darauf nach Berlin
zurück, wo sie bis etwa 1810 lebte. Dann
ging sie abermals nach Koblenz, wo sie am
30. Dezember 1828 gestorben ist, fast 78
Jahre alt. Sie erreichte also beinahe das
Alter ihres Vaters (84 Jahre) und ihres
Bruders, der im Alter von 82 Jahren ge-
storben war.

Warum, möchte man wohl fragen, hüllte
sich Susanna, bezüglich ihres Herkommens
in so geheimnißvolles Dunkel? Mir scheint
dieses durchaus nicht befremdend. Wie sollte
sie wohl es öffentlich kund geben, daß sie
von mehelicher Geburt sei, wenn auch die
Tochter des hochberühmten Philosophen
Franklin? — Es bestand damals und be-
steht heute noch ein nicht zu leugnendes Vor-
urtheil in der Volksmeinung gegen die il-
legitimen Kinder, obgleich diese nicht Schuld
an ihrem Herkommen sind. Daraus läßt
sich nun leicht ermeßen, warum Susanna
nichts darüber in ihren Schriften verlauten
läßt. — Ein anderer Grund mochte auch
wohl der sein, daß die Ausartung der fran-
zösischen Revolution mit ihren Gräueln den
freiheitlichen Nimbus der amerikanischen
Republik vernichtet hatte, besonders bei den
Regierungen und dem Adel Deutschlands,
die zu allen Zeiten mit schelen Augen auch
die amerikanische Republik betrachtet hat-

ten. Und Susanna stand in den fürstlichen und adeligen Kreisen in gutem Ansehen, wie schon die Subskribentenliste ihres Buches: „Neue vermischte Gedichte“ (1802 erschienen) ausweist, wo sie 113 fürstliche Pränumeranten aufführt, neben 413 meist adeligen Subskribenten. Diese Liste ist ausführlich dem betreffenden Buch vorangedruckt. Auch ist dieses Buch der Königin Luise von Preußen „ehrfurchtsvoll gewidmet.“ Da durfte sie freilich nicht besonders mit ihrer republikanischen Verfunst prunken. Außerdem war ihr Sohn damals (1802) bereits Offizier in der preussischen Armee.

Ein besonderes Zeugniß aber, daß Susanna eine geborene Amerikanerin war, liefert auch Karl Wilhelm Ramler, indem er zu den von unserer Dichterin in seiner 1790 erschienenen „Poetischen Fabellese“ aufgenommenen sechs Gedichten im Band III, die Anmerkung hinzufügt: „Diese Dichterin wurde im Jahre 1751 in Amerika geboren.“ — Auf diese Bemerkung schrieb Goethe wahrscheinlich das folgende Distichon:

„Amerikanerin nennst du das Töchterchen, alter
Phantaste?
Glücklicher, hast du sie nicht hier in Europa gemacht?“

Diese letzte Zeile hat sicherlich den Sinn: Hast du, glücklicher Ramler, sie nicht hier in Europa zur Dichterin gemacht?

Goethe hat dieses Distichon nicht in seinen „Benezianischen Epigrammen“ aufgenommen, wie er sie 1796 in Schiller's Muzienalmanach veröffentlichte, wahrscheinlich aus Rücksicht auf den herben Ausdruck gegen Ramler, „alter Phantast.“ — Goethes Grundriß (2. Ausgabe) in Band IV, nennt etwa 25 theils in älterer Fassung, theils unbekannt gebliebene Epigramme, von denen Ludwig Geiger in seiner Ausgabe von „Goethes Sämmtliche Werke“ (Leipzig, Max Neffe's Verlag o. J. Band III, Seite 161-163) zwanzig in dem Nachtrag aufnahm, darunter als No. 16 das vorstehende Distichon.

Soviel über Susannas Lebensverhältnisse, und jetzt zu ihrer gesellschaftlichen Stellung unter den damaligen Dichtergrößen und Dichterinnen Deutschlands.

In Berlin trat Susanna mit den geistigen Berühmtheiten der damaligen Zeit in engere Verbindung. Sie hatte in Koblenz schon unter der Anleitung der Frau von La Roche sich in der deutschen Poesie versucht, und etliche ihrer Gedichte waren bereits in Zeitschriften veröffentlicht worden. Das brachte sie in Berlin mit Karl Wilhelm Ramler in Verbindung, der in der Vor-Goethe-Schiller'schen Zeit, neben Klopstock, als der erste Dichter Deutschlands galt. Ramler erkannte das dichterische Talent Susannas und ermunterte sie öfters auf, ihrem Genius Folge zu leisten. In der Vorerinnerung zur zweiten Ausgabe ihrer „Poetischen und prosaischen Versuche“ gesteht sie dies ausdrücklich ein. Sie hatte bis dahin nur zur eigenen inneren Befriedigung gedichtet. Da sie jedoch nach dem Verlassen von ihrem zweiten Gatten in dürftige Verhältnisse gelangte, so suchte sie von ihren schriftstellerischen Talenten einen Erwerb zu erzielen. Auch hierzu wurde sie von Ramler ermuntert, der zuerst, wie bereits bemerkt, sechs ihrer Gedichte im dritten Band seiner poetischen Fabellese aufnahm, welche wahrscheinlich von ihrem Aristarchen nachgesehen worden waren. Sie schreibt darüber in der genannten Vorerinnerung:

„Ramler verlangte von mir, ich sollte zu jedem kleinen Gedicht erst einen Plan entwerfen, dann einen ganzen Vogen mit bloßen prosaischen Einfällen neuer Gedanken und Bildern anfüllen und nachher versifizieren. Er schrieb mir darüber: „Die leichteste Regel, die ich meiner theuersten Freundin und Dichterin ehemals gegeben habe, war: die Oden, ebenso wie ihre schönen Briefe, erst in Prosa anzusehen. Als dann kommt fast unvermerkt ein kleiner ordentlicher Plan in die Ode, alsdann wird sie ein Ganzes; alle Gedanken erscheinen dann wohl untereinander verbunden und

auch die Ausdrücke werden natürlicher usw.“ — Sie meint darüber (freilich nach Kamlers Tode): „Welch eine Forderung an ein Weib, das keine Strophe eher verfertigt, bis irgend ein lebhafter Eindruck ihr die Phantasie beseelte, und Freude, Liebe oder Schmerz die Töne entlockten, mit welcher es von der Natur ausgestattet wurde. Meine arme Muse machte in dieser Rücksicht dem deutschen Horaz gegenüber eine höchst traurige Figur, denn alle meine Versuche, nach diesem Plane zu arbeiten, waren unendlich.“ — Trotz dieses offenherzigen Eingeständnisses bemerkt man in ihren Dichtungen den Einfluß Kamlers. Sie hatte eine natürliche Anlage, und diese führte sie zur Odenichtung, in welcher Gattung und in poetischen Episteln sie von allen weiblichen Dichterinnen, die Annette von Droste Huelshoff ausgenommen, die erste Stelle einnimmt.

Im Jahre 1787 veröffentlichte Susanna ihr erstes dichterisches Produkt unter dem Titel: „Poetische und prosaische Versuche“, welches sie der späteren Kaiserin von Rußland, Maria Feodorowna, einer württembergischen Prinzessin, widmete. In der Vorrede zur zweiten Ausgabe (1802) schreibt sie selber: „Von der Natur mit der glücklichen Gabe der Dichtkunst beschenkt, aber durchaus fremd mit allem was Regel heißt, dachte ich nie daran, daß die kleinen Früchte meiner unbelauschten Feierstunden, einst der Welt vorgelegt werden sollten. Das unerbittliche Schicksal drängte mich endlich zu dem Entschluß, den Aufmunterungen des edlen Kamlers Gehör zu geben, um von einem Talente Nutzen zu ziehen, welches eigentlich zur Verführung mannigfacher Leiden von mir angewendet wurde.“

Sie bekennet hier ganz offen, daß der Dichter Kamler nicht bloß ihr Aristarch und Lehrer, sondern auch ihr Anreger war, der ihr mit Rath und That an die Hand ging. Von ihm gewann sie die Neigung zur Odenichtung, der sie, entgegen den meisten weiblichen Dichterinnen, die gewöhnlich der Lie-

bespoesie ihre besondere Guld erweisen, die männlichere Richtung der Gedankenhrift zuschreibt. Außerdem dürften auch die didaktischen und moralisirenden Sprüche ihres Vaters ihr diese Richtung näher an die Hand gelegt haben. Susanna hat in ihren „Poetischen und prosaischen Versuchen“ (1787, 2. Auflage 1802) acht und vierzig Sprüche des Vaters — Benjamin Franklins — aus den Poor Richard Almanachen in deutsche Uebersetzungen mitgetheilt. In dieser Gattung, der Ode und Didaktik, übertrifft Susanna von Vandemer auch alle ihre zeitgenössischen Dichterinnen, wie die Karschin, deren Gedichte mehr Herzensergüsse oder gar Tändeleien bilden, wofür man sie auch die deutsche Sappho nannte, oder die Freifrau Elise von der Recke, welche sich mehr in religiösen Schwärmereien erging. Mit diesen beiden zur Zeit bedeutendsten deutschen Dichterinnen war Susanna befreundet und sie begrüßten sich gegenseitig in poetischen Episteln.

Eine dritte deutsche Dichterin, mit der Susanna warm befreundet wurde, war Sophie von La Roche, die Großmutter von Klemens Brentano und Bettina von Arnim, letztere bekannt aus Goethes „Briefwechsel mit einem Kind.“ Frau von La Roche hat ihre jüngere Freundin in einem Roman verewigt, der quajie Susannas Jugendgeschichte, allerdings stark mystifizirt, enthält: „Geschichte der Miß Lony und der schöne Bund“ (Gotha 1789). Mit dieser hochbegabten und später vielfach gefeierten Schriftstellerin wurde Susanna in Thal-Ehrenbreitstein bekannt und innig befreundet. Susannas Gemahl, Johann Christian von Vandemer, stand als preußischer Major, später Regimentschef zu Koblenz in Garnison, und Sophiens Gemahl war zur Zeit geheimer Konferenzrath des Kurfürsten von Trier in dem Koblenz gegenüberliegenden Ehrenbreitstein, bis Herr von La Roche 1780 in Ungnade fiel und nach Speyer, später nach Offenbach übersiedelte. Es ist sicher anzunehmen, daß der Umgang mit

Frau von La Roche in Susanna den dichterischen Trieb erweckte. Zum Dank singt sie ihrer Freundin bei Gelegenheit des fünfzigsten Geburtstages derselben am 6. Dezember 1781 das folgende Gratulationsgedicht:

An Frau Sophie von La Roche.

Einjt als vom Urquell aller Wesen
Du, Theuerste! zum Dasehn warst erlesen,
Da drückte dich an seine Aetherbrust
Dein Genius, und segnete der Erde
Bestimmte Pilgerin; und sprach: „Sie werde
Der guten Menschen Vorbild, Stolz und Lust!“

Sie ist erfüllt, die hohe Weihe!
Und deines Lebens schöne Thatenreihe
Geleitet voll von edler Würde dich.
An reizend mannigfaltigen Geschichten
Suchst du zu warnen und zu unterrichten;
Und Deutschlands Töchter rühmen deiner sich.

Und heut an deines Tages Feher,
Fühl ich entzückt wie unaussprechlich theuer
Du mir und jeden, der dich kennet, bist.
Mein Herz wünscht dir die schönste aller Gaben
Aus Amaltheens reichem Horn zu haben,
Die deiner Tugend und dir würdig ist.

Beglückt, gesegnet sey dein Leben!
Gesegnet sey dein göttliches Bestreben,
Stets das zu thun, was du uns lehrest zu sein.

Du säest für die Ewigkeit auf Erden,
Dir wird dereinst ein Sternen-Nimbus werden,
Wo brüderlich sich Engel deiner freun.

Genieß nach fünfzig frohen Jahren,
Das süße Glück, in silberfarbnen Haaren
Der schweren Sorge heiter zu entfliehen;
Die Grazien, die deine Schritte leiten,
Sind ewig jung, Verehrte! dir zur Seiten,
Weil Geist, Geschmack und Anmuth nie verblühen.

Schon früher, als Frau von La Roche
von Ehrenbreitstein nach Speyer fortzog,
widmete ihr Susanna folgende Strophen:

An Sophie.

Walle sanft, begleitet von dem Segen
Meines Herzens, deine Pilgerbahn!
Manches Blümchen blühe dir entgegen,
Manche Freude lächle sanft dich an.
Fühle dich an süßer Wonne trunken
Wenn des Rheines Anblick himmlisch dich durch-
bebt;*)

*) Wahrscheinlich der Rhein bei Speyer.

Wenn im Anschau der Natur versunken,
Geistig dir mein Blick entgegenschwebt. —
Dann gedenke meiner bey der Felsenfeste,
Die dem Ungewitter trotzend widersteht,
Und dereinst — groß, selb im Ueberreste —
Majestätisch untergeht.

Von ebenso großem Interesse sind ihre Briefe in Versen an die beiden anderen Freundinnen. Hier eine Ode an die Frau von der Rede. Susanna ist sehr sorgfältig, ihren Korrespondenten die ihnen gebührenden Titel ausführlich beizulegen. So heißt es hier:

**An Elise, Frau Kammerrätthin von der Rede,
geborene Reichsgräfin von Medem,
Schwester der Herzogin von
Surland.**

Du, Deutschlands erste Dichterin,
In jeder Kunst Kalliopens erfahren,
Und weiser, als vor grauen Jahren
Der Griechin kühne Felsenpringerin. (Die
Sappho.)

Mir fehlt die Kraft mit unversuchten Schwin-
gen

Dir nach in's Heiligthum Aoniens zu dringen:
Doch strebt mein Geist dorthin, und nach Philo-
sophie,

Allein mit oftmal's unbelohnter Müß
Läßt da mich Wahn und Irrthum gleiten,
Wo dein geübter Fuß waagt männlich fortzu-
schreiten.

Die Fadel der Vernunft, die zündetest du an,
Für sie hast du weit mehr gethan
Als jene Schurmannin, die bey den Labadisten
Mehr für die Schwärmererei, als für den Sinn
der Christen

Ihr hohes Wesen nützt.*) Du Edle! sagtest
froh,

*) Vielleicht hatte unsere Dichterin Kennt-
niß von der Labadisten-Kolonie, welche sich im
letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts unter
Peter Schläter in Maryland ansiedelte. Die
Schurmannin war eine gelehrte Schwärmerin
in Frankfurt am Main, die von den Lehren des
französischen Mystikers Jean Labadie einge-
nommen wurde und diesen mit Geld- und an-
dern Mitteln reichlich unterstüzte, was von den
orthodoxen Protestanten übel aufgenommen
wurde. — Die dann folgenden 3 Verse beziehen
sich auf den Betrüger Capliostro, der anfänglich
durch die von der Rede unterstüzte, später aber
von ihr entlarvt wurde.

Wo dich der Schein verführt, und bleibt der
Wahrheit treu.

Du nahnst dem Wolf sein täuschend Schafge-
wand

Mit sanfter, aber fester Hand.

Für Dichternachruhm hab ich weniger Gefühl;
Mir gab mein Genius ein kleines Seitenspiel,
Hiermit verjüß ich mir des Lebens bitt're Lei-
den;

Und die Erinnerung an die entflohenen Freuden
Ist für mein Herz Genuß. Von keiner Neu ver-
gällt

Verfliehet mein Leben, fern vom Rausch der
großen Welt.

Nur dich, du edelste der Weiber, zu verehren,
Macht mir mein Herz zur süßen Pflicht.

Dein Beispiel ruft mich auf, mein Wissen zu
vermehrten:

Erkenntniß meiner selbst ist mehr als ein Ge-
dicht.

Zusannas dichterischer Verkehr mit der
Karschin ist bedeutender und wird durch die
hier mitgetheilten Gedichte bestätigt. Als
die Karschin im Dezember 1789 schwer er-
krankte, sandte ihr Frau von Vandemer
einen Strauß von Blumen mit folgendem
Gedicht:

**An Madame Karschin. Bei Uebersendung eines
Blumenstraußes am 1. Dezember 1789.**

Liebste Karschin, nimm den Morgenruß
Und den Blumenstrauß an deinem ersten Tage
Von mir an, nebit einem warmen Kuß.
Seu so glücklich, wie die falsche Sage
Ist den Erdenherrlicher nennt,
Der am goldnen Tisch, in purpurnem Gewande,
Die Zufriedenheit von deinem Mittelstande
Nicht, noch deines Herzens süßen Frieden
kennt.

Schau im Winter deines Lebens
Weiter dich in Gottes Schöpfung um.
Voll des immer satten Strebens
Wird zur Hölle selbst Eljium;
Aber tausendfach geniehet,
Wer das Leben weislich sich verjüset. —
Auch für uns schuf die Natur
Blumen auf der Wiesenflur.
Diese sind für dich im Garten aufgeblühet,
Und zum frischen Sträußchen band
Sie die Freundschaft dir durch meine Hand.
Wie der Fleiß des Gärtners sie durch Kunst
erziehet

Unter Schneegestöber, unter Eis,

So laß uns nach seinem Beispiel gleichen Fleiß
Auf des Lebens Dornenpfade wenden,
Und mit nimmer müden Händen
Blümchen für uns pflücken, klein zwar, aber
schön,

Und den Dornen aus dem Wege gehn.
Pflüde sie, Geliebte! viele Jahre
Und bekränze dich auch noch im Silberhaare.

Antwort der Madame Karschin.

Dank für den Trost, den du mir giebst
In deinem Morgenruß, so schön, so allerliebste!
Ich möcht ihn selbst geschrieben haben
Am Tage, der dein erster war.

Auch dank ich für die Blumengabe,
So spät im Jahr,

Und doch so herrlich anzuschauen. —

Ich bitte, meine Theure, dich

Mit zärtlichem Vertrauen,

Komm zu mir, grüße mich

In meinem Krankenbette,

Wo ich vorgestern bald den Tod

Gelitten hätte.

Wenn's der Allmächtige gebot: —

Ich bin zwar aus der Marternoth,

Bin aber schwach, sehr schwach und lebe

kaum wieder auf zu Preis und Dank,

Mit welchem ich mein Herz erhebe

Zu Gott, der's hinderte, daß ich nicht nieder-
sank. —

Komm liebe Charitin, zu deiner Karschin heute
Und freue dich,

Daß ohne hochgelahrte Leute,

Ihn' ein Galenusjünger ich

Mein Leben noch als eine Beute

Davon trug, und dir sagen kam:

Daß dir dein Morgenruß mein ganzes Herz
gewann.

Im Mai 1790 sandte die Karschin an
ihrer Freundin das folgende Gedicht:

Epistel an Zusalis.

Im Rosenmonat 1790.

Zusalis leuzest du wieder?
Virgt sich die Sonne des Glücks
Abermals unter ein Wölkchen? *)
Ziehst du traurigen Wids

*) Friedrich Wilhelm II. hatte versprochen,
der Karschin und der Frau von Vandemer jeder
ein Haus in Berlin zu erbauen, was durch den
mittlerweile ausgebrochenen Krieg mit Frank-
reich verhindert wurde.

Auf die blühende Rose?
 Ach, ich hatte sie lieb,
 Eh' der kommende Frühling
 Ihre Knospe noch trieb.
 Ich lobt'inge dem Schöpfer,
 Daß er leben mich ließ;
 Denn wir wissen es alle,
 Rosendüfte sind süß
 An der stützenden Stütze
 Dem vermagerten Greis,
 Unter Haare wie Silber
 Oder glänzendes Eis.
 Ich, ein purez Gerippe
 Ueberzogen mit Haut,
 Freue mich über die Rose,
 Die der Morgen bethaut,
 Und der Abend beregnet.
 Ich vergesse darob
 Hundert künftige Sorgen,
 In der Seele voll Lob;
 Dünke mich jünger, gesünder,
 Fühle mich stärker im Geist;
 Werde mit lieblichem Honig
 Lächelnder Hoffnung gespeist;
 Glaube noch bessere Zeiten. —
 Zufalls, glaube mir gleich,
 Mache durch nagenden Kummer
 Deine Wange nicht bleich,
 Und dein Auge verloschen.
 Hast ja Kinder, die sich
 Krämen um's Leben der Mutter,
 Wann die Mutter sich grämt;
 Hast's erfahren, wie endlich
 Seiner Laune sich schämt,
 Seines Wolkenvertriebens,
 Dein oft mürrisches Glück,
 Darum wende nicht traurig
 Deinen schwimmenden Blick
 Von dem Rosengeländer.
 Ist der Garten nicht dein,
 Sind doch unter den Rosen
 Alle die süßesten dein.
 Denn da blühen viel tausend,
 Die bald müssen verblühen,
 Wridh, und heiße den Witzmuth
 Von der Stirne entfliehn!

Anne Luise Karfschin.

Antwort an Madame Karfschin.

Schwarz und dunkel wie der Nacht Gefieder,
 Sant auf meine feuchten Augenlieder
 Melancholisch sich der Schlaf herab;
 Und da träumte mir von einem schönen Feste;
 Du und ich, wir waren auch die Gäste
 Bey der Tafel, die ein König gab. —

Sage doch, was mag der Traum bedeuten?*)
 Doch ich ah ja bei der Tafel nicht;
 Alles war für mich nur Schaugericht. —
 Dies ist schmerzlich. — Aber diese Schmerzen
 Sind die kleinsten, nagen nicht am Herzen.
 Du, Geliebte, willst sie von der Stirn mir scherzen:
 Und schon ist's zur Hälfte dir geglückt,
 Denn das Köschchen, das dein Herz erquickt,
 Das die Freundschaft für mich abgepflückt,
 Hat in deinem Liebe mich entzückt.

Die Karfschin erhielt noch im selben Jahr das von Friedrich Wilhelm II. ihr geschenkte Häuschen in Berlin, in welchem sie am 12. Oktober 1791 starb. Frau von Vandemer blieb vorläufig unberücksichtigt, erhielt jedoch ein Jahresgeschenk von hundert Thaler vom König. Vielleicht genügte das auch, denn ihr ältester Sohn, der den Feldzug nach Frankreich (1790) mitgemacht hatte, war mittlerweile zum Offizier in der preussischen Armee befördert worden. Beim Tode ihrer Freundin schrieb Sujanna die folgende Mänie:

Am Sarkophage der Anna Luise Karfschin, geborene Dürrbach.

Unsterblich wie die süßen Lieder,
 Die sie als Sappho sang, steigt ihre Seel' empor.
 Noch liebevoll blickt sie zur Muttererde nieder,
 Vergißt des Lebens Last und singt schon in dem Chor
 Der Jubilirenden zu goldner Harfen Klang
 Dem Vater aller Wesen Dank.
 Heil ihr! — Und du, o körperliche Hülle
 Der guten Seele, ruh in feuerlicher Stille
 Hier wo die Freundschaft heiß an deinem Grabe weint,
 Bis einst, nach deinem Wunsch, wenn dieses zarte Band
 Der Nerven reißt, wir beide, Hand in Hand,
 Die Wunder der Unendlichkeit durchspähen;
 Und dort, wo Welten sich um größ're Sonnen drehen,
 Ein Stern uns nachbarlich vereint.

*) Friedrich Wilhelm II. hatte versprochen, der Karfschin und der Frau von Vandemer jeder ein Haus in Berlin zu erbauen, was durch den mittlerweile ausgebrochenen Krieg mit Frankreich verhindert wurde.

Die letzten Zeilen deuten auf ein Gedicht der Karstin, das sie einige Jahre zuvor an Susanna von Vandemer schickte, dessen Schluß lautet:

„..... bis vielleicht ein Stern
Dir und mir wird wohl behagen,
Daß wir beide Hand in Hand
Ihn durchspähen
Und — wird's uns erlaubt — herab
Ueber's Grab
Unsr'er Hülle sehen.“

Ihre Episteln an die männlichen Dichterefreunde sind minder vertraulich, nur mit ihrem Aristarchen, Ramler, pflegte sie zuweilen in neckischer Weise sich zu ergehen. Hier ein poetischer Erguß aus ihrer Feder:

Die Profelytin des Pythagoras an Ramler.

Ich, die ich zwar nicht Pyrrho's Schülerin,
Doch auch nicht übermäßig gläubig bin,
Ich glaube jetzt, Freund! (was soll ich es ver-
hehlen?)

Du selbst bist Schuld daran (an die Wanderung
der Seelen.

Denn nun begreif ich ohne Müh'
Warum in deiner Poesie

Sich Hoheit, Feinheit, Harmonie,
Mit Mühnheit, Stärke, Kürze paaren,
Die sonst vor achtzehnhundert Jahren
Dem Flaccus eigenthümlich waren.

Auch lehrt Pythagoras dies Wunder mich ver-
stehn,

Warum du deines Lieblings Schönheit uns so
schön

Erklärst, und die für uns jetzt dunkeln Stellen
So meisterhaft weißt aufzuhellen.

Es ist nur Müderinnerung, mehr nicht;
Denn du erklärst dein eigenes Gesicht.

Dasselbe Selbst, das einst dem Römer ange-
hörte,

Das Dichtkunst übte, Dichtkunst lehrte,

Das, allezeit der Wahrheit treu,

Nur Taten lobte, nicht aus Schmeichelei

Den Rang erhob: dies ist in meines Ramlers
Hülle

Vorhanden; hier lebt jener Weise noch,

Der bald am Bach, bald in der Wälder Stille

Auf Liedern sann; der nie der Ehre gold'nes
Joch

Den Nacken bot; der, was er lehrte, übte;

Der, wenn er liebte, feurig liebte;
Der frei von Prunk und Eitelkeit
Sich höher aufzuschwingen nicht begehrte;
Der ohne Habucht, ohne Neid,
Ein Freund der Großen seiner Zeit,
Reichthümer haben konnte, doch sie gern ent-
behrte.

Sprich, Flaccus unsrer Zeit, mich gründlich zu
belehren;

Wo weilte dein Geist? Jog er in andre Sphä-
ren

Mit heißem Forschungsdurst umher?

Doch ist vielleicht die Wiederkehr

Auf uns're Mutterwelt nach vorgeschriebenen
Jahren

Ein ewiges Gesetz, so bist du sicherlich

(Denn Legionstribun war ja dein erstes Jh.)

In eines Helden Stirn gefahren

Und hast ihm Menschlichkeit gelehrt.

Vielleicht nahmst du wohl gar von eines Dionen
Sirne

Besitz, und lehrtest ihn, daß man mit Unrecht
zürne,

Wenn jeder seinen Gott, wie seine Väter ehrt.
Gewiß war Menschenglück dein ewiges Be-
streben,

Und Wahrheit und Bescheidenheit

Veredelten einst dort, so wie bey uns dein Leben.

Durch Schweigen straftest du den Neid

Der Ehrlust deiner Zeit,

Und liehest sie sich wechselweis' erheben.

Verzeihung, bester Freund! der franken Dich-
terin!

Vielleicht wenn ich nicht mehr in dieser Hülle
bin,

Dann wird mein bestres Ich in andre Wesen
dringen,

Um dir als Nachtigall ein süßes Lied zu singen.

Hier bietet uns die Dichterin ein eigenartig philosophisches Gebilde, das gewiß selten in einem Frauengeiste keimte und sproßte. Sie singt ihrem Freund damit in der pythagoräischen Anschauung von der Seelenwanderung, daß er, Ramler, der Odendichter und Uebersetzer der horazischen Oden, die Seele des Horazius Flaccus besitzen dürfte. Die bildlichen Vergleiche sind trefflich und bekunden, daß Susanna eine Denkerin von großer Begabung war, und daß sie ein gutes Theil des Geistes von ihrem philosophischen Vater geerbt hatte. Dabei urtheilte sie bescheiden über ihre

eigene Fähigkeit — ein anderer Zug, der sich in Franklins Sprüchen des „Poor Richard“ vielfach äußert. Susanna will für nichts mehr gelten, als was sie ist. Dadurch tritt sie in direkten Gegensatz zu ihrer Freundin, der Karfchin, die sich gerne über die Grenzen ihres Wissens erhob und sich selbst eine Sappho nannte. Diese Bescheidenheit unserer Dichterin spricht sich auch in dem folgenden Gedicht an ihren Aristarchen aus. Susanna hatte einst ein Epigramm gedichtet, das sie an Ramler sandte, und der sie aufmunterte, mehr Sinngedichte zu verfassen, was sie mit folgender Epistel ablehnt:

An Ramler.

Nein, Theuerster! nie wird es mir gelingen,
Ein Epigramm wie dein Natull zu singen:
Hier fehlte Kürz' und Energie,
Da Scherz, dort scharfes Salz, und bey ver-
lorner Müh

Verliert sich die Geduld und Lust zur Poesie.
Und kann ich, ohne zu erröthen,
Durch mein Geschwätz dir deine Stunden tödten?
Nein, lieber ewig aller Reimerey entsagt,
Als meinen Aristarch geplagt!
Nein, besser immer still geschwiegen,
Als eine Welt um Weifall zu betrügen,
Den sich durch eig'ne Kunst ein Weib zu schwer
erwirbt,
Und nur Papier und Zeit und Kopf dazu ver-
dirbt.

Ich selber, Freund! ich fühle mich zu schwach,
Den Regeln treu zu sein, und staune schwindelnd
an,

Was nie mein Flug erreichen kann:
Sonst kriecht' ich Hermste gern euch Sonnen-
adlern nach.

Das an Ramler gesandte Epigramm hat die Dichterin nicht in ihrer Sammlung aufgenommen. Doch verstand sie wohl, ein neckisches Epigramm zu dichten, wie das folgende beweist:

Der Richter.

Zwey Parteien ließen vor dem Rath
In einem Abderiten Staat
Sich wader pro et contra hören:
Der Richter redete das Ehr
Aus seiner Staatsperiode vor,

Sich von der Klage gründlich zu belehren:
Allein ein Lärm drang durch die dünne Wand:
„Zum Senker, seid doch still, ihr Leute, wenn
man richtet“,
(Rief er im Zorn:) „zehn Sachen hab ich schon
geschlichtet,
Wobon ich nicht ein Wort verstand.“

Hier noch ein kleines Epigramm in griechischer Manier, welches bezeugt, daß sie wohl wußte, sich in der Kürze zu fassen:

An Melina.

Du bist, Melina, mehr als Krösus reich;
Dein Leib ist Chtbereen, dein Geist Minerven
gleich.

Und noch ein drittes an die damals berühmte Schauspielerin Madame Friedrice Unzelmann, mit der auch Schiller korrespondirte:

An Madame Unzelmann, als sie in den beiden kleinen Savojarden den Joseph spielte.

Wir sehn in deinem Spiel der Wahrheit schönes
Bild
Und jede Regel deiner Kunst erfüllt;
Allein in's Savojardenkleid
Hat sich bisher noch allezeit
An deiner Statt ein Amor eingehüllt.

Wieland, mit dem Susanna durch die Frau La Roche bekannt und befreundet wurde, sandte ihr als Gegengeschenk ihrer „Poetischen und Profaischen Versuche“ ein Exemplar seines Gedichts „Die Grazien“, worauf sie ihm folgendes Sinngedicht schickte:

An den göttlichen Sänger der Grazien.

Dich nährten gewiß an deiner Mutter Busen
Schon Nektar und Ambrosia;
Wis dich die schönste aller Musen
Zu ihrem Liebling auserjah;
Doch zur Unsterblichkeit
Hat dich die Hand der Grazien geweiht.

Zu Goethe trat sie erst in späteren Jahren durch Goethes Korrespondentin, Frau von Willemer (Goethes Suleika), in nähere Bekanntschaft. In ihren Gedichten bringt sie, zu einer Parodie auf dessen „Mignon's Lied“, nur die Aufschrift:

A n i h n.

bemerkt aber in einer Note, sie habe es „Nach dem vortrefflichen Goethe'schen Liede, "Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?" aus Wilhelm Meisters Lehrjahren", gedichtet. Das Gedicht selbst ist nicht schlecht, allein ich bin im Zweifel darüber, ob sie nicht damit eine leichte Satyre beabsichtigte, da sie das Land ihrer Sehnsucht nach allen Windgegenden der Erde verlegt, während Goethe Italien als das einzige Land seiner Sehnsucht im Auge hatte. Susanna verlegt eine Strophe nach dem Thal von Jemal, eine andere nach den Peleron Inseln, eine dritte nach den Vardenhainen von Herrmann und Thusnelde, eine vierte nach der Insel Tinian, und in der fünften Strophe, in welcher sie das Land der Freiheit sucht, deutet sie verstoßen nach dem Lande ihrer Geburt, indem sie sagt, dieß Land sei nicht in Britannia, nicht in der Schweiz und nicht in Gallia, (damals eine Republik), sondern das Ideal der Freiheit sei in einem fernen Land jenseits des Meeres zu finden; und dann sich an Goethe wendend, singt sie:

„Kennst du das Land? Dahin, dahin
Wächst ich mit dir, du Sohn der Musen, ziehn!“

Mit Herder in Weimar war ihr Verhältniß weniger zutraulich, obwohl Herder einer der Subskribenten auf ihre 1802 veröffentlichten Gedichte war. Daß Herder ihre Gedichte nicht, wie die der Karschin, in einem eigenen Kapitel besprochen hat, wird wohl dem bereits im nächsten Jahr erfolgten Tode Herders zuzuschreiben sein. Da ihr Briefwechsel nicht erhalten scheint oder ist, und in Herders Korrespondenz, soweit dieselbe veröffentlicht wurde, kein Brief von und an ihr genannt wird, bleibt ihr Verkehr mit diesem großen Kritiker in Dunkel gehüllt, obgleich Dr. Brueffow, der Verfasser ihres Nekrologs ausdrücklich schreibt, daß sie mit Herder in innigem Verkehr gestanden habe. Susanna stellte ihren Gedichten zwei Strophen aus Herders „Terpsichore“ als Motto voran, in denen sich ihr Gemüth wieder spiegelt:

„Wollt' ich, könnt ich es auch? Immer die
Leher mit
Strängen mit des Gesangs süßester Rose, könnt'
Ihre lindesten Saiten
Nur berühren: ich mag es nicht.

Immer. Hoher Gesang wechsele mit zartem
Ton.

Diesen lindern heb ich o der stärk're Griff:
Denn die Muse des Wohllauts
Liebt den wechselnden Reigentanz.“

Gleim, der auch zu ihren Subskribenten zählt, stand zur Zeit in gespanntem Verhältniß mit Ramler, aber die Schülerin Ramlers sandte Gleim doch zu seinem 70. Geburtstag (1789) einen Lorbeerkranz mit folgenden Versen:

Nimm, theurer Bruder in Apoll,
Den kleinen Kranz von deiner Freundin Hän-
den;
Partenope wird dir den bessern Lorbeer spenden,
Der dir, gleich dem Virgil, einst ewig grünen
soll.

Einen ausgedehnten poetischen Austausch hatte unsere Dichterin mit dem Dichter der „Mythologischen Erzählungen“, Karl Gadermann in Frankfurt a. M., der zur Zeit, als Susanna, nach der Trennung von ihrem zweiten Gatten, in Frankfurt lebte, dort eine Professur an der städtischen Hochschule bekleidete. Das folgende Gedicht, das auf ein vorhergehendes Schreiben Gadermanns an Susanna hinweist und vielleicht auf einer Ausöhnung zwischen ihr und ihrem Gemahl hindeuten mochte, findet sich in dem ersten Bändchen (Poetische und prosaische Versuche), es führt die Aufschrift:

Die Ausöhnung.

An Herrn Karl Gadermann, (zu Gadermann's
Vermählung.)

Gott Amor, der mit Rosenranken,
Entdornet von ihm, die Liebenden vereint,
War längst gewohnt mit Schmen sich zu zanken;
Und jeder war dem andern spinnefeind.
Schon schwuren sie, sich ewig zu vermeiden:
Da wurden sie Euch, treuverbund'nes Paar
Vor einem feistlichen Altar
Mit Myrthen schön bekränzt gewahr:
Und schnell umfing der Schöpfer süßer Freuden

Den Hymen, küßt ihn, rief entzückt:
 Komm, Brüderchen, wir wollen uns vergleichen!
 Weh meiner Mutter Reiz! Dir ist ein Band ge-
 gliückt,
 Dem Amors schönste Fesseln weichen.

Nicht lange nachher widmete sie folgende
 Verse an Sadermann, der ihr wahrscheinlich
 auf das vorstehende Gedicht geantwortet
 hatte.

An Karl Sadermann.

Wie, Freund! du fühlst bei meinen Melodien
 Mit süßer Seelenhymnopathie
 Kalopiens allmächtige Magie,
 Die dich — Apollos Priester — nach sich zie-
 hen? —

Dich wiegt die Ruh' in süße Phantasien
 Und meiner Laute lesbisch sanfter Klang
 Begeistert dich zum göttlichen Gesang,
 Zu Wielands und Petrarcas Harmonien
 Und hohe Wonne hebet deine Brust,
 So wie du Heloisen einst besungen,
 Mit einem Herzen voll von reiner Lust.
 Dann wird von dir der schönste Kranz errun-
 gen,

Der ewig um des Dichters Schläfe blüht,
 Und für der Jugend heil'ge Würde glüht.

Sadermann erwiderte ihr in folgendem
 größerem Poem, dem er ein Citat aus
 Rousseaus „Nouvelle Heloise“ (XXVI.
 Brief) voransetzt:

„Que c'est un fatal présent du cieul
 qu'une âme sensible! Celui qui l'a reçu,
 doit s'attendue à n'avoir que peine et
 douleur sur la terre.“

Singe, Sappho, deine Seele
 Und des Freundes Seel' in Ruh!
 Lebend hör ich, Philomele,
 Deinen sanften Klagen zu. —
 Welche Glut hebt meinen Busen:
 Hauchet mir der Helikon?
 Wohl! mich faßt die Wuth der Musen,
 Ich begleite deinen Ton!

Wiel ich dürft ihn nicht begleiten,
 Wenn mein Herz in Rührung bricht!
 Sappho, kenn' ich deine Leiden,
 Deine stillen Thränen nicht?
 Hab' ich nicht in finstern Stunden,
 Wann der Schmerz dein Herz durchwühlst,
 Deinen Schmerz mit dir empfunden,
 Was du fühltest, mitgeföhlt? —

Ist es wahr, daß schönen Seelen
 Selten Glück und Ruhe lacht?
 Sind Klarissen und Kamelen
 Nur Chypressen zugebacht?
 Schmelzen darum weiche Herzen
 In der Liebe süßen Weh'n,
 Um in Thränen und in Schmerzen
 Und in Stürmen zu vergehn?

Ist es wahr, o Kind der Musen
 Was der Genfer Bürger lehrt: *)
 Wehe dem, in dessen Busen
 Der Empfindung Flamme zehrt!
 Auf empörten Oceanen
 Steuert er sein schwaches Schiff
 Und in wüthenden Orkanen
 Scheitert er an jedem Riff.

Wie in Inseln fremder Seen
 Findet er sich hier und dort,
 Wo ihn Menschen nicht verstehen,
 Nirgends an dem rechten Ort.
 Wo der Thoren Blumen Spritzen,
 Wo Fortunens Würfel fällt,
 Sehnt er sich nach Paradiesen
 Seiner idealen Welt.

Nur in seinen Träumen windet
 Ihm die Freude ihren Kranz;
 Nur in Fabelwelten findet
 Er der heil'gen Wahrheit Glanz
 Nicht für diese Welt geboren,
 Wo ihm Ruh und Wonne fliehn,
 Sehnet er sich nach den Horen
 Einer schönen Zukunft hin.

Seiner ersten Blüthenstunden
 Lächelndes Arkadia,
 Was sein junges Herz empfunden,
 Was sein junges Auge sah,
 Ist, was in der weiten Ferne
 Seiner Vorzeit ihn entzückt;
 Aber alle goldnen Sterne
 Sind der Gegenwart entrückt.

Sehnend schaut er nach dem Bilde
 Der Vergangenheit zurück;
 Weinend wirft er im Gefilde
 Dunkler Zukunft seinen Blick.
 So versiegt des Lebens Welle,
 Ohne daß sein Durst geköhlt,
 Bis ihn an des Orcus Schwelle
 Saugt des Todes Hauch unspielt. —

*) Rousseau.

Sappho, Tochter stiller Leiden,
Philosophen sagen viel:
Hängen wir an Thränenweiden
Darum unser Saitenspiel,
Weil in seiner Pappeln Wehen
Rousseau eremitisch klagt,
Und die Menschen zu verstehen
Nicht verlangst und nicht magst?

Sieh Auroras Purpur wallen,
Sieh Selenen's Dämmerchein!
Höre Serenaden schallen
Auf der Flur, in Thal und Hain!
Athme Floras süße Düste!
Schmede Ceres Lebenssaft!
Fühl in Säuseln linder Lüfte
Gott, Natur und ew'ge Kraft!

Ruh am Quell der Hippokrene,
Wenn dein Herz in Thränen glüht,
Sappho, wo die Welt die Thräne,
Einsam hingeweint, nicht sieht!
Wo die Phantasie die Höhen
Heil'ger Ideale mißt,
Und in ihres Himmels Wehen
Erd und Zeit und Raum vergißt.

Schwebe du auf Adlers Flügeln,
Schwebe auf zum Sternenchor,
Zu dem Licht umstrahlter Hügel
Der Vollkommenheit empor!
Folge jenem edlen Streben
Und dem Drang, der dich ergreift;
Wenn auch schon in diesem Leben
Nicht zur Frucht die Blüthe reift.

O dann wird in Ungewittern
Und gedrückt von Mißgeschick,
Sängerin, dein Herz nicht zittern,
Lächeln noch dein Feuerblick.
In des Sturmes grauem Wüthen
Debet dich das Hochgefühl!
Von der Tugend ew'gem Frieden,
Und der Sturm wird dir ein Spiel.

Meine Sappho, dich zu sehen
In des Unglücks oder Nacht;
Auf Leukades Felsen stehen,
Wo kein Stern der Hoffnung lacht;
Welch ein Schauspiel! — Aber beben
Wird des Freundes Seele nicht:
Sich ich nicht den Kranz schon schweben,
Den die Tugend für dich flicht? —“

Nach, vielleicht an fernen Seen,
Die ein Uberon dir zeigt,
Wird dein Blick die Sonne sehen,
Die sich hier für dich geneigt.

Einsam rühr' ich dann die Saiten,
Sappho, wenn dein sanftes Bild,
Wie ein Traum aus vor'gen Zeiten
Deines Sängers Seele füllt.

Auf dieses schöne Lobgedicht des Sängers seiner Sappho antwortet Susanna mit einer nicht minder schönen Elegie.

Antwort an Karl Habermann.

„Nein, Alles ist dahin! — Nur eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verlassen;
Den Schrey des Schmerzes, wenn der Mann zu-
leht

Es nicht mehr trägt. — Und mir noch überdem
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen.
Und wenn der Mensch in seiner Qual ver-
stummt,

Giebt mir ein Gott zu sagen, wie ich leide..“

Goethe. „Torquato Tasso.

Freund! vergebens ist der Menschheit Flehen
Veh dem Sturme, der uns niederbeugt.
Noch läßt sich kein Elfenkönig sehen,
Der mir Trost in schönen Träumen zeigt;
Der mit seines Lilienstengels Wehen,
Mit des Bechers süßem Klagesang
Und mit seines Hornes Zauberdrehen
Meine Leiden zu entfliehen zwang.

Aber das, was mir allein geblieben,
Ist dies Herz, den Mufen ewig treu;
Das selbst seinen bitteren Feind zu lieben
Willig ist, von aller Nachsicht frey.
Daß in meines Glückes Morgenröthe
Keine Wonne ich im Leben fand,
Und für sich Genügsamkeit erklehete
Aus der Vorsicht väterlicher Hand.

Aber wenn im dumpfen Schmerzgeföhle
Dieser Blick voll Behmuth um sich sieht,
Sieht, wie hier im prunkenden Gewöhle
Mir allein kein Freudentröschchen blüht:
Wie hier Komus, Faunen und Satyren
Mit dem Bacchus und dem Gott der Lust
Lieblinge in Plutos Tempel führen —
Dann erbebt dies Herz in meiner Brust.

Und ich möchte mit dem Himmel rechten,
(Ach, mit einem ohnmachtvollen Horn!)
Der den Armen, nach durchweinten Nächten
Nichts gewährt aus Amaltheens Horn.
Der den Tasso bis zum letzten Tage
Seines Lebens, freudlos darben ließ,
Und ihm erst das Ende seiner Plage
Mit des Herzens letztem Pulsschlag wich.

Und du, Buttler, der bey reichen Britten —
Wie zu Pisa Ugolino — starb;
Sind das deines Landes edle Sitten,
Das den Ruhm der Großmuth sich erwarb?
Statt des Brodes, das man dir versagte,
Gab man deinem schlummernden Gebein,
Mann der Leiden, dem kein Glücksstern tagte,
Einen königlichen Marmorstein.

Und dein guter Rousseau — der Verkannte —
Der, getreu der Wahrheit und Natur,
Für das Wohl gedrückter Menschheit brannte,
Für die Einfalt seiner stillen Flur,
Schuf, in Idealen froh zu leben,
Unter Pappeln eine neue Welt,
Wo nach edlem, unermüdetem Streben
Aulien der Tugend Glanz umhellt. —

Aber wenn die Sterblichen verzagen
Und im Unglück halb vernichtet sind,
Wird der Dichter hoch empor getragen,
Wo die Quelle Aganippens rinnt.
Dort greift er in seine gold'ne Leher,
Spielt und singet seiner Leiden Schmerz,
Und durchglüht von Phöbus heil'gem Feuer,
Singt er sich Elhsium ins Herz.

Sal auch mich erhebt auf Adlers Schwingen
Mühn mein Genius zum Musenthron;
Und ein Gott giebt Töne mir zu singen,
Die den Sturm, wie Himmelsmacht, bedrohn.
Hör' ich nicht der Sphären Harmonien?
Dich, o Freund, der in dem süßen Drang,
Sanft umschwebt von holden Phantasien,
Ruhe mir in meine Seele sang? —

Ja, ich fühle uns're Gottheit Feuer
Und der Freundschaft himmlische Magie;
Freund, bei dieser lesbisch-süßen Leher
Wird der Schrei des Schmerzes Melodie.
Und gestählt durch ihre Zaubersaiten,
Wallen wir getrozt die Dornenbahn,
Wo die Musen uns're Schritte leiten
Bis zu Charons sorgenfrehem Kahn.

Die epistolarischen Ergüsse unserer Dichterin, die sich noch auf mehrere andere genannte und indizirte Kollegen und Kolleginnen erstrecken, müssen, da bereits genügend Beispiele gegeben sind, mit einer Heroide an die 1797 in Gotha verstorbene Dichterin, Karoline von der Lühe, Gattin des Dichters der prächtigen Hymnen „An Flora“ und „An Ceres“, Carl Emil von der Lühe,

zum Abschluß kommen. Das Gedicht zählt zu den besten der Frau von Vandemer. Sie nennt es

Epistel an die Frau von der Lühe, geborene von Brandenstein in Gotha.

Die feine Kunst der niedern Schmeicheley
Ward nie von mir geübt; mein Beyfall und
mein Tadel

Ist ohne Bitterkeit und ohne Heuchelei;
Nicht immer allzu klug, doch wenigstens getreu.
Vor allen gilt bei mir des Herzens echter Adel;
Dann bin ich gern, dank sei es der Natur,
Die mir ein weiches Herz gegeben —
Bei kleinen Schwächen blind; und lächle schalk-
haft nur,

Wenn Thor und Thörin ihren Schellenschmuck
erheben.

Doch wenn in einer schönen Harmonie
Geist, Herz und Wiß mit zärtlichen Gefühlen
Vereint, in himmlischen Akkorden spielen,
Dann wirkt auf mich allmächtige Magie
Durch seelenvolle Sympathie.
Und dieser Zug, der selten uns betrüget,
Reißt mich zu dir, du holde Dichterin!
Mit einem süßen Zauber hin.

Seil dir, o Phantasie! von dir sanft eingewieget
Durchstreift der Geist des Weltalls Raum. Auf
deinen Wink
Ist unser Wunsch erfüllt. Du bist der Zauber-
ring,

Mit dem einst Salomo die Geister und Dämonen
Zum Dienst der Knechtschaft zwang; du reichst
dem Bettler Kronen,

Und mir giebst du in einem Augenblick
Des Lebens längst verlorenes Glück
Mit mitleidsvoller Hand zurück. —

Doch weh mir, edle Frau! schon glaub' ich dich
zu sehen,

So gütig, liebevoll vor meinen Augen stehen,
Als ich dein theures Bild in meiner Seele schuf;
Schon hört ich deiner Stimme Ruf,
Und eilte schnell, dich an ein Herz zu drücken,
Das mit dem zärtlichsten Entzücken
Dich, süße Liederfängerin verehrt: — allein
Mein Zaubertraum verschwand; du wurdest mir
entrißen,

Und nur im Geist kann ich dich, Theure, küssen
Und deiner Muse Blumen streun.

Außer ihrem poetischen Epistelaustausch mit den zur Zeit hervorragenden Dichtern und Dichterinnen Deutschlands findet sich

unter den Gedichten Susannas eine große Anzahl Ergüsse an fürstliche und sonst hochstehende Personen, die ich nur andeuten will, um nicht gar zu umschweifend zu werden. Es finden sich darunter eine Ode an Friedrich Wilhelm II., eine Epistel an die Prinzessin Ferdinand von Preußen zum 22. April 1788, eine andere an die Gräfin Reale, Oberhofmeisterin der Prinzessin Ferdinand, zwei Gedichte an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, zwei Geburtstagsgratulationen in Versen an den damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, vom 3. August 1789 und 3. August 1791, ein ebensolches an den Minister Grafen von Herzberg, den Biographen Friedrich des Großen, zwei Episteln an den auch mit Goethe in Briefwechsel verkehrenden Geheimrath Heinrich Friedrich von Diez, vordem preußischer Gesandter in Konstantinopel, ein Gedicht an den preußischen Kammerherrn und Legationsrath, spätern preußischen Minister, Heinrich Friedrich von Stein, 1788 Gesandter in Konstantinopel, mit dem auch Göthe als „Fritz von Stein“ korrespondirte; sogar ein Gedicht verfaßte sie an den türkischen Gesandten in Berlin, Asmi Achmet Effendi, das dieser ins Türkische übersehen ließ und das in dieser Sprache als Facsimile ihrem Buche eingefügt wurde. Ferner eine Ode an Kaiser Joseph II. und eine Hymne zur Säcularfeier des preußischen Thrones etc., etc. — Alle diese Gedichte, ebenso geistreich und formenschön, wie die vorhin mitgetheilten, stempeln Susanna zur quasi Hofdichterin des preußischen Königshauses.

Die meisten ihrer nicht an Personen gerichteten Gedichte haben eine schwermüthige Färbung, ein elegisches Gepräge. Hier ein paar Beispiele:

Sehnsucht der Liebe.

Wer schildert sie, des Herzens reine Wonne,
Die mich durchbebt, wann endlich sich die Sonne
In Dunkel hüllt, und mir der Stern erscheint,
Der uns vereinet.

Dann fliehen sie, die lang ersehnten Stunden,
Bei dir dahin, als wären sie Sekunden;
Ich spähe nur in deinem süßen Blicke
Nach meinem Glücke.

Ja, ewig wird mein ganzes inn'res Leben,
Sei, wo du willst, zu dir, Geliebter! streben,
Und dieser Geist wird liebend dich begleiten
Durch Ewigkeiten.

Dann werd' ich dort, wo reine Liebe thronet,
Durch dich vielleicht auf einem Stern belohnet,
Wo Liebende, die Geist und Herz verbinden,
Sich wiederfinden.

Und mit verjüngter engelgleicher Liebe
Empfinden wir die seligsten der Triebe,
Und trinken dort, im hohen Himmelsaale
Die Nektarschale.

Allein dein Kuß wird süßer mich beleben
Als Nektar, den die guten Götter geben:
Entküß ich ihn nicht in der nächsten Stunde
Von deinem Munde?

Klagen.

Sind das wirklich, Liebe, deine Freuden,
Und der Lohn für meine Treu,
Daß der Hölle qualenvolles Leiden
Meines Lebens Antheil sey?

Muß ich Thränen in dem Becher trinken,
Den die Liebe mir gereicht?
Und verzweifeln auf mein Lager sinken,
Wo der Gram den Schlaf verschleucht?

Muß ich nun die Sklavenketten fühlen,
Die die Liebe um mich wand,
Um die Wuth der Zauberin zu fühlen,
Der ich lange widerstand?

Sal so mag sie ganz ihr Werk vollführen,
Bis das Herz verzweifeln bricht!
Sie zum Mitleid will ich nicht mehr rühren,
Und auch lieben ewig nicht!

An den Mai.

Holder Schöpfer süßer Triebe,
Junger wonnereicher Mail
Glück und Hoffnung und die Liebe
Sind in dir mir ungetreu.

Nie wird dieses Herz empfinden
Deiner Wonne Seligkeit:
Reiz und Jugend sah ich schwinden
Vor der uns bestimmten Zeit..

Denn der Gram gab ihnen Flügel,
Und sein Mehlthau traf das Herz.
Keiner weissen Stoa Zügel
Jähmt der Seele wilden Schmerz.

Mai, dein schönster Tag ist trübe,
Deinen Zephyr fühl ich nicht,
Weil der süße Trost der Liebe
Mir, Unglückliche! gebracht.

Deine Säng' auf den Bäumen
Singen mir nicht Lieb und Schmerz!
Wachend klag' ich, und in Träumen
Blutet mein verrath'nes Herz.

Wird der Kampf so lange währen
Bis die letzte Kraft versiegt?
Bis, geschwächt durch Gram und Zähren,
Endlich die Natur erliegt? —

Komm, du letzter meiner Tagel
Todesengel komm herbei!
Mache mich von aller Plage
Und der Liebe Schmerzen frei!

Diese Klagelieder scheinen mit Bezug auf das Verhältniß zu ihrem zweiten Gatten gedichtet zu sein. Derselbe, Graf von Wohlen, hatte sie verlassen und war, wie eine unverbürgte und in ihren Schriften verschleierte angedeutete Kunde mittheilt, ins Ausland gegangen — vielleicht nach Amerika ausgewandert, und dann dürfte er wohl der Chef der Philadelphiaer Kaufmanns-firma Henry Wohlen und Compagnie gewesen sein, der sich in Amerika wieder verheirathete und der Vater des im Bürgerkriege in dem Gefecht am Rappahannock am 22. August gefallenen Generals Heinrich Wohlen war. Doch dies ist nur Vermuthung, Graf Wohlen, der von Susanna innig geliebt wurde, hatte sie in großer Dürftigkeit mit ihren drei Kindern zurückgelassen. Was zu dieser Trennung beigetragen haben mag, wird wohl für immer ein ungelöstes Räthsel bleiben müssen. Daß Susanna ihrem zweiten Gatten in Liebe zugehan war, geht aus dem folgenden Gedicht hervor:

Klage an den Entflohenen.

Hier ruht dein Bild auf meinem Herzen,
Du Mann der Liebe und der Schmerzen,
Der jetzt voll Grausamkeit mich flieht. —
Du fliehst umsonst! — denn meine Seele eilet
Dem Manne nach, der das Gefühl nicht theilet
Das ewig mir im Busen glüht.

O, fliehe zu den fernsten Zonen,
Laß Haß in deiner Seele wohnen,
Wo sonst nur Liebe für mich sprach.
Zerbrich, zerreiß' der Liebe süße Bande
Und tödte mich; ich folge bis zum Rande
Des Grabes dir im Geiste nach.

Die Liebe kennet keine Schranken,
Im Tode selbst wird sie nicht wanken;
Sie bleibt sich ewig einerlei.
Die Zeit kann nie dies reine Feuer mindern,
Kein Mensch, kein Gott kann ihre Allmacht hin-
dern,
Und felsenfest ist ihre Treu.

Mein ganzes Dasein seh' ich schwinden,
Um mich in D e i n e m ganz zu finden:
Ich leb' und denke nur an dich! —
Dich nur allein seh' ich von allen Wesen
Des Weltenalls! — Was du mir bist gewesen,
Bleibst du mir unabänderlich.

Die Liebe troßt des Schicksals Strenge,
Besiegt des Vorurtheiles Menge,
Und stumpfet ab den Zahn der Zeit:
Sie lächelt schlau bei der Moral der Weisen,
Und spottet selbst des kalten Bluts des Greisen,
Ihr Ziel beschränkt die Ewigkeit.

Wer nicht so fühlt, der weiß und kennet
Die Liebe nicht, die selbst getrennt
In ihrer ganzen Fülle Kraft
Nur ewig nach dem E i n e n strebet,
Sich selbst vergessend, nur dem E i n e n lebet,
Der ihr die Welt zur Wüste schafft.

O! dieses Schmachten, dieses Streben
Verzehrt die Kräfte von dem Leben,
Das der Verzweiflung sich gewiebt:
Ach! ohne ihn das Dasein zu ertragen,
Wer faßt den Schmerz? O selbst der Hölle Pla-
gen
Sind ja dagegen Seligkeit!

Dieses Klage-thema um den schönede ent-
flohenen Gemahl wird noch in mehreren
Gedichten fortgesetzt. So in „Der Kampf“,

„Klage der Daphne über die Untreue des Daphnis“, und drei Gedichte „An Selmar.“ Zwei andere Gedichte der Susanna werden sicherlich nicht zur Zeit des darin behandelten Gegenstandes, sondern weit später entstanden sein: „Gedanken beim Beschluß des 21. Lebensjahres“, das ja 1771 hätte verfaßt sein müssen, und das folgende:

Die Mutter an ihren Erstgeborenen.

Kämpfend zwischen Tod und Leben,
Noch durchglüht von Zärtlichkeit,
Fühlt ich nie das Wonnebeben
Einer Mutter, so wie heut.

Als ich nach der Jammerstunde,
Holder Säugling, dich erblickt;
Als der Schrei aus deinem Munde
Mich zur Himmelslust entzündt:

O, da dacht' ich nicht der Schmerzern,
Nicht der Wöchnerin Gefahr:
Nur mit liebetrunk'nem Herzen
Nüßt' ich den, den ich gebar;

Nüßt' ich dich, du Pfand der Treue!
Von dem heißgeliebten Mann,
Den ich jetzt durch dich auf's Neue
Mehr als jemals lieb gewann.

Kleine, süße, theure Würdel
Ach, dem Glücke kommt nichts gleich
Das ich fühle — Mutterwürde,
Durch dich bin ich groß und reich!

Zegen ström auf dich hernieder,
Den Gott seinem Liebling gibt!
Werde wie dein Vater bieder
Und von aller Welt geliebt.

Und dein Engel mache, leite
Freundlich dich an seiner Hand,
Daß dein Fuß nie strachelnd gleite
An des Abgrunds Blumenrand.

O du lächelst! und ich fühle
Mich als Seligste der Welt!
Jeder Wunsch ist jetzt am Ziele,
Weil mein Arm dich, Engel, hält.

Komm und trink an meinem Herzen
Neues Leben, neue Lust,
Holder Lohn der süßsten Schmerzen!
Nuth an deiner Mutter Brust.

Woll von freudigem Entzücken
Siehst dein Vater stumm herab:
Dank spricht mir aus seinen Blicken
Für den Sohn, den ich ihm gab.

Schummere jetzt, du süßer Sinabel
Sanft auf meinem weichen Schooß.
O für eines Kaisers Habe
Tauscht' ich nicht dies schöne Loos!

Nicht immer klingt in ihren Gedichten
der elegische Ton, sie konnte auch zuweilen
in heiteren Melodien singen und scherzen,
wie die beiden nachfolgenden kleinen Er-
güsse zeigen:

Der Schlaf des Sulpitius Galba.

Sulpitius, ein Römer, stellte schlau
Sich an, als wär er eingeschlafen,
Indem Mäenas sich mit seiner schönen Frau
Vertraulich unterhielt. Als einer seiner Sklaven
Ihn schlummernd sah, ergriff er einen Krug,
Der auf dem Schenktisch stand, that einen kurzen
Zug
Und nahm ihn in den Arm, mit ihm davon zu
gehen.

„Halt, Wibel laß mir den Falerner stehen,“
Fuhr hier Sulpitius ihn an:
„Ich schlafe nicht für Jedermann!“

Die Verwandlung.

Seitdem der Mann des Mannes Werth ent-
weiht,
Betrug und Schmeichelei nicht scheuet,
Vor jedem Mädchen niederkniet,
Das schlau, ihn nachzuziehen, flieht
Und das in jeder Wuhlerkunst geübet,
Den Mann nicht, nur sich selbst und ihre Freiheit
liebet,
Seitdem er es die zweite Venus nennt,
Die vierte Grazie, die zehnte Muse,
Seitdem macht Zeus, sobald ihm Hymens Fasel
brennt,
Ihn zum Aktären, und die Gattin zur Meduse.

Im Göttinger Musenalmanach vom Jahre 1797 hatte F. v. R. (Friedrich Alexander von Kleist) ein satyrisches Gedicht nach Le Brun gegen die weiblichen Schriftstellerinnen veröffentlicht, worauf Susanna eine Parodie als Antwort an die Schriftsteller schrieb. Dasselbe wurde im Berliner Musenalmanach für 1798 gedruckt:

Parodie. Antwort an die Schriftsteller.

„Zur Liebe nur sind wir geboren —“
Sagt ihr: Ihr Herren Männer, wißt
Ihr habt noch nie dabey verloren,
Wenn unser Geist gebildet ist.
Seid ihr mit einer nur verbunden,
Die nicht allein in Cypris Hain,
Nein, die auch wird in ernst'n Stunden
Euch mehr als bloßes Spielwerk sein.

Dann laßt gern euer Herz besiegen,
Das Weib, das Wissenschaften ehrt
Und zärtlich fühlt, gönnt mit Vergnügen
Euch, Männer! euren höheren Werth.
Sie flichet den gelehrten Schimmer,
Wenn treu sie ihren Pflichten lebt;
Wird nie Rivalin und lennt nimmer
Den Dünkel, der sich überhebt.

Bescheiden wie Entheas Taube,
Die nicht mit Jovis Vogel ringt,
Geigt sie nicht nach dem Götterraub, *)
Mit dem er sich zur Sonne schwingt.
Und wenn ein Wieland überflieget
Leutadens süße Sängerin,
So hat dort Männerkunst gezieget,
Hier aber Paphos Königin.

Wir huld'gen euch, Apollon Söhnen,
Wenn ihr das Roß des Pindus lenkt;
Nur laßt den sogenannten Schönen
Die Wissenfrenheit ungekränkt.
Wie schnell muß Reiz und Jugend weichen!
Wenn dann der Mund nicht geistvoll spricht,
So werden wir euch von uns scheuchen:
Mit Sapphos Leyer aber nicht.

Hiermit wird die Uebersicht ihrer Dichtungen geschlossen, welche uns zeigte, daß sie wirklich eine bedeutende Dichterin war, die nicht von der Karschin und ebensowenig durch die von der Necke an Wohlklang der Sprache, noch durch Kraft des Ausdrucks übertroffen wird. Es liegt etwas Männliches in ihrer Behandlung der Stoffe wie der Form, worin sie nur selten durch Frauen Dichterinnen übertroffen wird. Soviel ich die Dichterinnen des 18. und der größten Hälfte des 19. Jahrhunderts kenne, ragt nur, wie schon gesagt, Anette von

Droste Gülshoff über sie hinaus. Was ist die Johanna Ambrosius, so vielgepriesen, mit ihrem Süßholzgeraspel gegen Susanna von Vandemer's schwungvolle Odendichtung?

Von ihren anderen Schriften kann ich nur wenig sagen. Ein Schauspiel, „Sidin und Eduard“, 1792 gedichtet, wurde in Frankfurt a. M. aufgeführt. Eine Biographie: „Skizze der Madame Niez, jetzige Gräfin Lichtenau“, habe ich nicht aufreiben können, dahingegen besitze ich ihren Roman „Klara von Bourg, eine wahre Geschichte im letzten Zehntel des abcheidenden Jahrhunderts“ (Frankfurt a. M. 1798), welches Buch der Frau von La Roche gewidmet ist, die, wie bereits bemerkt, eine Geschichte von Susanna's Jugendleben schrieb. Ihr Nekrograph, Dr. Brüßow, sagt, daß „Klara von Bourg“ „eine Geschichte ihrer seltenen Leiden und Schicksale“, enthält. Wenn das der Fall und sie selber die Heldin ist, so gibt uns die Verfasserin darin nur eine dunkle Andeutung ihrer zweiten unglücklichen Ehe, bevor diese noch durch die Trennung zu Ende geführt wird. Die Zeichnung der Klara schildert uns nur eine schwankende weibliche Seele, die an ihren Gefühlen Schiffbruch leidet. Es ist keine Heroine, wie sie uns Fritz Reuter in „Kein Hüjüng“ und Lessing in der „Minna von Barnhelm“ geschildert haben, ein direktes Gegenstück zu Sealsfield's Emilie im „Pflanzerleben“, eine schwankende Birch-Pfeiffer'sche Frauenseele.

Uebrigens sind Susanna's Schriften in ihrer Zeit beliebt gewesen. Von den „Poetischen und prosaischen Versuchen“ erschien 1802 eine zweite Auflage. Von den „Neuen vermischten Gedichten“ eine zweite Ausgabe 1814. Dann folgten noch: „Gedichte und prosaische Kleinigkeiten“ 2 Bände 1811 und „Zerstreute Blätter aus dem letzten Zehntel des abgeschiedenen Jahrhunderts“, mit dem Bildniß der Verfasserin, 1821; „Knapp Edmund“ ein Schauspiel (Hannover, ohne Jahr); Gedichte, 2. Auflage, Neu Strelitz,

*) Ganymeds Entführung.

1801; und außerdem nennt Dr. Brüßow noch nachstehende Beiträge in Zeitschriften: „Der 3. und 7. August in tiefster Ehrfurcht besungen“ in der Berliner Monatsschrift, September 1789; „Die Erscheinung am 3. August“, ebenfalls 1791. Ferner Gedichte im Berliner Musenalmanach 1791 und 1792; Gedichte im 3. Band von Kamler's „Fabellese“ No. 10, 18, 174, 224, 233 und 283. — „An eine junge Malerin“ in Wieland's „Deutschem Merkur“ 1792. — „Schreiben einer deutschen Gräfin und Dichterin an das gesetzgebende Corps der französischen Republik im Juli 1796“, veröffentlicht in Koch's Allgemeine litterarischen Anzeigen, Jahrgang 1797. — „Die Liebende in dem Flusse Silemnis“, in Müchler's „Egeria“ 1802. — „Sonst und Jetzt“ ebendasselbst. — „Der Kampf“, im Frauenzimmer Almanach 1812; und „Der Fuhrmann von Lesbos“, in der Thyra 1821.

Susanna blieb auch in ihrer Zeit nicht unbeachtet. So brachte das „Journal für

deutsche Schriftstellerinnen“ (1788, Seite 29) eine Besprechung ihres ersten Buches. Das „Journal von und für Deutschland“ 1790, 1791 und 1792 enthält Aufsätze von und über Frau von Vandemer. Ferner F. Raßmann's Gallerie deutscher Dichterinnen, in der 2. Fortsetzung. Dessen Pantheon, 2 Artikel; und Friedrich von Schindel's Schriftstellerinnen im ersten und 3. Band. Kleinere Nachrichten über sie sind im 8. Band des Neuen Nekrologs der Deutschen und in Brümmer's Dichterlexikon, erster Theil.

Frau von Vandemer ist ein, wenn auch minder bedeutendes Seitenstück von Chamisso. Wie dieser ein geborener Franzose und deutscher Dichter war, so war Susanna eine geborne Amerikanerin und keineswegs untergeordnete deutsche Dichterin. Als solche ist sie vielleicht das einzige Beispiel in der litterarischen Welt, während umgekehrt es mehrere deutsche Frauen gibt, die in Amerika englisch dichteten.

Aphorismen.

Von H. A. Rattermann.

— Der Mensch, der nicht dem höheren Wesen seines Geschlechts nachsieht, sondern nur seine Existenz mit dem körperlichen Maße mißt, höchstens selbstthätige Liebhabereien und Neigungen mit in Erwägung zieht, entspricht der Schilderung Plato's, der, als dieser Weise gefragt wurde, wie er in der Welt gelebt habe, antwortete: „Ich bin mit Schmerzen auf die Welt gekommen, lebte dann meine Tage voll Staunen und Verwunderung, und scheid nun ungern hinaus, denn ich habe nichts gelernt und weiß darum auch nichts.“

— Aber Plato wirkte und lehrte und seine Lehren ergoßen sich wohlthuend auf seine Mitmenschen, und da seine Schriften erhalten sind, so ist sein pessimistischer Schluß wohl nur eine Selbstverleugnung. Plato lebte und wird in seinen Werken fortleben, so lange die Welt steht.

— Auf sich allein beschränkt, kann der Mensch weder für die Gegenwart noch für die Zukunft wirken. Sein Wesen muß stets im wechselseitigen Austausch mit der Gesellschaft bestehen und sich in Geben und Empfangen auflösen.

— Was der Mensch denkt und dichtet muß in Worten oder Schrift ausgedrückt werden, wenn es Wirkjamkeit haben soll. Jede Kunst oder Wissenschaft, ja jede Fertigkeit, die er sich erworben hat, ist werthlos, alle seine Tugenden und Leidenschaften, die er übt oder fröhnt, sind nichts, wenn sie nicht der Mit- und Nachwelt zur Lust oder zum Leid offenbart werden.

— Sei unbekümmert um Lob oder Tadel, die Andere über dich äußern. Bedenke, die Welt preist nur das Gemeine und tadelt mißgünstig alles was edel und erhaben ist.

— Herder sagt in seinen „Fragmenten zur deutschen Litteratur“ (§30): „Weil unser Publikum nicht vor ganz zu langer Zeit entweder zu blödsinnig war, daß es bloß einen Flecken sah, wo andere die fein gezeichneten Gemälde erblickten, so bequemten sich die Schriftsteller nach dem Leser. Dasjenige Buch ward das beste, was ihnen angenehme Ruhe ließ, im Lesen wenig zu denken; was ihnen das Vergnügen schaffte, hic und da ein Blümchen zu finden, ohne sich beständig bücken zu müssen; was sie in den süßen Traum einwiegte, das hier zu lesen, was sie selbst schon gedacht zu haben glaubten. Das Bücherschreiben ward von Verlegern ausgepachtet, und man bequemte sich nach dem Geschmack seines Lehnsheern. Das Publikum bestand aus einigen Journalisten, die nichts denken, wohl aber zu rezensiren Zeit hatten; von diesen wurden Andere angeführt und gleichjam gebildet. . . .“

— Die Welt ist auch seit Herder's Tagen noch nicht anders geworden. Gewiß nicht! Man denke sich nur die Reihe der öffentlichen Beurtheiler der Litteratur in unserer Zeit, und man möchte die Feder aus der Hand legen, nicht wie jener Grieche, um Verstand zu schöpfen, sondern um den heutigen Dichtern und ihren Kritikern, die sich entweder an wässeriger oder mondlichtiger Geisteskost ergözen und diese mit scharfsüßen Ländeleien schmachthaft zu machen suchen; oder jenen, die den geistig abgestumpften Nerven ihre starkgepfefferte zinnische Speise austischen, ein kräftiges apagé! entgegen zu rufen.

— Zu Klopstock's und Lessing's Zeit war unsere deutsche Dichtersprache noch in der Bildung begriffen, allein sie hat durch diese Meister und ihre Nachfolger bis zum Tode Goethe's ihre Vollendung erreicht. Als man gegen Ende des 19. Jahrhunderts anfang, sie noch mehr zu bilden, hat man sie — verbildet, wodurch die Anzahl der neuesten Dichter, einem Irriwich folgend, in den Sumpf des Niedrig-Gemeinen verlockt wurde, worin ein Theil der jetzigen deutschen Litteraten, dem französisch-normwegisch-russischen Vorbild folgend, umherwühlt. — Mit Lessing möchte ich unserm heutigen Parnaß zurufen: „Rehr zurück zur Schule Athens!“

— Alles was wir im Leben thun, hängt von Umständen ab, in die uns das Schicksal führt.

— Fern sei es von mir, als Pedant an abgelebten Regeln der Sprache und Schreibart zu kleben. Ich hasse die Regelmäßigkeit, diese Großsiegelbewahrer der Reinheit des Stils, die jeden neuen Gedanken, jeden frischen Zug scharf abmessen mit dem Zirkel ihrer festgesetzten Maße veralteten Dinkels; die sich sogar anmaßen, darüber zu spotten, wenn Jemand anders schreibt, wie andere ehrliche Leute, die mit vielen Worten nichts zu sagen haben, als Phrasen.

— Die Idiotismensucherei muß jedoch nicht so weit ausarten, daß die geschriebenen Gedanken das rechte Maß verlieren oder gar zum Deckmantel des Gemeinen oder schlüpfrigen Getriebes werden, welche den Menschen zur Sittenlosigkeit reizen und die Gesellschaft, statt im keuschen heimischen Kreise zu leben, in die Freudenhäuser der Sinnlichkeit locken. (Französischer Griesettenstyl.)

— Freilich kleben Gedanken, Gefühle, Empfindungen an Worten, aber die Worte müssen klar und sich ihres Zweckes bewußt sein. Darum ist alles überflüssige Beiwerk, das nur die Gedanken vom bestimmten Ziele ablenkt, in den Dichtungen strenge zu vermeiden.

— Dieses nöthigt den Schriftsteller und Dichter aber nicht, daß er alle Idiotismen, alle frischen Züge von sich bannen muß; nur müssen sie als schmucke Gebilde erscheinen, und nicht dem klar dahinfließenden Strom der Gedanken überall Steine in den Weg werfen, darüber zu stolpern.

— Ich stimme mit den Exegeten unserer Sprache in soweit überein, daß unsere Schreibart deutlich sein muß; aber ihre Deutlichkeit darf nicht in den Kopf des Alltäglichen ausarten, um zum Gähnen langweilig zu werden. Für uns in einem englisch sprechenden Lande lebenden Deutsch-Amerikaner ist zuweilen eine frisch-trohe Anglizisme eingestreut, ein gern gezeichnetes Idiotikon; aber man muß diesem flüchtig hineinlenden Koffe-Zügel anzulegen wissen, damit es nicht über die Grenze des eigenen Gebietes hinausraust und so den Widerwillen erweckt.

— Hierbei ist besonders die „Gans Freitmann“, „Jackson W. Sumagle“, „Ethan Schorch Zintfade“, „Philipp Sauerampfer“, „John Ritsch“ etc. Schnodderigkeit, wie sie zur Zeit in vielen amerikandischen Journalen zum Erbrechen breit getreten wird, in's Auge zu nehmen.

— Die meisten Menschen leben nur für den äußeren Sinn; nur wenige denken an den innern Gehalt.

— Das Leben ist ein Wandelschatten, ohne die Liebe.

— Die Gebilde des Geistes müssen, wie das Samenkorn im Ackerfelde, erst in dem eigenen Innern keimen, bevor sie geboren werden; wenn sie dann der befruchtende Regen der Idee und der wärmende Sonnenstrahl der Phantasie beleben, so wachsen sie empor zur herrlichen Blüthe und reifen zum fruchtbaren Getreide der Schönheit und Weisheit.

— Durch das leitende Bewußtsein, du bist zu Etwas da in der Welt, hast Kraft nach dem Rechten zu streben, besitzest die Macht, den falschen Zielen zu entjagen, wirst du den rechten Weg des Edlen, Schönen und Guten nicht verfehlen.

— Worin besteht der menschliche Nachruhm? — Doch nur darin, daß der ausgedrückte Gedanke oder das dargestellte bildliche Schönheits-Ideal seines Geistes sich auf seine Umgebung wirksam äußert und in seinen Schriften oder Werken auf das sinnliche oder sittliche Empfindungsvermögen späterer Generationen forterbt und fortlebt in der Erinnerung.

— Nicht am Kleinlichen hänge der Geist. nach Höherem muß er streben, und wenn ihm das Geringsfügige in den Weg tritt, muß er es beiseite schieben und aufzuhören wissen.

— Ein edler Geist ist nicht besorgt um sein Schicksal. Er ist frei, selbst dort, wo ihn die Dienstpflicht einschränkt; reich, wenn auch Dürftigkeit ihn umgibt; stets gut, unter allem ihn umdringenden Bösen; und groß in sich selbst, wenn auch seine Zeit ihn verkennt.

Sprüche.

O schönes Loos, wenn starker Muth das Herz beleben kann,
Trot Mißgeschick und Feindesneid: der Mann bleibt immer Mann!

Alles strebt nach Reichthum und Glanz, nach Prunk und nach Glorie;
Keiner an Herz und Gemüth denkt, an der Seele Genuß!

Künstlerspruch.

Niemals spielen will die Muse,
Ernsthast schenkt sie, und beherzt:
Tändelnd wird sie zur Meduse
Dem, der mit der Kunst nur scherzt.

Der Verwaltungsrath der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois ist dem Nestor der Forscher in deutsch-amerikanischer Geschichte, Herrn H. A. Rattermann aus Cincinnati, zu großem Dank für die Lieferungen zu diesem Hefte verpflichtet. Aus Freundschaft für die Gesellschaft hat er eine Anzahl vortrefflicher Arbeiten, einige noch nie im Druck erschienen, geliefert, sodaß wohl diese Nummer in mancher Weise hervorsteht. Längst über ein Menschenalter befaßt sich Herr Rattermann, durch die Arbeiten Oswald Seidenstickers begeistert, als fruchtbarer Schriftsteller auf unserem Gebiete, und ist eben an der Arbeit, seinen „Gesammelten Werken,“ wovon schon neun Bände seiner Gedichte und philosophischen Abhandlungen und Reden erschienen sind, die reichhaltige Sammlung historischer Arbeiten anzufügen.



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Die Deutschen in der amerikanischen Geschichtschreibung.

Nach einem Vortrag, gehalten bei der 25. Jahresversammlung der American Historical Association, in New York am 30. November 1909.

Von Professor Dr. Julius Goebel.

Der langgehegte Wunsch von Tausenden meiner deutsch-amerikanischen Landsleute ist heute endlich erfüllt: zum ersten Male seit dem fünfundzwanzigjährigen Bestehen der „American Historical Association“ erscheint die Geschichte der amerikanischen Deutschen als gleichberechtigter Theil der amerikanischen Geschichte auf der Tagesordnung ihrer Verhandlungen. Als Vertreter des deutsch-amerikanischen Nationalbundes darf ich vielleicht gerade darum, was ich über die Bedeutung der deutsch-amerikanischen Geschichte zu sagen habe, mit einer persönlichen Erinnerung einleiten.

Es war im Oktober 1883, als die Zweihundertjahrfeier der Gründung von Germantown, der ersten bleibenden deutschen Ansiedlung in Amerika, begangen ward. Noch erinnere ich mich lebhaft des mäch-

tigen und tiefgehenden Eindrucks, den diese Feier auf mein eigenes geschichtliches Denken und das vieler Deutsch-Amerikaner machte. An der Ueberlieferung, daß uns verschiedene Generationen deutscher Einwanderer in Amerika vorausgegangen seien, hatte es unter uns Deutsch-Amerikanern ja nicht gefehlt. Aber nun entdeckten wir uns plötzlich als Glieder eines gewaltigen Volksthum's, das in Amerika seine eigene Geschichte hatte, eine Geschichte, deren Anfänge mit der Gründung von Pennsylvania zusammenfielen, derselben Kolonie, die den Gedanken der Religions- und Gewissensfreiheit zuerst verwirklicht hatte.

Wenige Wochen nach der Feier ward die vierhundertjährige Wiederkehr von Luthers Geburtstag festlich begangen. Das Gedächtniß an den Verkünder der Glaubens-

und Gewissensfreiheit sollte den Eindruck jener ersten Feier, die uns den Blick in die geschichtliche Weite geöffnet hatte, nur noch vertiefen. Denn wer hätte den ursächlichen Zusammenhang verfehlen mögen, der zwischen Luthers That und der Pflanzung Penns bestand, dem Vorbild aller modernen Staatswesen, die seitdem auf dem unerschütterlichen Felsen der Glaubens- und Gewissensfreiheit errichtet wurden?

Ja mit Recht dürfen wir in der kleinen Schaar deutscher Ansiedler, die Penn bei der Gründung seines neuen Staates treu zur Seite standen und, erfüllt vom Geiste wahrer Freiheit und Humanität, den ersten Protest gegen die Sklaverei erließen, die bescheidenen Vorkämpfer geschichtlicher Ideen erblicken, die seitdem alle modernen Staaten umgewälzt haben.

Das bedeutsame und folgenreiche Erwachen des Interesses an ihrer Vergangenheit danken die Deutschen Amerikas nicht zum wenigsten der Forscherarbeit Oswald Seidenstücker's. Seine Aufsätze über die frühe Geschichte der Deutschen in Pennsylvanien, die im Laufe der siebziger Jahre erschienen, dürfen noch immer als Muster wissenschaftlicher Genauigkeit und Gründlichkeit gelten. Und noch heute wird der Leser den warmen Hauch patriotischen Gefühles empfinden, der in diesen Aufsätzen weht. Es ist dies ein Gefühl von so eigenthümlicher Klangfarbe, daß sein Ton dem Ohr des Angloamerikaners nicht weniger leicht entgeht, als er von reichsdeutschen Besuchern dieses Landes gewöhnlich mißverstanden wird. Ach meine jenen wunderbaren Zusammenklang von ächt-amerikanischem Patriotismus und heißer Liebe zum deutschen Vaterland und seinen Kulturgütern, der in der Brust eines jeden wahren Deutsch-Amerikaners lebt, ein Gefühlston, worin zugleich das stolze Bewußtsein schwingt, daß was der Deutsche in der neuen Welt geleistet hat und geworden ist, er sich selbst verdankt. Denn allen Schmähungen, die ein be-

kannter amerikanischer Politiker in grüner Unwissenheit gegen die Vindictive-Amerikaner geschleudert hat, zum Trotz: es gibt doch ein ausgeprägtes Deutschamerikanerthum und ein bestimmtes deutsch-amerikanisches Gefühl. —

Vald erinnerte man sich nun auch in weiteren Kreisen, daß bereits vor Seidenstücker einzelne Gelehrte und Geschichtsliebhaber sich mit der Erforschung der deutsch-amerikanischen Geschichte beschäftigt hatten. So hatte Franz Löhner, der bekannte Historiker, schon im Jahre 1847, während seines Besuches in Amerika, den kühnen Versuch gewagt, eine Geschichte der Deutschen in Amerika zu schreiben. So mangelhaft und unvollständig damals das Material auch war, auf das er sich stützen konnte, und so vielfach er in seinen Angaben und Urtheilen darum auch irgehen mußte, so kann man doch nicht umhin, den historischen Blick zu bewundern, mit dem er den Werth der erreichbaren Quellen erkannte und das Ganze des geschichtlichen Stoffes ordnete. Vor Allem aber verdient die deutsche Gesinnung, aus der dieser Versuch geboren wurde, höchste Anerkennung. Enttäuscht gewahrt Löhner, wie man damals in Amerika „der Deutschen nur als Menschen gedenkt, die ihrer Arbeit etwas werth seien“. Aber je mehr er sich mit ihrer Geschichte beschäftigt, um so stolzer kommt es ihm zum Bewußtsein, „daß die Deutschen in Amerika eine höhere Bestimmung haben, als zum Verzehr der Nankees und als Völkerdünger zu dienen.“ Auch hat Löhner zuerst gesehen und ausgesprochen, warum die anglo-amerikanischen Geschichtsschreiber nichts von deutsch-amerikanischer Geschichte berichten: „weil sie nur darnach suchen, was zur Verherrlichung ihrer eigenen Landsleute dient, weil sie nicht deutsch verstehen und von Alters her sich gewöhnt haben, das Wirken der deutschen Amerikaner in den früheren Zeiten als nicht vorhanden zu betrachten.“ Freilich, „auch von deutscher Seite ist kaum das

Nothdürftigste geleistet, um diesem Mangel abzuhelpfen.“

Ungefähr zwanzig Jahre nach Löhers Versuch unternahm es Friedrich Kapp, einer der geistig bedeutendsten unter den Flüchtlingen des Jahres 1848, angeregt von dem amerikanischen Historiker N. K. Broadhead, die Geschichte der Deutschen im Staate New York zu schreiben. Obwohl das Buch, das über die älteste Ansiedlerzeit nicht hinauskam, den Charakter einer politischen Tendenzschrift nicht verleugnen kann, so steht es als historische Leistung doch turmhoch über den amerikanischen Geschichtswerken jener Zeit und mit Recht darf Professor Osgood in Larned's „Literature of American History“ davon sagen, daß es eine der besten sozial-historischen Studien sei, deren sich unsere Literatur rühmen könne.

Noch werthvoller, weil bedeutend reichhaltiger und historisch treuer, war das Buch von Gustav Körner: „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 1818—1848.“ Als Bericht eines Augenzeugen, des hervorragendsten Deutsch-Amerikaners jener wichtigen Periode, darf das Werk als wahre Schatzkammer von Thatfachen, gleich wichtig für den Historiker, den Nationalökonom und den Dichter gelten, wie Friedrich Kapp es in einer längeren Besprechung in der „Deutschen Rundschau“ charakterisirt hat.

Und als reichstes Vorrathshaus geschichtlicher Thatfachen, aus dem sie alle ihre Weisheit holten, die in den letzten Jahren berufen oder unberufen über deutsch-amerikanische Geschichte schrieben, muß schließlich die Zeitschrift „Der Pionier“ bezeichnet werden, die G. N. Kattermann, der hochverdiente Nestor deutsch-amerikanischer Geschichtsschreibung jahrelang unter großen persönlichen Opfern geleitet und mit bahnbrechenden Arbeiten geziert hat.

Obwohl die Bücher, die ich hier genannt habe, nur einzelne Perioden oder gewisse Episoden aus der deutsch-amerikanischen

Geschichte behandeln, so weisen sie den Leser doch auf einen ausgesprochenen historischen Zusammenhang unseres Volksthums hin, der wesentlich durch die Bande einer hochentwickelten Civilisation, durch Sprache und Gebräuche, sowie durch religiöse und sittliche Anschauungen hergestellt wurde. Ein nie versiegender Strom der Einwanderung, der nun schon seit mehr als zwei Jahrhunderten sich ergießt und den Vereinigten Staaten in dieser Zeit wohl ein gutes Drittel ihrer heutigen Bevölkerung zugeführt hat, verstärkte diese Kulturbande immer wieder von Generation zu Generation. Ja diese Bande wurden in der Umgebung eines fremden Volksthums von den Deutschen vielleicht um so stärker gefühlt, weil die Mehrzahl das Vaterland zu einer Zeit verlassen hatte, als dieses, nach Friedrich Meinedes Wort, noch eine „Kulturturnation“ war, d. h. seiner heutigen politischen Organisation noch entbehrte.

Die Frage erhebt sich von selbst: in welchem Umfang hat die anglo-amerikanische Geschichtsschreibung dies mächtige Volkselement anerkannt, das heute mindestens ein Drittel der amerikanischen Bevölkerung bildet, das am Auf- und Ausbau des amerikanischen Staatswesens so hervorragend sich betheiligte und das, obgleich seinem politischen Geiste nach völlig amerikanisch, doch auch heute noch im Volkskörper eine Kultureinheit darstellt, die sich im nationalen Leben kräftig geltend macht. Ich stelle diese Frage nicht, um etwa in Zukunft in unseren amerikanischen Geschichtswerken die besonderen Tugenden und Verdienste des deutschen Einwanderers gepriesen zu sehen. Wir Deutsch-Amerikaner bedürfen dieses Trinkgeldes huldvoller Anerkennung für unsere Leistungen nicht.

Ich stelle die Frage vielmehr um der amerikanischen Geschichtsschreibung willen, die, sonderbar genug, eines der allerwichtigsten Probleme amerikanischer Geschichte bisher nicht einmal gesehen hat. Und doch hätte die bloße Thatfache, daß während der

letzten Jahrzehnte in unserer Mitte eine Anzahl historischer Gesellschaften entstanden, die sich die Erforschung der amerikanischen Vergangenheit gewisser Nationalitäten wie der deutschen, der irischen u. s. w. zum Zwecke setzten, unseren Verurtheilungsfähigern sagen müssen, daß in ihrer hergebrachten Auffassung und Methode der Geschichtswissenschaft etwas falsch sei. Denn bewußt oder unbewußt fühlte man in jenen Gesellschaften, daß sich unsere amerikanischen Geschichtswerke, auch die besten, im Grunde nur mit einem Theile der Nation befaßten, den sie, wie schon Löher richtig gesehen, irrtümlich für das Ganze nahmen; daß sie mit einem eingebildeten, künstlich zurechtgemachten Menschentypus arbeiteten, den sie fälschlich den „Amerikaner“ nannten; kurz, daß sie von der historischen Wahrheit weit entfernt seien.

Gewisse amerikanische Historiker haben diese Ausstellungen, wie zu erwarten war, als unwahr gescholten, ja sogar als unamerikanisch, d. h. als unpatriotisch verdammt. Es wäre ihnen, wie der amerikanischen Geschichtschreibung überhaupt, viel heilsamer gewesen, wenn sie sich becheiden gefragt hätten, wie weit diese Kritik berechtigt sei. Oder haben meine Kinder vielleicht nicht dasselbe Recht wie die Sprößlinge der Puritaner und Holländern in unseren Geschichtsbüchern zu lesen, was ihre deutschen Vorfahren für dies Land geleistet haben?

Da die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit, die der Historiker zu erkennen sucht, im letzten Grunde aus Einzelpersönlichkeiten besteht, so läßt sich verstehen, wie leicht sich zwischen den Historiker und seine Quellen ein erdichteter Typus von Mensch einschleicht. Für den Geschichtschreiber einer Nation, die uns als einheitliches Volksthum gegenübertritt, mag es ein Vortheil sein, wenn er sich eines solchen künstlichen Typus bedienen darf und in diesem Sinne etwa vom „Deutschen“, vom „Engländer“ oder „Franzosen“ als solchem redet. Für den Historiker einer Mischnation wie die

amerikanische bedeutet dies Verfahren Mißverständnis, wenn nicht völliges Mißlingen.

Nicht nur wird er die psychologischen und sonstigen Eigenschaften seines künstlich konstruirten, partikularistischen Menschentypus, sagen wir des „Puritaners“ oder des „Cavaliers“, für die allgemein nationalen halten, sondern er wird auch gewisse Anschauungen, ja sogar ganz äußerliche Gebräuche und Gewohnheiten in einem bestimmten Theile des Landes für den typischen Ausdruck amerikanischer Civilisation nehmen.

Hier liegt nach meiner Meinung der fundamentale Irrthum der amerikanischen Geschichtschreibung, das Resultat trügerischer Abstraktion, vor der sich der Historiker vor Allem zu hüten hat. Denn er setzt damit die Existenz einer einheitlichen, fest ausgeprägten nationalen Kultur voraus, der die Wirklichkeit nicht entspricht. Wir sind wohl eine nationale Einheit soweit die politische Form unseres Staatslebens in Frage kommt, auch haben wir ja schon gewisse Ideale entwickelt, die man wohl nationale nennen kann. Aber als eigentliche Nation im höchsten Sinne des Wortes befinden wir uns immer noch im Werden. Denn was eine Nation in diesem höchsten Sinne kennzeichnet, ist nicht der Körper ihrer politischen und sozialen Organisation, sondern die lebendige Seele einer höheren Kultur, die sich in der Schöpfung ursprünglicher und bleibender Werthe auf den Gebieten des höheren Menschheitslebens auswirkt.

Weil nun diese höhere Kultur bei uns noch immer erst im Werden begriffen ist, darum glaube ich, daß unsere Geschichtswissenschaft gerade hier mit dem Studium der Volkselemente einsetzen müßte, aus denen unsere werdende Nation sich bildet. Bei Völkern, die, wie das deutsche oder das griechische, wesentlich aus einer einheitlichen Rasse bestehen, ist die Entwicklung ihrer höheren nationalen Kultur das unbewußte Entfalten ihrer innersten Seele, wie es in

Dichtung, Kunst und Wissenschaft erschlossen vor uns liegt. Bei einer aus verschiedenen Volkstrassen gemischten Nation, wie der amerikanischen, ist der Schöpfungsprozeß einer höheren nationalen Kultur zum großen Theil ein bewußter, ja in gewisser Hinsicht lenkbarer. Sein Erfolg wird darum von der Beschaffenheit der geistigen Führer und deren Zielen abhängen.

In diejem Lichte betrachtet, lassen sich Aufgabe und Beruf des amerikanischen Historikers nicht höher und fesselnder denken. Aber wie wenig ist bisher geschehen zur Lösung der wichtigen Probleme, die des Geschichtschreibers warten! Gewiß, wir haben eine ganze Reihe politischer und verfassungshistorischer Geschichtswerke der Vereinigten Staaten, wir haben Geschichten, die nach dem jüngsten Rezept der soziologischen oder evolutionistischen Mode verfaßt sind, und wir besitzen sogar Geschichtswerke, die uns verrathen, wie sich die Geschichte des amerikanischen Volkes nach einem göttlichen Plane oder nach philosophischen Ideen im Sinne der metaphysischen Gespenster Hegels entwickelt habe. Dagegen haben wir kaum die Anfänge zu einer Geschichte der amerikanischen Civilisation, ja wir haben bis heute nicht einmal einen Ausdruck geprägt, der dem deutschen Worte und Begriffe der „Kulturgeschichte“ entspräche.

Auch das wichtige ethnische Problem der amerikanischen Geschichte hat bisher kaum die oberflächlichste Beachtung gefunden. Es giebt eigentlich nur eine einzige Geschichte der Vereinigten Staaten, die der Viertelmillion deutscher Einwanderer und ihrer Nachkommen im 18. Jahrhundert mehr als bloß vorübergehend erwähnt; aber der Verfasser überschreibt das Kapitel, worin er darüber berichtet: „Die Ankunft der Ausländer“ („Foreigners“) und sucht den sonderbaren Titel mit dem Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts zu rechtfertigen.

Nichts kann den engherzigen Partikularismus unserer amerikanischen Geschicht-

schreibung besser illustriren als die Art, mit der in dieser Ueberschrift ein wesentlicher Bestandtheil des amerikanischen Volkskörpers als nicht ganz gleichwerthig auf die Seite geschoben oder gleichsam gezwungen anerkannt wird. Wir fragen mit Recht: Gibt es in Amerika überhaupt Ausländer? Ist nicht jeder Volkstheil dieser Mischnation seiner Zeit einmal „ausländisch“ gewesen? Der puritanische Yankee so gut wie der südlische „Cavalier“ und der Deutsche? Dazu kommt, daß in dem erwähnten Kapitel über die Deutschen kein Versuch gemacht wird, die tieferen Ursachen zu ergründen, die den Angelsachsen und den Deutschen nach zwölfhundertjähriger Trennung zusammenführten, damit beide in Zukunft gemeinsam die Geschichte der neuen Welt gestalten möchten. Denn diese Ursachen waren nicht bloß volkswirtschaftlicher und politischer Art. Dahinter stehen die gewaltigen geistigen Bewegungen, die, im 16. Jahrhundert von Deutschland ausgehend, ganz Europa erschütterten und unter den Vertretern der neuen, weltbewegenden Ideen ein Gefühl der Brüderschaft und Solidarität schufen, das wir heute nicht mehr ganz verstehen. Der Schutz und die Unterkunft, die deutsche Städte und später Holland den flüchtigen englischen Protestanten, den Presbyterianern und Puritanern gewährten, waren in England nicht vergessen, als dieses, hundert Jahre später, verfolgte deutsche Protestanten einlud, sich in seinen amerikanischen Kolonien anzusiedeln. Und lange gedachte man in England dankbar der Thatfache, daß Deutschland die eigentliche Heimath der Kirchenreformation und der neuen Ideen gewesen war.

Im Hinblick auf die Bande der Stammes- und Massenverwandtschaft, die den Angelsachsen und den Deutschen verknüpfen, im Hinblick ferner auf die zahllosen, geistigen und religiösen Beziehungen, die zwischen diesen beiden, numerisch fast gleichen Volkstheilen in Amerika bestehen, dürfen

wir wohl sagen, daß sich das ethnische Problem, das unser deutsches Volkselement der amerikanischen Geschichte aufgibt, wesentlich in die Frage auflöst: was ist, verglichen mit der englischen, der verhältnißmäßige Werth der deutschen Kultur, und was ist der Beitrag gewesen, den beide Volkselemente zur höheren amerikanischen Kultur geliefert haben und noch liefern.

Da die Zeit der Völkerwanderung ähnliche ethnische Probleme zeigt, so könnte man versucht sein, die Ansiedlungen zahlreicher Germanenstämme, wie der Franken, der Goten, Langobarden u. a. unter Resten und Römern zum Vergleich heranziehen. Allein dieser Vergleich würde nur sehr bedingungsweise zutreffen. Denn so hoch die germanischen Völkerschaften auch an innerem sittlichen Werthe namentlich über den Römern stehen mochten, so waren ihnen diese doch an äußerer Civilisation bedeutend überlegen, was den Germanenstämmen zum Verhängniß wurde. Eins aber mögen unsere Schwärmer, die von einer überlegenen amerikanischen Vastardrasse der Zukunft träumen, aus diesen germanischen Ansiedlungen lernen. Es ist die biologische Thatsache, daß Rassenmischung streng den Gesetzen der Vererbung folgt und den Fortbestand der ursprünglichen Rassentypen aufweist. Dies gilt nicht nur physisch, sondern ebensosehr von dem Weiterbestand von Charakterzügen und geistigen Eigenschaften.

Da sich alle historische Erkenntniß im letzten Grunde auf Anthropologie und Psychologie gründet, so ist die Methode zur Lösung unseres ethnischen Problems eigentlich von selbst gegeben. Wollen wir genau feststellen, was die verschiedenen deutschen Ansiedlungen vom Anfang ihres Auftretens in diesem Lande an zur Entwicklung der amerikanischen Kultur beigetragen haben, dann gilt es, den Kulturstand der einzelnen Generationen deutscher Einwanderung durch sorgfältiges Studium zu ermit-

eln. Hierzu gehört eine intime Bekanntschaft mit der Geschichte deutschen Kulturlebens, sowie die Kenntniß des Geistes und der eigenthümlichen Züge des deutschen Nationalcharakters, wie er sich in Sprache und Sitte, Literatur, Kunst und Wissenschaft ausgedrückt hat. Auch die noch wenig erforschten äußeren und inneren Ursachen, die zur Auswanderung führten und, wie im Falle der Achtundvierziger, später die Haltung und den Einfluß der Ansiedler in wichtigen Kulturfragen bestimmen, bedürfen eingehender Untersuchung. Wie steht nicht z. B. die Behandlung der Sklavenfrage bei Männern wie Follen, Heinen, Schurz und Kapp von Allem ab, was Eingeborene über diese Frage vorzubringen hatten, in deren Seele kein Freiheitsbild glühte, wie in den Herzen jener Flüchtlinge!

Mit den Ergebnissen von Forschungen dieser Art wären dann die Resultate zu vergleichen, die sich aus der Untersuchung des Kulturzustandes anderer amerikanischer Ansiedlungen, wie z. B. der englischen, irischen oder holländischen gewinnen lassen. Nur so ist es möglich, den Kulturbesitz der verschiedenen Volkselemente bei ihrer Ankunft in Amerika festzustellen und dessen relativen Werth für die werdende Kultur dieses Landes zu bestimmen. So wage ich z. B. auf Grund historischer Zeugnisse, die in meinem Besitze sind, zu behaupten, daß der Bildungsstand der deutschen Einwanderer im 18. Jahrhundert, dank dem besseren Schulwesen im protestantischen Deutschland, weit höher war als der Bildungsstand unter den Colonisten von Neu-England oder Neu-Holland. Und ich fürchte, daß gar Vieles in der landläufigen Darstellung colonialer Zustände als verlogene Schönfärberei aus unseren Schulbüchern und Geschichtswerken wird verschwinden müssen.

Wir haben bis jetzt nur die Anfänge zu genaueren Forschungen über die geographi-

sche Vertheilung der deutschen Ansiedelungen in Amerika. Und doch ist gerade diese Frage eine der wichtigsten, weil von ihrer Beantwortung die Lösung zahlreicher anderer Probleme abhängt. Vor allem das Problem der psychischen Veränderung, die in den Colonisten vorgeht. Manche Schriftsteller, wie Nagel u. A., wollen diese seelische Umwandlung auf den Wechsel der Umgebung, den Einfluß der neuen Landschaft und ähnliche äußere Gründe zurückführen. Daran mag etwas Wahres sein, allein die wirklichen Ursachen müssen doch tiefer gesucht werden.

Nur wer an sich selbst erfahren hat, was es heißt, die Lebenslust einer hochentwickelten Kultur mit der dumpfen Geistesatmosphäre zu vertauschen, die bleiern und athemraubend über den primitiven, kulturlosen Zuständen eines jungen Coloniallandes lagert, nur der wird völlig verstehen, um welche psychischen Prozesse es sich hier handelt. Dumpfe Niederge schlagenheit, Heimweh und eine trostlose Herabstimmung aller höheren geistigen Bestrebungen ist die unausbleibliche Wirkung, die Alle, besonders aber die höher organisirten Naturen ergreift, bis sich langsam die seelische Umwandlung vollzogen hat, aus der gesunde Naturen mit dem Entschlusse hervorgehen, sich in und aus der neuen Umgebung eine neue, eigene Welt zu schaffen. Daher der geistige Rückgang, die Verrostung und Verkücherung, die wir zunächst in den jungen amerikanischen Colonien gewahren. Nirgends zeigt sich dies klarer als in den vielgepriesenen Puritaner-Ansiedelungen Neu-Englands und ihrer ablehnenden, ja feindlichen Stellung gegen die großen fortschrittlichen Ideen, die im Mutterlande die englische Revolution heraufführten. Gar Manches im amerikanischen Leben von heute läßt sich aus der geistigen Verkümmern der Colonialzeit erklären. Geradezu lächerlich aber erscheint in diesem Lichte der Versuch gewisser amerikanischer Historiker, das rohe, geistverlassene Grenzlerleben mit

einer Art Romantik zu umspinnen und den Hinterwäldler als typischen Kulturpropheten Amerikas zu preisen.

Will man die seelischen Vorgänge, von denen hier die Rede ist und die aus ihnen entspringende Stellung der Deutsch-Amerikaner zur Entwicklung der amerikanischen Kultur verstehen, dann lese man die Aufzeichnungen gebildeter deutscher Ansiedler in der Verlassenheit des Urwaldes und studire vor allem die deutsch-amerikanische Dichtung mit ihren ergreifenden Heimwehklagen. Nur so wird uns klar, wie es möglich war, daß Tausende unserer Volksgenossen, gleichgültig, verbittert oder müde geworden, schließlich in die niedrig stehende Kultur ihrer Umgebung versinken konnten. Aber zugleich auch begreifen wir, warum so viele der besseren Deutsch-Amerikaner mit allen Fasern des Herzens an den Kulturbanden hängen, die sie mit der alten Heimath verknüpfen, und wir lernen verstehen, warum sie ihre Sprache, ihre Musikliebe, ihre Sitten und Gebräuche, kurz ihr reiches Kulturerbe auf den neuen Boden verpflanzen wollen. Denn in der Erhaltung und Pflege dieser idealen Kulturgüter, in der Verpflanzung seiner ganzen Welt- und Lebensauffassung in die kommende höhere Kultur Amerikas, hat der wahre Deutsch-Amerikaner von jeher seine geschichtliche Mission gesehen und erblickt sie darin heute mehr als je.

Bedarf es wohl für den Historiker, der in der Entwicklung einer höheren nationalen Kultur das Endziel der Geschichte sieht, noch der Frage, ob all diese Bemühungen der Deutsch-Amerikaner seiner Beachtung werth sind? Es wäre rückständig mittelalterliches Denken, wollte man die jetzigen Formen der amerikanischen Civilisation als für immer gegeben ansehen. Denn wenn das Drama der Geschichte überhaupt einen Sinn hat, so müssen wir ihn im Suchen und Entfalten unseres innersten Wesens, unseres individuellen, wie nationalen, finden. Oder in Goethes Worten:

Im Weiterstreiten find' er Qual und Glück,
Er selbst befriedigt keinen Augenblick.

Als ich vor 25 Jahren meine kleine Schrift über die Zukunft unseres Volkes in Amerika veröffentlichte, da schrieb mir Rudolf Sildebrandt, einer der größten nationalen Propheten Deutschlands: „Ich halte es für mehr als wahrscheinlich, daß sich einmal im kommenden Jahrhundert das Beste des deutschen Geistes bei Ihnen ver-

mählen wird mit dem Besten des amerikanischen Geistes und eine neue Welt heraufzuführen auch in den höheren Gebieten des Menschheitslebens, für die wir Deutsche doch wohl in neuerer Zeit mehr Kämpfer und größere ins Treffen geführt haben als andere Völker.“

Möge diese Versammlung amerikanischer Historiker einer der ersten Schritte werden zur Verwirklichung dieser Prophezeiung.

Eine Ehrenrettung des Franz Daniel Pastorius.

Von H. A. Rattermann.

Soeben gelangte das Buch Wilhelm Kaufmann's: „Die Deutschen im Amerikanischen Bürgerkriege“ in meine Hände, und noch ehe ich einen flüchtigen Ueberblick des Buches nehmen konnte, fiel mir durch Zufall das dritte Kapitel des Nachtrages vor die Augen: „Pastorius und der wirkliche Anfang der deutschen Einwanderung.“ Ich konnte meinen Augen kaum trauen, als ich Herrn Kaufmann's Argumente las, die ich, um nicht mißdeutet zu werden, in voll hier wiedergebe. Herr Kaufmann schreibt:

„Der von Pastorius und drei seiner Freunde ausgehende erste Protest gegen die Sklaverei wurde leider nicht vor die rechte Schmiede gebracht. Pastorius war um 1688 Mitglied des pennsylvanischen Landtages. Dort hätte er gegen die Sklaverei protestiren sollen. Aber er unterbreitete sein Schreiben nur dem Vorstand seiner Glaubensgenossen. Der Protest hat nur der Monats-, der Vierteljahrs- und der Jahresversammlung (drei Instanzen der Quäker Gemeinden) vorgelegen. Die frommen Brüder ließen das Schreiben ihres deutschen Genossen in ihren Akten verschwinden und erst fast 200 Jahre spä-

ter hat man es wieder entdeckt. Pastorius ließ es dann dabei bewenden, und obgleich er noch 30 Jahre lebte, so hat uns seine schreibselige Hand doch nur ein einziges Verschen mit Bezug auf die Sklaverei hinterlassen. Es heißt darin: „möchtest du ein Sklav' wohl sein?“—Dem Pastorius'schen Protest fehlte dasjenige Element, welches ihn erst werthvoll machen konnte, die Oeffentlichkeit. — Die Agitation der Quäker gegen die Sklaverei begann erst 80 Jahre nach dem Pastorius'schen Protest. 1)

Ueber keinen Deutschen in Amerika, abgesehen vielleicht von Schurz, ist soviel geredet und geschrieben worden als über Pastorius, 2) und auch das einzige Dichtwerk von bleibendem Werth, welches sich mit dem doch so ungeheuer wichtigen Ereigniß der deutschen Einwanderung nach Amerika beschäftigt, Whittier's Idylle „The Pennsylvania Pilgrims“ behandelt den Pastorius und dessen Wirken in Germantown.*) Es wäre jedoch sehr zu wünschen, wenn die Deutsch-Amerikaner etwas mehr Interesse denjenigen ihrer Landsleute zuwenden wollten, welche Zeitgenossen und Vorläufer des Pastorius waren. 3) — Es

* Hier ist augenscheinlich das Zeitwort ausgeblieben — nur nebensächlich oder oberflächlich.

sind Prachtgestalten unter diesen ersten Deutschen in Amerika. Männer, welche es wohl verdienen, neben, einzelne sogar über Pastorius gestellt zu werden. Da sind die beiden Weiser, Vater und Sohn, ferner der ältere Saur, bald danach tritt Vater Mühlenberg auf 4). Und dann die Vorläufer des Pastorius in Neu-Amsterdam: Minnewit, aus Wesel gebürtig, der erste wirkliche Gouverneur von Neu-Niederland (1626), bald darauf Augustin Hermann, der Diplomat Stuyvesants und ein Kolonizator und Pionier großen Stils; Jakob Vosseler (Veisler) aus Frankfurt a. M., der 1691 einem Justizmorde zum Opfer fiel, welchen, ein ganz besonderer Fall, das englische Parlament als solchen anerkannte und bedauerte. Vosseler ist als der erste amerikanische Demokrat anzusehen, ein Vorläufer der Helden der amerikanischen Revolution, ein Mann, der den Gedanken einer Zusammengehörigkeit der amerikanischen Kolonien zuerst aussprach. 5) Erinnert sei auch an Johannes Lederer, der 1668 die Appalachen erforschte, an den deutschen Jesuitenpater Franz Eusebius Kuehn, der schon 1670 in Südkalifornien auftritt 6), und an manche andere tüchtige und thätigste Landsleute, welche unsere Zeit fast völlig vergessen hat, ob schon mancher von ihnen durchaus mehr Beachtung verdient als der sanfte und zage deutsche Stubengelehrte Pastorius 7), der in Germantown in sieben Sprachen dichtete und philosophierte, aber eigentlich niemals aus seinen vier Pfählen heraustrat und der so wenig von den Zügen zeigt, welche wir bei den Männern jener Zeit besonders suchen: Thatkraft und erweiterten Wirkungskreis 8). Die deutschen Vereinspräsidenten in Amerika, welche bei den vielen, allzuvielen deutschen Tagen stets dieselbe Leier rühren und von dem Pastorius und seinen Kreisfelder Leinewebern so erbaulich zu reden wissen, sollten sich doch endlich einmal auch der übrigen deutschen Pioniere etwas annehmen. Ihre Zuhörer würden

es ihnen sicherlich danken.

„Dem Pastorius wird jetzt das schönste Denkmal errichtet, welches Deutsch-Amerika bisher hervorgebracht hat. Das ist durchaus in der Ordnung, denn das Denkmal soll gewiß weniger das Wirken eines einzelnen Pioniers als die Kulturthaten des deutschen Elements auf amerikanischem Boden verherrlichen. Auch die Wahl des Ortes für jenes Denkmal ist richtig getroffen, denn in Pennsylvanien hat sich das deutsche Volksthum während jener ersten Siedlungszeit am kräftigsten entwickelt. Aber ganz falsch ist es, wenn man mit jenem Denkmal den Anfang der deutschen Einwanderung nach Nordamerika bezeichnen will. Die Ankunft des Pastorius (1682) ist nur eine Episode in der Geschichte der deutschen Einwanderung, durchaus nicht ihr Anfang. Es ist sogar unrichtig, daß Pastorius und die Seinen den großen Wanderzug der Deutschen nach Pennsylvanien eingeleitet haben. Von dem ersten Historiker Pennsylvaniens, von Rupp, wissen wir, daß Germantown bis 1710 erst 200 deutsche Einwanderer zählte 9), erst nach dieser Zeit kamen die Massen der Deutschen nach Pennsylvanien. 30 Jahre vor Pastorius lebten dicht bei Germantown wahrscheinlich schon weit mehr Deutsche, als in Germantown zu Anfang des 18. Jahrhunderts wohnten. Es waren das Pommeren, welche mit den Schweden schon um 1650 an den Delaware gezogen waren. Die deutsche Einwanderung beginnt nicht 1682, sondern schon 1620 10), sie beginnt mit dem Anfang aller Kultur der Europäer auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten. Erst in jüngster Zeit ist einiges Licht gekommen in die Geschichte der ältesten deutschen Einwanderung. (Siehe darüber besonders die gediegenen Aufsätze von Otto Löhner im Sonntagsblatt der New-Yorker Staatszeitung). Rapps Geschichte der Deutschen von New York weiß noch so gut wie nichts darüber. Die „Documentary History“ of the State

of New York sowie Broadheads Geschichtswerk enthalten darüber viel Material. Ich habe darin ausführliche Mittheilungen gefunden, welche mit Sicherheit darauf schließen lassen, daß mindestens jeder dritte Holländer der von 1611 bis 1684 nach Neu-Amsterdam auswanderte, ein Deutscher gewesen sein muß. Schon die außerordentlich große Zahl der Deutschen, welche in hervorragenden Ämtern in jener frühesten Zeit unter den Holländern wirkten, läßt darauf schließen. Herrn Löhrs Forschungen, welche sich auf holländische Quellen zu stützen scheinen, lassen aber durchaus vermuthen, daß die Zahl der Deutschen unter den Holländern noch eine weit größere gewesen ist. Vielleicht stammte über die Hälfte der Holländer in Neu-Niederland aus Deutschland, ganz abgesehen von der Thatsache, daß damals Holländer und Niederdeutsche ein Volk waren, und daß auch die politische Abgrenzung der Stämme sich erst um jene Zeit vollzogen hat 10). — Wenn ein in Amerika geborener Sohn den deutschen Vater fragt, wann die ersten Deutschen nach Amerika gekommen sind, so lautet die Antwort „Die Deutschen kamen zur Zeit der Mayflower Pilger ins Land!“ Das versteht der Junge und das ist auch historisch richtig. Aber es ist falsch, das Jahr 1682, das Landen des Pastorius als den Anfang der deutschen Einwanderung zu bezeichnen.

Anmerkungen:

1. Um Geschichte zu kritisiren, muß man vor Allem die Geschichte kennen. Hr. Kaufmann passirt hier das Mißgeschick, daß er Pastorius tadelte, weil dieser den Protest gegen die Negerklaverei nicht der Pennsylvania Assembly (oder wie er schreibt, dem Landtag) unterbreitete, von der Pastorius seit 1688 Mitglied gewesen sein soll, sondern an die Gemeinde der Quäker einreichte. Herr Kaufmann weiß nun aber nicht, daß der Negerhandel, bez. die Klaverei nicht der Kolonialgesetzge-

bung zulässig war, sondern dem englischen Parlament speziell reservirt wurde. England betrieb damals den profitablen Sklavenhandel wie überhaupt allen überseeischen Handel mit seinen Kolonien als Monopol. Bis zum Unabhängigkeitskrieg waren alle englischen Kolonien dieses Landes Sklavenprovinzen und erst im Jahre 1780 hob die Assembly von Pennsylvania allmählich die Klaverei in diesem Staate auf, indem sie ein Gesetz passirte, daß alle nach dem 31. Dezember 1780 geborenen Kinder von Sklaven frei sein sollten. Alle übrigen Kolonien oder Staaten blieben noch bis ins 19. Jahrhundert hinein Sklavenstaaten. Doch ich will Herrn Kaufmann nicht verdammen, ohne ihm einen Blick in den geschichtlichen Zustand Pennsylvaniens zu gewähren.

Ueber das Entstehen dieses fluchwürdigen Uebels in den amerikanischen Kolonien und speziell in Pennsylvania schreibt der Professor der Geschichte von Bryn Mawr Kolleg in Montgomery County, Pennsylvania, Edward R. Turner, in der April-Nummer 1911 des „Pennsylvania Magazine of History and Biography“ in einem Aufsatz unter dem Titel: „Slavery in Colonial Pennsylvania,“ wie folgt:

„Die Anfangsgeschichte der Negerdienstbarkeit in dieser Region ist im Nebel des kolonialen Alterthums verloren gegangen, allein wir wissen, daß es an den Ufern des Delawareflusses schon zu den Zeiten der Schweden und Holländer Schwarze gegeben hat. Sobald als englische Ansiedler hier erschienen, stellten diese ebenfalls Neger in ihre Dienste. So berichten die Register von New Castle (die erste englische Ansiedlung am Delaware, S. N. R.) schon 1677 von solchen Negern (Sklaven?). Wir finden sie in Pennsylvania gleich nach Penn's Ankunft. Im Jahre 1684 erzählt Herman De Graeff in seinem schlichten deutschen Bericht, wie schwarze Menschen oder Mohren hier in Klaverei gehalten würden. Thatsache

jächlich hatte schon Penn zwei Jahre früher davon gesprochen, denn als er der freien Handels-gesellschaft (Free Society of Traders) einen Freibrief (Charter) erteilte, widmete er einen Abschnitt dieses Grundgesetzes der Behandlungsweise der Neger. "Penn selbst besaß Sklaven, denn er bestimmte in seinem Testamente die Freilassung derselben.*)" Auch berichtet Prof. Turner, daß von 1702 bis 1775 von der Assembly mehrfach Versuche gemacht worden seien, den Sklavenhandel zu beschränken, „allein“, so fährt er fort, „fast immer belegten die Lords of Trade diese Beschlüsse mit ihrem Veto, weil die englische Regierung nicht erlauben wollte, daß die Kolonialgesetzgebungen sich in den Sklavenhandel mischten, welcher damals von ihrem Schützlinge der „Afrikanischen Gesellschaft“ betrieben wurde.**)

Nach dieser wahrheitsgetreuen Darstellung des Prof. Turner über die Negerklaverei in Pennsylvanien, die mit den Berichten in den Colonial Documents übereinstimmt, wird es wohl klar sein, warum der Rechtsgelehrte Pastorius sich nicht an die von Herrn Kaufmann bezeichnete „Schmiede“ wandte, weil diese nicht die rechte Schmiede sein konnte, um dort etwas auszurichten. Der Doktor Juris wäre dort nur wegen seiner Unkenntnis der Gesetze mindestens zur Ordnung gerufen, wenn nicht verklagt worden. Auch ziehe ich die Angabe in Zweifel, daß Pastorius ein Mitglied der Assembly im Jahre 1688 sein konnte, denn derselbe wurde erst am 29. September 1709 naturalisirt und gesetzlicher Bürger von Pennsylvanien.***) Ob er als Nichtbürger hätte der Assembly angehören können, ist nicht denkbar.

Pastorius war, wie fast alle Deutschen, ein Feind der Sklaverei und hat dieses

nicht „bloß ein einziges Mal“, wie Herr Kaufmann schreibt, sondern noch öfters klar und deutlich ausgesprochen, z. B. in dem folgenden englischen Gedicht im „Bee-Hive“:

If in Christs doctrine we abide,
Then God is surely on our side
But if we Christs precepts transgress,
Negroess by slavery oppress,
And white ones grieve by usury
(Two evils which to heaven cry)
We've neither God nor Christ his son,
But straightways travel hellwards on.

Es ist schade, daß Pastorius „Bee-Hive“ nicht in Gesamtheit gedruckt worden ist, denn ich fand vor vielen Jahren beim Durchblättern desselben noch mehr Ergüsse gegen das abscheuliche Institut, was allerdings Herr Kaufmann nicht weiß. Was sollten unter den bewegten Verhältnissen die Deutschen von Germantown besseres thun, als sich ermahnen an die frommgläubigen Quäker zu wenden, die damals das Regiment in Pennsylvanien führten? Ich hoffe, dies wird genügen, den absprechenden Kritikern zu zeigen, daß Pastorius wohl wußte, wo die rechte Schmiede in Bezug auf die Negerklaverei zu finden sei.

2. „Ueber keinen Deutschen in Amerika (schreibt Herr Kaufmann), abgesehen vielleicht von Schurz, ist so viel geredet und geschrieben worden, als über Pastorius.“ — Auch hier ist Herr Kaufmann mit der Geschichte nicht vertraut. Ehe Dr. Seidensticker im Jahre 1871 in den Germantowner Akten die Entdeckung machte und Pastorius aus dem Dunkel der Vergessenheit befreite, wußte man so gut wie gar nichts über ihn. Die anglo-amerikanischen Geschichtsforscher sind bis dahin sämmtlich stumm über die erste deutsche Stadt in diesem Lande und ihre Gründer.

*) Pennsylvania Magazin, XXXV, Seite 141.

***) Ebendasselbst, Seite 142.

****) Hazards Minutes of the Provincial Council of Pennsylvania, Vol. II, p. 493.

Francis S. Drake's Dictionary of American Biography (Boston 1872) nennt Pastorius nicht unter den „zehntausend hervorragenden Amerikanern“, worin tausende von dritter Klasse Advokaten und orthodoxe Prediger für die Ewigkeit einbalsamirt worden sind. Selbst das im Jahre 1881 in Philadelphia im Lippincot'schen Verlag erschienene gigantische „Dictionary of Universal Biography“ von John Thomas hat in seinen 2360 doppelspaltigen Quartsseiten für Pastorius keinen Raum. Und wie sieht es mit den in Deutschland publizirten Nachrichten über Amerika aus? Selbstverständlich kennt die 11. Auflage von Brockhaus' Konversations Lexikon und selbst der 1873 erschienene Ergänzungsband den Namen Pastorius nicht. Hier findet sich schon ein Artikel über Karl Schurz, aber von dem bedeutenden Physiker u. Philosophen J. B. Stallo wissen selbst die zwölfte und dreizehnte Auflage des Brockhaus'schen Lexikons noch nichts. Von Deutschland konnte man allerdings nicht mehr erwarten. — Franz Löhner in seiner „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika“ weiß nur über das von Pastorius Vater veröffentlichte Büchlein der Pastorius'schen Briefe zu berichten und behandelt ihn im Uebrigen höchst nebensächlich. Es hat jedoch andere Deutsch-Amerikaner gegeben, von denen die Geschichte weit mehr zu erzählen weiß, als über Pastorius und Schurz. Ich nenne nur die Namen Chas. Sealsfield, Karl Follen, Friedrich Münch (Kar West), Franz Lieber und mehrere andere. So ist Herr Kaufmann auch in dieser Sache auf dem Holzwege.

3) „Es wäre jedoch sehr zu wünschen“, schreibt Herr Kaufmann weiter, „wenn die Deutsch-Amerikaner etwas mehr Interesse denjenigen ihrer Landsleute zuwenden wollten, welche Zeitgenossen und Vorläufer des Pastorius waren, u. s. w.“ — Von den Namen, die Herr K. nun nennt, kennt er unglücklicherweise wieder die Geschichte nicht. Er nennt die beiden Konrad Weiser (Va-

ter und Sohn). Der ältere Weiser kam mit der unglücklichen Schaar der Pfälzer, welche in den Jahren 1709—1710 in London auf der braunen Haide“ (brown Heath) lagerte, weil sie die Hungersnoth aus der Heimath fortgetrieben hatte, und die dann von der englischen Regierung nach der Provinz New York geschickt wurden, um im Schoharie Thal Theer zu brennen. Als man sie einige Jahre später um das ihnen versprochene Land betrog, kam der ältere Weiser als Abgeordneter nach England, um im Parlament gegen diesen Raub zu protestiren, richtete aber nichts aus, und nach seiner Rückkehr zog er mit einer Anzahl der Schoharier Deutschen nach Pennsylvanien, wo sie sich bei Tulpehocken niederließen (1729). Hier wurde der jüngere Weiser eine Art Führer der Deutschen, und später ward er, weil er die Sprachen der benachbarten Indianer verstand, öfter als Dolmetscher bei den Verhandlungen mit den Wilden betraut. Ueber seinen Einfluß unter den Deutschen in Pennsylvanien gibt eine von mir im „Deutschen Pionier“, Jahrgang X, Seite 230, veröffentlichte Wahlflug-schrift Weisers aus dem Jahre 1741 Kunde. Das und daß er der Schwiegervater des Pastors Heinrich Melchior Mühlensberg wurde, ist wohl das Wesentlichste in dessen Lebensgeschichte. Ich spreche Weiser seine Bedeutung nicht ab, allein womit begründet Herr Kaufmann die überlegene Wichtigkeit Weisers über Pastorius, der schon zehn Jahre vorher gestorben war, ehe Weiser nach Pennsylvanien kam? Vielleicht hant Herr K. seine Kunde auf die aufschneiderischen Mittheilungen des alten Wollenwebers: „Aus Pennsylvaniens trübster Zeit“ in welcher nichts Wahres enthalten ist.

Ferner nennt Herr Kaufmann den älteren Saur. Nun von diesem Christoph Sauer hat ja Seidensticker im „Deutschen Pionier“ ausführliche Kunde gegeben und dessen und seines Sohnes Werth so hoch

gestellt, als es Herr Kaufmann gewiß nicht höher stellen kann. Aber der ältere Saur kam erst 1726 nach Amerika und ließ sich gerade in die von Pastorius gegründete Stadt Germantown nieder, die um jene Zeit der einzige Sammelpunkt des Deuththums in den amerikanischen Kolonien war.

4) „Bald nachher“, fährt Herr Kaufmann fort, „tritt Vater Mühlenberg auf.“ — Will Herr K. vielleicht für Deutsch-Amerika ein Kirchenreich hier errichtet sehen, mit Mühlenberg als Primat derselben, so rufe ich ihm zu: Dieses Land ist kein Kirchenstaat! und mit aller Achtung für den ehrwürdigen Patriarchen, über dessen Leben und Wirken ich bereits vier umfangreiche Biographien in meiner Bücherei besitze, dessen Hauptverdienst doch nur darin besteht, daß er 1749 der eigentliche Führer bei der Gründung der ersten lutherischen Synode in den Ver. Staaten war, und später der fleißigste Berichtstatter dieser Religionsgenossenschaft in den Halle'schen Nachrichten wurde. Aber Mühlenberg kam erst im Herbst 1742 nach Amerika, um gegen die damals aufstrebenden Zinzendorf'ser zu wirken. Bereits vor ihm waren viele, sehr viele protestantische Prediger hier thätig. Schon im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts kamen Justus Falkner und Bernhard Heinrich Köster, von denen der Letztere wieder nach Europa zurückkehrte und lutherischer Hofprediger in Braunschweig wurde, nach Germantown. Kaum zehn Jahre später kam Georg Michael Weiß als erster reformirter Prediger ebenfalls dorthin. Auch der Primas der Reformirten, Michael Schletter, war schon im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, also lange vor Mühlenberg in Amerika. Ohne auf die sog. Anspirirten hinzuweisen, die doch die ersten und bedeutungsvollsten Glaubensverkündiger hier waren, ließe sich noch ein Duzend und mehr lutherische und reformirte Prediger nennen, die alle bereits vor Müh-

lenberg hier wirkten. Die Herrnhuter hatten sogar schon vorher in Bethlehem, Pa., ein Bisthum errichtet. Nach dieser Klarstellung ist es also auch mit Vater Mühlenberg als Gegenstück zu Pastorius nichts.

5) „Und dann die Vorläufer des Pastorius in Neu-Amsterdam“, fährt Herr Kaufmann fort, indem er auf die Deutschen die sich unter den Holländern in Neu-Niederland (New York) und den Schweden in New Jersey und Delaware befanden, hinweist. Es ist wahr daß unter den Holländern und Schweden in Neu-Niederland und Neu-Schweden zahlreiche Deutsche waren, vielleicht ein Drittel oder gar die Hälfte derselben, allein diese kamen nicht als Deutsche, sondern als Holländer und Schweden, und finden dort ihren Platz. Hätte Herr K. auf die Thatsache hingewiesen, daß die Niederlande bis zum westphälischen Frieden (1648) zum deutschen Reich gehörten und damals den siebenten, den niederdeutschen Kreis des Reiches bildeten, also in ihrer Gesamtheit Deutsche waren, so würde er einen festeren Grund für seine Annahme gefunden haben; allein durch die Loslösung der Niederlande von dem geographischen Begriff Deutschland, verfiel auch dieser Boden unter der Hand des Schicksals, die im dreißigjährigen Krieg so schwer auf der alten Heimath lastete. Zwar verblieb noch bis ins 18. Jahrhundert ein Schattenrecht deutscher Oberhoheit über Flandern (das heutige Belgien) zurück, indem es noch lange mit einem dünnen Faden an Baiern hing, der durch den bairischen Erbfolgekrieg zerrissen wurde. Allein Holland war schon lange vorher vom Vaterland losgetrennt. Die Bevölkerung Neu-Niederlands darf nur mehr als bluts- und sprachverwandt zur deutschen Nation gerechnet werden, und Peter Minuit, obwohl in Wesel geboren, kann nur für uns als Holländer gelten, in deren Dienst er die sieben Jahre als Direktor wirkte, bis er durch Wouter van Twiller abgelöst wurde. Und welchen an-

deren Namen kann uns Herr Kaufmann unter den Holländern in Nord-Amerika damals als Führer bieten, daß wir ihn als den Repräsentanten der deutschen Einwanderung betrachten dürfen? Jakob Leisler oder wie Herr Kaufmann ihn nennt Vojeler, kommt sicherlich als Deutscher nicht in Betracht, denn sein Wirken war zu Gunsten Englands. Daß er einem Aufrichtmord zum Opfer fiel, kann nicht der deutschen Sache zu gute gerechnet werden. Friedrich Kapp hat sogar in der letzten Ausgabe seiner Geschichte der deutschen Einwanderung in New York die beiden Kapitel, Minuit und Leisler, als unwesentlich wieder ausgestrichen.

6) Daß auch vor Pastorius Zeit Deutsche in den englischen Kolonien einwanderten, ist eine Thatsache, und braucht nicht durch Nennung des Namens Johannes Lederer in's Licht gehoben zu werden. Dieser war, obwohl ein Gebildeter oder Gelehrter, doch nur ein Abenteurer, und der ehemalige Professor der Mathematik in Ingolstadt, Eusebius Franz Kühn, war ein katholischer Missionär unter den wilden Indianern, der neben seinem Beruf auch noch seiner mathematischen Neigung folgte. Ich fand im Herbst 1885 bei meinem Besuch in Richmond, Va., in den dortigen Staatsakten mehrere Namen von Deutschen, die bereits vor 1680 in Virginien Land erworben hatten; und im Frühjahr 1887 entdeckte ich in Columbia, der Staatshauptstadt von Süd-Carolina, in den dort erhaltenen Grundbüchern die Namen von mehr als dreißig Deutschen, die in jener Provinz zwischen 1660 u. 1680 Land gekauft hatten. Diese Ländereien waren in den drei Grafschaften, Orangeburg, Richland und Lexington, am oberen Edisto- und Congareeflusse gelegen, und dieser Bezirk führte noch ein volles Jahrhundert später den Namen „Sage Gotha District“. Aber alle diese deutschen

Einwanderer in Virginien und Süd-Carolina, wenn sie wirklich auf den erworbenen Ländereien gelebt haben, kamen als Einzelpersonen dahin, und ihre Namen und ihre Geschichte sind vollständig im Nebel der Vergangenheit gesunken, daß man nur Sagenhaftes darüber zu berichten vermöchte.

7) Mit Pastorius und der Gründung von Germantown verschwinden diese Sagen, die Geschichte gewinnt hier Geist und Leben. Wie und warum dieses die einzige und unbestreitbare Anfangsgeschichte der deutschen Einwanderung in dieses Land ist, will ich zur Belehrung meines Freundes Kaufmann und allen Zweiflern hier in Kurzem darlegen.

Während William Penn noch als Missionär der Religionssecte des John Knox in Deutschland reiste, erhielt er die Nachricht von der Schenkung König Karls II. des westlich vom Delawareflusse zwischen den Provinzen New York und Maryland gelegenen Gebietes, das seitdem seinen Namen führt: Pennsylvania. In Frankfurt am Main war Penn mit einigen Schwärmern bekannt geworden und an diese verkaufte er schon im Jahre 1682 einen Grundbesitz von 25,000 Acker Land*), das an einem schiffbaren Fluß gelegen sein sollte. Diese Gesellschaft ernannte Pastorius zu ihrem bevollmächtigten Agenten, um in Amerika das Land auszuwählen, zu verwalten, verpachten und zu verkaufen. Auch hatte die erste Kolonie Deutscher, die Krefelder, weitere 18,000 Acker von Penn erworben und diese, die im Herbst 1683 Pastorius nachfolgten, wurden nun die Gründer der ersten, schon in Deutschland geplanten Ansiedlung. Pastorius, der bereits im Sommer 1683 nach Amerika gekommen war, wählte mit Penn's Zustimmung das nördlich von Philadelphia und am Wissahickonbach gelegene Land aus,

*) Das Patent über dieses Grundstück wurde erst im Jahre 1686 ausgefertigt, da indeß Pastorius ein Theilnehmer war, muß der Kauf dieses Landes schon vor seiner Abreise erfolgt sein.

ließ dieses durch einen Geometer vermessen und in Baupläge und Landparzellen eintheilen, und hier wurde die **erste in Amerika von Deutschen angelegte Stadt gegründet**, der sie den Namen **Germantown** (d. i. die deutsche Stadt) gaben. Das war 28 Jahre früher als Kocherthal bei Neuburg am Hudson landete und mehr als dreißig Jahre ehe die Deutschen unter dem älteren Weiser ihre nur den Namen nach bekannten vier Ortschaften im Schoharie-thal anlegten.*)

Die von Pastorius und den 17 deutschen Familien gegründete Ansiedlung und Stadt erhielt bald darauf von Gouverneur Penn und der Assembly einen Freibrief (Charter) mit selbstständiger Verwaltung, Gerichtsbarkeit und Stadtsiegel ertheilt, welcher vom Provinzialrath bestätigt wurde.***) Und nun begann Pastorius hervorragende Wirksamkeit als Leiter dieser deutschen Niederlassung. Er war der erste deutsche Friedensrichter der Ortschaft, wurde ihr Registrator (Recorder) und eröffnete das „Grund- und Lagerbuch“ mit einer ausführlich in deutscher Sprache verfaßten geschichtlichen Darstellung der Vorgänge bis zur Gründung der Stadt und (Gemeinde***) und stellt diesem Grundbuch den folgenden in lateinischer Sprache verfaßten Gruß an die deutsche Nachkommenschaft in Amerika voran: „Salve Posteritas“. Dieser Gruß in deutscher Sprache überersetzt, lautet:

„Heil! Nachkommenschaft! Nachkommenschaft in Germanopolis! Und erfahre zuvörderst aus dem Inhalt der folgenden Seiten, daß deine Eltern und Vorfahren Deutschland, das holde Land, das sie geboren und genährt, in freiwilliger Verbannung verlassen haben (o heimliche Herde!) um in diesem waldreichen Pennsylvanien in öder Einsamkeit minder sorgen-

voll den Rest ihres Lebens in deutscher Weise d. h. wie Brüder hinzubringen.

„Erfahre auch ferner, wie mühselig es war, nach Ueberwindung des atlantischen Meeres in diesem Nord-Amerika den deutschen Stamm zu gründen. Und du, geliebte Reihe der Enkel, wo wir ein Muster des Rechts waren, ahme unser Beispiel nach, wo wir aber von dem so schwierigen Pfade abgewichen sind was reumüthig anerkannt wird, vergieb uns, und mögen die Gefahren, die Andere ließen, dich vorsichtig machen!

„Lebe wohl, Nachkommenschaft! Lebe wohl deutsches Brudervolk! Für immer lebe wohl! J. D. P.

8) „Pastorius..... der eigentlich niemals aus seinen vier Pfählen herauskam“, schreibt Herr Kaufmann, und bekundet damit, daß er die Geschichte von Pastorius' Leben entweder nicht gelesen oder schlecht verdaut hat. Es dürfte Hrn. K. wohl empfohlen werden, nochmals die letzten Abschnitte der Biographie des Gründers von Germantown im „Deutschen Pionier“ Jahrgang III, Seiten 8 u. ff. nachzulesen, er würde dort aktenmäßig beglaubigt finden, daß Pastorius „der sanfte und zage Stubengelehrte“ wohl aus seinen „vier Pfählen“ herauskam, er würde finden, daß er „Thatkraft und erweiterten Wirkungskreis“ wohl besaß und kräftig belebt hat, wie hier in kurzem dargelegt werden mag.

Außer der Agentur der Frankfurter Gesellschaft, die er bis zum Jahre 1700 bekleidete, war Pastorius' eigentlicher Beruf der eines Notars und Rechtskonsulenten. Aber nebenbei bekleidete er noch mancherlei Aemter. So war er mehrere Mal der Bürgermeister der durch ihn gegründeten Stadt und bis zum Jahre 1706, als der Freibrief von Germantown abgelaufen

*) Siehe darüber Conrad Weisers Tagebuch im „Deutschen Pionier“ Jahrgang II, Seite 182 ff.

***) Minutes of Provincial Council of Pa. in Colonial Documents, Vol. II, p. 13.

****) Siehe „Deutscher Pionier“ Jahrgang II, Seite 175 ff.

und nicht wieder erneuert worden war, fast beständig der Stadtschreiber (Clerk) und Registrator der Stadt, und im Jahre 1693 ernannte ihn Gouverneur Fletcher zum Friedensrichter, nicht bloß für Germantown, sondern für die ganze Grafschaft Philadelphia. Seine Gerichtsbücher sind noch vollständig erhalten. — Daß es mit dem Schulwesen in den Kolonien damals nur noch dürftig bestellt war, können wir in allen Geschichtswerken jener Zeit hundertfältig lesen. Auch in Pennsylvanien haperete es damit. Zwar hatte in Philadelphia seit 1683 ein gewisser Enoch Flower eine Schule, in die auch Pastorius seine beiden Söhne schickte, allein das war die einzige Schule in der ganzen Provinz. Da war es wieder der „sanfte und zage Stubengelehrte“ der im Jahre 1702 der erste deutsche Pionier-Schulmeister in diesem Lande wurde; einer von den deutschen Bewohnern Germantowns gegründeten Schule, der Pastorius fast 17 Jahre lang als Lehrer vorstand. Die Schule war regelmäßig organisiert und im ersten Jahre bildeten Aret Alinden, Peter Schumacher und Paul Wulff den Schulvorstand, und 21 Familien gehörten anfänglich zur Schulgemeinde. Seidensticker berichtet die Namen von mehr als achtzig Familien, deren Kinder die Schule des Pastorius besuchten. Daß aus dieser Schule sogar ein Bögling unseres gelehrten Präzeptors als Lehrer einer Schule der Stadt Philadelphia hervorging, ist wohl werth mitgetheilt zu werden: sein Name ist Edward Cadwallader, wodurch bezeugt wird, daß auch englische Familien ihre Kinder der Schule des ersten deutschen Schullehrers in Amerika anvertrauten, der nicht bloß deutschen, sondern auch englischen Unterricht erteilte.

Pastorius, obwohl als Doktor beider Rechte auf deutschen Universitäten gebildet, war in Amerika kein praktizirender Advo-

kat, vulgo Rechtsverdreher, denn dazu hätte er seine Bestallung von der Krone aus England haben und englischer Bürger sein müssen. Aber Pastorius und die deutschen Bewohner von Germantown waren bis zum 29. September 1709 noch keine Bürger, denn an diesem Tage wurde er und 91 seiner Mitbewohner von Germantown (auch ein Deutscher aus Bucks County war darunter) durch den Provinzialrath und stellvertretenden Gouverneur Charles Goffin naturalisirt, d. h. zur englischen Bürgerschaft erhoben*). Gleichwohl war Pastorius auch der wachsame Vertreter des Rechts für seine Gemeinde und öfters vertheidigte er ihre Rechte vor der Assembly und dem Provinzialrath. So in dem Fall des Erzgamers Johann Heinrich Sprögel, der in Verbindung mit einem der nach Pastorius ernannten Agenten der Frankfurter Gesellschaft, Daniel Falkner, die Deutschen um ihren Landbesitz zu betrügen versuchte, indem er auf gefälschte Kontrakte hin einen Ausweibungsbeehl vom Gericht in Philadelphia erhielt und die Deutschen, die in der ganzen Provinz keinen Advokaten finden konnten, der sie vertheidigte, aus Haus und Hof zu vertreiben drohte. Sprögel hatte nämlich alle (vier) Advokaten für sich engagirt, und ohne Rechtsanwalt wurde es ihnen nicht erlaubt, vor Gericht zu erscheinen. Allein Pastorius wußte auch da Rath und brachte die Sache vor den stellvertretenden Gouverneur und den Provinzialrath, und dieser annullirte am 1. März 1709 die gerichtliche Entscheidung als eine niederträchtige (heinous) Gewaltthat**). Das ist gewiß kein Schwächling, wie Herr Kaufmann Pastorius darzustellen beliebt, der neben der Pflege seines Gartens und der stauenswerth fleißigen Schriftstellerei und Poesie, so nach allen Seiten, wie wir gesehen haben, als Geschäftsmann, Beamter,

*) Colonial Documents, Vol. II, p. 493-494.

**) Colonial Documents, Vol. II, p. 430-432.

Lehrer, Rechtsverteidiger und mancherlei anderer Thätigkeit, seine Tage verbracht hat.

9) Um Germantown, als den eigentlichen Ursitz der deutschen Einwanderung zu verkleinern, schreibt Herr Kaufmann, sich auf Prof. Rupp's Mittheilungen stützend, daß diese Stadt im Jahre 1710 erst 200 Einwohner gezählte habe. Rupp konnte aber, als er dieses niederschrieb, keine eigenen Untersuchungen gemacht haben, sondern hat wahrscheinlich diese Zahl aus Wat-son's Annalen entlehnt, die erst hundert Jahre nach Watson's Tode gedruckt wurden. Diese Ziffer stimmt aber nicht mit der Zahl der großjährigen männlichen Bevölkerung von Germantown, als sich im Jahre 1709, wie bereits gemeldet, neunzig derselben naturalisiren ließen. Rechnet man auf jeden erwachsenen männlichen Bewohner ebenso viele Familien die, gering geschätzt aus je 5 Personen besteht, so bedeutet das eine mehr als doppelt so große Bevölkerung, wie sie Rupp angibt. Und wenn auch jene Zahl richtig wäre, was hat das mit der ganzen Frage zu thun? Vor dem Jahre 1709 war die deutsche Auswanderung nur gering, erst in diesem Jahre, auf das Hungerjahr 1708 folgend, nahm sie einen lebhaften Aufschwung. Und nun sehen wir auch, wie sich zehn oder fünfzehn Jahre später Germantown zum eigentlichen, um nicht zu sagen einzigen, Sammelpunkt der deutschen Einwanderung in den Vereinigten Staaten entwickelt hat. Hier pulsierte das kräftige geschäftliche und geistige Leben der Deutschen, wie es nirgendwo sonst gefunden wird. Wo, frage ich, ist in diesem Lande ein anderer Ort, der, neben Germantown, um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein so reges deutsches Wirken äußert? Hier war der Sitz des deutschen Buch- und Zeitungsdrucks fast im ganzen 18. Jahrhundert und noch bis ins

19. Jahrhundert hinein. Hier wurde zuerst mit deutschen Lettern gedruckt und dreimal verlegten die beiden Christoph Saur hier eine Quartausgabe der deutschen Bibel, ehe noch eine englische Bibel in Amerika gedruckt worden war. Hier erschien der Pionier der deutschen Zeitungen in diesem Lande über ein drittel Jahrhundert lang. Hier wurden die ersten deutschen Kalender, die eigentlichen Familienbücher des Volkes, und die Mehrzahl der deutschen Bücher überhaupt während des genannten Jahrhunderts gedruckt! Es ist zweifelhaft, ob hier nicht auch das erste Papier verfertigt wurde, doch die erste Schriftgießerei des Landes war hier ganz bestimmt! Hier erfand ein Nachkomme jener ersten deutschen Einwanderung, Joh. Ludwig Gottfried (oder wie er sich bereits angliisirt hatte, Godfrey) das nautische Quadrant. Und hier baute der deutsche Rittenhouze eigentlich Rüttringhaus) sein berühmtes Planetarium (Orrery), welches Jefferson das größte geniale Kunstwerk Amerikas nennt. Kann uns Herr Kaufmann aus jener Zeit einen andern Ort in diesem Lande nennen, wo so lebendig der deutsche Geist pulsiert hat, als in Germantown?

Daß so wenig darüber vor Seidensticker's Zeit, d. h. vor 1870, bekannt war, hat seinen Grund darin, daß vor etwa sechzig Jahren Germantown seine Existenz verlor und in die Großstadt Philadelphia aufging, von der es jetzt einen Stadttheil bildet. Seine dokumentarische Geschichte aber verlor sich bereits zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges, als auf Beschluß der Pennsylvania Assembly die alten Akten (the ancient documents) nach der Registratur (Recorders Office) in Philadelphia gebracht wurden*), wo sie ein volles Jahrhundert lang begraben waren, bis es Dr. Seidensticker's Sammelleiß gelang, sie dort zu entdecken und die Geschichte der ersten

*) Colonial Documents, Vol. IX, pp. 578-580.

geschlossenen rein deutschen Einwanderung und deren Führer der Welt bekannt zu geben.

10) „Die deutsche Einwanderung“, schreibt Herr Kaufmann zum Schluß, „beginnt nicht 1682 (sic!), sondern schon 1620“, u. s. w. — Was hier Herr K. in einem langen Gallimathias über die Deutschen unter den Holländern schildert, ist bereits in der 5. Anmerkung widerlegt worden. Die Forschungen des Herrn Otto Löhr, die „sich auf holländische Quellen zu stützen scheinen“, sind mir nicht bekannt. Ich glaube jedoch, daß sie sich auf die durch Herrn Berthold Fernow bearbeiteten und übersehten Akten in der New Yorker Staatssekretärs Office zu Albany beschränken, die ich bereits im Jahre 1876 bei einem längeren Aufenthalt dort eingesehen und durchgestöbert habe und denen ich meine Abhandlung über Augustin Hermann im „Deutsch-Amerikanischen Magazin“ (Seite 202 ff.) entlehnte. Daß unter diesen holländischen und zahlreichen deutschen Akten und Briefschaften sich viel nebenjächliches Material vorfindet, davon habe ich mich selbst zu jener Zeit überzeugt. Aber von einer zusammenhängenden Geschichte der Deutschen vor dem Jahre 1709 habe ich in den zahl-

reichen Manuskript-Bänden nichts gefunden und was darüber vorhanden ist, stammt nicht aus der Zeit der Holländer, sondern der englischen Kolonialgeschichte. Ein Theil dieser Akten, wenn nicht alle, sind durch Herrn Fernow, unter dem Titel: „New York Historical Documents, new series“, veröffentlicht worden. Nach den in diesen holländischen Akten vorkommenden Namen ist es ein gewagtes Unternehmen, zu entscheiden, ob die Träger derselben Holländer oder Niederdeutsche waren, weil in ganz Nordwest-Deutschland (Friesland und Westfalen) die Eigennamen mit denen der Holländer häufig gleichlautend sind.

Ich glaube hiermit alle Einwände des Herrn Kaufmann gegen Pastorius und die Gründung von Germantown, als Ausgangspunkt der deutschen Einwanderung in den Vereinigten Staaten gebührend dargelegt und auf ihr richtiges Maß in der Geschichte zurückgeführt zu haben, und bleibe deshalb bei der historischen Thatsache, daß die eigentliche **deutsche Einwanderung** erst mit Pastorius und seinen Mitkolonisten im Jahre 1683 ihren Anfang genommen hat.

S. A. Rattermann.

Cincinnati, den 4. Sept. 1911.

Die Erinnerung an Emil Rothe.

Vortrag gehalten im Deutschen Litterarischen Club von Cincinnati am 26. Februar 1896.

Von S. A. Rattermann.

Es sind schon mehrere Monate verflossen, seit aus unseren Kreisen eines unserer besten und beliebtesten Mitglieder durch den Tod abgerufen wurde, der erste Präsident des Clubs, Emil Rothe. Schon bald nach dem Tode desselben trug ich mich mit dem Gedanken, meinem lieben Freunde ein Gedenkblatt zu widmen, allein es blieb bisher beim frommen Vorhaben aus verschiedenen Gründen, einestheils, weil die Familie durch Veröffentlichung einer kur-

zen Skizze seines Lebens, sowie der Reden, die bei der Leichenseier des Verewigten gehalten wurden, meiner Absicht zuvorkam, theils auch, weil ich mit der Abfassung eines „Memoriams“ für den „Literary Club“ in hiesiger Stadt, dem der Verstorbene ebenfalls als Mitglied angehörte, betraut wurde. Ich ließ indeß mein Vorhaben noch nicht fallen, sondern verschob es auf eine spätere Gelegenheit, welche mir dadurch geboten wurde, daß

man mich am letzten Versammlungsabend des Clubs ersuchte, heute als Rückenbüßer einzutreten, mit dem Wunsch, denselben zu einem Gedächtnisabend des Mannes zu gestalten, der uns Allen ein lieber Freund, und dem Verein ein bis in den Tod erprobtes, treues Mitglied gewesen war.

* * *

Die aufgeregten Zeiten von 1848—1849 haben den Vereinigten Staaten einen reichen Schatz von Geistesleben zugeführt, der an Zahl Alles übertraf, was vorher und auch nachher noch dagewesen ist. Zu Hunderttausenden kamen sie herüber geströmt die Kinder Germanias, die drüben das Ideal ihrer Hoffnungen nicht zu erringen vermochten und nun in der Westwelt das freiheitliche Asyl aufsuchten, das ihnen durch fürstliche Gewalten im alten Vaterlande versagt wurde. Es war eine Segensflut, die sich über dieses Land ergoß und hier eine Geistesernte gestaltete, wie sie seitdem nie wieder gesehen wurde. Zu Tausenden kamen die jungen Kräfte herüber, die hier frisches, frohes Leben weckten und das bereits stagnierende deutsche Element mit neuem Feuer belebten. Zu den hervorragenden Geistern jener Hochflut gehörte auch der Mann, dessen Andenken zu feiern uns heute Abend hier versammelt hat.

Emil Rothe wurde am 23. September 1826 in dem schlesischen Städtchen Guhrau geboren, eine Stadt die nahe an der Grenze von Preußisch-Polen liegt. Er stammt aus einer angesehenen und hochgebildeten Familie. Sein Vater war Arzt mit dem Titel Geheimer Medizinalrath. Rothe's Eltern waren deutsch mit vielleicht einer kleinen Beimischung slavischen Blutes, wie Rothe mitzutheilen pflegte, und so erlernte er denn auch von Jugend auf neben der deutschen die polnische Sprache, obwohl er selber in seinem ganzen Wesen ein Deutscher war und bis an sein Ende verblieb.

Nach genossenem Elementar- und Realschul-Unterricht in seiner Vaterstadt bezog der junge Rothe das Gymnasium in Lissa, um sich für die Universität vorzubereiten, wie es damals üblich war durch das Studium der klassischen Sprachen. Ob er schon damals für ein besonderes Fach sich bestimmt hat, muß unentschieden bleiben. Zwei Jahre später aber siedelte er nach dem Gymnasium in Glogau über, wo er Philosophie betrieb, mit besonderer Bevorzugung der naturgeschichtlichen Studien. Das deutet darauf hin, daß ihn sein Vater vielleicht für den ärztlichen Stand bestimmt haben mag. Mindestens läßt sein mit großer Vorliebe betriebenes Studium der Botanik, eine Neigung, die er durch sein ganzes Leben bewahrt hat, dieses vermuten. Allein er änderte wiederum diese Richtung, indem er im Herbst 1843 auf Oberssekunda in das Gymnasium zu Breslau eintrat, jetzt mit der Absicht, sich für das Studium der Rechtswissenschaft vorzubereiten. Nach bestandnem Abiturientum wurde er denn auch 1844 als Student der Jurisprudenz auf der Universität Breslau immatrikulirt. Rothe studirte nun drei Jahre lang Jus und Kameralia, hörte je ein Semester in Jena, Heidelberg (Pluntzschli) und Berlin (Savigny), und kehrte dann im Herbst 1847 nach Breslau zurück, um sich für das Staatsexamen vorzubereiten.

Während all diesen Jahren war Rothe ein eifriger Burschenschaftler und schwang sich zu einem der beredtesten Wortführer derselben empor. In der akademischen Welt gährte es damals bereits, trotz der Opposition der Regierungen gegen die Korps oder auch wohl gerade wegen dieser Gegnerschaft. Nebenbei auch weil mehrere der Studenten sich weigerten, den Verbindungen beizutreten, was zu einigen scharfen Reibereien Veranlassung gab, worüber uns Rothe seiner Zeit manches hübsches Stückchen erzählt hat. Die „Allgemeinheiten“, so nannte man diese, vorwiegend von Theo-

logen gebildeten Studenten, beabsichtigten neue Verbindungen zu stiften, die, wie Ludwig Buehner in seiner Geschichte des deutschen Universitätslebens mittheilt, den Verursacher und die Studentengerichte abschaffen wollten, was die Korps mit Höflichkeit ablehnten. Die „Allgemeinheiten“ wählten, im Glauben, es könnte eine mächtige Reformpartei aufstehen, die den Absolutismus der Korps, die frühere romantische Idee der Burschenschaften, mit dem Wesen hinwegfegen würde, was von vornherein ein planloses, unpraktisches Beginnen war. „Es war ein Kind des Geistes“, sagt Buehner, „der stets verneint, eine der vielen gemüthlosen Ausströmungen gewisser Philosopheme oder besser Philosophismen, deren Urheber es wohl nicht an Geisteshöhe, aber sehr bedeutend an Gemüthstiefe fehlte und die ihre kalt- und abstrakten Lehren an das warme Herz der deutschen Jugend legen wollten, um es ebenfalls erstarren zu machen.“ — Und das Ende vom Lied? Die „Allgemeinheiten“ erwiesen sich als haltlose Verbindungen, die sich bald wieder auflösten.

Rothe hatte in dieser Zeit manches Wortgefecht zu bestehen, wobei er sich als einer der Freisinnigsten schon damals hervorthat, als einen lebensfrischen Geist mit durchaus volksthümlichen, republikanischen Anschauungen. Diese Reibungen hatten auch ihr Gutes im Gefolge, denn durch sie ward der Korpsgeist auf's Neue geweckt. Die Korps und Burschenschaftler zeigten sich wieder so lebhaft, wie je zuvor, die studentische Gemüthlichkeit übte ihr echt deutsches, unverwundliches Wesen, das heiter und frisch neben dem deutschen Ernst herging. Ausflüge wurden nach den gefeierten Orten alter Sage gemacht, die in Geschichte und Dichtung mit dem vaterländischen Nimbus umgeben waren. So pilgerte Rothe, wie er uns erzählte, im Sommer 1847 mit den Studenten von Berlin nach dem Aufstauer, weniger um den alten Barbarossa her-

aufzubeschwören, als vielleicht um an seinem Trümmerhügel einen tüchtigen Kommerz loszulassen. Kurz darauf ging er, wie bereits bemerkt, nach Breslau zurück, wo die Wintermonate mit emsigem Studium und Jubiliren wechselweise verbracht wurden.

Da kam der Februar 1848 mit seiner Aufregung und seinem Lärm, der März mit den Neuigkeiten von Paris, Italien und Wien. Ganz Deutschland gerieth in Bewegung, und daß die deutsche Jugend, besonders die Studentenwelt in erster Reihe mitgeriffen wurde, ist leicht erklärlich. In Wien, Jena, Leipzig, Halle, Göttingen, überall wurden Studentenversammlungen abgehalten, die zum Theil in Krawalle ausarteten. Der Geist der Freiheit, der alles belebende, schlug mit seinen Flügeln an die dunkeln Pforten, sie sprangen auf und siehe da, mit einem Schläge standen die Burschenschaften, die besonders in Preußen sich hatten tief ducken müssen, wieder lebendig da. Schon am 6. März gab es in Breslau einen Studentenkrawall mit dem Militär, der jedoch wieder unterdrückt wurde. Als aber am 18. März die Neuigkeit kam, daß in Berlin das Volk den königlichen Truppen in Waffen gegenüberstand, da war bei den Studenten in Breslau keinhalten mehr. Vereint mit den Bürgern der schlesischen Hauptstadt, die auch in Revolution ausbrachen, wurden die Kasernen gestürmt, das Militär entwaffnet und nach Hause geschickt und die Freiheit der Stadt proklamirt. Es ging dies mit verhältnißmäßig geringem Widerstand vor sich. Am Abend desselben Tages versammelte sich eine große Schaar Studenten in der Aula der Universität und beriethen sich über die Lage der bevorstehenden Dinge. Die Meinungen gingen dabei weit auseinander, aber die Revolutionsgesinnten behielten die Oberhand. Etwa zweihundert der Muthigsten beschloßen, ein Korps zu bilden, sich zu bewaffnen und noch in der Nacht

nach Berlin zu fahren, um dem dortigen Volk zu Hülfe zu kommen. Zwei Kompagnien wurden abgetheilt, an deren Spitzen die Studenten Gräter und Rothe gestellt, ein Eisenbahnzug bestiegen und fort ging es nach Berlin, wo sie am nächsten Morgen ankamen.

Ich werde mich bei der Schilderung der Vorgänge in Berlin einem Vortrag Rothe's anschließen, den derselbe am 19. März 1848 in unserm Verein über das Thema hielt: „Der 19. März 1848 in Breslau und Berlin.“ Der Vortrag selber ist, wie mir die Familie Rothe's mittheilte, verloren gegangen; ich habe jedoch während des Vortrags, für den Zweck späteren Gebrauchs zu meinen historischen Arbeiten, ziemlich eingehende Notizen davon genommen, die ich verglichen mit den zeitgenössisch gedruckten Berichten jener Ereignisse hier verwende, wobei ich allerdings, um ein volles Bild geben zu können, etwas vor Rothe's Vortrag zurückgreifen muß.

Als die alarmirenden Nachrichten von den revolutionären Ausbrüchen in Frankreich und Italien nach Berlin gelangten, rüftete sich der König Friedrich Wilhelm IV. gegen die drohende Gefahr im eigenen Lande, indem er das Militär in großen Massen nach Berlin und den bedeutenderen Städten Preußens zusammenzog, wo der Zündstoff der Revolution am meisten angehäuft war. Anfänglich dachte er an eine Allianz mit Rußland, allein die Macht des Zaren war doch zu weit entlegen, um auf eine so schwache in der Ferne schimmernde Hülfe ein *Salto mortale* zu wagen. Bereits am 3. März hatte ein Ausbruch in Köln stattgefunden, der, wie der Breslauer Studentenaufstand vom 6. März durch das Militär wieder unterdrückt wurde. Jetzt regte es sich auch in Berlin. Am 7. März fand eine Massenversammlung der Bürger im Thiergarten statt, welche eine Petition für Gewährung zeitgemäßer Reformen, Einberufung des Landtages, um dem

Staate eine konstitutionelle Verfassung zu geben, Abschaffung des geheimen Verichtsverfahrens, Einführung der Pressfreiheit, des Rechts der freien Versammlung und freien Rede, Reduzirung des stehenden Heeres und Organisation der Bürgerwehr, u. s. w. an den König annahm. Der König weigerte sich jedoch, die Abgeordneten, welche die Petition überreichen sollten, zu empfangen, und so wurde sie ihm durch die Post zugesandt. Der König zögerte und gab Versprechungen für die Zukunft durch Vermittelung des Bundestages, was, wie jeder wußte, eine unerfüllte Hoffnung bleiben würde. Eine Woche später machte der Magistrat der Stadt, welcher einen Ausbruch des Volkes befürchtete, dem König die Aufwartung, indem er in höchst unterthänigster Weise für Gewährung der gerechten Forderungen bat, aber vergebens. Alles was der König versprach war, den Landtag auf den 26. April einberufen zu wollen, mit der Devise: „Freie Herrscher und freie Völker!“

Jetzt wurden täglich Massenversammlungen im Thiergarten abgehalten, wobei es oft recht tumultuarisch zunging. Vergebens ward jede liberale Aeußerung in der Presse von den Schergen der Regierung unterdrückt. Vergebens suchte die Polizei auf lithographirte und gedruckte Anschlagzettel und Flugchriften, welche überall wie durch Zauber angeheftet und verbreitet wurden. Je häufiger sie in den Wirthskästen, Trink- und Versammlungstokalen konfisziert wurden, desto massenhafter stellten sie sich wieder ein. Die Druckereien und Anstalten, wo sie hergestellt wurden, spotteten den schmüffelnden Entdeckungsorganen der Polizei.

Als aber am 13. März die Bürger in Massenprozession nach dem königlichen Palaß zogen, wurden sie, ohne die geringste Vorahnung von Gewalt, plötzlich von einer starken Schwadron Kürassiere angefallen, welche nach rechts und links mit ihren Pa-

lascen dreinhieben und in gestrecktem Galopp alles überritten, was ihnen in den Weg kam. Bei dieser Gelegenheit wurden viele Menschen getödtet und verwundet, darunter mancher friedliche Zuschauer, zahlreiche Frauen und Kinder. Schnell wie der Blitz verbreitete sich die Neuigkeit von diesem gewaltthätigen Ueberfall von einem Ende der Stadt zum andern. Alles gerieth in Aufregung, Alles lief in die Straßen. Vor dem anrückenden Militär wichen die Massen auseinander, um an anderen Orten noch schneller wieder zusammenzufließen. Unbewaffnete Schaaren drängten sich in den Straßen und es war den Schwadronen nicht möglich, den Durchgang frei zu halten, besonders als am 15. März die Kunde von dem Sturz des Ministeriums Metternich sich von Wien nach Berlin verbreitete.

Jetzt begann das Volk sich zu bewaffnen. Waffenläden wurden erbrochen und ihres Inhalts beraubt. Hier und dort wurden die Straßenpflaster aufgerissen und Barrikaden errichtet und Alles war in Aufruhr. So geschwind wie eine Barrikade, die zumeist durch Pflasterstein- und Ziegelwerfen von den benachbarten Dächern vertheidigt wurden, vom Militär erstürmt war, ebenso schnell erhob sich eine andere in der Nebengasse, und die ganze Stadt war in beständiger Währung.

Am Abend des 15. März ernannte der Municipalrath der Stadt 1200 sogenannte Sicherheitskommissäre, die jedoch von Niemand beachtet wurden und so ihren Zweck, das Volk vor den Angriffen des Militärs zu schützen, vollständig verfehlten. Wo immer sie sich mit ihren schwarz-weißen Armbinden zeigten, wurden sie mit dem Hohnrufe „Leichenbitter“ begrüßt. Kleinere Gefechte zwischen Volk und Militär fanden beständig statt. Als dann am 17. März die Kunde von Aufständen in Breslau, Magdeburg, Stettin, Frankfurt a. d. Oder, Merseburg, Halle und anderen preussischen

Städten anlangte, da stieg die Aufregung zur Siedehitze. An diesem Tage erschien eine Delegation von Köln, an deren Spitze die Herren *Beckerath*, *Camphausen* und *Sanfemann*, welche dem König mit dem Abfall der Rheinlande und deren Anschluß an Frankreich drohte, wenn keine Zugeständnisse an das Volk gemacht würden. Jetzt wurden auch in Berlin zahlreiche Klubs gebildet, welche mit einer massenhaften Sturmpetition vor das Schloß ziehen und nicht eher weichen wollten, bis der König die Entfernung des Militärs und die Bewaffung einer Bürgermiliz sowie Preß- und Redefreiheit gewährte würde.

Am nächsten Morgen (18. März) erschienen große Plakate in den Straßen, welche verkündeten, der König habe den Landtag auf den 2. April einberufen, wolle Preßfreiheit unter gewissen gesetzlichen Restriktionen gewähren, mit der Bedingung von Bürgerschaftsleistung gegen Ausschreitungen über die gesetzlichen Grenzen; jedoch mit dem Vorbehalt des königlichen Rechts, jede Veröffentlichung nach Belieben der Regierung zu unterdrücken. Die in der Proklamation angekündigte Volksbewaffung lief nur auf eine Vermehrung der Landwehr zur Stärkung der Linie hinaus. Das Volk erforderte dann auch sofort für den gebrauchten Ausdruck „Bürgerwehren“ den Spottnamen „Bürgermörder“. Diese königliche Proklamation war vom Ministerium und dem Prinzen von Preußen (dem späteren König und Kaiser Wilhelm I.) als Oberbefehlshaber der preussischen Armee unterzeichnet. Das Volk, statt befriedigt zu sein, war enttäuscht und verlangte den König selbst zu sehen, allein Friedrich Wilhelm weigerte sich hartnäckig, die „Kanalie“ zu empfangen. Vergebens ersuchte sein jüngster Bruder, *Prinz Karl*, eine Veröhnung zwischen dem Monarchen und seinen Unterthanen herzustellen. Sogar der General von

Fiel, der Militärkommandant der Stadt, mußte seine ungnädige Entlassung nehmen, weil er den Versuch gemacht hatte, das fernere Blutvergießen zu verhüten.

Mittlerweile waren mehrere Mitglieder des Stadtrathes thätig, die vor dem Schlosse versammelten Massen zu beschwichtigen, als plötzlich eine verheerende Salve von dem Portal des Palastes, gegenüber der Breiten Straße, in die Menge gefeuert wurde. Im selben Augenblick bog eine Schwadron Dragoner herein und stürzte sich mit gezückten Schwertern auf das ahnungslos versammelte Volk, das mit dem lauten Aufschrei: „Verrath! Wir werden ermordet!“ auseinander floh. „Zu den Waffen! zu den Waffen!“ scholl es nun von allen Seiten und überall drängte sich das erschrockene Volk aus den Häusern, die Straßen bis zum Erdrücken füllend. Alle Läden und Werkstätten wurden geschlossen, und Waffen und Munition reichlich angeboten, wo immer man solches im Besitz haben mochte. Auch wurde verkündet, wer sich weigere, die Waffen, die er etwa haben könnte, zu verabsorgen, der sollte mit dem Tode bestraft werden. So war in wenigen Augenblicken alles was Waffen handhaben konnte, damit vollständig versehen. Material zum Bau von Barrikaden wurde überall herbeigeschafft. Die Sturmglöckchen läuteten auf allen Kirchen. Die Eigenthümer der großen Fabriken und Werkstätten schlossen diese und sandten ihre Werkleute und Arbeiter in den Kampf, mit dem Versprechen, ihnen während der Zeit doppelten Lohn bezahlen zu wollen. In zwei Stunden war ganz Berlin mit Barrikaden überjätet, alle mit kampflustigen Männern bewehrt, die unter dem Banner der Revolution ihr Leben und Blut zu opfern bereit waren. Ehe noch der letzte der Abgeordneten des Stadtraths den Palast verlassen konnte, stand schon eine mächtige Barrikade in der Breiten-Straße und in der Königs-Straße hatte sich bereits ein Kampf ent-

wickelt, der vierzehn Stunden lang dauerte. Zwischenein knatterten Gewehrkalven und donnerten die Kanonen.

Frauen und Kinder waren mit Angulgießen beschäftigt, wozu sie Bleibaren aus den Fabriken und die Röhren der Wasserleitungen aus den Häusern benutzten. Zerstampfes Glas wurde mit dem geschmolzenen Blei vermischt, das frisch von den Kugelformen in die Gewehre geladen wurde. Glas und Töpfergeschirr wurde zertrümmert und vor den Barrikaden umhergestreut, um den Anmarsch der Soldaten zu erschweren. Die abgedeckten Dächer in der Nähe der Barrikaden waren mit den besten Scharfschützen besetzt, welche von ihren gedeckten Positionen ihre todt- und verderben bringenden Grüße auf die stürmenden Kolonnen des Militärs herabsandten. Bürger, die eine militärische Erziehung genossen hatten, waren mit dem Befehl über die Vertheidigung der Werke betraut, und die Studenten, fast bis auf den letzten Mann bewaffnet, obgleich ihnen die Regentschaft der Universität das verboten hatte, standen überall in Kompagnien in Reih und Glied. Die Handwerker und Arbeiter wählten sich mit Vorliebe aus den Akademikern ihre Offiziere. Baumeister, Ingenieure und Maschinenisten konnte man häufig sehen, wie sie ihre Operationspläne im heißesten Feuer entwarfen.

Der Krieg war jetzt im vollen Gange. Um die Mittagszeit stürmten die Bürger das Zeughaus und mehrere Angriffe wurden auf die verschiedenen Kasernen gemacht, wo überall das Volk vollgerüstet dem Militär gegenüber stand. Um 3 Uhr fiel die Kaserne an Ecke der Wall- und Jägerstraße dem Volk in die Hände und kurz nachher eine andere in der Werderstraße worauf die Besatzungen entwaffnet wurden. Eine Abtheilung Dragoner, welche sie von der Jägerstraße aus angriff, ward zurückgeworfen; als aber eine Kolonne Infanterie heranrückte, wurde das Volk bald überwäl-

tigt. Unter einem Hagel von Steinwürfen und einem dichten Kugelregen von allen Dächern drang das Militär vor, stürmte die Barrikade und verfolgte die Revolutionäre von Haus zu Haus, von Dach zu Dach und von Straße zu Straße, wobei viele Menschen ums Leben kamen, darunter zahlreiche Frauen und Kinder. Aber auch das Militär litt furchtbar, besonders bei der großen Barrikade in der neuen Königsstraße, wo sie von dem heftigen Feuer der Schützengilde und den Kanonen des Schützenhauses immer und immer wieder zurückprallten. Dahingegen wurde die erste Barrikade in der Königsstraße, wo diese auf den Palast-Platz ausmündet, um 4 Uhr, nach einem blutigen Kampf von den Truppen genommen und eine Stunde später fiel auch die zweite Barrikade dem Militär in die Hände.

Weit glücklicher für die Revolutionäre war der Ausgang des Kampfes bei der Barrikade auf dem Alexanderplatz. Hier wurden die aufstürmenden Kolonnen mit blutigen Köpfen vier Mal zurückgeworfen, wobei zahlreiche Todte auf dem Kampfplatz liegen blieben und viele Verwundete sich dem Volk ergeben mußten. Die Vertheidiger dieser Barrikade wurden von den Bürgern mit Wein und andern Erfrischungen auf's Reichlichste bewirthet. Erst gegen Abend ward auch diese Position von den Truppen eingenommen, nachdem die Werke und viele Häuser in der Nachbarschaft durch schwere Geschütze, welche mit Granaten und Kartättschen die Straßen bestrichen, demolirt waren. Das Rathhaus in diesem Stadttheile, dem sog. kölnischen Quartier, das von der Schützengilde besetzt war, welche die andringenden Truppen dezimirt hatten, wurde ebenfalls im Sturm genommen und die Vertheidiger ohne Gnade niedergemacht. Das Militär wüthete wie in einer eroberten Stadt, plünderte und mordete Alles was ihm in den Weg kam, selbst Frauen und Kinder wurden nicht geschont.

Trotz der ungeheuersten Anstrengungen gelang es den Truppen nur etwa dreißig von den zweihundert Barrikaden einzunehmen, und immer noch wuchsen neue Barrikaden in andern Stadttheilen empor. Der Palast-Platz, die Breite-Straße, die Königs-Straße und der Theil von Unter den Linden bis zur Leipziger- und Friedrich-Straße waren vom Militär besetzt, aber der Rest der Stadt, vom Dönhoff-Platz bis zum Halle'schen Thor war in den Händen der Revolutionäre, die kampfbereit auf allen Barrikaden standen.

Während der Nacht errang das Volk noch verschiedene Vortheile, indem es das Zeughaus der Landwehr in der Lindenstraße und die Kaserne der Dragoner nahe beim Halle'schen Thor, sowie die Garnison des Kaiser Alexander Regiments eroberte. Am frühen Morgen nahmen auch die Bürgerfchützen den General v o n M ö l l e n h o f f gefangen, welcher als Parlamentär sich der Barrikade am Eingang der neuen Königs-Straße näherte. Er wurde als Geißel zurückbehalten und mußte, gezwungen sein Leben zu retten, den beiden Garde-Regimentern den Befehl erteilen, von ferneren Feindseligkeiten abzuleben.

Am frühen Morgen des 19. März erschien abermals eine Bürgerdeputation im Palast, an deren Spitze die Herren N o b i l i n g und R e u m a n n , um den König bezüglich der drohenden Lage die Augen zu öffnen. Auf ihre Bitte, den gerechten Forderungen des Volkes, das für das Zurückziehen der Truppen bat, etwas nachzugeben, erwiederte der Prinz W i l h e l m v o n P r e u ß e n : „Nachgeben? Niemals! Wir werden die Kanäle mit Kartättschen vernichten!“ Von dieser Aeußerung erhielt Prinz Wilhelm den Beinamen „Kartättschenprinz“. Als die Deputation fragte, wer es wage, sich zwischen dem König und den Abgeordneten des Volkes zu drängen? antwortete der Monarch: „Seine königliche Hoheit der Prinz hat Recht! Ich bin ein

mächtiger Herr und meine Truppen werden über die Friedensstörer siegreich sein!" Und auf die Bemerkung der Abgeordneten Nauyn, Dunfer und Stieber, daß ein solcher Sieg mit einer Niederlage gleichbedeutend sei, erwiederte er: „Mein väterliches Herz blutet, aber sie wollen es nicht anders!" Als Bischof R e a n d e r an der Spitze einer Deputation von geistlichen Herrn den König bat, doch dem gottlosen Blutvergießen ein Ende zu machen, trat dieser an das Fenster und indem er auf die Straße zeigte, die wenige Stunden vorher von Granaten und Kartätschen der Artillerie bestrichen worden war, sprach er: „Diese Straßen sind mein!"

Mittlerweile waren auch die Breslauer Studenten in Berlin angekommen, und weitere Unterstützung für das Volk strömte von allen Seiten herbei, um die Armee der Freiheit zu verstärken. Von ihrer Ankunft konnten weder der König noch seine Minister überhaupt Kunde haben, dennoch erschien um 9 Uhr Morgens eine Proklamation, in welcher alle Schuld für das nutzlose Blutvergießen auf einen „Schwarm von fremden Aufwiegeln und Vöfewichtern" gewälzt wurde. Die gute Bürgerschaft von Berlin ward durch die vereinten Thränen des Königs und der Königin angefleht, den Auführern nicht Folge zu leisten, sondern die Barrikaden zu entfernen, dann solle auch das Militär zurückgezogen werden. Die Proklamation ward verächtlich mit Zischen und Hohn begrüßt und augenblicklich vernichtet, wo sie gefunden wurde.

Die Kämpfe des vorhergehenden Tages wurden nun seitens des Volkes aufs lebhafteste erneuert, und da die Freiheitsmänner sowohl verstärkt, als auch vortrefflich bewaffnet waren, so drangen sie fest und sicher inner weiter nach dem Theil der Stadt vor, der ihnen Tags vorher entrisen worden war. Näher und näher kamen sie dem königlichen Palast, und die ermüdeten

Truppen, die ihre Kampfeslust verloren hatten und unwillig waren, das Gemetzel, in das sie blindlings von ihren übermüthigen Offizieren hineingeheßt wurden, noch weiter fortzusetzen, wichen immer weiter zurück. Schließlich, als die flammende Fackel schon im Angeficht der königlichen Residenz loderte, bereit, das Giebel und Lattenwerk zu beiden Seiten des Portals in Brand zu setzen; als die Chemiker und Färber ihre großen Vitriolfaschen herbeischleppten, um mit Pöllen säure die Brut der feilen Diener königlicher Tyrannei auszurotten; als die Hiobspost von der Gefangennahme des Generals von Mollenhoff zum Palast gelangte; als es klar wurde, daß alles Temporisiren und Zögern nur die Truppen nutzlos der Volkswuth opfern würde; und als die Proklamation des Königs direkt vor dem Palast auf eine geborstene Granatfugel geklebt ward, die sich in einem Pumpenpfeifen eingebettet hatte; dann erst, nach langem Zaudern, gab der König nach, nicht aus Sympathie mit dem Volke, nicht getrieben von Gewissensbissen über die muthwillige Vernichtung so vieler hundert Menschenleben, sondern gezwungen von der unabweisbaren Nothwendigkeit und der Sorge um das eigene Leben und die eigene Sicherheit. Er willigte endlich ein, eine neue Deputation zu empfangen und derselben die Versicherung zu geben, daß die Truppen sofort aus der Stadt zurückgezogen, daß an ihrer Stelle eine Bürgerwehr in's Leben gerufen und bewaffnet, und ein neues Ministerium gebildet werden solle, das mit dem Volke in näherer Fühlung stände. Er ernannte jetzt drei Offiziere seines eigenen Stabes, welche die Deputirten durch alle Theile der Stadt begleiten und dem Volk die Nachricht von den Konzeptionen verkünden sollte. Die Kämpfe wurden nun eingestellt, aber die Truppen durften nicht mit klingendem Spiel, sondern mußten bei gedämpftem Trommelklang abmarschieren. Die während der Ge-

fechte Gefangenen wurden sofort freigelassen und die Scharfschützengilde besetzte das königliche Schloß, während die Studentengeneration, darunter auch die Breslauer, auf dem Palastplatz Stand faßten. Mit der Bewaffnung der Bürgerwehr ward sogleich begonnen, auf Staatskosten.

Die Leichen der erschlagenen Freiheitskämpfer, mit Blumen und grünen Zweigen bedeckt, wurden dann auf Tragbahnen und in offenen Wagen nach dem Platz vor dem königlichen Schloß gebracht und vier der am schrecklichsten Verstümmelten stellte man direkt unter den Balkon des Königs. Die Grafen Schwerin und Arnim, die neuerannten Minister, traten auf den Balkon, um das wilde Geschrei des Volkes zu beschwichtigen, allein dieses verlangte das persönliche Erscheinen des Königs und der Königin an der Pforte. Endlich kam der König heraus und indem er sein Haupt entblößte, zollte er den Märtyrern der Freiheit den erzwungenen Tribut. Er mußte dabei von der aufgeregten Menge manch bitteres Wort hören: Vermüthungen und Ausdrücke der Wuth über monarchische Tyrannie mißachten sich auf nicht gerade zarte Weise hinein, worüber die Königin in Ohnmacht fiel, daß sie von der schauerlichen Szene hinweggetragen werden mußte.

Jetzt erfolgten laute Ruje nach dem Prinzen Wilhelm von Preußen, gegen den die Volkswuth sich besonders heftig erging, allein er wagte es nicht sich vor dem erzürnten Volke sehen zu lassen. Dieses forderte kräftig seine Abdankung als Nachfolger des Thrones und drohte ihm mit Gewaltthätigkeiten. Im Dunkel der Nacht floh er verkleidet nach England, von wo er einige Monate später zurückkehrte, um den Oberbefehl der preußischen Truppen in dem Feldzug nach der Pfalz und Baden zu übernehmen. Die Zeit hat diese Unebenheiten abgeglättet, und wir haben es erlebt, daß der verhaßte Kartätschenprinz als der Held der deutschen Einheit verherrlicht und

als Kaiser Wilhelm I. von weitaus dem größten Theil des deutschen Volkes geliebt und geehrt wurde.

Am Nachmittag ward ein neues Ministerium verkündigt, das weder dem Volke noch der Krone zusagte. Dies verursachte frische Unruhen und das Volk verharrte in einem Zustand der Besorgniß und des Grolles, bereit, den Kampf wieder aufzunehmen, wenn nur der geringste Funke in das überfüllte Pulverfaß fallen würde. Kugeln wurden auf offener Straße gegoßen. Der königliche Handschuhmacher, dessen Geschäft unter den Linden war, und der sich als Denunziant vieler Leute mißliebig gemacht, wurde gefangen und auf der Straße verbrannt, wozu die Waaren und Einrichtung seines Geschäftes den Scheiterhaufen bildeten. Das Haus des Majors von Preuß, Kommandant der königlichen Garde, in der Königsstraße gelegen, wurde gleichfalls erstürmt und geplündert. Seine Familie konnte sich nur durch die Flucht über das Dach und die Nachbardächer retten, doch wurden sechs Mitglieder seines Haushaltes gefangen und erschossen. Als Grund für dieses schreckliche Gericht wurde mitgetheilt, daß er zwanzig Studenten in sein Haus gelockt, mit dem Versprechen, ihnen Waffen geben zu wollen, sie dann aber eingeschlossen und der Polizei ausgeliefert habe.

Der Palast des Prinzen von Preußen wurde vor Gewalt und dem Niederreißen nur dadurch bewahrt, daß man ein gemaltes Schild über der Thür befestigte, mit der Aufschrift: „Dieses Haus ist das Eigenthum der Nation.“ Den verschiedenen Lieferanten des Prinzen Wilhelm wurden die Schilder mit den Wappen seiner königlichen Hoheit von den Läden gerissen und verbrannt. Die der Prinzen Albrecht und Karl, welche sich dem Volke günstig gezeigt hatten, wurden mit augenscheinlicher Bevorzugung verschont.

Am 20. März ward eine allgemeine Am-

nestie für alle politischen Verbrecher und alle Personen, welche sich gegen die Preßgesetze vergangen hatten, verkündigt und der Justizminister angewiesen, sämtliche Inhaftirte sofort freizugeben. Um 10 Uhr wurden die Polen aus dem preussischen Staatsgefängniß in Moabit von den Studenten abgeholt und in mit Immergrün und deutschen und polnischen Flaggen geschmückten Kutschen durch die Straßen der Stadt geführt, wo sie überall mit Jubel begrüßt wurden. Aus allen Fenstern schwenkten ihnen Damen die weißen Taschentücher entgegen. Hier bildeten die Breslauer Studenten unter Anführung von Rothe und Gräter die Ehreneskorte. Auf dem Schickplatz angekommen, wurden sie vom König und den Mitgliedern des neuen Ministeriums, alle mit schwarz-roth-goldenen Bändern und Kokarden geschmückt, bewillkommet. Der König schwenkte ihnen den Hut entgegen und der Premier-Minister, Graf Schwerin, hielt eine Anrede an dieselben, worin er sie ermahnte, in gutem Glauben an Preußen festzuhalten.

Während der Nacht vom 20. auf den 21. März verbreitete sich die Nachricht, der Prinz von Preußen sei an der Spitze eines starken Heeres zurückgekehrt, was die ganze Bevölkerung wieder auf die Beine brachte und in die Barrikaden trieb. Als aber am Morgen sich herausstellte, daß es ein falscher Alarm gewesen sei, kehrten Alle beschwichtigt in ihre Wohnungen zurück. Am 21. März erließ der König eine Proklamation: „An die deutsche Nation!“ in welcher er sich erbot, als Protektor an die Spitze des gesammten deutschen Vaterlandes zu treten; und als er am Morgen, bekleidet mit den ehrwürdigen Farben Alld Deutschlands, zu Pferde in den Straßen erschien, wurde er mit unbegrenzten Demonstrationen der Freude begrüßt, worauf er mit einer Rede erwiederte, die mit den Worten schloß: „Heil und Segen den konstitutionel-

len Monarchen, den Führern des wieder vereinigten deutschen Volkes! Heil dem neuen König der freien wiedergeborenen deutschen Nation!“ Zur selben Zeit ward verkündigt, daß der König alle Reformen verwillige, welche das Volk gefordert habe, und daß der Landtag auf den 2. April einberufen worden sei und ferner, daß er die Initiative für die Berufung eines deutschen Parlaments ergreifen werde.

Am Mittag erschien der König abermals umgeben von den Prinzen (mit Ausnahme des Prinzen Wilhelm von Preußen), seinen Ministern und Generälen, alle mit schwarz-roth-goldenen Bändern und Kokarden geschmückt. Er kündigte sich jetzt als den Heiland der deutschen Einheit und Freiheit an, mit der Hinzufügung, daß er keine Fürsten entthronen, sondern sich nur als Führer an deren Spitze stellen wolle. Die Menge, welche drei Tage zuvor ihn als Tyrannen und Usurpator verflucht hatte, sandte jetzt laut jubelnde Hosanna's in die Luft, ihn als Kaiser von Deutschland begrüßend, einen Titel, den der König mit heuchlerischer Bescheidenheit ablehnte. Am Denkmal Friedrichs des Großen hielt er eine Ansprache an die Studenten, welche mit der Phrase schloß: „Ich trage die Farben, die nicht mein sind und werde nichts unter diesen Farben mir anmaßen; ich fordere keine Krone, keine Macht, außer der Einheit und Freiheit Deutschlands, Frieden und Ordnung, und (indem er seine Hand zum Himmel erhob) dieses schwöre ich zu Gott!“— Das übrige Deutschland kritisirte die einfältigen, heuchlerischen Ergüsse als unzeitgemäße theatralische Posse und gesinnungslose Verstellung. Thatsächlich wurde zur selben Zeit an vielen Orten und sogar in Preußen der Champagnerkönig im Wilde gehängt und verbrannt. Nirgendß außerhalb Berlin hielt man den von seinen eigenen Unterthanen besiegten Despoten für den passenden Erlöser Deutschlands.

Am 22. März wurden die gefallenen

Selden der Freiheit mit großen Feierlichkeiten zur Erde bestattet, 187 Särge folgten in einer Reihe; und das war nur ein kleiner Theil der Opfer, da die meisten bereits von ihren Familien begraben worden waren. Andere starben an ihren Wunden noch später. Es wurde angenommen, daß die Revolutionäre etwa 800, das Militär zwischen 1000 und 1200, darunter 132 Offiziere, verloren hatten. Als dieser letzte Akt vollzogen war, begaben sich die Studenten von Breslau, Halle und anderen Orten wieder in ihre Heimath, und der Vorhang fiel nach dem ersten Akt der Tragikomödie der Revolution von 1848.

Der Sieg des Volkes über königlichen Despotismus wurde in Deutschland aller Orten mit unbändigem Jubel begrüßt, allein das Ende war noch nicht gekommen. Als eines der wohlthätigen Resultate war jedoch das Recht der freien Rede zu betrachten, welches, mindestens für eine kurze Zeit, den Herrschern Deutschlands abgerungen worden war; ebenfalls das Recht der freien Volksversammlungen. So wurde es möglich, nach Verfluß von fast 31 Jahren seitdem das Studentenfest auf der Wartburg in Thüringen durch preussische Militärgewalt gesprengt worden war (18. Oktober 1817), daß wiederum ein Ruf an die Studentenvelt Deutschlands ergehen konnte, einen neuen Studentenkongreß an dem historischen Orte abzuhalten, ohne Furcht der Theilnehmer vor Verfolgung und Einkerkernng. Auf Einladung der Burschenschaft „Germania“ in Jena, hielten Delegaten von sechs Universitäten in dieser Stadt (Jena) eine beratende Versammlung ab und beschloßen, einen Aufruf für ein Studentenparlament zu erlassen, das am Pfingstsonntag, den 12. Juni 1848 in Eisenach, am Fuß der Wartburg, zusammentreten sollte. Der Aufruf wurde durch das Erscheinen von etwa 1200 Studenten beantwortet, die alle deutschen Universitäten, mit Ausnahme von Heidelberg, Prag,

Zusbruck, Graz, Kiel und Rostock, vertraten. Sechzehn der großen Lehranstalten Deutschlands hatten Abgeordnete gesandt, welche am Morgen des genannten Tages in der „Halle der Erholung“ in Eisenach zusammentraten.

Ursprünglich sollte das Fest nichts anderes sein, als eine allgemeine Studentenversammlung zu Adressnahmen und jonitiger Verathung, ohne ausdrücklich: Bevollmächtigungen von den einzelnen Hochschulen. In diesem Sinne hatten auch die beratenden Ausschüsse die Vorarbeiten gethan, allein die Festangelegenheiten geriethen impulsiv durch die Debatten in eine breitere Bahn. Mit dem Nachmittagszug der Thüringer Eisenbahn kamen die Abgeordneten von Breslau und die der akademischen Legion von Wien, alle mit starken Wärten, in ihrer romantischen, fast theatralischen Wehrtracht, mit Kalabresehüten, mächtigen Schlägern und einer gewaltigen dreifarbigten Fahne zu gleicher Zeit an. Beide Deputationen wurden mit Begehohs empfangen. Sie gefelkten, da sie mit besondern Erwartungen gekommen waren, aus ihrer Mitte je fünf Mitglieder zu dem beratenden Ausschuß, der dann in eine größere Strömung hineingetrieben wurde, als man anfänglich beabsichtigt hatte. Von den Breslawern wurde Emil Nothe als Wortführer ernannt.

Es ist passend hier einzuschalten, daß fünf ehemalige Cincinnatiater zu den leitenden Führern jener Versammlung der aufblühenden Generation des jugendlichen Geistes der Wissenschaft gehörten: Dr. Karl Lauenstein von der Universität Göttingen, der als erster Vize-Präsident jenes Kongresses erwählt wurde; der bekannte Gedächtniskünstler Otto von Reventlow, welcher die Universität Greifswalde vertrat; der Dichter Wilhelm Rothacker von der Tübinger Universität; der zur Zeit des Vortrages noch lebende würdige alte Dr. Albert

Rosenfeld, Delegat der Wiener Studentenlegion, welcher später der Geschichtsschreiber der Wiener Aufstände im Jahr 1848 wurde (er starb als angesehener Arzt in Cincinnati im Jahre 1901); und Emil Mothe, Abgeordneter der Breslauer Universität. Von diesen war Dr. Lauenstein mehrere Jahre Redakteur des Cincinnatier „Volksfreund“ bis 1866, in welchem Jahr er nach Evansville im Staate Indiana fortzog, wo er den „Evansville Demokrat“ kaufte und ihn zugleich mit dem gleichnamigen deutschen Hauptblatt jener Stadt bis zu seinem 1889 erfolgten Tode herausgab. Meventlow, ein gewaltiger Schläger und burschikofer Charakter, gab in Cincinnati mit Rothacker in Gemeinschaft die „Hochwacht“ als Nachfolger von Sassaureks „Hochwächter“ heraus (1856), kehrte 1860 nach Deutschland zurück, wo er in Stuttgart vor mehreren Jahren gestorben ist. Er hat ein anerkanntes Werk über Mnemotechnik herausgegeben und war von Geburt ein schleswig-holsteinischer Baron. Rothacker gab später in Verbindung mit Johann Rittig in Cincinnati die „Menschenrechte“ heraus und ist schon vor langen Jahren hier gestorben. Von ihm erschien ein Pändchen Gedichte und eine Biographie von Patrick Henry nach seinem Tode. Dr. Rosenfeld, der fast ein halbes Jahrhundert als angesehener Arzt in Cincinnati gelebt hat, gehörte dem deutschen Litterarischen Klub eine zeitlang an und starb hier im Jahre 1901. Er äußerte sich bei Gelegenheit von Roth's Tode, über dessen Theilnahme an dem Studentenkongress, wie folgt:

„Ich werde nie den tiefen Eindruck vergessen, den das prächtige, tiefstönende Organ und die hervorragende oratorische Begabung Roth's auf mich machte und in der That auf die ganze Versammlung übte. Er war schon damals ein Republikaner in seinen Ansichten und gab seiner Meinung in klarer und unverholener Weise Ausdruck.

Nach einer von ihm gehaltenen Rede, worin er die vollständige Emanzipation der deutschen Lehranstalten von der Kontrolle der herrschenden Mächthaber beihwortete, erhob das konservative Element, welches die Rechte der Versammlung bildete, den Ruf: „Das muß zur Republik führen!“ worauf ein unbeschreiblicher Tumult folgte, den der Vorsitzer, Studiosus Lang aus München, geraume Zeit nicht zu beschwichtigen vermochte. Roth aber führte seine Argumente ruhig weiter und fand, mit Ausnahme der extremen Rechten, rauschenden Beifall. In der That war der Geist der Freiheit in der Versammlung überwiegend in der Mehrheit, und die Breslauer Abgeordneten und wir Wiener hielten einträchtig zur freisinnigen Linken und stimmten in allen miteinander überein. Wir nahmen schließlich die Genugthuung mit nach Hause, daß in der Annahme des Manifestes die versammelte akademische Jugend offenkundig den freiheitlichen Geist der Zeit, der nach der Richtung einer Republik Alldeutschlands strömte, sich lebendig ausdrückte.“ So weit Dr. Rosenfeld.

Am Spätjahr 1848 erlangte jedoch die Reaktion wieder die Oberhand, und als im Oktober desselben Jahres Wien in die Hände des Generals Windischgrätz fiel, da wurde es klar, daß die kurze Zeit der Volksfreiheit in Deutschland ihr Ende erreicht habe. Im November rückte General Wrangel mit dem preussischen Heer wieder in Berlin ein und am 14. desselben Monats wurde das Kriegsrecht in der Stadt proklamirt. Bald darauf fielen die andern Großstädte des Königreichs dem gleichen Schicksal anheim, und am 5. Dezember begann man mit der Erlassung von Satzbeehlen gegen alle aktiven Theilnehmer und auch solchen Personen, die im bloßen Verdacht standen, auf irgend eine Weise dem Aufstand Vorstoß oder Hülfe geleistet zu haben. Hunderte von Bürgern in allen Theilen Preußens wurden ohne vorherige War-

nung aus dem Schooß ihrer Familie gerissen und in die Gefängnisse und Kasematten eingeliefert, wo viele in elenden Sterfern Jahre lang schmachteten und gar Mancher zu Grunde ging. Der junge Rothe erfuhr noch bei Zeiten, daß auch gegen ihn der Haftbefehl erlassen worden sei, und er entfloh nach Danzig, wo er auf einem norwegischen Schiffe Passage nach Christiania in Norwegen fand. Von Christiania segelte er nach Glasgow in Schottland und von dort mit einem englischen Segelschiff nach New York, wo er im Anfang des Jahres 1849 ankam.

Gleich vielen der sogenannten Lateiner hatte auch Rothe die Idee, der beste Weg in diesem Lande vorwärts zu kommen, sei Landwirth oder vielleicht Plantagenbesitzer zu werden. Da er etwas Geld mitgebracht hatte, erwarb er sich ein kleines Landgut mit einem Pfirsichgarten in New Jersey, in der Gegend des heutigen West-Hoboken, wo er sich auf die Pfirsichzucht und den Anbau von Gemüse und Tabak verlegte. Aber der junge Mann, der nie in seinem Leben eine Schaufel oder Hacke gehandhabt hatte und nichts vom Landbau verstand, brauchte Hülfe und brachte deshalb einen kräftigen Negerburschen von New York mit, um bei ihm als Arbeiter zu dienen. Das war sein Versehen. Zu jener Zeit herrschte, selbst in den nördlichen Staaten eine feindselige Stimmung gegen die Abolitionisten. Ein weißer Mann, der im Felde neben einem Neger arbeitete, wurde mit Verachtung angesehen, selbst wenn der Neger sein Knecht war. Wohnte er aber mit einem Menschen von afrikanischer Abstammung unter dem gleichen Dach, behandelte er denselben nicht wie einen Sklaven, so war er sicherlich ein Abolitionist. Der junge Farmer entdeckte bald genug, daß er von allen seinen Nachbarn gemieden wurde und daß die Wohnungen dieser Nachbarn ihm verschlossen waren. Das gränzte ihn nicht sonders; und als seine Bohnen und Erbsen und

Pfirsiche reif waren, brachte er sie selbst nach New York auf den Markt, wo er sie verkaufte. Dann wurde der Tabak eingeheimst und getrocknet, und im Winter machten er und sein Negergehülfe Zigarren, von denen er sich eine lohnende Einnahme in der Stadt versprach, sobald eine genügende Quantität fertig sein würde um die Auslage für die Miethe eines Fuhrwerks und das Fährgeld über den Hudson lohnend zu machen. Täglich beobachtete er mit Vergnügen seinen wachsenden Vorrath und gerade, als er sich zu der beabsichtigten Fahrt nach New York bereit machte, waren an einem Morgen seine ganzen Zigarren mit dem Negerknecht verschwunden. Der treulose Schwarze war damit nach unbekanntem Regionen verduftet und Rothe hat nie wieder von ihm und den Zigarren gehört. Als er diesen Vorfall einem Nachbarn erzählte, wurde er noch obendrein ausgelacht, mit dem einzigen Trost: es gehe ihm Recht, warum habe er sich mit einem Neger eingelassen und ihn in seinem Hause beherbergt; die Schwarzen seien alle Diebe und diese Lehre möge ihm für die Zukunft nützlich sein. Rothe ärgerte sich über den diebischen Afrikaner, den er wie einen Bruder gehalten hatte, aber der Neger brachte ihm sein verlorenes Gut nicht wieder.

Zur damaligen Zeit war im Osten der Ruf nach Wisconsin als dem kommenden deutschen Staat lebendig, und so verkaufte Rothe, voll Entrüstung über die Treulosigkeit seines Neger-Knechtes, den er wie seines Gleichen behandelt hatte, sein kleines Anwesen und wandte sich nach Wisconsin, wo er im Mai 1850 ankam. Er ließ sich in dem Städtchen Watertown nieder, wo er einen zweiten Versuch als Landbauer machte, der glücklicher ausfiel, als die New Jerseyer Probe. Es war jedoch ein hartes, mühsames Geschäft für einen Mann, der besseres gelernt hatte, als Wälder umhacken und Wildernisse pflügen. So begann er

bald nach seiner Ankunft die Herausgabe einer wöchentlichen deutschen Zeitung, den „Watertown Weltbürger“, welchen er 16 oder 17 Jahre lang redigirt und geeignet hat, und der noch jetzt (1896), mehr als vierzig Jahre lang erfolgreich fortbesteht. Neben Andern und Pflügen, Zeitungschreiben u. Schriftsetzen vervollkommnete er sich im Studium des amerikanischen Rechtswesens und wurde dann, gleich nach erlangter Naturalisation, in das Wisconsiner Barreau aufgenommen, worauf er bald das Farmerleben fallen ließ und sich der juristischen Praxis widmete. Seine Rechtspraxis erstreckte sich hauptsächlich auf die Gerichte von Jefferson und Dodge Counties sowie höhere Prozesse am Staats-Obergericht. Schon ehe er Vereinigte Staaten Bürger geworden war, wählte ihn die fast ausschließlich deutsche Bürgerschaft von Watertown zum Friedensrichter, wozu ihn die Staatsverfassung von Wisconsin, die nur einen kurzen Aufenthalt im Staate und die Erklärung Bürger werden zu wollen, befähigten. Später wurde Nothe zum Probatrichter und Rechtsanwalt von Jefferson County erwählt. Außerdem übertrugen ihm seine Mitbürger noch andere Ehren- und Vertrauensämter, die er sämmtlich zu ihrer vollen Zufriedenheit verwaltete.

Im Jahre 1860 war Emil Nothe Abgeordneter von Wisconsin auf den demokratischen National-Konventionen in Charleston und Baltimore, wo er für die Nomination von Stephen A. Douglas als Präsidentschaftskandidat wirkte. Von 1861 bis 1865 vertrat er Jefferson County in der Gesetzgebung des Staates Wisconsin. Nothe war bei seinen Mitbürgern und Nachbarn sehr beliebt und nie hat er das Vertrauen, das in ihn gesetzt wurde, verletzt. Er war ein Mitglied der demokratischen Partei, und ungleich den meisten der Klasse Einwanderer, der er angehörte, der sogenannten „Achtundvierziger“, hielt er treu an seinem politischen Glauben fest, während die

Mehrzahl derselben sich der neu gegründeten republikanischen Partei anschloß. Ihm sagte das Element nicht zu, das anfangs der fünfziger Jahre so lebhaft gegen die Eingewanderten wüthete, die „Know-Nothings“, die in der 1855—56 gegründeten republikanischen Partei die Hauptstärke bildeten, und so blieb er, der ursprüngliche Abolitionist, in der alten Partei, die damals als die Pro-Sklavereipartei verschrieen war. Er hat es erlebt, daß die hervorragendsten deutschen Mitgründer jener neuen Partei, wie Gustav Körner, J. P. Stallo, Karl Schurz, General Sigel, Hermann Kaster, Wilhelm Rapp, August Thiemme, Jakob Müller, Kaspar Buß, Oswald Seidensticker, Paul Böser, Johann Mittig, der alte Stiebold, u. s. w., sowie die besseren Anglo-Amerikaner, wie Gouverneur Palmer, die Blairs, Salomon P. Chase, die Senatoren Dixon, Doolittle und hundert Andere, die eigentlichen Pfeiler der neuen Partei, wieder zur demokratischen Fahne zurückkehrten, mindestens die von ihnen gegründete Partei auf immer verließen.

Es ist an dieser Stelle bemerkenswerth, daß im Jahre 1856 Herr Karl Schurz, der sich ebenfalls in Watertown niedergelassen hatte, ein Oppositionsblatt gegen Nothe's „Weltbürger“ in's Leben rief, die „Watertown Post“, die unter das Banner der republikanischen Partei trat, sich aber nur kurze Zeit am Leben erhielt, worauf Schurz nach dem Bürgerkrieg mit seiner „Post“ nach Detroit übersiedelte und kurz nachher im Verein mit Emil Preetorius in St. Louis die „Westliche Post“ gründete, deren Miteigenthümer Schurz bis zu seinem Tode blieb. Beide, Schurz und Nothe, wurden bald als die hervorragendsten deutschen Redner Wisconsin's und nicht lange nachher im ganzen Westen berühmt; und obgleich sie sich auf dem politischen Kampffelde gegenüberstanden, so hat sie doch ein persönliches freundschaftliches Verhältniß zu

einander geknüpft, das erst durch den Tod Nothe's gelöst wurde.

Sein Ruf als Volksredner führte Nothe bei mehrfacher Gelegenheit nach Cincinnati. So im Jahr 1860, als er für die Wahl Douglas' zur Präsidentschaft in die Schranken trat. Damals sprach er auf dem Finglingmarkt zugleich mit dem späteren Richter des Bundes-Obergerichts, Stanley Matthews, der zu jener Zeit Demokrat war und ebenfalls für die Wahl von S. A. Douglas wirkte. Verfasser dieses hielt damals am selben Platz seine politische Jungferrede und lernte dabei zum ersten Mal Nothe kennen und seine hervorragende Gabe als Volksredner bewundern. Vier Jahre später, in der McClellan Campagne, kam er zum zweiten Mal nach Cincinnati und sprach zu einer deutschen Massenversammlung auf dem Canal-Marktplatz, bei welcher Gelegenheit ich die Ehre hatte, den Vorsitz der Versammlung zu führen. Während Nothe sprach, flogen Steine aus dem Fenster einer gegenüberliegenden deutschen Vereinshalle auf den Redner gezielt, die ihn zwar verfehlten, wovon jedoch einer den Berichterstatter des „Commercial“, Edw. Hutchinson, an den Kopf traf, daß er blutend von der Tribüne nach einer nahegelegenen Apotheke gebracht werden mußte. Der Verwundete, bisher Republikaner, ward darüber zum Demokraten bekehrt und wurde als solcher später in die Staatsgesetzgebung von Ohio gewählt. Ein an einem der Pfosten der Rednerbühne abgeprallter Stein traf mich auf der Brust, ohne mir ernstlichen Schaden zuzufügen. Nothe hob den Stein auf und ihn emporhaltend, wandte er sich an die fanatischen Gegner mit den Worten: „Sind das die einzigen Argumente, die ihr intelligent-sein-wollenden Deutschen uns entgegenzustellen habt — Gewalt! Solche Argumente hatten auch Deutschlands Tyrannen gegen uns und gegen euch und darüber habt ihr euch mit Recht bechwert und flohet nach einem

Land, wo das freie Wort lebt. Und jetzt sucht ihr selbst dies freie Wort mit Gewalt zu unterdrücken! Schämt euch, ihr feilen Werkzeuge der Tyrannei und kehrt zurück zu den Despoten die euch ehemals hieher scheuchten! Ihr seid keine freien Menschen, ihr seid Sklaven der Rohheit und Gewalt!“

Bei jener Gelegenheit wurde ich mit Nothe warm befreundet und unsere Freundschaft hat bis zum Tode des trefflichen Mannes gewährt und wird bei mir im Andenken desselben noch fort dauern, so lange sich das Blut in meinem Herzen regt. — Auch im Präsidentenwahlkampf des Jahres 1868 kam Nothe als Redner hieher. Er sprach damals auf dem Fünften-Strassen Marktplatz. Diese Besuche machten Nothe bei den deutschen Demokraten Cincinnati's sehr beliebt, und als er ein Jahr später (1869) als Redakteur des Cincinnatier „Volksfreund“ hierherberufen wurde, erregte das bei uns Allen außergewöhnliche Freude. Nothe leitete die Redaktion des genannten Blattes mit großer Fähigkeit, Umsicht und Takt, besonders während der aufgeregten Zeit des deutsch-französischen Krieges und es wurde allseitig auch von den politischen Gegnern bedauert, daß er aus seiner langen journalistischen Thätigkeit 1872 sich zurückzog.

Jetzt wandte sich Nothe wieder dem juristischen Beruf zu. Er war zuerst mit Herrn Glidden assoziiert und als sein Sohn Penno am Barreau zugelassen war, gründete er mit diesem die Advokaten-Firma Nothe und Nothe, die bis zu des Sohnes Tode fortbestand, von wo an er die Rechtspraxis allein weiter betrieb. Während der letzten sechs Monate vor seinem Ableben hinderte ihn ein schweres Leberleiden an der Ausübung seines Berufes, bis ihn am 27. April 1895 der Tod von seinen Leiden erlöste.

Emil Nothe war ein Mann mit hellem Verstand, ein Philosoph der Kantischen Schule, mit Erfahrungen über alles was

den gebildeten Menschen naheliegt, wohlbelesen in Geschichte und mancherlei Wissenschaften. Er besaß ein heiteres Temperament, und keine Faser von Neid oder Pessimismus klebte an ihm. Seine Uneigennützigkeit war offen und ungeheuchelt. Er besaß den festen Glauben der Idee, daß die menschliche Moral sich nicht verschlechtere, sondern immer mehr hebe und daß Laster und Verbrechen mehr und mehr im Abnehmen begriffen seien. Er glaubte nicht an das Schlagwort von der „Guten Alten Zeit“ und hat uns seine Ansichten hierüber in dem Vortrag „Die alte und die neue Zeit“ klar dargelegt. Er hielt dafür, daß das Wesen der Barbarei, bezw. was immer noch davon vorhanden sei, in absehbarer Zeit sich ganz verlieren würde. Er liebte die Welt und das Leben um ihrer Schönheit willen. In den Wissenschaften der Natur war er nicht allein trefflich belesen, sondern auch praktisch erfahren. Zwei Vorträge, die er in unserm Verein gehalten hat, geben davon lebendiges Zeugniß: eine physiko-ästhetische Abhandlung, „Naturbetrachtung in Hinsicht auf die menschliche Kultur“ und eine Vorlesung über das Thema: „Unsere Bodenkultur und die Vögel“, worin er die gefiederten Freunde der Menschen, gegenüber dem thörichten Volksvorurtheil, daß die Vögel der Landwirthschaft und dem Forstwesen schädlich seien, kräftig vertheidigte, und sogar eine Lanze für den vielverleumdeten Hausperling (*passer domesticus*) einlegte. Beide Vorträge waren von so klaren und leichtverständlichen Beispielen begleitet, daß Rothe bei uns sowohl, wie auch im Literary Club, wo er die letztgenannte Abhandlung in englischer Sprache vortrug, allseitigen Beifall fand.

Rothe war einer der Anreger und Mitgründer der Ohioer Forestry-Association, zur Förderung des Forstwesens in diesem Staate. Auch war er einer der Mitatoren für die Einführung des Baumpflanzungs-

tages in Cincinnati. Als der erste „Arbor-day“ vor jetzt bald neunzehn Jahren (1877) durch die Kinder unserer öffentlichen Schulen, in Verbindung mit den Naturfreunden der Stadt und Umgegend im Eden Park abgehalten wurde, war Emil Rothe der deutsche Festredner, und es ist ein denkwürdiger Zufall, daß sein Tod genau auf diesen Tag achtzehn Jahre später erfolgte.

Aber nicht bloß mit Worten trat er für die Schönheit im Naturleben in die Schranken, sondern er bestätigte seine Neigung auch durch die lebendige That. Als er vor Jahren an dem romantisch gelegenen Abhang des Fairview-Hügels sich ein größeres Grundstück erwarb und ein Wohnhaus darauf errichtete, konnte man ihn zu fast jeder Jahreszeit sehen, wie er täglich einige Stunden der Verschönerung des Platzes zu einem lieblichen Garten mit Schaufel und Hacke widmete. Neben wurden ringsum gepflanzt und als sie heranwuchsen zu Lauben eingerichtet, und die Mitte des Platzes wurde zu einem zierlichen Blumengarten gestaltet. Er war ein großer Bewunderer der Zwiebelblumen und Spazinthn, Tulpen, Narzissen, Kaiserkronen u. s. w., züchtete er in den mannigfaltigsten Formen und Farben, die er Besuchern gegenüber gern, wenn sie in Blüte standen, mit großer Kennerchaft zu zeigen und erklären pflegte.

Ueber seine litterarischen Arbeiten ist zu melden, daß sie keineswegs von einem engen Rahmen begrenzt waren, sondern einen weiten Blick bekundeten. Die einfache Ausführung der in unserem Verein gehaltenen Vorträge nach ihren Titeln wird das zur Genüge bezeugen.

1. Erinnerungen an das Pionierleben im Nordwesten der Vereinigten Staaten. 1. Mai 1878.

2. Die künftige Nationalität Amerika's. 16. April 1879.

3. Das verlorene Polen. 2. Dezember 1881. (Hiermit legte Rothe eine Lanze für das polnische Volk ein.)

4. Der 19. März 1848 in Breslau und Berlin. 19. März 1884.

5. Irland. 18. Februar 1885. (Ein Vortrag, in welchem Rothe die hierlands viel geschmähten Irländer vertheidigte, für deren gesunkenen Kulturzustand er die Schuld auf die seit Jahrhunderten andauernde schändliche Knechtung dieses Volkes seitens der Engländer nachwies.)

6. Die Alte und die Neue Zeit. 5. Januar 1887.

7. Naturbetrachtung in Hinsicht auf die menschliche Kultur. 5. Februar 1890.

8. Die Ansiedlungen der Brandenburger und Pommern in Wisconsin. 3. Juni 1891.

9. Ist die Korruption in den Vereinigten Staaten im Zunehmen begriffen? 16. März 1892. (Eine Gegenschrift des einige Monate vorher gehaltenen Vortrags von C. L. Rippert: „Das achte Gebot — du sollst nicht stehlen! und die Korruption in der amerikanischen Politik!“ — Rothe behandelte diese Frage verneinend.)

10. Erinnerungen an Friedrich Wilhelm Horn und Benjamin F. Butler. (Horn, ehemals Sprecher der Wisconsin Legislatur zur Zeit als Rothe Mitglied jener Körperschaft war; und Gen. Butler, mit dem Rothe in der Charlestoner Konvention 1860 bekannt wurde, waren beide kurz vorher gestorben.)

11. Unsere Bodenkultur und die Vögel. 1. November 1893.

12. Erinnerungen aus meinem Leben. 16. Mai 1894. (Dieser Vortrag war *ex tempore*.)

Außer diesen zwölf Vorträgen hat Rothe noch eine große Zahl Abhandlungen geschrieben, mannigfaltige Themen enthaltend, die zum Theil in Proschürenform, theils in Fachjournalen und Zeitschriften veröffentlicht wurden. Ich muß der beschränkten Zeit halber davon absehen, diese näher zu besprechen.

Eine Seite von Rothe's Thätigkeit darf jedoch nicht unerwähnt bleiben; Emil Rothe war in seinem amerikanischen Leben der deutsche Volksredner *par excellence*, besonders seit seinem Aufenthalt in Cincinnati. Bei allen Gelegenheiten, Festlichkeiten, Wohlthätigkeitsveranstaltungen, patriotischen Versammlungen u. s. w. wurde Rothe herangezogen, und es ist mir nicht bekannt, daß er sich jemals geweigert hat, sein schönes Talent in uneigennützigster Weise zur Verfügung zu stellen. Er hielt Reden bei der großen Humboldt-Feier 1869; bei den Volksversammlungen während des deutsch-französischen Krieges; die Festrede bei der Friedensfeier; eine der Festreden bei der zweihundertjährigen Jubelfeier der deutschen Einwanderung in Amerika; bei der Todesfeier des Kaisers Wilhelm I.; beim Gesangfest 1879; bei Pionier-Stiftungs- und anderen Festen; bei Turner- und Gesangsvereinsfestlichkeiten und vielen andern Gelegenheiten. Wurden die Deutschen irgendwie bedrängt, gab es Angriffe auf unsere freiheitlichen Institutionen, mußten Protest- und Abwehr-Versammlungen gehalten werden, z. B. bei Gelegenheit der nativistischen Anschläge auf den deutschen Unterricht in den öffentlichen Schulen, rührten sich die Mucker zu Temperenz- und Sonntagshetzerien, zur Unterdrückung der Theater und Unterhaltungslokale, so wurde Rothe geholt und immer und immer war er zum Wort bereit.

Unsere Deutschen haben ihn dafür schlecht belohnt. Parteinechtenschaft duldet es nicht, den Mann zu ehren, dem sie so vielen Dank schuldig waren.

Rothe war demokratischer Kandidat für das Amt eines Richters des Civilgerichts (Common Pleas) in Cincinnati, wozu er hochbefähigt war — und während ihm die amerikanischen und irländischen Wards und Townships über dreitausend Stimmen Mehrheit gaben, wählte der sich freisinnig nehmende, aber blindfanatische Theil unse-

rer deutschen Bevölkerung, mit fast viertausend Stimmenmehrheit gegen ihn, und die beiden deutschen republikanischen Blätter Cincinnati's trugen nach Kräften dazu bei, ihm diese Niederlage zu bereiten. — Nothe war im Frühjahr 1880 mit noch

der gaben die amerikanischen und irländischen Wards diesen Herren dreitausend Stimmen Mehrheit, aber auch da stimmten die deutschen Wards, durch die Seelenverkäufer-Zeitungen verleitet und von schierem Parteidespotismus befangen mit 3500



Emil Nothé.

sechs anderen unserer gebildetsten und fähigsten Deutschen, neben fünf der würdigsten Amerikaner, darunter der ehemalige Präsident des Staats-Obergerichts von Ohio, Richter Whitman, Kandidat für den städtischen Schulrath von Cincinnati, und wie-

Stimmen gegen sie, trotzdem es allgemein zugestanden wurde, daß die republikanischen Gegenkandidaten die weniger befähigsten waren. Es wurde sogar ein Mann in den Schulrath gewählt, von dem man sagte, daß er statt seines Namens drei

Kreuze schreiben mußte. Auf diese Thatfachen Bezug nehmend, widmete ich Nothe nach seinem Tode das folgende Sonett:

Dem Andenken Emil Nothe's.

Man muß nicht immer großen Helden singen!
Auch treuer Freundschaft darf das Lob man
spenden
Und Blumen streuen dort mit frohen Händen,
Wo Menschenherzen nach dem Edlen ringen.

Dem ernstern Geist lohnt oftmals das Miß-
lingen —

Wenn wild Parteiungen die Sinne blenden,
Darf Unverdienst die Palme led' entwenden:
Denn Böbelgunst ist falsch in allen Dingen!

Dir, edler Freund, ward nicht die Günst zu
theil,

Die du so reich verdienst in deinen Tagen!
Drum will dem Volke ich mit glühem Pfeil
In deiner Nische diese Wahrheit sagen:
Wo Demagogen herrschen, flieht das Heil!
Da wird die Wahrheit stets an's Kreuz ge-
schlagen!

Nothe war einer der Mitgründer unseres Klubs und wurde, wie eingänglich bemerkt, zum ersten Präsidenten desselben gewählt, ein Amt, das er zwei Jahre nach einander bekleidete. Er war eins der eifrigsten Mitglieder des Vereins und hat ihm in Treue angehangen, trotzdem man ihn vor einigen Jahren zu bewegen suchte, aus dem Verein auszutreten. Seine Treue ging sogar so weit, daß er der Versuchung widerstand, als man ihn von einer Seite mit pekuniärer Schädigung bedrohte und ihm die Rechtspraxis des hiesigen deutschen Konsulates entzog, weil er dem Ansuchen des damaligen Konsuls Pollier, aus dem Klub auszutreten, nicht Folge leisten wollte. Voll Enttäufung wies er das erbärmliche Ansuchen zurück und blieb. Er ließ aus Liebe zum Verein das einträgliche Amt fahren, und dafür sind wir ihm Ehre und Achtung schuldig, die wir dem Andenken des Ehrenmannes in des Wortes vollster Bedeutung heute Abend zollen.

Von sozialer Seite betrachtet war Nothe

einer der trefflichsten Menschen, mit dem ich je bekannt geworden bin. Eine besondere herzwinnende Eigenschaft von ihm war seine Vorliebe für das Erzählen von Anekdoten und Erlebnissen in Gesellschaft von Freunden an geselligen Abendstunden. Er konnte diese so zierlich vortragen, daß jeder mit Vergnügen zuhörte, selbst wenn seine Darstellungen um ein Kleines über die Grenzen der Möglichkeit hinausstreiften. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich den Gedanken ausspreche, daß an ihm ein Musäus, Wilhelm Grimm oder Andersen verloren gegangen ist, weil er seine prächtigen Anekdoten und Märchen nicht zu Papier gebracht hat.

Emil Nothe war ein Mann von laute-rem Ruf und edlem Charakter. Die 22. Ode des ersten Buches des Horaz, welches mit dem Verse beginnt:

Integer vitae scelerisque purus,

war sein Lieblingslied, und er formulirte sein ganzes Sein und Wesen danach. Wie einer seiner intimsten Bekannten sich über Nothe nach seinem Tode äußerte, so war er in der That: „Es ist leicht zu glauben,“ sagte der Herr, „daß nie Jemand von Emil Nothe geschädigt wurde, aber es giebt Viele, denen er ein Wohlthäter war. Er hat einen Namen hinterlassen, auf den seine Familie und seine Freunde mit vollem Recht stolz sein dürfen. Er hat ihnen ein Beispiel gegeben, das wohl nachgeahmt zu werden verdient, und wenn irgend Jemand ihn darin erreicht, so darf er sich in der That glücklich schätzen.“ — Sein Leben erinnert uns an die Worte Goethe's über die Gottähnlichkeit des Menschen:

Der edle Mensch
Ist hülfreich und gut!
Unermüdet schafft er
Das Nützliche, Rechte,
Und ist uns ein Vorbild
Jenes unbekanntem
Höheren Weisens,
Das wir ahnen.

Anton Caspar Hefing.

Ein Charakterbild aus der Sturm- und Drangzeit der Deutschen in Amerika.

Ueber den Gerbereibesitzer Kleon, dem es seinerzeit im Staatswesen der Athenen gelang, die Führung der öffentlichen Geschäfte an sich zu reißen, liegen handschriftliche Ueberlieferungen nur seitens des Thukydides vor. Da man nun bis vor kurzem dessen Aufzeichnungen ganz allgemein auf Treu und Glauben angenommen hat, so hat des besagten Kleon Charakterbild in der sogenannten Weltgeschichte sich lange gar übel ausgenommen.

Erst in neuerer Zeit hat man gelernt, des Thukydides Darstellungen mit dem Vorbehalt zu beurtheilen, den ihre offensichtliche Parteilichkeit vielfach erfordert. Thukydides gehörte zur Klasse der Großgrundbesitzer, mit welcher Kleon als Führer der Kaufmannschaft und des arbeitenden Volkes sich weidlich herumzuschlagen mußte. Im Verlauf dieser Kämpfe wurde, und zwar auf Vetreiben des Kleon, Thukydides selber zeitweilig aus Athen verbannt. Unter diesen Umständen darf, ja muß man wohl annehmen, daß Thukydides bei seinen Berichten über das persönliche Auftreten des Kleon und dessen Gebahren in den Angelegenheiten des Staates sich hat beeinflussen lassen nicht nur durch seine Parteilichkeit, sondern auch durch persönliche Abneigung gegen den Mann, dessen Wesensart von seiner eigenen eine so gänzlich verschiedene war.

An die Figur des athenischen Gerbereibesitzers erinnert vielfach die des Anton Caspar Hefing von Chicago. Wie weiland Kleon, so entstammte auch Hefing der breiten Masse des Volkes; wie Kleon, so stand auch er, fest und ruchtig, auf massivem Weinwerk, in der Volksversammlung seine Umgebung breitschulterig überragend und die Menge heherrschend mehr durch die Kraft

seiner Stimmittel und die schlagende Einfachheit seiner Ausführungen, als durch rednerische Kunst. Schlimm würde es um das Andenken Hefings bei der Nachwelt bestellt sein, wenn diese ihre Kenntniß von ihm ausschließlich etwa aus Mittheilungen zu schöpfen hätte, die von der „Chicago Tribune“, oder von der „Freie Presse“ über ihn gebracht worden sind zu Zeiten, in denen die Herausgeber dieser Blätter Hefing als Gegner bekämpften und in ihm die Verkörperung alles dessen zu erblicken wähten, was ihnen hassenswerth und schlecht und verwerflich dünkte. Aber auch die Darstellungen, welche die „Illinois Staatszeitung“ vor den, während der und nach den jeweiligen Thaten Hefings von diesen und ihm selbst gegeben hat, sind mit gebotener Vorsicht aufzunehmen. Denn in jenen Zeiten war Hefing die „Staatszeitung“, war es weit mehr, als man es von Hermann Raifer behaupten kann, dem ausgezeichneten Tageschriftsteller, dessen geistiger Stempel dem Blatte fast ein Vierteljahrhundert lang als werthvolles Nichtzeichen gedient hat.

Nun sind bereits über sechzehn Jahre verfloßen seit Anton Caspar Hefing aus dem Leben geschieden ist. Entweder völlig verstummt oder doch wesentlich gedämpft sind unter dem jähtigen und ausgleichenden Einfluß der Zeit die Stimmen, welche vormalig — im Kampfe der Partien und Interessen — so laut gegen einander geeifert haben theils in überschwänglichem Lobe, theils in ebenso maßlosem Tadel des Mannes. Sonach dürfte jetzt wohl ein Versuch angebracht sein, diesen und sein Wirken richtig zu werthen, festzustellen, welche Rolle er gespielt hat im Werden des Gemeinwesens, an dessen Herausbildung er so kräftig mitgearbeitet hat. An

vorliegender Stelle erscheint ein solcher Versuch um so mehr am Platze, als Anton Caspar Hefing Jahrzehnte lang als Vertreter des Deutschtums von Chicago sich nicht nur aufgespielt und fast allgemein gegolten hat, sondern auch wirklich ausgestattet war mit allen Vollmachten, die unter den gegebenen Verhältnissen für solche Vertretung zu erlangen gewesen sind. Ob er diese Vollmachten stets auf geradem Wege erlangt, ob er davon immer den richtigen Gebrauch gemacht, ja, ob er nicht gelegentlich auch groben Mißbrauch damit getrieben hat — das sind Fragen für sich. Ihre Beantwortung mag sich ergeben aus dem Gesamtbilde, das hier entworfen werden soll von dem Leben und Wirken Hefings, von seinem Gebahren in öffentlichen und halb öffentlichen Dingen.

Anton Caspar Hefing war ein Münsterländer. Geboren wurde er am Dreikönigstage (6. Januar) — daher der Name Caspar — des Jahres 1823 als Sohn eines bäuerlichen Wirthes im Amt Wehla, das bei der Säkularisirung des Hochstiftes Münster (1803) zu Oldenburg geschlagen, von Napoleon diesem zeitweilig wieder abgenommen, vom Wiener Congreß aber ihm von neuem zugetheilt ward.

Früh verwaisst und ohne nennenswerthes Vermögen, kam Anton bereits im Alter von 17 Jahren auf den Einfall, daß er sein Stammeserbe — einen hervorragend kräftigen Körperbau — in der neuen Welt jenseit des Wassers mit weit größerem Nutzen verwerthen könne, als in der alten. Schon im selben Jahre (1840) gelangte der Jüngling, über Bremen und Baltimore, nach Cincinnati, welche rasch aufgeblühte Stadt von ihren zukunftsfrohen Bürgern damals als „Königin des Westens“ ausgerufen wurde. Willig trat der junge Ankömmling in den Dienst dieser Königin — zunächst als Handlanger in einer Bäckerei, dann als Markthelfer eines Krämers. Schon nach wenigen Jah-

ren aber, nachdem er sich mit einer Landsmännin, Louise Lamping, ehelich verbunden, trat er selbstständig in das Erwerbsleben ein, zuerst als Krämer, später als Gastwirth. In beiden Verufen war er erfolgreich. Er hatte begründete Aussicht, es mit der Zeit zu einem erklecklichen Vermögen zu bringen. Diese Aussicht genügte ihm indeß nicht. Nicht der Erwerbssinn, so kräftig dieser auch bei ihm entwickelt war, bildete den hervorstechendsten Zug seiner Wesensart, sondern der Wille zur Macht.

Hefing hatte sich — zieht man seine mangelhafte Schulung in Betracht und die an die Feudalzeit erinnernden Zustände, in denen er seine erste Jugend verlebt hatte — erstaunlich rasch zurechtgefunden in den sozialen Verhältnissen und politischen Einrichtungen seiner neuen Heimath. Frühzeitig war er inne geworden, daß vermöge dieser Einrichtungen es Einem, der den Willen und das Zeug dazu besitzt, sich in den öffentlichen Angelegenheiten zur Geltung zu bringen, dieses leicht gelingen könne. Den Willen besaß er, das „Zeug“ traute er sich zu. Es kam nun nur darauf an, Zeit und Umstände richtig zu wählen.

Die Zeit — es war um das Jahr 1854 — war günstig genug. Die Partei der Whigs, schon des öfteren gewogen und zu zerlegen. Die demokratische Partei, unter der Führung der Sklavenbarone, schien zwar fester im Sattel zu sitzen, als je, daß aber der wirthschaftlich und an Volkszahl immer mehr erstarkende Norden, sich von dieser Seite nicht auf die Dauer würde gängeln lassen, konnte für die Einsichtigen keinem Zweifel unterliegen. Zu den Einsichtigen gehörte auch A. C. Hefing. Dieser sah aber auch ein, daß er auf eine wirklich führende politische Rolle in Cincinnati kaum würde rechnen können. In den Augen der dortigen Deutschen würde die Erinnerung an die Anfänge seiner Laufbahn, an den Bäckerjungen und Markthelfer, sein

Ansehen beständig schmälern, und seine nachmalige Bethätigung als Schank- und Kosthauswirth würde kaum dazu beitragen, dieses zu erhöhen, ja bei den anglo-amerikanischen Elementen sogar entschieden gegen ihn sprechen. Außerdem: es waren an Ort und Stelle Anwärter auf Führerrollen in mehr als ausreichender Zahl vorhanden. Desing sann hin und her und kam zu dem Schluß, daß ein Klima- und zugleich ein Berufswechsel ihm sehr dienlich sein würden. Diesen Entschluß, einmal gefaßt, führte er auch ohne Zögern aus. Er veräußerte sein Geschäft und siedelte nach Chicago über, dessen rasches Wachstum schon damals im ganzen Lande Aufsehen zu verursachen begann.

„Wo so viel Volks zuläuft,“ sagte sich Desing, „wird man auch Behausungen schaffen müssen für den Zuwachs, und wo viel gebaut wird, da braucht man entsprechende Mengen von Baumaterial.“ Er richtete deshalb — in dem damaligen Landbezirk Jefferson, welcher seither längst der Stadt angegliedert ist und einen Theil der „Nordwestseite“ bildet — seinen Ziegeleibetrieb ein. Daraus ergab sich für ihn geschäftlich die Nothwendigkeit, mit möglichst vielen Architekten und Bauunternehmern bekannt zu werden. Er benutzte die Gelegenheit, um auch politisch in diesen Kreisen Nüßlichkeit zu gewinnen. Die „Free Soil“-Bewegung hatte in Chicago sehr beträchtlichen Boden gefaßt — der Ziegeleibesitzer N. C. Desing war alsbald der eifrigsten „Free Soilers“ einer. Als dann für die Nationalwahl im Jahre 1856 die republikanische Partei gegründet wurde, half Desing dabei und nachher während des Wahlkampfes kräftig mit. Er fehlte in keiner wichtigen Versammlung und war nicht der Mann dazu, sich bescheiden mit einer bloßen Zuhörerrolle zu begnügen. War je-weils anzunehmen, daß ein Versuch gemacht werden würde, eine Versammlung der jungen Oppositionspartei nach biederem Landesbrauch zu sprengen, so war De-

ing sicher am Platze, um seine gewichtigen Häute in den Dienst der guten Sache zu stellen, und wer einmal mit diesen Häuten Bekanntschaft gemacht, den gelüstete es in der Regel nicht danach, sie zu erneuern. Bei der Nationalwahl unterlagen die Republikaner natürlich noch. Anders hatten sie's auch kaum erwartet, denn auf den ersten Dieb pflegt ein Baum selten zu fallen — es zeigte sich aber, daß sie an zahlreichen Plätzen im Lande festen Fuß gefaßt hatten, nicht am wenigsten in Chicago und in Cook County.

Im Jahre 1857 kam in den Vereinigten Staaten die eigentlich schon längst fällig gewesene Bankpanik zum Ausbruch. Zu einem ihrer Opfer wurde auch Desing mit seiner Ziegelei. Dieser hatte, um seinen Kundenkreis zu erweitern und damit seinen politischen Anhang zu mehren, sein Geschäft größtentheils nach dem Kredit-system betrieben — jetzt ließen die Außenstände sich nicht Beitreiben, während er selber übernommenen Verpflichtungen nachkommen sollte. So mußte er wohl oder übel seinen Bankrott anmelden.

Es war gut, daß man in den Vereinigten Staaten — was Handel und Wandel betrifft — mit so ziemlich allen altväterischen Ueberlieferungen gebrochen hatte. Wäre es hier gewesen wie in der Schweiz, wo Bankbrüchige in den Gemeindeangelegenheiten nicht mitrathen und mitthaten, also auch keine öffentlichen Stellen bekleiden dürften, so würde Desings Leuzbahn geendet haben, noch ehe sie recht begonnen. So aber wies dieser nicht vergebens auf die guten Dienste hin, welche er der Partei geleistet und auf die noch besserer, welche er in Zukunft würde leisten können. Er wurde als Sheriffsgehilfe in der Countyverwaltung untergebracht und solchermassen bis auf weiteres zu einem gewerbsmäßigen Parteigänger. Aber er hatte es wenigstens gleich sozusagen zum Korporal gebracht, stand also „auf der ersten Stufe zur höchsten Macht“. Und er stieg.

Gegen das Ende der fünfziger Jahre gab es unheimlich viel zu thun für den Sheriff und seine Leute. Auch Hefing wurde durch seine Amtspflichten viel in der Stadt und im County herumgeführt. Er ließ sich das aber nicht verdiehen, sondern wußte Zeit und Gelegenheit trefflich zu nützen. Aus der „Free Soil“-Bewegung, welche auf Eindämmung der Negerklaverei abgezielt hatte, war hier inzwischen eine ausgesprochen abolitionistische, auf gänzliche Abschaffung des Klavereinstituts losstenernde geworden. Eifriger, als die meisten anderen, trat der Sheriffsgehilfe N. C. Hefing ein für die Neger und deren sogenannten Menschenrechte. Es traf sich eines Tages im Frühjahr 1860, daß der Sheriffsgehilfe Hefing sich auf der hinteren Plattform eines Straßenbahnwagens neben einer wohlbeleibten Negerin befand, die mit einem Korbe frisch gewaschener Wäsche auf dem Bege zu einer Kundin war. Es kam ihm der menschenfreundliche Gedanke, dieser guten Frau zu einem Sitze zu verhelfen. Zu diesem Ende hieß er einen jungen Burjken, der einen Sitz zunächst der Thür einnahm, „aufstehen und dieser Dame Platz machen!“ Als der Angeredete sah, wer die Dame war, der er seine Bequemlichkeit opfern sollte, lachte er ob der furiosen Zumuthung. Andere lachten mit. Sie unterschätzten den Ernst der Lage. Es reckte sich Hefings gewaltiger Arm durch die Thür nach der Halsbinde des ersten Vaders, dieser fühlte sich unwiderstehlich emporgerissen, herausgezogen, und ehe er noch wußte, wie ihm geschah, lag er auf dem Pflaster, während die bescheiden widerstrebende schwarze Waischdame ebenso unwiderstehlich auf den freigewordenen Sitz komplementirt wurde. Damit war aber der Fall noch nicht erledigt. Der so nachdrücklich in den Pflichten des neueren Anstands unterwiesene Jüngling trachtete die Plattform wieder zu gewinnen, und auf dem Wagen selbst ergriff wohl ein halbes Duzend Fahrgäste für ihn Partei. Der

Anstandslehrer gerieth nun ins Gedränge. Das aber war ihm nicht unlieb. Nach seines Stammes streitbarer Art prügelte er sich hin und wieder recht gern. Bei dieser Gelegenheit that er's mit Wonne und künstlerischem Behagen. Auch Hilfstruppen fanden sich, und mit deren Beistand behauptete er das Feld und die farbige Waischdame den für sie eroberten Sitz. Am nächsten Tage brachten sämmtliche Zeitungen eingehende — je nachdem abfällige, oder begeisternd lobende Berichte über den Vorfall. Von dem bald darauf zusammentretenden republikanischen Countyconvent wurde N. C. Hefing, der unerschrockene Schirmherr einer gednehteten Rasse, als Kandidat für das Sheriffsamt aufgestellt. Der Herbst brachte ihm die Erwählung für den ebenso einträglichem wie wichtigen Posten.

Es soll nicht gerade behauptet werden, daß jenes Einschreiten Hefings zu gunsten der Wöhrenmadam lediglich ein wohlberednetes Wahlmanöver gewesen, ganz unberechtigt aber würde eine solche Annahme keineswegs sein. Unser Anton Caspar hat auch bei späteren Gelegenheiten sich als ein geschickter Stratege erwiesen, der es trefflich verstand, auch mit kleinen Mitteln überreichende Wirkungen zu erzielen.

Die Verwaltung des Sheriffsamtes von Cook County ist schwerlich weder jemals vorher noch jemals nachher mit so großer Verantwortlichkeit verbunden gewesen, wie während der ersten beiden Jahre des Bürgerkrieges. Es steht als unbeitrittene Thatsache fest, daß Sheriff N. C. Hefing damals seinen Amtspflichten in jeder Hinsicht genügt hat. Und er that mehr als seine bloße Pflicht. Er hat sich vornehmlich als rühriger Werber ausgezeichnet bei der Rekrutierung der immer neuen Regimenter, welche für das Bundesheer gestellt werden mußten. So berichtet z. B. die „Chicago Tribune“ vom 16. August, 1862: „Sheriff Hefing war gestern in Palatine und Warrington und hat dort 111 Mann, fast durch-

weg deutsche Bauernburschen, zum freiwilligen Eintritt in das Heer veranlaßt. Jene Bezirke sind noch nicht übermäßig dicht besiedelt und haben schon vorher einen großen Prozentsatz ihrer waffenfähigen Mannschaft hergegeben, so daß jetzt kaum mehr Leute genug übrig sind, zum bestellen der Acker.“

Bei einer anderen Gelegenheit, als in einer Mathésversammlung die Rede darauf kam, ein Negerregiment zu organisiren, erklärte Hefing sich bereit, nöthigenfalls selber an der Spitze eines solchen Regiments ins Feld zu ziehen. Freilich, als später das Negerregiment wirklich gebildet wurde, da übernahm nicht Hefing den Befehl darüber, sondern John Broß, ein Bruder des Mitinhabers der „Tribune“ und nachmaligen Vice-Gouverneurs Wm. Broß. Das Negerregiment hat sich im Felde gut gehalten und wurde später in die reguläre Bundesarmee eingereiht, seinem Obersten aber ist schlechter Dank zu theil geworden. Er kehrte verwundet heim. Die Verwundungen an sich hätte er vielleicht überlebt, aber daß man ihn hämisch verspottete und verlästerte als Mohrenhäuptling und dergl., das benahm ihm die Lust zu leben; er sickte dahin und starb.

Hefing, dessen Amtstermin als Sheriff im Spätherbst des Jahres 1862 ablief, hätte darauf von Bundes wegen das gerade in diesem Bezirk ungemein wichtige Amt des Ober-Profosjen („Provost Marshall“) erhalten können. Angeboten wurde es ihm, doch schlug er es aus. Er hatte sich für seine geschäftliche und politische Zukunft ein anderes Programm zurechtgelegt.

Georg Schneider, damals Schriftleiter und alleiniger Eigenthümer der „Illinois Staatszeitung“, war von Präsident Lincoln ersucht worden, unter dem Titel Consul für Hefingförs als geheimer Finanzagent der Regierung nach Europa zu gehen. Um diese Sendung annehmen zu können, mußte er in Bezug auf die „Staatszei-

tung“ sich die Hände frei machen. Hefing, der von seinen reichen Sporteleinkünften als Sheriff ein erhebliches zurückgelegt hatte, übernahm ein Drittelantheil und die geschäftliche Leitung des Blattes, Lorenz Brentano, der schon seit 1859 Mitglied der Redaktion war, erwarb ebenfalls ein Drittelantheil und wurde nun Hauptredakteur.

Beruhigt hinsichtlich der Zukunft seines Zeitungsunternehmens, trat Schneider die Reise nach Europa an, wo sein geheimer Auftrag ihn bald hierhin, bald dorthin führte, so daß er zeitweise die Fühlung mit Chicago völlig verlor. Recht unangenehm überrascht war er deshalb im Hochsommer des Jahres 1863, als ihm aus Washington die Anfrage zuging, wie man sich die — administrationsfeindliche Haltung der „Staatszeitung“ zu erklären habe. Schneider wußte bis dahin von der politischen Schwankung seiner Geschäftstheilhaber nichts. Er kam heimgeeilt, um eine Erklärung zu fordern. Es wurde ihm indeß nur trocken auseinandergesetzt, daß nach Adam Riese zwei Drittel doppelt so viel seien wie ein Drittel. Falls die Haltung des Blattes ihm nicht zusagte, so stände es ihm frei, auszuverkaufen, vorausgesetzt, er fände einen Käufer, der den Theilhabern genehm sein würde. Einen solchen Käufer fand aber Schneider natürlich nicht. Verkaufen aber wollte, ja, mußte er unter so bewandten Umständen, und so blieb ihm nur übrig, das sehr mäßige Angebot anzunehmen, welches die Theilhaber selber ihm machten.

Es ist seinerzeit behauptet worden, Hefing und Brentano (besonders der erstgenannte, weil man diesen, seiner bekannten Energie wegen für den alleinigen „Macher“ hielt) hätten mit ihren Angriffen auf Lincoln lediglich bezweckt, Schneider aus dem Geschäft zu treiben. Die Sache mag aber und wird wahrscheinlich doch etwas anders gelegen haben. Dadurch, daß gerade die eifrigsten „Republikaner“ in großer Anzahl zum Schutze der Union ins Feld

gezogen waren, hatten hier wie anderswo die lauen Elemente zeitweilig die Oberhand bekommen. Schon bei der Countywahl im Herbst 1862 hatten die Demokraten beinahe wieder gesiegt, bei der Stadtwahl im Frühjahr 1863 war es für die Republikaner direkt schief gegangen. Immer lauter wurden auch hier die Stimmen, welche Beendigung des Krieges verlangten um jeden Preis. Unter solchen Umständen konnte es kaum Wunder nehmen, daß auch ganz gewiegte Politiker, Leute wie Hefing etwa, der Meinung zuneigten, daß es mit der republikanischen Herrlichkeit in Washington zu Ende gehe, daß Abraham Lincoln auf einen zweiten Amtstermin nicht zu rechnen haben würde. Bekanntlich würden diese Erwartungen sich ja auch erfüllt haben, wenn man in Washington nicht auf den geistreichen Einfall gekommen wäre, für die Nationalwahl im Herbst 1864 auch den im Felde befindlichen Unionskriegern das Stimmrecht zu sichern. Daß man in Washington diesen Aus- und Rettungsweg finden würde, konnte man natürlich ein Jahr vorher in Chicago noch nicht wissen, und das erklärt, weshalb Hefing und die „Staatszeitung“ damals nicht zu Lincoln hielten. —

Georg Schneider rief, mit Hilfe guter Freunde, ein unionstreues Konkurrenzblatt für die „Staatszeitung“ ins Leben, das sich aber nicht zu halten vermochte, und zwar vornehmlich nicht wegen des großen persönlichen Einflusses auf das politische Getriebe in der Stadt- und Countyverwaltung, den A. C. Hefing sich bereits zu sichern gewußt hatte und geschickt zu behaupten verstand.

Im Jahre 1867 mußte Hefing es dahin zu bringen, daß Lorenz Brentano an ihn ausverkaufte, d. h. ihm das Feld räumte. Damit war Hefing alleiniger Eigentümer der „Staatszeitung“ und auf dem besten Wege, ein schwerreicher Mann zu werden. Als Hauptredakteur berief er Hermann Kaster aus New York nach Chicago und er

veranlaßte auch den biederen Wilhelm Kapp, der schon während des Bürgerkrieges an dem Blatte gewirkt hatte, inzwischen aber nach Baltimore zurückgekehrt war, zum Wiedereintritt in die Redaktion. Bei der Präsidentschaftswahl im Jahre 1868 ging die „Staatszeitung“ mit Feuereifer für U. S. Grant ins Zeug; Hefing wußte sich bei dieser Gelegenheit die Erneuerung seines Patents als republikanischer Maschinenmeister 1. Klasse zu sichern und nach errungenem Sieg die gebührende Berücksichtigung seiner Schützlinge bei der Auftheilung der Fische und Brote.

Im Vorübergehen mag hier ein ergötzlicher Auftritt erwähnt werden, der gewissermaßen den persönlichen Verkehr zwischen Hefing und Kaster geregelt hat. Kaster, der etwas fragbürtiger Natur und nicht wenig stolz auf seine akademische Bildung war, hielt in seinem stillen Herzen den vier-schrötigen und bäuerlich-jovialen Hefing — ganz mit Unrecht — für einen Kaster. Kastern aber mußte man seiner Ansicht nach immer gleich von vornherein ducken, denn sonst werden die Kerle unverschämt und frech. Hefing andererseits wußte die geistige Bedeutung „seines Redakteurs“ wohl zu würdigen, hielt es aber nicht für unbedingt nothwendig, auch in seinem Auftreten jenem gegenüber dieser Würdigung gar zu offensichtlich Ausdruck zu geben, denn „sonst bildet der Kerl sich zuviel ein.“ Kurz nachdem Kaster seine Stellung angetreten, suchte Hefing, um etwas geschäftliches mit ihm zu besprechen, ihn in seiner Schreibstube auf. Seiner Gewohnheit gemäß behielt er dabei seinen umfangreichen Zylinderhut auf dem Kopfe. Aber nicht lange, denn Kaster ging das wider den Strich. „Ich mache Sie darauf aufmerksam“, fuhr dieser seinen „Boß“ an, „daß man den Hut abzunehmen hat, wenn man zu einem anständigen Menschen ins Zimmer tritt!“

Hefing, der sich nicht leicht verblüffen ließ, fand diese Anstandslehre etwas fo-

miß. Als guter Politiker war er es aber gewohnt, kleinen Eigenheiten seiner Mitbürger — besonders solcher, die er brauchte, und Raster brauchte er — Rechnung zu tragen. Er nahm also den Hut ab, hat es aber in der Folge meistens so einzurichten gewußt, daß Konferenzen zwischen ihm und Raster zwischen Tür und Angel erledigt wurden, so daß er — wie ein spanischer Grande vor dem König — dabei bedeckt bleiben konnte.

Im Jahre 1869 wandelte Gering sein Verlagsgeschäft in ein Aktienunternehmen um, an welchem die Herren Raster und Rapp, sowie der Geschäftsführer Pietsch mitinteressirt wurden. Nachdem er so sein Haus in Ordnung gebracht, trat er eine auf mehrjährige Dauer berechnete Reise nach Deutschland an, und zwar in Begleitung seiner Gattin und seines einzigen Sohnes Washington, der sich drüben europäische Bildung aneignen sollte. So kam es, daß Gering in Deutschland war, als der Krieg mit Frankreich ausbrach. Seine Thakraft und die ihm in so reichem Maße verliehene Gabe, sich im gegebenen Augenblick zur Geltung zu bringen, ermöglichten es ihm, auch bei dieser Gelegenheit einen Platz im Vordergrund der Bühne einzunehmen und damit zu verhindern, daß er in Vergessenheit gerieth. Er übernahm es, die aus Deutsch-Amerika für die im Felde liegenden deutschen Krieger eintreffenden Liebesgaben zu sammeln und geleitete persönlich einen ganzen mit solchen Gaben beladenen Güterzug nach dem Hauptquartier des deutschen Heeres.

Die Schreckenskunde von der Chicagoer Brandkatastrophe rief im Herbst 1871 Gering nach den Vereinigten Staaten zurück und er übernahm nun wieder die geschäftliche und politische Oberleitung der „Staatszeitung“. Im Frühjahr 1872 wurde hier der Schriftleiter und Haupteigentümer der „Tribune“, Joseph Medill, zum Bürgermeister gewählt. Zu seiner eigenen großen Ueberraschung zeigte sich

indessen dieser den Anforderungen, welche das Amt gerade damals an seinen Inhaber stellte, in keiner Weise gewachsen. Er war bald die Flinte ins Korn, reiste nach Europa und überließ das Amt einem Stellvertreter. Dieser Stellvertreter war kein größeres Verwaltungsgenie, wohl aber ein größerer Muder, als Medill. Er hob deshalb, um doch etwas zu leisten, die Sonntagsfreiheit auf, welche bis dahin in Chicago mit seiner überwiegend aus Eingewanderten bestehenden Bevölkerung unangefastet geblieben war. Das gab Gering eine willkommene Gelegenheit. Er brachte eine Vereinigung der deutschen und der keltischen Wählermassen zustande, und als Kandidat dieser Vereinigung wurde, im Frühjahr 1873, John A. Colvin zum Mayor gewählt mit einer Mehrheit (über 10,000 Stimmen) wie sie vorher in Chicago noch kein Kandidat für dieses Amt erzielt hatte. Nun war aber dieser Herr Colvin keineswegs ein Musterknabe, und Musterknaben waren auch die meisten von den Herren nicht, welche als Kandidaten der Gering-D'Hara'schen Volkspartei in den Gemeinderath gewählt wurden. War es in der Stadtverwaltung schon zuvor manchmal nicht sauber zugegangen, so wurde jetzt die Unsauberkeit, wurden der Grabstich und der Budel zur stehenden Regel. Aber diese Regel galt in jenen Tagen nicht nur für die Chicagoer Stadtverwaltung. Die Corruption machte sich nicht nur in den Straßen der Großstädte breit, sondern sie hatte auch auf den Landstraßen das Wegerecht, von den Schienensträngen der Eisenbahnen gar nicht zu reden. Es war die Zeit des Whiskytrinks, jener argen Klippe von Steuerhinterziehern, die sogar bis in die Privatkanzlei des Präsidenten Grant hinauf verzweigt war. Aber der Krug, auch der Whiskykrug geht nur so lange zum Fasse bis ihm der Henkel abbricht. Der Whiskykrug wurde gebrochen, und es regnete Strafurtheile. N. C. Gering, der als Fehler und Nutznießer mit zum Ringe ge-

hört hatte, wurde mitgefangen und mitverurtheilt. Die längere Freiheitsstrafe zwar, welche ihm zudiktirt wurde, erließ ihm der für geleistete Dienste nicht unerkennliche Präsident Grant auf dem Gnadenwege, die hohe Geldbuße aber, welche das Gericht ihm auferlegt hatte, wurde bis auf weiteres in Uncle Sam's Merkbüchlein als Guthaben geführt, da Hefing, der nicht geneigt war, die Buße zu leisten, sein Vermögen „abschwor“ und verheimlichte. Es kennzeichnet die Zeit, daß alle diese Umstände der politischen Machtstellung Hefings zunächst wenig Eintrag thaten.

Die Staatslegislatur hatte im Frühjahr 1873 der Stadt Chicago einen neuen Freibrief bewilligt, durch welchen der Amtstermin des Mayors verlängert und die Nachvollkommenheiten dieses Würdenträgers wesentlich erweitert werden sollten. Dieser Freibrief war, im Herbst 1874, von der Wählerschaft gutgeheißen worden, obgleich oder vielleicht auch weil die Opposition behauptete, die Maßnahme hätte zum vornehmlichsten Zweck den Anton Caspar Hefing zum Bürgermeister und unumstränkten Herrn der Stadt zu machen. Und Hefing würde muthmaßlich, im Jahre 1874, auch Mayor geworden sein, hätten nicht Rathgeber des Colvin, der sich inzwischen auf dem kurultischen Stuhl ganz heimisch zu fühlen angefangen, herausgetüftelt, daß eigentlich der neue Freibrief doch noch nicht ganz in Kraft war, und daß deshalb der bisherige Mayor im Amte zu verbleiben berechtigt wäre, auch ohne sich einer Neuwahl zu unterwerfen. Um jene Zeit barst, wie schon erwähnt, der Whiskyring. Dennoch wurde im Herbst 1875 von der nach seiner Pfeife tanzenden deutsch-telektischen Vereinigung, welche die demokratische Parteiorganisation beherrschte, Hefing als Kandidat für das Amt des County-Schatmeisters aufgestellt. Die Republikaner brachten als Gegenkandidaten den allgemein geachteten, ebenso ehrenwerthen wie persönlich liebenswürdigen Malzhäus-

besitzer Louis Hud heraus. Trotzdem würde aber Hefing gewählt worden sein, wenn nicht, um ihm Abbruch zu thun, die in „Jefferson Club“ vereinigten wohlthätigen demokratischen Parteelemente, einen unabhängigen Kandidaten aufgestellt hätten. Dieser zog etwa 7,000 Stimmen, und Hefing wurde — bei einem Gesamtvotum von etwa 50,000 Stimmen — mit einer Pluralität von ungefähr 2,000 Stimmen geschlagen.

Durch diese Niederlage und durch den Hohn und Spott, die sich nun über ihn ergossen, wurde Hefing der Aufenthalt in Chicago zeitweilig verleidet. Wie unter ähnlichen Umständen der Ibsen'sche Peer Gynt, so entschloß auch er sich, abenteuernd in die Weite zu ziehen. In Neu Mexiko waren Silbererze entdeckt worden. An deren Hebung wollte auch er sich betheiligen. So ging denn der nahezu Fünfzigjährige nach dem Wilden Westen. Die gehofften Erfolge erzielte er nicht, und als er nach Chicago zurückkehrte, um das auf Amtsentsetzung abzielende Verfahren gegen den Bundesrichter Schofield betreiben zu helfen, dem die Whiskyringler heimzuzahlen versuchten, was er ihnen angethan, da holte er sich nur eine neue Blamage. Arg verstimmt trat er die Rückreise nach Neu Mexiko an. Bald darauf traf von dort die Kunde ein, Hefing sei bei einem Ueberfall, den aufständische Indianer auf sein Silberbergwerk ausgeführt, ums Leben gekommen. Alsbald deckte man den Mantel der christlichen Nächstenliebe über alles, was man an ihm aussetzen gehabt hatte. Warme Nachrufe wurden ihm gewidmet. Man erinnerte sich seiner kernhaften Mannhaftigkeit, seines tapferen Draufgängerthumes, seines steten Einstehens für seine Gefolgsleute und Freunde, seiner immer hilfsbereiten Freigebigkeit und beklagte seinen Tod als den eines Mannes, der nur wenige seinesgleichen gehabt habe. Inzwischen stand aber der Gegenstand dieser Lobeserhebungen noch fest in seinen großen

Stiefeln. Unvorhergesehener Aufenthalt, den er auf der Reise gehabt, hatte bewirkt, daß er noch nicht bei seinem Bergwerk eingetroffen war, als die wilden Rothhäute dort auftauchten und alles massakrirten. Er berichtete mit geziemender Trauer über das schreckliche Schicksal des Grubendirektors und seiner Leute, stellte aber mit stiller Freude fest, daß die eingelaufenen Meldungen, soweit sie auf sein eigenes angebliches Ende sich beliefen, „stark übertrieben“ gewesen seien.

Vor der Präsidentschaftskampagne im Jahre 1884 wurde durch eine Mahnung, die wegen der alten Schuld vom Whiskyring her an Hefing gerichtet wurde, die „Staatszeitung“, welche bis dahin sich für Präsident Arthur nicht gerade eingenommen gezeigt hatte, veranlaßt, dessen Bewerbung um die republikanische Kandidatur Vorjubel zu leisten. Als diese Liebesmüß sich vergeblich erwies, die Aussichten Maine's auf Erwählung aber sehr fragwürdiger Art schienen, stellte das Blatt sich auf Cleveland's Seite. Das Damofleschwert der Hefing'schen Geldstrafe blieb jedoch über der „Staatszeitung“ hängen und beeinflusste deren Haltung bei den Nationalwahlen bis in die zweite Cleveland'sche Verwaltung hinein, als eine hohe Bundesregierung sich dazu verstand, die Sache durch einen billigen Vergleich zu erledigen.

Hefing hatte sich bereits nach der ersten Erwählung Cleveland's diesem in Albany vorgestellt als einer von denen, die in hervorragender Weise zur Erzielung des Wahlergebnisses beigetragen hatten. Nach Cleveland's zweitem Siege, in 1892, wiederholte Hefing diesen Besuch und wußte als geschickter Diplomat bei Cleveland den Eindruck zu erwecken, daß man eigentlich in ihm, Hefing, den Führer der deutschen Lutheraner zu sehen habe, durch deren Abfall von der republikanischen Partei das Wahlergebnis im mittleren Westen so wesentlich beeinflusst worden war. Der Humor von der Sache war der, daß H. C.

Hefing von Hause aus Katholik war, seinen unverwüßlichen Thatendrang aber nie auf das religiöse Gebiet ausgedehnt hatte. Es war ihm aber mit seiner zweiten Audienz bei Cleveland — abgesehen von jenem unangenehmen, damals noch immer unerledigten Strafurtheil — vornehmlich darum zu thun, an maßgebender Stelle auf seinen Sohn und Erben Washington aufmerksam zu machen, der ja dann von Cleveland auch zum Postmeister für Chicago ernannt wurde.

Um die Mitte der Achtziger Jahre, bald nach seiner Heimkehr aus Neu Mexiko, stellte H. C. Hefing seine große Arbeitskraft in den Dienst einer Aufgabe, durch deren Vollbringung er das Deutschtum der Stadt zu dauerndem Dank sich verpflichtet hat. Er rief den Altenheim-Berein ins Leben und damit die noch heute unter der Leitung dieses Vereins stehende segensreiche Anstalt. Auch ein geschäftliches Unternehmen, bei dem er in jener Zeit mitgewirkt hat, sollte nicht unerwähnt bleiben, denn es ist für zahlreiche deutsche Familien zum guten ausgefallen. Mit dem Grundeigentumspekulanten S. C. Groß zusammen (nachmals in weiten Kreisen bekannt geworden durch seine Plagiatsklage gegen Edmond de Kostand wegen des geistigen Urheberrechts auf verschiedene Szenen aus dem Schauspiel „Cyrano de Bergerac“) veranlaßte er die Besiedelung jenes Theiles von Lakeview, der nördlich von der Belmont Avenue zwischen der Lincoln Ave. und den Geleisen der Northwestern-Bahn liegt und noch heute ein fast rein deutscher Bezirk ist. Als ein weiteres Verdienst Hefing's aus jener Zeit zählt die Umwandlung der Ufergelände des schönen Powers' Lake in eine Sommerfrische für deutsche Chicagoer Familien.

Das Schiller-Gebäude an der Randolph-Strasse ist ein ragendes Denkmal von dem guten Willen, welchen H. C. Hefing befundet hat, dem Deutschtume Chicago's ein

ständiges deutsches Theater zu verschaffen. Daß dieses Unternehmen mißlang, war mehr den mißlichen Zeitverhältnissen zuzuschreiben und böshaftern Quertreibereien, als etwa persönlicher Unfähigkeit Hefings, das begonnene Werk in zweckmäßiger Weise zu Ende zu führen. Ueber Hefing sich in dieser Verbindung zu beklagen, haben übrigens nicht einmal Jene einen wirklichen Grund, die auf seine Veranlassung Geld in das Bauunternehmen gesteckt und dieses Geld in der Folge verloren haben. Die Meisten von ihnen haben den damals erlittenen Verlust inzwischen so häufig als triftige Entschuldigung vorgebracht, daß sie bei Veranstaltungen zur Förderung deutscher Bestrebungen nicht mehr mitthun können oder wollen, daß ihre Verluste von damals längst über und über ausgeglichen sein müssen. —

Die Tragik im Leben A. C. Hefings ist darin zu suchen, daß der eigentliche Hauptzweck des Strebens seiner Mannesjahre: ein Niedestal zu schaffen, von welchem aus sein Sohn Washington gebietend würde auf seine Umgebung schauen können, so unerreicht geblieben ist wie nur möglich. Für seinen Sohn Washington, der schon früh auch gesellschaftlich, d. h. in den Kreisen unserer jungen Geldaristokratie eine Rolle spielen wollte und nach des Vater Auffassung auch sollte, hat Anton Caspar Hefing sich auf allerlei krumme Wackenschäften eingelassen und besonders auch an dem Ringel-Ringel-Reihe-Spiel der Whiskyleute sich betheiliget. Damit Washington He-

ging seinen Repräsentationspflichten als Präsident des Washington Park-Rennklub genügen und ein großes Haus machen konnte, mußten die Hefing'schen Staatszeitungs-Aktien verpfändet, mußte das Gebäude der „Staatszeitung“ hypothekarisch belastet werden bis es, figurlich genommen, schließlich zusammenbrach. Sohn Washington wollte schließlich seine Vermögensverhältnisse durch Börsenmanöver verbessern und verschlimmerte sie dadurch natürlich nur. Sein Vater, der den Rest des Vermögens zusammenhielt, ist noch in seinen letztwilligen Verfügungen darauf bedacht gewesen, den Sohn wenigstens vor gänzlicher Verarmung zu schützen. Er hat es nicht mehr erlebt, daß der Sohn bei einem verzweifelten und ganz kopflosem Versuche, sich politisch emporzuschwingen einen Sturz that, von dem er sich nicht wieder zu erholen vermochte.

Anton C. Hefing starb am 31. März des Jahres 1895, von den ihm persönlich Nahestehenden aufrichtig betrauert als ein Mann, der ehrlich bestrebt gewesen ist, den Abend seines Lebens zum besten des Gemeinwohls zu nützen. Das Chicagoer Deutschthum erinnert sich seiner als einer Kraftgestalt, die ihm als Wahr- und Mahnzeichen dienen kann und soll, daß es sich — wenn es nur will — nicht zu begnügen braucht ein untergeordnetes Instrument zu spielen im politischen Orchester des Gemeinwesens.

Edmund Deuß.

Chicago.

Theodor Erasmus Hilgard.

Deutsch-amerikanischer Dichter und juristischer Schriftsteller.

Von H. A. Rattermann.

Lange Zeit war ich in Zweifel, ob eine Biographie dieses sonst bedeutenden Mannes, dessen Nachkommenschaft in Süd-Illinois und Missouri zahlreich verbreitet ist, für diese Blätter am Plage sei oder nicht.

Zwar hatte Hilgard sich etwa zwanzig Jahre in der Nähe von Belleville, Illinois, bei seinen Verwandten und Kindern aufhalten, hatte großen Grundbeiz daselbst erworben und war ein angesehener amerika-

nischer Bürger geworden, allein sein persönlicher Einfluß auf irgend eine Kultur-entwicklung hier, war nur gering, fällt vielmehr seinen Nachkommen zu, deren Geschichte Gustav Körner in seinem Buch: „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten“ (Seite 256 ff.) umständlich erzählt hat, worauf hier hingewiesen wird.

Theodor Erasmus Hilgard wurde am 7. Juli 1790 zu Marnheim, bei Kirchheimbolanden in der Rheinpfalz geboren, wo sein Vater reformirter Prediger war. Er studirte in seiner Jugend die Rechte auf den Universitäten zu Göttingen, Heidelberg und Paris und wurde schon in seinem 23. Jahre Advokat bei dem kaiserlichen Gerichtshof in Trier, und als später ein Theil des linken Rheinufers an Baiern gefallen war, bei dem Appellationsgerichtshof in Zweibrücken. „Er war unstreitig einer der ersten Juristen des Landes“, schreibt Körner, „und glänzte auch als juristisch-schriftsteller. Hilgard gab einige Jahre lang die ihrer Zeit sehr geschätzten „Annalen der Rechtspflege in Rheinbaiern“ heraus. Er blieb ein warmer Freund mathematischer Studien und der Klassiker.“

Schon anfangs der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts ließen sich mehrere Mitglieder seiner Familie, darunter sein Schwager Engelmann und zwei seiner Neffen in der Nähe von Belleville, Ill., auf bedeutenden Ländereien nieder, und als nach 1832 die bairische Regierung die noch aus der französischen Zeit stammenden freieren Institutionen des Rheinkreises zu verkümmern und die Gerichtshöfe im Sinn der bürokratischen Regierung umzugestalten begann, da entschloß sich auch Justizrath Hilgard, der sich in wohlhabenden Verhältnissen befand, nach Amerika überzusiedeln und in der Nähe seiner Kinder und Verwandten die Landwirthschaft zu betreiben.

„Im Herbst 1835 die schöne Rheinpfalz verlassend“, schreibt Körner, „erreichte er im Frühjahr 1836 St. Louis in Missouri

mit seiner zahlreichen interessanten Familie. Nahe bei dem Städtchen Belleville, im Staate Illinois, kaufte er sich ein hübsches Landgut mit soliden, für jene Zeit fast eleganten Gebäuden, schönem Obstgarten, und widmete sich gleich Anfangs vorzüglich dem Weinbau und der Obstzucht. Sehr bald fing er an, fast sein ganzes Land in Pausenplätze auszulegen, welche er, bei dem raschen Emporblühen Belleville's nach und nach vortheilhaft verwerthete. Auch in andern Theilen des Staates kaufte er bedeutende Landstrecken, theils von der Regierung, theils von Privatleuten, und das Städtchen „Freedom“ in Monroe County, 14 Meilen südlich von Belleville, ist, wie West-Belleville, von ihm gegründet. Nach dem Tode seiner ersten Frau, einer vortrefflichen Gattin und Mutter, und seines zweitältesten Sohnes, der allein von allen sich dem Landbau gewidmet hatte, veräußerte er nach und nach alle seine Ländereien, um die Idee auszuführen, mit welcher er sich wohl schon längere Zeit getragen hatte, seine letzten Jahre in Deutschland zu verleben. Nur den schönen Wohnsitz bei Belleville ließ er erst später, nachdem alle seine Kinder ihr Heim gegründet hatten, in fremde Hände übergehen.

„Im Jahre 1850, und abermals 1852, führten ihn Familienverhältnisse nach Deutschland, zu zeitweiligem Aufenthalt. Erst im Jahre 1854 siedelte er mit seiner zweiten Frau nach Deutschland über und wählte sich Heidelberg zum bleibenden Wohnsitz. Im Jahre 1863 kehrte er, um seine Geschäfte definitiv abzuschließen, noch einmal nach Belleville zurück und hielt sich über ein Jahr daselbst auf, um dann endlich von seinem zweiten Vaterlande, für welches er bis zu seinem Tode, man kann fast sagen leidenschaftlich schwärmte, auf immer Abschied zu nehmen. Im Kreise einer neu aufblühenden Familie starb er in Heidelberg in seinem 82. Jahre 1872.“

Wenn uns der Groß-Grundbesitzer in den Vereinigten Staaten auch nicht gerade interessirt, so tritt doch der Schriftsteller und Dichter näher in den Bereich unserer Aufgabe. Schon von Jugend auf hatte Theodor Hilgard einen natürlichen Hang zum Poetisiren, und vielleicht hätte auch ein nicht unbedeutender Dichter aus ihm werden können, denn selbst Goethe, an den er noch als Student in Göttingen ein in einer lustigen Studentengesellschaft verfaßtes Gedicht, um sein Urtheil bittend, sandte, fand sich geneigt, ihn zu ermuntern. Als er aber an dem Trier'schen Obergerichtshof als Advokat eine Anstellung erhielt, fühlte Hilgard die Nothwendigkeit, sich seinem juristischen Beruf ganz und ungetheilt zu widmen, und um jeder Versuchung seiner poetischen Neigung zu fröhnen auszuweichen, verbrannte er alle seine Gedichte.

Erst nachdem er mehrere Jahre in Amerika gelebt und sich der Landwirthschaft gewidmet hatte, die dann von seinen Kindern und Vettern weitergeführt wurde, wodurch er größere Mußezeit gewann, erwachte in ihm wieder der Trieb zur Poesie. Während einer Krankheit las er damals Thomas Moore's „Lalla Rookh“, und begann mit einer deutschen freien Uebersetzung der darin erhaltenen romantischen Episode „The fire worshippers“, die 1851 in einem 70 Seiten starken Bändchen bei Bartholomäus Hauck in Belleville gedruckt wurde. Die Bearbeitung ist meisterhaft schön, in fünffüßigen Jamben gehalten und zeugt von dem feinen Geschmack des Uebersetzers. Es ist zu bedauern, daß uns der Mann mangelt, auch nur eine Probe daraus hier wiederzugeben, denn jeder Auszug würde das ganze Bild stören. Hilgard's Büchlein ist nicht eine bloße Uebersetzung, sondern eine freie Bearbeitung von Moore's Romanze, mit Hinweglassung alles dessen, was dem Uebersetzer als schwülstig, überladen und geschmacklos darin erschien.

„Ich muß mich hier zu einer Sünde be-

kennen“, schreibt Hilgard, „wenn es eine solche ist. Es ist mir nämlich oft widerfahren, daß mich, wenn ich irgend ein Dichterwerk las, welches bei großer Schönheit auch große und störende Fehler hatte, eine fast unwiderstehliche Lust ergriff, zur Erhöhung meiner poetischen Befriedigung das Gedicht in eine Form umzugießen die, nach meinem Urtheil und Gefühl, das Schöne beibehielt und das Fehlerhafte beseitigte.“

So nach langer Pause entbrannte in ihm auf's Neue die Lust, Verse zu zimmern, nachdem er einmal wieder den süßen Nektar von der Tafel der Musen gekostet hatte. Er gesteht jedoch ein, daß bei den so lange gepflegten prosaischen Geschäften, die Stimmung für selbstständige Dichtungen nicht wohl zu erwarten sei, und bei Erneuerung der alten Liebe für die Klassiker, gerieth er auf die Idee, die „Metamorphosen“ des Ovid in deutsche gereimte Verse zu übertragen. Er wählte dazu eine leichte sechszeilige Strophe fünfzüßiger Jamben. Er hielt nämlich dafür, daß der Hexameter für den Leser des Lateinischen leicht und wohlklingend genug sei, daß jedoch der Hexameter im Deutschen zu ernst und schwerfällig klinge, um den melodischen Wohlklang und Ton des Originals wiederzugeben. — Auch hier verfuhr Hilgard wieder, wie er selber schreibt, nach der Methode, alles Ueberschüssige wegzulassen. „So herrlich das große Dichterwerk des Ovid im Ganzen und Einzelnen ist“, schreibt er, „so hat es doch, meiner Ansicht nach, zwei Fehler, die das Interesse schwächen. Der eine ist, daß Ovid nach unbedingter Vollständigkeit strebte, daher mancherlei Mythen aufnahm, denen alles poetische Interesse fehlt, und die er deshalb selbst nur oberflächlich und fast nur anführungsweise behandelt; der zweite, daß er allen seinen Verwandlungen einen historischen Zusammenhang aufzwingt, den sie, der Natur der Sache nach, nicht haben, was oft sehr steife und unnatürliche Uebergänge herbeiführt. Weiden

Fehlern suche ich auszuweichen.“ — In wiefern Hilgard hier Recht hat, läßt sich nicht beurtheilen, da mir die Uebersetzungen unseres Deutsch-Amerikaners, obwohl dieselben gedruckt sein sollen, nicht zu Gesicht gekommen sind, soviel ich mich auch darum bemüht habe.

Während er noch mit den „Metamorphosen“ des Dvid beschäftigt war, meldeten sich die finstern Stimmungen, welche der Erhebung von 1848 vorausgingen (1846—1847) und regten ihn zur Dichtung einer Reihe von Sonetten an, welche hauptsächlich dem damals unter dem unleidlichen Druck seufzenden Preßzwang im alten Vaterlande galten. „Die Freiheit des Wortes und Gedankens“, berichtet er, „sahen mir ein echt poetischer Stoff, und ich widmete ihr eine ziemlich lange Reihe von Sonetten, von denen ich hier ein halbes Duzend, die ich unter die besseren zähle, mittheilen will.“ — Diese Sonetten erschienen in dem „Welleville Beobachter“ eine längere Zeit hindurch, und es wird berichtet, daß er eine Sammlung derselben als Flugblatt drucken lassen und an Freunde in Deutschland gesandt habe. Ohne dies wäre es ja auch nur eine Selbstbefriedigung gewesen. Die von ihm in seinen „Erinnerungen“ mitgetheilten Sonetten sind die folgenden:

I. Gutenberg.

Als durch die finstern Mächte noch gebunden
Die Welt in dumpfer Geistesfessel lag,
Und keine Stimme noch zum Weltall sprach,
Wenn stille Denker einen Schatz gefunden;

Als die Gessittung litt an tausend Wunden,
Als Recht und Unschuld der Gewalt erlag,
Da war's ein Deutscher, der die Fesseln
brach —
Es wurde Licht: die Presse war erfunden!

Und dieses Licht, es strahlet fort und fort,
Und Jeder, den nicht Blindheit schlug, er-
kannte
Das himmlische Geschenk, der Menschheit
Gort. — —

Und Euch, ihr Deutschen, fehlt das freie
Wort!

Es ist erstickt, gefesselt in dem Lande
Wo es geboren ward, — o Schandel Schandel

II. Geistesöde.

Der Liebe Kaufsch macht Herzen wonnetrunken,
Und frohen Sinn verleiht der goldne Wein;—
Doch aus der Freiheit nur entsprühen
rein

Des Geistes lichte, schöpferische Funken.

Wo sie gebricht, ist ihm die Kraft gesunken,
Und statt der Wahrheit gilt ihm matter
Schein;

Denn Keinen mag die höh're Muse weihn,
Der an dem Born der Freiheit nicht getrun-
ken.

Ich sag' euch, darum ist so kalt bestellt
Das Reich der Geister mit erhab'nen Namen,
Darum so dumpfig eure Bühnenwelt;

Nur taube Körner fallen auf das Feld,
Und so erwachsen aus dem schlechten Samen
Die Krüppel und die Blinden und die Lah-
men.

III. Kampf für Freiheit.

Wohl mag dir's hohen Ruhm und Glanz ge-
währen,

Wenn du geschlagen in der Männer Schlacht
Den Feind, der deinem Lande Noth gebracht,
Und du verdienst wohl des Lorbeer's Ehren.

Doch höhern Stolz noch darf dein Busen nähren
Wenn du, ein Kämpfer gegen Geistesnacht,
In Trümmern niederwirfst die stolze Macht,
Die Wahrheit will in Lug und Trug ver-
kehren.

Und wenn dem Kampfe auch der Sieg gebricht,
So wird dich doch dein Volk im Herzen tra-
gen;

Drum kämpfe muthig fort und wankle nicht!

Auch ohne Sieg ist göttlich solch ein Wagen:
Für Geistesfreiheit, für der Wahrheit Licht
Ward ja der Heiland selbst an's Kreuz ge-
schlagen.

IV. Auswanderer.

Was seh' ich dort? Sind es nicht ganze Schaa-
ren

Von Deutschen, die die süße Heimath fliehen,
Die nach Amerika hinüberziehen,

Mit Weib und Kind, trotz Mühen und Ge-
fahren?

O lehret um! Ihr habt noch nicht erfahren,
Wie heiß und tief die Heimweh'schmerzen
glüh'n:
Ach! nirgends ist so schön des Waldes Grün,
Als wo wir spielten in den Kinderjahren!

Doch trägt nicht euer stolzes Angesicht,
So suchet ihr das Land, wo ihr den Samen
Der Freiheit seht gedeih'n? Ich irre nicht:

Auf eurer Stirne les' ich ihren Namen, —
Ihr flieht die Nacht, ihr sucht das gold'ne
Licht:
So führe euch der Gott der Freiheit! Amen!

V. Einheitsständelei.

Es steht ein Dom zu Köln am deutschen Rheine,
Da sammelten, mit stattlichem Geleit,
In großen Schaaren jüngst von Nah' und
Weit,
Sich Volk und Fürst im traulichen Vereine.

Da klang das deutsche Wort beim deutschen
Weine,
Und Deutschland waren Wein und Wort ge-
weicht,
Und Fürsten sprachen von der neuen Zeit,
Und Fürsten nannten Deutschlands Volk das
E i n e.

Und Deutschland jauchzte dieser Tändelei,
In heil'ger, lieber Einfalt, wie die Kin-
der! — —
Erleuchtet es, ihr heil'gen, ein'gen D r e i !

Du, Vater, bist ja alles Geistes Gründer, —
Du, Sohn, der Freiheit herrlicher Verkün-
der, —
Du, heil'ger Geist, bist heilig, weil du
f r e i !

VI. An Deutschland's Herrscher.

Was schreckt euch denn, ihr Herrscher dieser
Erde?
Sprecht, ihr Gewalt'gen, warum fürchtet ihr
So feig des freien Volkes Angehör?
Warum des Volkes Tadel und Beschwerde?

Ein edler Sinn ist ewiger Gefährte
Der Freiheit, — stolze Würde ihre Zier; —
Und heißer lauter Tadel, glaubet mir,
Als stiller Ingrimm einer Sklavenheerde.

Und wißt ihr nicht, wie schwach der Lüge Trug,
Und wie sie selbst das eig'ne Werk vernichtet?
Die Wahrheit gibt sich selber Schutz genug.

Drum gönnt dem Worte seinen freisten Flug!
Vergeßt nicht, euer Thun wird einst gerichtet,
Und schweigt die Mittwelt auch, die Nachwelt
r i c h t e t !

Es konnte auch nicht ausbleiben, daß es
allmählig ruckbar wurde, die anonym ver-
öffentlichten Gedichte seien von Hilgard.
vielleicht mußte das der Herausgeber der
deutschen Zeitung auch, der ihn nun mehr-
mals bat, ihm doch Neujahrsgedichte zu
schreiben. Gewöhnlich lehnte er dies ab,
allein ein paarmal ließ er sich doch überre-
den, „um dem guten Mann gefällig zu
sein“, wie er schreibt. Der folgende „Neu-
jahrsgruß des Belleville Beobachters,
1850“, erschien, wie üblich als „Einblatt-
druck“ und ist von Theodor E. Hilgard ver-
faßt.

Zum Neuen Jahr, 1850.

Dem Freunde, der für immer scheidet,
Wird gern ein letzter Gruß gebracht:
Hat er auch Täuschung uns bereitet,
So sei die Rechnung abgemacht;
Man muß die Blätter überichlagen,
Wo Schlimmes nur verzeichnet steht,
Und hat der Freund sich schlecht betragen,
Nun, desto besser daß er geht!

Ein Weiser sagt, daß man von Todten
Nichts, oder Gutes reden soll.
So nimm denn, wie er es geboten,
Den unverdienten Abschiedszoll,
Du Jahr der Täuschung und der Leiden,
Des Standrechts und der Cholera,
Der Gräu'el, wie seit Alba's Zeiten
Die Welt nicht ihres Gleichen sah!

Ich will nicht zählen deine Leiden
(Ein Grau'n des menschlichen Geschlechts!)
Die tausend Opfer deiner Seuchen,
Die Opfer des gebrochenen Rechts,
Und was, die Völker zu bedrücken,
Verrath und Heuchelei erfand, —
Der Schlechten hundertfält'ge Tüden,
Der Wohlgefinnten Unverstand.

Mehr als genug, dich zu verdammen,
O Zeit der Thorheit und der Schuld!
Doch, da auch wir aus Deutschland stammen,
Dem Lande christlicher Geduld,
So wollen wir nicht länger klagen;

Es sei die Amnestie gewährt,
Weil sich in deinen dunkeln Tagen
Auch mancher schöne Stern verklärt.

Noch hoffen wir, daß du im Stillen
Ein gutes Testament gemacht,
Wonach dein Erbe soll erfüllen,
Was du nicht selbst zu Stand gebracht:
Daß du ihm treu vermacht die Schätze
An Lehren, die du dir gemerkt,
Und was, nach ewigem Geſetze,
Die gute Sache nährt und stärkt.

In des Jahrhunderts Mitte stehet
Der Erbe stolz, und schaut zurück
Auf Alles was da ward gesät,
Und auch die Zukunft mißt sein Blick.
Er sieht der edlen Hörner viele,
Die fünfzig Jahre ausgestreut,
Und wie dem heißersehnten Ziele
So manches kühne Herz sich weihet.

Des Rechtes und der Freiheit Boden
Sieht er mit edlem Blut gedüngt,
Und weiß, wie aus dem Staub der Todten
Die Menschheit schöner sich verzüngt.
Er sieht, wie Völker sich befreunden,
Die sich vor Diesem kaum gekannt,
Zum Kampfe mit den ewigen Feinden
Vereint durch ein geheimes Band.

Des Telegraphen Wunderthaten
Er schaut sie mit erstauntem Blick;
Er sieht der Zukunft reichste Saaten
In Fulton's großem Meisterstück.
Sein Ohr vernimmt mit frohem Ahnen
Der Wagenzüge Donner-ton;
Er sieht im Geist die Eisenbahnen
Bis hin zum Stillen Meere schon.

Er sieht das Licht, das heilverkündend
Aus unserm Heimathland der Welt,
Die Herzen wärmend und entzündend,
Hell auf Europa's Länder fällt.
Was des Jahrhunderts Geist geboren,
Er wird es pflegen fort und fort:
„Noch ist die Freiheit nicht verloren!“
Das ist und bleibt sein Lösungswort.

Auch die Politik ließ ihn als Schriftsteller in dieser Zeit nicht unthätig sein, und im Jahre 1847 erschien von ihm verfaßt eine Flugschrift über die Aufhebung der Intestaterbfolge für die entfernten Grade

der Seiten-Verwandtschaft, und eine andere über einen allgemeinen Erbfonds für Unbemittelte. Beide Punkte vereinigte er zu einem Pamphlet, das unter dem Titel: „Zwölf Paragraphen über Pauperismus und die Mittel ihm zu steuern“ in dem genannten Jahre zu Heidelberg gedruckt wurde. Im Jahre 1848 schrieb er eine größere Abhandlung, deutsch und französisch, unter dem Titel: „Neun Paragraphen über die Ansprüche der Arbeitslosen an den Staat“ („Essay sur le droit au travail et les questions qui s'y rattachent“), und im selben Jahre eine andere politische Flugschrift: „Eine Stimme aus Amerika. Zehn Paragraphen über verfassungsmäßige Monarchie und Republik“, das im Januar 1849 bei Zul. Groß in Heidelberg gedruckt wurde. Etwas später, als schon die Errungenschaften der Wärtztag durch die Halbheit in den Maßregeln des deutschen Parlaments gefährdet schienen, schrieb er „Fünf Paragraphen über Deutschlands National-einheit und ihr Verhältniß zur Freiheit“, welche Flugschrift in Zweibrücken bei G. Ritter (1849) im Druck erschien.

Noch zwei bisher ungedruckt gebliebene größere dichterische Arbeiten mögen hier Erwähnung finden. Während seiner Mußezeit in Belleville las Hilgard auch die Dichtungen Shakespeare's und meinte, daß doch gar viele Härten darin vorkämen, wobei ihm die Lust anwandelte, den „König Lear“ in einer neuen deutschen Bearbeitung zu verbessern, — wie er schreibt, „die hohen Schönheiten des Stückes getreulich wiederzugeben, dagegen den reichlichen Unreth und das Geschmacklose auszumergen, die Katastrophe, die im Original unausstehlich ist, zu ändern, kurz eine vollständige Reinigung des Stückes nach meiner Aesthetik zu versuchen.“ Daß dies nicht nur eine undankbare Aufgabe, sondern auch eine durchaus falsche Ansicht unseres Kritikers war, ergab sich schon daraus, daß kein Verleger seinen „Lear“ in die Hand nehmen

wollte, und so blieb derselbe ungedruckt. Es war dies eine irrige Geschmacksanschauung Hilgard's; der, wie seinerzeit Hamler, glaubte, indem er die ihm dünkenden Särten zu ästhetisiren suchte, den ganzen Charakter des Trauerspiels in's Weichliche, ich möchte sagen in's Fade umgewandelt hätte. Sein „Lear“ konnte dann nicht mehr der „Lear“ Shafespeare's sein. Alles gesunde Mark, alle Kraft dieses erschütternden Dramas wäre eben durch eine falsche Auffassung verwischt worden: und Shafespeare's Ruf steht doch wohl zu hoch, um von neuen Gottschedischen Schulmeistern kritisiert zu werden. Ovid, den unser Dichter ja auch nach seinem Geschmack behandelt hat, sagt über ihm vorgeworfene Unebenheiten und Härten in seinen Dichtungen: „Ein Gesicht sieht hübscher, in welchem sich irgend ein kleines Mal befindet.“

Nachdem Hilgard bereits in Heidelberg wohnte, regte ihn die Kritik des „Nibelungenliedes“, bezw. der Bachmann'schen Ausgabe an, dasselbe zu studiren, und dabei verfiel er in denselben Fehler, den er bei Shafespeare mit dessen „Lear“ machte; er versuchte, das ganze „Nibelungenlied“ umzudichten und abzukürzen. Er nannte seine Bearbeitung: „Kriemhilden's Leid und Rache, nach dem Nibelungenlied.“ Aber auch hier hatte er dasselbe Mißgeschick, wie mit dem „König Lear“, die Verleger weigerten sich, es in Druck zu nehmen. Da diese Schrift Hilgard's seiner nach-amerikanischen Zeit angehört, mag ein näheres Eingehen auf seine Anschauung dieser Sache hier wegbleiben.

Eines Werkes Hilgard's muß jedoch zum Schluß noch gedacht werden, da es uns den Mann in seiner ganzen geistigen Gestalt offenbart, seine Selbstbiographie, welche unter dem Titel: „Meine Erinnerungen“, bei G. Mohr in Heidelberg gedruckt wurde. Daß für seine Familie und Nachkommen zu Heidelberg 1856—1858 geschriebene Buch (379 Seiten Oktav) gewährt einen Ueber-

blick, nicht bloß von den eigenen Erlebnissen, sondern auch von den gesammten Vorgängen in beiden Welttheilen während des ereignisreichen Lebens des Verfassers. Der wichtigste Theil sind seine Erlebnisse in Amerika, obwohl sich hier fast die ganze Schilderung um den engen Kreis des eigenen Wirkens bewegt. Die Erinnerungen aus seiner Jugendzeit wiegen vor, und die Ereignisse welche ihn veranlaßten, seiner richterliche Stellung aufzugeben und nach Amerika zu gehen, sind nur in schwachen Strichen gezeichnet. Dahingegen ist seine Begeisterung für die republikanische Freiheit offen und unverhüllt, selbst noch nachdem er Europa wieder zu seiner letzten Heimath gemacht hatte.

Nachdem dieser Aufsatz bereits in Schrift und Platten fertig war, erhielt der Verfasser noch durch die Güte der Frau Rosa Tittmann, einer Tochter des Dichters, ein Exemplar der Ovid'schen „Verwandlungen“ des Herrn Hilgard, mit der Erlaubniß, Proben daraus dieser Abhandlung einfügen zu dürfen. Das Buch, ohne Jahreszahl des Erscheinens, wurde zusammen mit des Dichters Uebersetzung von Moore's „Feueranbeter“ durch G. Mohr in Heidelberg gedruckt, wahrscheinlich anfangs 1860, da eine darin eingeschriebene Widmung des Dichters an seinen Enkel Eugen Tittmann „Heidelberg Juni 1860“ datirt ist. Das Werk, XII+291+61 Seiten Oktav, führt den Titel: „Ovids Verwandlungen, in Auswahl. Von Theodor Hilgard, d. Nelt. Als Beigabe zu seinen „Erinnerungen“. (Nicht zur Veröffentlichung bestimmt.)“ Es ist in lateinischer Antiquaschrift gedruckt und enthält, außer einem Vorwort, 45 Kapitel der Metamorphosen, ein Schlußgedicht des Uebersetzers und „Die Feueranbeter. Frei nach Th. Moore. Von Theodor Hilgard, d. Nelt.“ — Ohne besondere Bemerkungen mögen hier drei der bekanntesten Verwandlungen in der Hilgard'schen Bearbeitung folgen:

I. Die Zeitalter.

Da kam zuerst die gold'ne Zeit, wo Treue
Und Recht und Friede lenkten jedes Herz;
Da gab es keine Furcht und keine Reue,
Kein Strafgesetz, geprägt in hartes Erz;
Man nahm keinem Richter sich in Sorgen,
Denn ohne Richter war das Recht geboren.

Da stieg noch nicht von ihrem heim'schen Hügel
Die schlanke Fichte an den Meeresstrand,
Um fortzugleiten auf dem Wasserpiegel.
Ein Jeder kannte nur sein Heimathland.
Da sah man keine Städte noch, umgeben
Von Wall und Mauerwerk und steilen Gräben.

Man hörte nicht der g'raden Tuba Klänge,
Nicht das gebog'ne Horn. Man sah kein Schwert,
Noch Helm, noch Schild, — und ohne Kriegs-
gehänge

Glitt sanft die Zeit dahin am sichern Herd;
Die Erde selbst, noch unverlezt durch Eisen,
Wot ohne Zwang die Fülle süßer Speisen.

Des Strauches Frucht, des Berges reife Beeren,
Und Hirsch' und Maulbeer an der Hügel Saum
Genügten dem bescheidenen Begehren;
Die Eichel auch von Jovis stolzem Baum.
Ein ew'ger Frühling war, und milde Lüfte
Erführten ungepflegter Blumen Düfte.

Wald bot auch des Getreides goldne Aehren
Der Boden freundlich seinen Gästen dar,
Eobchon sie nicht gelernt, ihn zu versehen
Mit Had' und Spaten und des Pfluges Schaar.
Von Milch und Nektar sah man Wädicke fließen,
Und Honig von den Bäumen sich ergießen.

Doch als Saturn den Herrscherthron verloren,
Durch Jupiter zum Tartarus gesandt,
Da wurde eine neue Zeit geboren
Im neuen Reich, die silberne genannt,
Nicht ferner als die gold'ne zu erkennen,
Doch heißer als die eberne zu nennen.

Der neue Herrscher schuf vier Jahreszeiten,
Anstatt des Frühling's, der sonst ewig war:
Durch Sommer, Herbst und Winter, die sich
Scheiden,

Und einen kurzen Frühling, lief das Jahr.
Nest gab es erit unmäß'ge Sonnengluthen,
Und jetzt gerannen erst zu Eis die Fluthen.

Nest sucht der Mensch, wo er ein Obdach finde,
Zum Schutz vor Sonnenbrand und Windes-
hauch;

Sein Haus war ein Geflecht von Zweig und
Kinde,

Ein hohler Fels, ein dichtverwachs'ner Strauch.
Nest erst empfing der Acker gold'ne Saaten,
Und mit dem Joche ward der Stier beladen.

Darauf erchien die e'h'r'ne Zeit, die dritte,
Wo schon der wilde Waffenklang ertönt,
Schon voller Uebel und durch rauher Sitte,
Nedoch durch manches Gute noch verschönt,
Und noch als frei von Mißthat zu preisen. —
Die vierte, letzte, ist von hartem Eisen.

Schnell brach der Laster Schaar in diese neue
Heillose Zeit, die böien Samen trug:
Es flohen Scham und Wahrheit, Recht und
Treue;

An ihre Stelle traten List und Trug,
Und der Gewaltsinn, der nur will verletzen,
Und die verdammen'swerthe Gier nach Schätzen.

Tollkühn vertraut der Schiffer sich den Winden;
Die hohe Eiche, sonst des Berges Bier,
Muß ihren Weg nach fremden Meeren finden.
Auch läßt der Menschen Argwohn und Begier
Den Boden, den sonst Alle frei besessen,
Wie Sonn' und Luft, jetzt theilen und ver-
meissen.

Und was die Erde spendet, das Getreide,
Der Bäume süße Frucht, genüget nicht;
Man dringt in ihre tiefsten Eingeweide,
Und bringt mit frevelhafter Hand an's Licht
Die Schätze, die sie weise uns verborgen,
Den Quell der wilden Laster und der Sorgen.

Es stieg das Eisen, das den Arm bewehret,
Das Gold, noch schädlicher, aus ihrem Schooß;
Da brach der Krieg, der sich von beiden nährt:
Mit blut'ger Hand die Waffen schwingend los.
Raub ist die Lösung. Selbst der Gast erkennet,
Daß Mord ihm droht, und Bruderhaß entbren-
net.

Der Eidam legt der Gattin Vater Schlingen,
Und Gatten geben häßend sich den Tod.
Stiefmütter mischen Schierling und vollbringen
Die böie That. Der falsche Sohn bedroht
Des Vaters Haupt. Die Welt, die so benekt,
Verläßt Asträa jetzt, der Götter lehte.

Selbst oben blieb nicht Friede. Denn es stürm-
ten

Die furchtbaren Giganten Jovis Reich,
Indem sie Berg auf Berg zum Himmel thürm-
ten.

Da schlenderte der Herrscher alsogleich
Den Donnerstrahl, und warf den Dissa wieder
Vom Pelion, und schlug die Riesen nieder.

Die Erde, von der Söhne Blut durchgohren,
 Gab Leben ihm und menschliche Gestalt,
 Daß nicht die Spur des Stammes sei verloren.
 Es freut auch dies Geschlecht sich der Gewalt,
 Und haßt der Götter Macht, und liebt das
 Morden:
 Man sah, daß sie aus Blut geboren worden.

II. Europa.

So straft der Atlantide die Vergehen
 Der Jungfrau und verläßt alsbald den Ort.
 Er schwingt empor sich zu den Himmels Höhen,
 Denn ihn beruft des Götterkönigs Wort.
 Der spricht zu ihm — doch ohne zu gestehen,
 Daß es auf Liebeshändel abgesehen:

„O Sohn, der stets gehorjam meinen Winken,
 Rasch steige mir hinab in jenes Land,
 Auf das dein mütterlich Gestirn*) zur Linken
 Herniedersehauet, — Sidon ist's genannt;
 Denn jene Herde sollst du von den Weiden
 Der Berge weg zum Meeresufer leiten.“

So spricht der Herrscher, und es währt nicht
 lange,

So wird die Rinderherde schon gesehn
 Wie sie zum Strande zieht in raschem Gange,
 Hinweggetrieben von den Bergeshöh'n.
 Hier pfllegt die Königstochter**) gern im Stüh-
 len

Mit jungfräulichen Freundinnen zu spielen.

Schlecht passen Lieb' und Majestät zusammen;
 Drum legt der Herrscher ab des Scepters
 Pracht:

Er, der sich waffnet mit gezackten Flammen,
 Und dessen Wink die Welt erzittern macht,
 Er mißt als Stier sich unter diese Herde,
 Sanft brüllend und mit freundlicher Geberde.

Im zarten Grafe hin und her spazieret
 Der Stier gar stattlich. Seine Farbe gleicht
 Dem friischen Schnee, den noch kein Fuß be-
 rührt,

Und den kein lauer Südwind noch erweicht.
 Der wohlgeformte Hals ist schön erhoben,
 Und auch die stolze Wamme ist zu loben.

Das Hörnerpaar ist niedlich, und sie blenden
 Das Auge fast durch ihren lichten Schein,
 Als seien sie von klugen Künstlerhänden
 Mit allem Fleiß gemacht aus Edelstein.
 Nicht drohend ist die Stirne, und im Blicke
 Ist Friede nur und nichts von wilder Tücke.

*) Die Plejaden, von denen eine (Maja)
 Merkur's Mutter war. **) Europa.

Aganors holde Tochter muß erstauen,
 Daß er so schön, so alles Grimmes baar;
 Doch scheut sie anfangs seine bösen Launen;
 Dann reicht sie Blumen seinem Munde dar.
 Er ist entzückt und küßt die zarten Hände,
 Fast ungeduldig, daß noch fern das Ende.

Nun übt er Alles was die Furcht verschleuchet:
 Bald springt er froh, bald ruht er auf dem
 Sand;

Und wie allmählich jede Scheu entweicht,
 So streichelt bald die jungfräuliche Hand
 Die breite Brust, und sucht der Hörner Glänzen
 Noch zu erhöh'n mit frischen Blumenkränzen.

Des Thieres Rücken sorglos zu besteigen, -
 Vermißt die Königstochter sich zuletzt,
 Nichtsahnend von dem Gott und seinen Strei-
 chen.

Der hebt sich ruhig von der Erde jezt,
 Und weicht allmählich von dem trock'nen Lande,
 Sich listig wendend nach dem Meeresstrande.

Dann springt er in die Flut mit seiner Beute.
 Die Jungfrau, angstvoll und zurückgewandt,
 Wird fortgetragen durch des Meeres Weite.
 Sie faßt ein Horn mit ihrer rechten Hand;
 Die Linke ruht am Rücken. Nach dem Strande,
 Den sie verlassen, flattern die Gewande.

III. Midas.

Der Gott, noch zürnend, daß die That geschehen,
 Zieht fort, umringt von besserem Geleit,
 Zu des Timolus weinbefränzten Höhen,
 Wo Midas ihn verehrt zu jener Zeit.
 Zu diesem spricht der Gott: „Ich will erfüllen,
 O Midas, einen Wunsch nach deinem Willen.“

Und dieser spricht mit Unverstand: „Gewähre,
 Daß Alles was mein Leib berührt von heut,
 Im Augenblicke sich in Gold verkehre.“
 Der Gott erhört den Wunsch, doch unerfreut,
 Daß er dem Freunde, den er möchte ehren,
 Nichts Besseres zum Lohne soll bescheren.

Der König geht und freuet sich der Gabe,
 Der unheilvollen. Dann versucht er gleich,
 Ob er die Wunderkraft auch wirklich habe,
 Von hoher Eiche bricht er einen Zweig,
 Und siehe da, — kaum mag er selbst sich trauen
 Ein Zweig von reinem Golde ist zu schauen.

Wie jubelt Midas, wenn er denkt und dichtet,
 Wie Alles bald nun golden um ihn her.
 Doch eben wird ein Tisch ihm zugerichtet,
 Von edler Stoff und süßen Früchten schwer.
 Er greift mit Lust nach Ceres milden Spenden,
 Doch sie erstarren rasch in seinen Händen.

Will er die Kost zermalmen mit den Zähnen,
Die Hunger schärft, so starrt ein Broden Gold
Im Mund ihm. Mischt er, in des Durstes Sch=

nen,
Mit klarer Flut den Trank, den Bakchus zollt,
So fühlt er, wie sein Schlund alsbald sich füllet
Mit flüß'gem Golde, das den Durst nicht stillt.

Verstürzt durch solche unverhoffte Plagen,
So reich, und doch so elend durch sein Gold,
Wöcht' er dem großen Reichtum gern ent=

sagen,
Und haßet jekt, was er so heiß gewollt.
Sein reiches Mahl kann seinen Hunger heben,
Sein Trunk dem heißen Durste Lind' rung ge=

ben.
Er hebt zum Himmel flehend seine Hände
Und ruft: „O Bakchus, Güt'ger, nimm zurück
Was ich so thöricht forderte, und wende
Von mir das glanzvoll elende Geschick!“
Der milde Gott erhört das reu'ge Flehen
Und macht die Zaubergabe ungeschehen.

Er spricht: „Damit nicht länger dich entstelle
Das schöne Gold, geh hin zu jenem Fluß,
Dem Sardes nah, und folg ihm bis zur Quelle;
Dort biete ihrem schäumenden Erguß
Dein Haupt, damit es sich gereinigt finde
Er von der Last des Goldes wie der Sünde.“

Den König sieht man zum Paktolus eilen,
Und seinen Leib verläßt die Wunderkraft,
Um sie des Flusses Wellen mitzutheilen,
Der nun in seinem Schooße Gold erschafft,
So daß die Felder selbst an seinen Grenzen,
Von seiner Flut beneßt, wie Gold erglänzen.

Des Reichtums müde, der ihm schlecht ge=

lohnet,
Liebt Midas Wald und Fluren jekt, und weilt
Wo Pan in düstern Bergeshöhlen wohnt.
Nedoch sein Unverstand ist nicht geheilt,
Und seines Kopfes Thorheit macht ihn eben
Zum zweitemale Schimpf und Schmach er=

leben.

Es ragen weit des Imolus reiche Höhen,
Zum fernen Meere schauend, hoch und steil;
An ihrem Fuß ist Sardes hier zu sehen,
Dort schließt Hypäpä sie am andern Theil.
Hier rühmte Pan den Nymphen seine Lieder,
Und seine Flöte hallt' im Berge wieder.

Selbst Phöbus' Kunst erklärt er, unbescheiden,
Für minder schön, und wagt mit ihm den
Streit.

Der alte Berggott soll den Kampf entscheiden.
Schon sitzt der Greis auf seinem Berg bereit.
Er macht die Ohren frei von Baumeszweigen.
Nur schmückt sein Haar ein Kranz vom Laub
der Eichen.

Zum Gott der Hirten wendet Blick und Rede
Der Alte jekt: „Der Richter ist bereit.“
Und Jener bläst auf seiner Palmenflöte
Ein Lied, das rauh und ohne Lieblichkeit.
Doch konnte es in Midas, der zugegen,
Entzücken und Bewunderung erregen.

Drauf kehrt zu Phöbus sich der Blick des Alten,
Der steht, den Lorbeer um das gold'ne Haar,
Und seinen Leib umhüllt, in reichen Falten,
Ein langer, purpurfarbener Talar.
Es strahlt die Zither, die in seiner Linken.
Von gold'nem Schmuck und edler Steine Klin=

ten.
Die Rechte hält den Stifft, und schon dem Blicke
Berräth den hohen Meister die Gestalt.

Dann spielt er mit trefflichem Geschick
Und süßer, übermannender Gewalt.
Der Richter spricht bezaubert: „Pan soll wei=

chen
Und nimmermehr mit Phöbus sich vergleichen!“

Des Alten Ausspruch findet Lob bei Allen;
Nur Einer — Midas — nennt das Urtheil
schlecht.

Weil ihm die Palmenflöte mehr gefallen.
Apollo zürnt darob. Ihm dünket recht,
Daß Ohren, die so stumpf und unerfahren,
Nicht länger menschliche Gestalt bewahren.

Und Midas Ohren wachsen hoch und füllen
Sich reichlich an mit weißlich grauem Haar;
Auch kann er sie bewegen ganz nach Willen.
Sontst bleibet die Gestalt ihm wie sie war;
Ein Theil nur ist zur Strafe auserkoren,
Und Midas trägt von nun an Efelsohren.

Er sucht durch eine purpurne Tiare
Sie zu verdecken. Doch den Schimpf erblickt
Der Diener, der ihm scheert die langen Haar',
Und o, wie diesen das Geheimniß drückt!
Doch wagt er nicht den Gräuel auszubringen,
Und auch zum Schweigen kann er sich nicht
zwingen.

D'rum geht er weg, und gräbt an stillem Orte
Die Erde auf, und murmelt in den Grund
Was er gesehen, mit leisem, leisem Worte.
Dann deckt er sorgsam wieder was sein Mund
Der Grube anvertraute ohne Zeugen,
Mit Erde zu, und geht davon in Schweigen.

Bald ist dem Orte schlanke Schilf entsprossen,
Und ach, der Same, der hier ward gesät,
Verräth sich, als ein Jahr nun ist verlossen,
Und reif das Schilf. Denn wie ein Zephyr
weht,
So offenbahrt das Schilf in leisem rauschen
Des Königs Schande Allen, die ihm lauschen.

Schlusswort des Ovid.

Vollendet ist mein Werk und wohl gerathen!
Nicht Jovis Jorn, nicht Flamme oder Schwert,
Und nicht der Zahn der Zeiten wird ihm schaden.

Der Tag, der nur des Leibes Bau verfehrt,
Er komme jetzt! Ich seh' ihn ohne Trauer,
Denn er zerstört nicht meines Ruhmes Dauer.

Mein bess'rer Theil wird über Sternen wohnen,
Und wenn des Dichters Vorgefühl nicht lügt,
So wird des Volkes Beifall ihn belohnen
So weit der Römer Arm die Welt besiegt,
Und seinem Namen für die fernsten Zeiten
Die Palme der Unsterblichkeit bereiten.

Schlusswort des Uebersetzers.

Es hat dich nicht getäuscht dein kühnes Gessen.
Unsterblicher! Ich aber lege heut
Die Fülle deiner Schätze Vielen offen,
Die sonst sich ihrer Schönheit nicht erfreut:
D'rum sei ein leichter Strahl von deinem
Glanze
Auch mir gegönnt, — ein Blatt von deinem
Kranze!

Denkrede zur Feier des hundertsten Geburtstages von Ferdinand Freiligrath.

Gelesen im literarischen Klub von Cincinnati am 15. Juni 1910.

Von H. A. Kattermann.

Es war ein eitel und vergeblich Wagen
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit.
Schiller.

Das geistige Leben aller denkenden und dachtenden Menschen, wird häufig durch Zeitverhältnisse in Bahnen gelenkt, die ihnen ursprünglich fremd waren. Die Kriege Friedrich's des Großen z. B. weckten die poetische Ader Ramlers und riefen Klein's Krieglieder ins Leben. Die verümpften Hofgeschichten der deutschen Kleinfürsten und deren gänzliche Mißachtung des Volkes und seiner Drangsale, veranlaßten Schiller zu seinen dramatischen Erstlingswerken, „Die Räuber“, „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“. Der Geist unseres großen Dramatikers mußte sich in drastischer Weise Luft schaffen, um den Unmuth über die Bedrücknisse des Volkes, der sich in seiner Brust aufgehäuft hatte, zu beseitigen. Auch in den späteren Werken Schillers äußert sich sein Drang nach Freiheit des Volksgeistes von den Fesseln der Tyrannei, so im „Don Carlos“, in der „Ma-

ria Stuart“, in der „Wallenstein“ Trilogie und vor allem im „Tell“.

Das Streben nach Recht und Wahrheit ist vorzüglich als Talisman den Dichtern anvertraut, deren Herzen sich empören über jeden Druck, der auf dem Volke lastet. Wir sehen dieses noch klarer, in dem Sturm und Drang, als der Korze mit seinen Kriegsmassen in Deutschland schaltete und alle Freiheiten mit Füßen trat, wie sich damals die Stimmen von Arndt, Körner und Stagemann erhoben, um den Befreiungsgeist, besonders bei der deutschen Jugend zu wecken, wodurch denn auch der drückende Alp des korzischen Usurpators von der Brust des deutschen Volkes weggewälzt wurde.

Aber der Zug nach erhöhter Freiheit lebt im Menschengenisse fort. In den Bedrücknissen, die der Franzosenkaiser über Volk und Fürsten Deutschlands verhängte, versprachen die letzteren dem Volke alles: Konstitution, volksthümliche Parlamente,

Preßfreiheit, freie Volksversammlungen, eine volksthümliche Rechtspflege, kurz die größtmöglichen Freiheiten selbst bis an die Grenzen der Demokratie. Aber wo in der Welt bleiben im Laufe der Zeit diese Versprechungen? Versprechen sollten heilig ge-

St. Helena gebannt, als auch die Fürsten fannen, wie sie sich von den dem Volke gemachten Versprechungen wieder losmachen könnten. In diesem Streben fanden sie bald einen schlaun aber auch ebenso gewissenlosen Helfershelfer, den Fürsten Met-



Freiherr v. Metternich

halten werden. Nachdem man jedoch das Volk wieder beruhigt und in die Dienste der Krone oder den Fesseln der Parteiherrschaft eingefangen hat, verwehten sie im Wind wie das Laub im Spätherbst.

Raum war das Gespenst des Korfen nach

ternich, der ihnen dann den Weg zeigte, wie man das Volk aufs Neue knechten könne. Auf seinen Vorschlag wurde der berüchtigte Bundestag eingesetzt, bei dessen Wahl nur die Fürsten, nicht aber das Volk das Wort führten. Der Bundestag zeigte sich

denn auch als ein williges Werkzeug der Fürsten, unter dessen Machtprüchen nach und nach alle Rechte des Volkes zu Fall gebracht wurden. Die durchaus mäßigen Verfassungen, welche einige der Kleinfürsten ihren Staaten gewährt hatten, wurden durch Dekrete des Bundestages aufgehoben oder in die Rumpfkammer geworfen.

Die Press- und Redefreiheit ward immer mehr unterdrückt, und als sich einzelne Stimmen dagegen erhoben, und von den Jung-Deutschen, der Studentenwelt, eine Protest-Versammlung im Herbst 1817 nach der Wartburg berufen wurde, da erteilte der Bundestag an Preußen den Auftrag, die Versammlung zu verbieten, die dann auch mit Militärgewalt aufgehoben wurde.

Daß diese Maßregelungen des Volkes nicht ungerügt blieben, ist leicht denkbar, aber der Bundestag erfand bald ein Mittel, das Volk mundtot zu machen, indem diejenigen Männer, die zu protestiren wagten, offiziell mit dem Namen Demagogen bezeichnet wurden, eine vollständige Verdrehung des Wortbegriffs. Besonders ward die Jugend an den Hochschulen und Universitäten bezichtigt, geheime Verbindungen oder Verschwörungen zum Umsturz der bestehenden Regierungen gebildet zu haben.

Nun begann eine förmliche Volkshate. In Berlin wurde die mit besonderer Bewilligung von der preussischen Regierung gegründete Turnerei des Vater Zahn plötzlich verboten und die Turnanstalt aufgehoben. An den Universitäten wurden die Studentenverbindungen, die Burschenschaften strengstens untersagt und polizeilich gegen die Uebertreter eingeschritten. Überall wurden Spione angestellt. Alle Beamten und selbst die Prediger und Schullehrer mußten Demuziantendienste leisten. Wer eine freie Aeußerung fallen ließ, ward gefänglich eingezogen und mit kurzer oder längerer, oft lebenslänglicher Kerkerhaft, sogar mit dem Tode bedroht.

Von den bekanntesten Beispielen dieser Tyrannenherrschaft sind besonders die Ermordung des Pfarrers Weidig, sowie Fritz Reuters Gefangenschaft namhaft zu machen.

In diese Zeit von Deutschlands tiefster Schmach fallen auch die Jugendjahre eines der hervorragendsten Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Andenken zu ehren wir heute Abend versammelt sind.

Ferdinand Freiligrath wurde am 17. Juni 1810 in der Stadt Detmold, Fürstenthum Lippe, geboren, wo sein Vater Schullehrer war. Der junge Freiligrath erhielt unter der Aufsicht seines Vaters eine sorgfältige Erziehung bis zu seinem dreizehnten Lebensjahr, worauf er das Gymnasium in Detmold bezog, wo er, neben den gewöhnlichen Fächern, das Studium der Sprachen der damals handeltreibenden Völker, besonders des Französischen und Englischen betrieb. Da der Vater nämlich zu arm war, um den Sohn die Universität besuchen zu lassen, und weil ein reicher Oheim, Kaufmann in Edinburgh, den jungen Ferdinand adoptiren wollte, so wurde er im Jahre 1826 zu einem andern Onkel, Kaufmann in Soest, in die Lehre gethan, um die Kaufmannschaft zu erlernen. Hier fand er, neben der Berufsthätigkeit genügend freie Zeit, sich in diesen Sprachstudien durch Bücherlesen zu vervollkommen. Dabei las er Erdbeschreibungen und Völkerkunde, aber auch schon die französischen und englischen Dichter, besonders die Romantiker Frankreichs jener Zeit, wobei ihn Viktor Hugo, Lamartine und Alfred de Musset am meisten anzogen.

So bildete sich seine Neigung für das Erotische, Fremdländische, früh heraus, und da er schon auf dem Gymnasium Verse geschmiedet hatte, folgte er nun dieser Richtung mit besonderer Vorliebe. Die ersten von ihm erhaltenen Gedichte: „Isländisch Moos“ (1826), „Der Scheif von Sinai“ und „Rebo“ (beide 1830), alle drei in Soest gedichtet, zeigen schon ganz

dieses wilde Gepräge, dieses Haschen nach fremdländischen Stoffen, sie sind kühn gedacht, oft verworren und hart in ihrer Durchführung, ein Zug, der dem Dichter auch in späteren Jahren verblieb. Neue Gelegenheit, sich auf diesem Felde weiter zu bilden, brachte ihm die Ereignisse der nächsten Zeit.

Als Freiligraths Vater im Jahre 1829 starb und der Edinburger Oheim bankrott machte, mußte sich der junge Kaufmann auf eigene Füße stellen. Er erhielt jetzt eine Anstellung als Buchhalter in einer Amsterdamer Bank (1831), die er bis zum Jahre 1836 bekleidete. In dieser Stadt, wo der Handel nach allen Weltrichtungen mächtig blühte, fand Freiligrath jetzt Gelegenheit, durch gesellschaftlichen Verkehr und persönliche Beobachtungen seine poetische Eigenheit weiter auszubilden. Schiffe aus fernen Ländern des Ostens und Westens, Völker aller Nationalitäten, Europäer aller Klassen und Sprachen, Araber, Chinesen, Malayen und Neger, fremde Sitten und Gewohnheiten, das Emigranten-Leben und Walten, drängten sich seinem Geist auf und bereicherten seine Phantasie zu immer frischen, eigenartigen dichterischen Schöpfungen. Dadurch wurde Freiligrath der Heerführer einer neuen Richtung, der sog. „beschreibenden Schule“, die sich von Heinrich Heine's Lyrik los sagte und dafür neue Materialien und neue Farben ergriff, um ihre Originalität zu äußern. Diese Schule lehnte sich an die neue *R o l o r i t r o m a n t i k* der Franzosen an, wurde von dieser mehr oder minder beeinflusst, kopirte sie auch wohl zuweilen und führte sie durch Uebersetzungen in die deutsche Litteratur ein. Auch Platen hatte auf diesem Wege vorgearbeitet in seinen Balladen: „Colombo's Geist“, „Das Grab im Busento“, „Sarmosan“, „Zobir“ u. s. w., allein die glatte marmorne Einfachheit Platens sagte dieser Richtung nicht zu, sie forderte buntere Ausschmückung und starke Töne.

In Amsterdam entstand nun eine Reihe Gedichte, darunter viele, die zu den besten seines Lebens zählen. Sie sind mannigfaltig und äußern das bunte Gewoge, das in Hollands Hauptstadt an ihm vorüberzog. Zu den bekanntesten derselben gehören die Emigranten-Lieder: „Ich kann den Blick nicht von euch wenden“, „Einem Ziehenden“ (an einen auswandernden deutschen Dichter gerichtet) und die Ballade „Der Tod des Führers, — „Von den Segeln tropfte der Nebel“. Alle drei sind elegisch gehalten und bekunden eine tiefe Wehmuth über die politischen und gesellschaftlichen Zustände im Vaterlande, die so viele der besten freiheitliebenden Menschen hinaus in die Westwelt trieben.

Diese Gedichte bilden eine Art Vorspiel zu Freiligraths späteren politischen Gedichten, eine Einleitung zu seinem „Glaubensbekenntniß“. Schon damals bricht sich der Geist des die Freiheit liebenden Dichters in folgendem allegorischen Gedicht die künftige Bahn:

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Jemens glüh'nden Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand.

Dann zög' ich wohl mit flücht'gen Pferden
Durch Jethro's flammendes Gebiet!
Dann hielt' ich wohl mit meinen Heerden
Rast bei dem Busche, der geglüht;

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung inn're Flamme
In lodernden Gesängen aus;

Dann wohl an meinen Lippen hinge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;
Gleichwie mit Salomon's Ringe
Herrscht' ich, ein Zauberer, im Sand.

Nomaden sind ja meine Hörer,
Zu deren Geist die Wildniß spricht;
Die vor dem Samum, dem Jeristörer,
Sich werfen auf das Angesicht;

Die allzeit auf den Rossen hängen,
Abhängend nur am Wüstenbrunn;
Die mit verhängten Zügeln sprengen
Von Aiden bis zum Libanon;

Die Nachts, als nimmermüde Späher,
Bei ihrem Vieh ruhn auf der Trift,
Und, wie vor Zeiten die Chaldäer,
Aufschau'n des Himmels goldne Schrift;

Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sina's glutgeborstnen Höhn;
Die oft des Wüstengeistes Schemen
In Säulen Rauches wandeln sehn;

Die durch den Riß oft des Gesteines
Erschau'n das Flammen seiner Stirn —
Ha, Männer, denen glüh'nd wie meines
In heißen Schädeln brennt das Hirn.

Land der Zelte, der Geschosse!
Volk der Wüste, kühn und schlüchtl!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht! —

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste;
Der Norden, ach! ist kalt und klug,
Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an meines Hengstes Bug.

Das Gedicht, so phantastisch farbenbunt,
erregte, als es in Schwab und Chamisso's
Musen-Almanach gedruckt erschien,
die allgemeinste Aufmerksamkeit und stellte
Freiligrath in die vordere Reihe der roman-
tischen Dichter Deutschlands. Die Sprache
war so morgenländisch kühn gebildet, daß
dem Verfasser sofort eine günstige Auf-
nahme in den deutschen Parnasß gewährt
wurde.

Besonders warf sich Freiligrath jetzt auf
die Wiederbelebung des seit Klopstock in
Deutschland verpönten Alexandrinerverfes,
den zur Zeit auch Rückert in seiner „Weis-
heit des Bramahnen“ versuchte, wieder zu
Ehren zu bringen. Freiligrath änderte je-
doch, das Monotone abzuwenden, so die
Strophen von Zeit zu Zeit mit einem vier-
oder fünfzeiligen Rhythmus zu unterbrechen.
Er eröffnete dieses Gebiet mit folgender
kühnen Einleitung:

Der Alexandriner.

Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildding! — Solch ein Thier bewältiget
kein Schah,

kein Emir, und was sonst in jenen
Leßlichen Ländern sich in Fürstenthümern wiegt;
Wo donnert durch den Sand ein solcher Fuß?
wo fliegt
Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

Wie es geschrieben steht, so ist dein Wiehern:
Hal
Ausschlagend, das Gebiß verachtend, steht du
da;

Mit deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind; dein Auge blüht, und deine Flanke
schäumt. —

Das ist der Kenner nicht, den Boileau ge-
zäumt,
Und mit Franzosenwitz geschult!

Der tragt bedächtig durch die Bahn am Leit-
zaum nur;

Ein Heerstrahgraben ist die leidige Cäsur
Für diesen seinen saubern Alten.

Er weiß, daß eitler Muth ihm weder ziemt
noch frommt:
So schnäufelt er, und hebt die Hüflein, springt,
und kommt

An's andre Ufer wohlbehalten.

Doch dir, mein flammend Thier, ist sie ein Zel-
sentriß

Des Sinai; — zerbrecht, Springriemen und
Gebiß! —

Du jagst hinan, da klast die Rigel!

Ein Wiehern und ein Sprung! dein Hufhaar
blutet, du

Schwebst ob der Kluft; dem Fels entlockt dein
Eisenschuh

Des Echo's Donner und des Kiefels Misse!

Und wieder nun hinab, wühl' auf den heißen
Sand!

Vorwärts! laß tummeln dich von meiner si-
chern Hand,

Ich bringe wieder dich zu Ehren.

Nicht achte du den Schweiß! — sieh', wenn es
dämmert, lenk'

Ich langsam seitwärts dich, und streichle dich und
tränk'

Dich lässig in den großen Meeren.

Es war ein kühner Versuch, allein die
reiche Phantasie des Dichters mit allen vier

Rosßschweif am Sattel seines dichterischen Hengstes, haben doch den Alexandriner nicht wieder in die deutsche Poesie einbürgern können. Zu den bekanntesten dieser seiner Dichtungsart gehören: „Der Schwertfeger von Damaskus“, „An das Meer!“, und „Anno Domini“, in welchem Gedicht, nach der einleitenden grausenhaften Schilderung, wie eine Sünderin an den Schweif eines wilden Rosßes gebunden im stürmischen Galopp durch das Thier zu Tode geschleift und zerstampft wird, der Dichter unserer sündigen Mutter Erde ein ähnliches Schicksal verkündet! Sie würde einst an den Schweif eines Kometen durch das Universum geschleift werden, eine Prophezeiung, die bei dem kürzlichen Durchgang durch den Schweif des Halley'schen Kometen glücklicher Weise noch nicht in Erfüllung gegangen ist.

Von Alexandria in Egypten ausgehend, schweifte jetzt sein Wüstenrot durch Afrika, zum Kongo, und versucht das Leben der Neger in grellen Farben darzustellen. Alle diese Gedichte sind so eigenartig gefärbt, daß bei ihrem Erscheinen in dem „Deutschen Musenalmanach“, sie die ungetheilte Aufmerksamkeit der Lesewelt auf sich zogen. Gleichwohl wurde Freiligraths Rückkehr zum veralteten Alexandriner, als eine Nachahmung der Franzosen, nicht ohne Widerspruch aufgenommen. Er aber verteidigt sich in dem „Diva n der Ereignisse“ in kräftiger, wenn auch nicht in überzeugender Weise:

„ — tretet näher her, o meine Stammgenossen,
An meine Lippen sei gefesselt euer Ohr!
Ich weiß, ihr glaubt mir kaum! ihr bleibt bei
euren Rosßen,
Ihr seht die Städte nicht, die Welt blieb euch
verschlossen,
Und meine Rede kommt euch wie ein Mär-
chen vor.“

Durch das Erscheinen dieser malerischen Gedichte im Musenalmanach und theils in dem Cotta'schen „Morgenblatt“, ward Cotta angeregt, dem Dichter

die Herausgabe derselben in Buchform vorzuschlagen, was Freiligrath annahm. Die Gedichte erschienen im Jahre 1838 in Stuttgart und ihr Erfolg war phänomenal. In diesem Buch, das in mehreren Auflagen noch bis 1862 erschien, und das auch seine noch unpublizirten Jugendgedichte enthielt, erregte besonders der unvollendete Zyklus, „Der ausgewanderte Dichter“ und das afrikanische Wüstenbild, „Der Löwenritt!“ den ungetheilten Beifall der litterarischen Welt.

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, lauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen raucht das Laub der Sycamore.
Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo;
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu;
Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühlte; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Anieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.
Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Naden
Springt der Löwe; Welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?
In die Muskeln des Genicks schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.

Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt
es auf und flieht gepeinigt;
Zieh', wie Schnelle des Nameeles es mit Bar-
delhaut vereinigt!

Zieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit
den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen;
rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen
Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die
stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im
Lande Jemen
führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein sah-
ler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'-
gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen
her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt
er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweihlerin
der Gräfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Hüden
räuberisch verheerte,
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs
grausenvolle Fährte.

Jugend auf lebend'gem Throne sehn sie den Ge-
bieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte
Polster riben.
Nastlos, bis die Straft ihr schwindet, muß ihn
die Giraffe tragen;
Wegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen
und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin,
und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das
Hoh des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man
Frühlicht glänzen; —
So durchprenzt der Thiere König nächtlich sei-
nes Reiches Grenzen.

Mittlerweile war Freiligrath im Jahre
1837 nach Deutschland zurückgekehrt und
sah eine Anstellung als Buchhalter in
einem kaufmännischen Geschäft in Warmen
im Wuppertal, wo er wenig Muße zu

seinen dichterischen Studien fand und sich
fast ausschließlich mit Uebersetzungen aus
dem Französischen und Englischen beschäf-
tigte. Schon 1836 waren seine Ueberset-
zungen der „Oden“ von Viktor Hugo ge-
druckt worden, deren die „Dämmerstunden“
desselben Dichters um 1837 folgten. An
einer Uebersetzung der Moliere'schen Lust-
spiele nahm er mit anderen Dichtern theil:
sie erschienen in zwei Bänden 1837—1838.
Eine Blumenlese italienischer, französischer
und englischer Dichter erschien im zweiten
Band seiner Gedichte im Jahre 1838, de-
nen eigene Dichtungen mit dem Titel „Zwi-
schen den Garben“ später folgten.

Da Freiligrath aus diesen Publikationen
eine Einnahme, wenn auch nur eine mäßige,
erzielte, die, wie er hoffte, sich noch
verbessern würde und zugleich auf Anra-
then seiner Freunde, gab er seinen Beruf
als Buchhalter auf, um sich ganz der litte-
rarischen Thätigkeit zu widmen. Er sie-
delte nun nach Unkel am Rhein über und
wurde Mitarbeiter an Cotta's „Morgen-
blatt“ und der „Rheinischen Zeitung“ 1839,
und lernte hier seine spätere Gattin, Ida
Melos, eine Weimarerin, kennen, mit der
er sich verlobte und im Jahre 1841 ver-
mählte.

An Unkel besuchte ihn sein jüngerer weit-
fälischer Landsmann, Levin Schücking, um
sich mit ihm über ein Volksbuch für West-
falen zu berathen, das sie gemeinsam her-
ausgeben wollten. Schücking, der von der
bekannten Dichterin, Annette von Droste
Hülshof, erzogen worden, war ganz in den
reichen Sagenschatz der „Rothen Erde“ ver-
tieft, und so plauderten sie eines Abends
beim Glase Wein bis spät in die Nacht.
Freiligrath hat diese Episode, allerdings
dunkel mystifizirt, in dem Gedicht „Die
Rose“ (Band II, der Ausgabe von 1871,
Seite 153) behandelt, aber ganz so wie er
die Legende von der „Rose von Jericho“
hier hineinwob, verließ die Sache nicht.
Das Resultat dieser Nacht wurde mir im
Jahre 1890 von einem andern Westfalen,

dem hochbejahrten Wilhelm Nuffermann, aus Nismannshausen brieflich mitgetheilt, der als junger Mann an dem gedachten Abend in der Weinstube zu Unkel zugegen war, wie folgt. Sie saßen in der Schenke — nämlich Freiligrath, Schücking, Karl Gutzkow und Nuffermann—bis spät in die Nacht und sprachen, bei der eifrigen Unterhaltung, dem Wein lebhaft zu. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um westfälische Volksagen und Legenden, wobei Schücking, der unter dem Einfluß von Annette Droste noch stark zum katholischen Mystizismus neigte, das Wort führte, aber Gutzkow und Freiligrath häufig ihm das Widerpart hielten. Spät in der Nacht und erhitzt vom Wein, meinte Freiligrath, Schücking sei doch viel zu stark von dem Aberglauben des Münsterlandes gefesselt, um eine vernünftige Anschauung vom eigentlichen und wahren Wesen des Volksgeistes ihres Heimathlandes zu begreifen. Bei dieser, allerdings etwas zu stark persönlichen Bemerkung, sprang Schücking wüthend auf und lief nach seinem Gasthause, mit den Worten: „Das ist das Ende unserer Freundschaft!“ worauf die Gesellschaft auseinander ging. Es that Freiligrath nun leid, seinen jungen Freund so barsch beleidigt zu haben und er schrieb in der Nacht das folgende schöne Gedicht, das er am andern Morgen nach dem Gasthof trug und stillschweigend Schücking überreichte:

O lieb', so lang du lieben kannst!

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und Sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
Vald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht böß gemeint, —
Der Andre aber geht und klagt.

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen, trüb und nah,
— Sie sehn den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und spricht: O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht böß gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: ich vergab dir längst!

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Selbstverständlich war nun die Freundschaft der beiden westfälischen Dichter wieder hergestellt, und „Das malerische und romantische Westfalen, von Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking“ erschien im Jahre 1842 — erlebte sofort eine außerordentlich günstige Aufnahme und ist seitdem in mehrfachen, allerdings erneuerten und vermehrten Auflagen erschienen.

Freiligraths Theilnahme an diesem Buch ist jedoch nur gering und beschränkt sich ausschließlich auf das einleitende herrliche Gedicht: „Der Freistuhl zu Dortmund“ und einige poetische Mittheilungen aus dem Lippischen. Im Ganzen genommen ist das Buch Schücking's Werk, und die Mittheilung seiner Pflegemutter, Annette von Droste, überwiegt bei weitem Freiligraths Antheil.

Das bedeutendste Gedicht Freiligrath's aus der Zeit seines Unfeler Aufenthaltes ist sicher die „Kreuzigung“, in welchem er die Erzählung des Evangelisten mit den Unterhaltungen der am Kreuze dienenden germanischen Kriegsknechte, ihre Gespräche, ihr Würfeln um die Kleider des Heilands, zu einem ineinander gewobenen Gemälde verschmolz, eine dichterische Leistung von hoher Bedeutung. Das Gedicht, in welchem er die Erzählungen der Söldlinge von der Hermannschlacht, die Niederlage der Deutschen, infolge ihrer Uneinigkeit unter Germanicus und dessen Triumphzug mit der schwangeren Thusnelde, immer wieder unterbrochen von den Ausrufen des Gekreuzigten und den Resultaten des Würfelens, kühn durcheinander flechtet, gipfelt schließlich in dem Gedanken, der am Kreuze verblutende Christus und der deutsche Krieger, der durch Glücksfall der Würfel den Mantel des Heilandes gewann und mit diesem bekleidet hoch aufgerichtet am Kreuze dasteht, würden einst die Weltgeschichte beherrschen.

In der „Kölnischen Zeitung“ schrieb Freiligrath Auffäge zur Unterstützung des Ausbaues des Kölner Domes und Gelegenheitsgedichte aus dem Rheinthale: „Auf dem Drachensfels“, ein Versuch des Kölner Karnevals u. s. w. So feurig wie seine Gedichte, so lebhaft nahm er jetzt Antheil an den Ereignissen im Vaterlande. Im Jahre 1840 erchien sein „Rolands Album“, in welchem er in Gedichten und Prosa für Beisteuern von Gaben zum Wiederaufbau der in der Nacht vom 28. auf den 29. Dezember 1839 eingestürzten Ruine von Rolandsdeck aufforderte. Der Erfolg dieses Aufrufs, der in der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlicht wurde, war ein überraschender. Freiligrath selber berichtet darüber: „Von allen Seiten kamen Spenden, freundliche Stimmen aus der Nähe und Ferne riefen mir Beifall zu, und unbekante schöne Hände ver schmäh ten es nicht, den Helm des „Rolandsknappen“ mit

Kranz und Band zu schmücken, oder buntgestricke Seidel an sein Wehrgehent zu befestigen. Ich kam mir vor wie der siegende Troubadour eines Blumenspiels, ich war sehr glücklich!“

Mit dem Wiederaufbau des eingestürzten Bogens ward sofort begonnen, und Vaurath Zwirner, der auch die Vollendung des Kölner Domes in Händen hatte, leitete die Restauration desselben. Freiligrath hatte schon eine poetische Baured e für die Gelegenheit gedichtet und mit den beiden früheren Aufforderungsgedichten in dem genannten Album zur Vertheilung bei der Feier der Vollendung drucken lassen, als es sich herausstellte, die Ruine sei das Privateigenthum der Prinzessin Wilhelm von Preußen. Der unbefugte Eingriff in ihr Privatrecht wurde nun der Fürstin mitgetheilt, die jedoch die Vollendung des Werkes mit den gesammelten Beiträgen genehmigte, und als Entschädigung eine e q u i v a l e n t e Summe zu der eben im Bau begriffenen Schule des benachbarten Städtchens Rolandswerth schenkte.

Die 27 und mit dem 1849 nachgedichteten Vorwort 28 Gedichte dieser Periode bringen, mit den bereits gefagten Schilderungen aus dem Rheinthale nur die dort spielende Ereignisse. Das einzige rein lyrische Gedicht der Sammlung, „Ruhe in der Geliebten“, 1840 verfaßt, wurde von Mendelssohn in Musik gesetzt.

Es gehört zu den besten von Freiligrath's dichterischen Erzeugnissen.

Ruhe in der Geliebten.

So laß mich sitzen ohne Ende,
 So laß mich sitzen für und für!
 Leg deine beiden frommen Hände
 Auf die erhigte Stirne mir!
 Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
 Da laß mich ruhn in trankner Lust;
 Laß mich das Auge jelig schließen
 In deinem Arm, an deiner Brust!

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
 Der deines wunderbar erhellt;
 In dem ich raste nun für immer,

O du mein Leben, meine Welt!
 Laß es mich öffnen nur der Thräne,
 Die brennend heiß sich ihm entringt;
 Die hell und lustig, eh' ich's wähne,
 Durch die geschlossene Wimper springt!

So bin ich fromm, so bin ich stille,
 So bin ich sanft, so bin ich gut!
 Ich habe dich — das ist die Fülle!
 Ich habe dich — mein Wünschchen ruht!
 Dein Arm ist meiner Uncaft Wiege,
 Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
 Und jeder deiner Athemzüge
 Haucht mit ins Herz ein Schlummerlied!

Und jeder ist für mich ein Leben! —
 Ja, so zu rasten Tag für Tag!
 Zu lauschen so mit sel'gem Wehen
 Auf unsrer Herzen Wechselflag!
 In unsrer Liebe Nacht versunken,
 Sind wir entflohn aus Welt und Zeit:
 Wir ruhn und träumen, wie sind trunken
 In seliger Verschollenheit!

Nach einer Reise durch Süddeutschland und seiner erfolgten Vermählung ließ sich Freiligrath in Darmstadt nieder, wo er die Nachricht erhielt, daß ihm der König Friedrich Wilhelm IV., durch Vermittelung Alexander von Humboldt's, eine Jahrespension von 300 Thalern ausgesetzt habe, worauf er dann nach St. Goar am Rhein übersiedelte, wo er die zwei glücklichsten Jahre seines Lebens zubrachte. Er war nunmehr einer der gefeiertsten Dichter Deutschlands geworden, und in dem sonnigen St. Goar erhielt er zahlreiche Besuche der zeitgenössischen Dichter und Dichterefreunde: Uhland, der in dem nahegelegenen Bad Homburg die Sommerferien zu Gesundheitskuren benutzte; Karl Simrock und Gottfried Kinkel vom unweiten Bonn brachten ihre Sommertage in St. Goar zu; Georg Herwegh kam von Paris, um ihn zur Mitarbeiterchaft einer zu gründenden Monatschrift zu gewinnen; Hoffmann von Fallersleben, der nägelbesahnte, wie ihn Professor Rosenstengel bezeichnet, welcher soeben seine „Unpolitischen Lieder in die Welt schickte, die, wie Adolf Stern im Nachtrag zu Wilmar's „National-Littera-

tur der Deutschen“ schreibt, besser ungedruckt geblieben wären, und mehrere Andere.

Das waren nun lauter patriotische und freiheitlich gesinnte Männer in jenen nach der Freiheit dürstenden Tagen. Und sie besprachen auch aufs Lebhafteste die traurigen Zustände, wobei jedoch die Ansichten über das wie und auf welche Art diesen unheimlichen Dingen abzuhelpen sei, ziemlich weit auseinander gingen. Uhland, Simrock und Kinkel riethen zum Abwarten der passenden Gelegenheit, die sich unfehlbar und aus sich selber entwickeln würde. Auch Freiligrath neigte sich im Anfang dieser Ansicht zu, wobei er dem stürmischen Herwegh entgegenrief:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
 Als auf den Zinnen der Partei!

worauf dieser entgegnete:

Partei, Partei wer wollte sie nicht nehmen,
 Die noch die Mutter aller Siege war?

Aber die Ereignisse trieben ihn unaufhaltsam weiter und schließlich in das Lager der offenkundigen Befürworter der Revolution. Man sagt, daß Hoffmann von Fallersleben ihn zu diesem Schritt verleitet habe. Das mag nun zum Theil so sein oder nicht sein, genug, Freiligrath trat aus seiner Reservirtheit heraus und in den Kreis der liberal-politischen Dichter, wo er nun einer der hervorragendsten Kämpfer für Volksfreiheit wurde. Es ward ihm von vielen Seiten vorgeworfen, er habe Farbe gewechselt, was entschieden ein Irrthum ist. Die Ueberredungskünste Hoffmann's hätten ihn zu diesem Schritt nicht verleiten können, wenn nicht andere Einflüsse an ihn herangetreten wären, die ihn zu diesem für einen Dichter höchst gefährlichen Schritt getrieben hätten.

Freiligrath war ein Charakter und kein schwankendes Rohr, das sich vom leichten Wind bewegen läßt. Er hatte in Holland

das Emigrantenelend mit offenen Augen gesehen und mit offenen Ohren vernommen, was so viele Deutsche damals vom Vaterlande weg und in die neue Welt trieb. Manche dieser Auswanderer wandten sich aus den deutschen Gauen hinweg, weil ihre Ideale sich nicht mit den reaktionären Zuständen vereinbaren ließen, aber nicht Alle kehrten der Heimath aus diesem Grunde den Rücken. Andere trieb die nackte Noth hinaus in's freiwillige Exil. Es ist längst durch die Ereignisse bewiesen, daß reaktionäre Zeiten und Zustände die Energie und den Erwerbssinn des Volkes lähmen, und so drückende Armuthszustände herbeiführen. Die meisten Emigranten trieben Mangel und Noth in die Fremde, der Kerkerhaft entflohen die wenigsten. Freiligraths offener Geist hatte diesen Druck gesehen, der zwischen 1833 und 1848 wie ein Alp auf Deutschland lastete. Er war in seinen politischen Anschauungen schon von Jugend auf Republikaner und nur seine Vaterlandsliebe konnte ihn abhalten, selbst das Loos eines Auswanderers zu theilen. Außerdem fesselte ihn sein dichterischer Erfolg an das Land, in welchem, wie er glaubte, sein Talent sich einzig verwehren lassen könne, Deutschland. Das waren die Motive, die ihn als jungen Mann im Jahre 1837 wieder nach dem Vaterlande zurückführten, aber seine republikanischen Anschauungen änderte er damit nicht.

Wie bereits bemerkt, hatte ihm Friedrich Wilhelm IV. eine kleine Jahrespension zugesetzt. Am Neujahr 1842 erhielt er die Rinde und erste Zahlung derselben und im Neujahr 1844 lehnte er schriftlich den ferneren Empfang dieses Geschenkes ab. Der Dichter fühlte es, daß die Gabe eines Monarchen mit seinem Bestreben, für die Freiheiten des Volkes in die Schranken zu treten, nicht harmonisirten und so sagte er sich von dieser Fessel los. Er wurde nun einer der Vahnbrecher für die Revolution, die jedoch erst vier Jahre später reif wur-

de, als der Dichter sich in England befand — 1848.

Als Frucht seines Entschlusses, ein Streiter für die politische Freiheit Deutschlands zu sein, erschien 1848 sein Buch: „Ein Glaubensbekenntniß“, das, neben einem erklärenden Vorwort, 44 Gedichte brachte. Diese sind im Ganzen genommen nicht so ultra radikal, daß sie dem Verfasser eine politische Exilierung hätten zuziehen sollen, allein die polizeiliche Handhabung unter Direktion des Bundestages in Frankfurt war derartig, daß Freiligrath sich nirgends mehr vor einer Verhaftung sicher fühlte. Er ging zuerst nach Belgien, dann nach Zürich in der Schweiz, mußte aber überall die Unsicherheit eines Litteratenlebens erfahren, und da ihm die Schriftstellerei nicht genügend Einkommen sicherte, um seine Familie vor Mangel zu schützen, siedelte er nach London in England über, wo er in einem großen Handlungshause eine Anstellung als Korrespondent erhielt (Spätjahr 1846). Von dort riefen ihn die März-tage 1848 wieder nach Deutschland zurück. Im Juni dieses Jahres war er in Düsseldorf, wo er mit ganzer Seele für die Demokratie in seinem Vaterlande als Dichter und Volksredner wirkte. Hier wurde Freiligrath wegen Veröffentlichung seines Gedichts: „Die Todten an die Lebenden“ im August 1848 verhaftet, aber im Oktober von den Geschworenen freigesprochen, worauf er sich nach Köln begab und an der Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung“ theil nahm.

Aber der Stern der Demokratie, der eine kurze Zeit in Preußen und den Rheinlanden siegreich emporgestiegen war, verlosch am Hoffnungshimmel der Freunde der Freiheit. Die Reaktion gewann wieder die Oberhand und die Knechtung des Volkes trat aufs Neue in ihre alte Herrschaft. Wegen ihrer radikalen Richtung und Angriffe von König und Ministerium wurde die „Neue Rheinische Zeitung“ von der Polizei unterdrückt, die noch mit einem jä-

hen Abschiedschiere Freiligraths am 9. Mai 1849 aus dem Leben schied.

Dem Dichter verging nun ein Jahr zwischen Gängen und Bängen, in welcher Zeit er sich mit Korrespondenzen für auswärtige Zeitungen und neue Uebersetzungen von englischen Dichtern befaßte. Aber das Schicksal eilte mit unhaltbaren Schritten voran, und um sich vor einer drohenden Untersuchungshaft zu schützen, ging er im Sommer 1850 nach Wilk bei Düsseldorf, um im Mai 1851 abermals ins Exil nach London auszuwandern.

Ueber die während dieser Zeit (1844 bis 1851) entstandenen Gedichte Freiligraths hat die Geschichte bereits ihr Urtheil gesprochen. Das Ziel, das sie erstrebten, wurde verfehlt, und zog nur dem Dichter Leiden und Verfolgungen zu. Die Gedichte sind hart und arteten schließlich in bitteren Groll und Haß aus. Die reiche Phantasie des Dichters verflüchtete sich mehr und mehr und verklang in grelle Harmonien, die unauflöseth blieben. Die Gedichte vom Jahre 1844 sind im Grunde genommen nicht so grimmig und hätten in ruhiger Zeit wohl in die Welt geschickt werden dürfen, ohne großen Schaden anzurichten. Selbst die in Zürich 1846 verfaßten „Ca ira!“ Gedichte sind nicht böseartig genug, um die Verfolgungen zu rechtfertigen, die der Dichter erdulden mußte. Dahingegen sind die Gedichte von 1848—1851 wegen ihres kraffen Inhalts, der bis an das Blutdürstige grenzt, nur zu tadeln. Das schönste Gedicht aus Freiligraths Revolutionszeit mag hier als ein Muster der ersten Periode von 1844 mitgetheilt werden:

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth'
an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und weß verglüthe,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen,
Und jede Blüthe ist ein Volk, ein Land!

Wir, die wir wandeln noch auf jungen Sohlen,
Sah'n doch schon manche sterbend und geknickt.
Vom Steppenweier ward die Rose Polen
Vor unsern Augen wild und grimme zerpfückt!
Durch's Laub Hispanien ernst auf ihrem Gange
Stürmt die Geschichte — ob es fallen muß?
Ob nicht ein andres, morisch und faul schon
lange,
Zerflatternd hinsaußt über'n Bosporus?

Doch neben diesen, die des Weltgeists Weben
Vom Aste schüttelt mit gewalt'ger Kraft,
Sehn wir an's Licht auch andre Triebe streben,
Hellaugig, freudig, voll von jungem Saft.
O, welch ein Sprossen, welch ein reich Entfalten!
O, welch ein Drang in alt und neuem Holz!
Wie manche Knospe sahn auch wir sich spalten,
Wie manche pläzen, laut und voll und stolz!

Der Knospe Deutschland auch, Gott sei geprie-
sen!
Regt sich's im Schooß! dem Versten scheint sie
nah —

Früch, wie sie Hermann auf den Weserwiejen,
Früch, wie sie Luther von der Wartburg sah!
Ein alter Trieb! Doch immer muthig keimend,
Doch immer lehzend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träu-
mend —

O, wird die Knospe Blume nicht einmal?

Ja, voller Aelch! — Dafern man nur nicht hütet
Was frei und freudig sich entwickeln muß!
Dafern man nicht, was die Natur gebietet,
Für Ranke nimmt und eitel wilden Schuß!
Dafern ma. zuhiet, daß kein Methylau zete
Lief an der Blätter eblem, gartem Kern!
Dafern den Bast man wegwirft und die Scheere!
Dafern — ja nun, ich meine nur: dafern!

Der du die Blumen auseinanderfallest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spallest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligthume
O küß' sie auf zu Duft und Glanz und Schrein—
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einjt vor allen dieses Deutschland sein!

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth'
an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und weß verglüthe,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen —
Und ihre Koofe ruhn in Gottes Sand!

Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß Freiligrath, wie so viele Dichter in aufgeregten Zeiten das Ideal der Dichtkunst in der Theilnahme an den politischen und sozialen Ereignissen erblickte. Immer aber ist es ein Irrthum, wenn der Brand des Volkswillens dicke Rauchwolken erzeugt, entweder zum Schüren oder Löschen der Flammen beizuspringen, denn gewöhnlich wird bei der Verdunkelung der wirkliche Herd der Gluth, der den Brand veranlaßt, nicht gefunden. Die poetischen Produkte einer solchen Zeit bleiben Gelegenheitsgedichte, die mit den Ereignissen verschwinden. Aus tausend Gedichten bleibt nach wenigen Jahren kaum eins als historisches Denkmal übrig; und dieses nur deshalb, weil es in schmuckloser Weise, das Wohl und Wehe, den Geist ausdrückt, der das Volkshertz bewegte. Der poetische Zierrath, die *Verbrämung* aber verbrennt in der Gluth und verliert das Interesse, wenn der Augenblick, der es erzeugt hat, vorüber weht: Wer kennt heute noch die politischen Gedichte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges? Selbst die Gedichte während des siebenjährigen Krieges sind in die Kammer der Vergessenheit gerathen, sofern sie keinem allgemeinen Gedanken Ausdruck verliehen. Aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind selbst Theodor Körners schwungvolle Kriegsklieder, trotz Karl Maria von Webers packenden Melodien verklungen und nur Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland“ und Hoffmann von Fallersleben's „Deutschland, Deutschland über Alles!“ sind so ziemlich die einzigen im Volksmund lebendig gebliebenen Gedichte, weil sie dem Gedanken der Einheit Deutschlands prägnanten Ausdruck verliehen. — Doch wieder zu unserm Dichter zurück!

Freiligrath's Aufenthalt in der Londoner Verbannung war jetzt von längerer Dauer. Er fand wieder Beschäftigung auf seinem kaufmännischen Beruf in der Londoner Filiale der Schweizer Bank. Seine politi-

sche Muse aber verstummte nun gänzlich und außer etwa, einem viertelhundert Gelegenheitsgedichte für Freunde und Familienereignisse, sowie Beiträge zu allgemeinen Volksfesten, wie Schiller's und Burn's hundertjährige Geburtstagsfeiern, verhallte das Lied seiner Nachtigall in dem dichten Nebel der englischen Hauptstadt. Er selber schreibt darüber:

„Uns jüngste Reimer gründlich zu kuriren
Von allem Dünkel der Poeterei
Muß unser Stern uns an die Themse führen.“

Der nunmehr stark erweiterte Verkehr mit den politischen Flüchtlingen der verunglückten Revolution von 1848—1849, die sich schaarenweise in London ansammelten und deren Mittelpunkt Freiligrath war, mochten ihm auch wohl die Zeit und Lust zur poetischen Thätigkeit rauben. — Da erschien im Jahre 1855 Longfellow's „Hiawatha“, eine epische Dichtung, die in Amerika und England sofort ungeheures Aufsehen erregte. Das Gedicht war kaum in London bekannt, als auch Freiligrath schon den Gedanken faßte und in Ausföhrung brachte, es für das „Pantheon der Weltliteratur“, wie er schreibt, in die deutsche Sprache zu übertragen, und schon im Dezember jenes Jahres erschien etwa ein Drittel seiner Uebersetzung in Cotta's „Morgenblatt“, dem dann im Oktober 1856 das ganze Epos im Buchdruck folgte. Schon früher hatte er etliche Gedichte Longfellow's übersezt und später eine Reihe patriotische Gedichte von Walt Whitman (1861), und so lenkte er auch, einer der ersten Vermittler der amerikanischen Poesie, die Blicke des deutschen Volkes nach dem Parnaß der neuen Welt.

Im Sommer 1867 schloß die Schweizer Bank ihre Filiale in London, Freiligrath außer Beschäftigung setzend. Da inzwischen nach dem Kriege von 1866 eine allgemeine Amnestie für politische Vergehen erlassen worden war, kehrte der Dichter wieder nach Deutschland zurück, wo ihm als Anerkennung seiner poetischen Leistun-

gen, in Folge zahlreicher Betheiligung, eine nicht unbedeutende Summe zugewandt wurde, damit er sorgenfrei seine Tage beschließen könne. Er lebte zuerst in Cannstadt, seit Oktober 1868 in Stuttgart und später wieder in Cannstadt, wo er am 18. März 1876 gestorben ist.

Ganz verstummt war Freiligraths Muse in Deutschland in den letzten Jahren nicht, aber seine dichterischen Erzeugnisse beschränkten sich auf etwa ein Duzend Gelegenheitsgedichte, alle recht harmlos. Seine Muse war in der That e n k o m i a s t i s c h geworden und feierte Geburtstage, Vermählungen, Kindtaufen, Abschieden von Freunden und Trinksprüche bei festlichen Gelegenheiten. Von allen diesen dürfte uns Freiligraths Trinkspruch auf die deutschen Dichter Amerikas am meisten interessieren, den er bei der Unabhängigkeits-Festfeier in Stuttgart am 4. Juli 1870 ausbrachte, und den ich deshalb hier folgen lasse:

Trinkspruch, ausgebracht beim Festmahl des vierundneunzigsten Jahrestages der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten, am 4. Juli 1870.

Mit nerv'ger Faust, mit weh'nden Haaren,
Mit Spade, Spaten und Gewehr,
So ist sie kühn hinausgefahren,
Die deutsche Arbeit, über's Meer.
Sie hat ihr Werkzeug wohlgeschwungen,
Mein Hemmniß schreckte sie zurück;
Troh schaffend hat sie sich errungen
Das Bürgerrecht der Republik.

So schritt sie ernst von Sieg zu Siege,
So mit der Kraft wuchs ihr der Muth,
So weih't im großen Freiheitskriege
Nuch sie der Freiheit Gut und Blut.
Und heut, in wohlverdienten Kränzen
Ausruh'nd nach Jahren, reich an Müh',
Heut, in der alten Heimath Grenzen,
Begeht das Fest der neuen sie.

Wer aber, als sie zog ins Weite,
Zog mit ihr über's Meer hinaus?
Wer gab ihr fröhlich das Geleite,
Wer half ihr bau'n das neue Haus?
Wer stand ihr bei in Lieb' und Treue,

Daß, was sie schaffte, wohl gerieth?
Wer gab der deutschen Kraft die Weibe
Jenseits des Meers? — Das deutsche Lied!

Was Friedrich Schiller uns gesungen,
Was Ludwig Uhland's Mund entquoll,
Nuch drüben ist es bald erklingen,
Nuch drüben tönt' es hell und voll.
Dem Festsaal und der Liederhalle
Sang es die Werkstatt munter nach;
Es tönte mit beherztem Schalle
Zu Dampfgeziß und Hammerchlag.

Und sang man nicht, so ward gelesen
Spät Abends noch am stillen Herd! —
So hast du treu das deutsche Wesen,
O deutsches Lied, auch dort genährt!
So zogst du bis zum fernsten Westen
Voraus der Pioniere Schaar,
Und wecktest unter Urwaldästen
Nicht Sänger bloß, — nein, Dichter gar!

Ja doch! die Muse sinnt auch drüben;
Manch' wack're Sterne glüht und sprüht;
Siedend aus Zürnen und aus Lieben
Quillt drüben auch manch' herrlich Lied.
So recht! Nur vorwärts! Töne, töne,
Du junge Schaar! aus Herzensgrund!
Dem Starken paare mild das Schöne, —
Arbeit und Lied! Das sei der Bund!

So wird es dir an Ruhm nicht mangeln,
So, ebenbürtig, stellst du froh
Dich einst zum Brüberchor der Angeln:
Zu Bryant und zu Longfellow!
Dem Pfade Heil, den du betreten!
Wir grüßen dich, wir sind dir nah! —
Das Glas gefüllt! Hoch die Poeten,
Die Deutschen, in Amerika!

Man fühlt bei diesem Gedicht, daß die temporäre Erschlaffung des Dichters wieder frisches Blut gewonnen hatte. Er flammete plötzlich, ehe noch der Festjubel des 4. Juli völlig verrauscht war, ein großes Ereigniß in das Herz des Dichters, das seine Pulse feurig schlagen machte — der deutsch-französische Krieg. Der alte Streiter von 1814 und 1818 ward wieder lebendig, denn ein Ideal, die Heimathliebe, rief ihn zu neuen Thaten. Eine Reihe Gedichte entstand nun, die der Einigung des Vaterlandes zujauchzten, und wieder stand Frei-

ligrath als der begeistertste von Deutschlands Dichtern obenan.

„Wie der Wolf der Mitter in klirrender Pracht
Einbrach in die Höden Judäa's bei Nacht;
Wie der Perser, der Metten anlegte dem Meer,
Ueber Hellas ergoß sein barbarisches Heer.“

So sah der begeisterte Dichter die Helden-
schar sich über Frankreich ergießen, um den
gallischen Alp von der deutschen Brust zu
wälzen. Die alten Tropen und Metaphern
seiner Jugendzeit erwachten aufs
Neue, und seine „Trompete von Orque-
lotte“, die von einer Kugel zerschossen, wim-
merte ihren klanglosen Schmerzensschrei
über das Blutfeld, das die Ketter des Va-
terlandes zu beschreiten hatten. Später
sind noch mehr Gedichte von ihm entstan-
den, allein ich will mit der Perle seiner
Dichtungen die Gedenkfeier an einen der
deutlichsten von allen deutschen Dichtern
schließen, dem selbst die abspredhende Kritik
zugestehen mußte, daß „echte poetische
Triebkraft mit einer tiefen Heimathsem-
pfindung“ sich in seinen mit Vorliebe das
Fremde suchenden Gedichten kund gäbe, die
ihn zum Herold der neuen vaterländischen
Dichtung erhebe.

Hurrah, Germania!

Hurrah, du stolzes schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Am vollen Brand der Juligluth,
Wie ziehst du frisch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried' und Freud' und Ruh',
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Aehrenkranz
Die Warben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein anderer Tanz!
Das Kriegshorn über'm Rheine!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da warfst die Sichel du in's Korn,
Den Aehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief athmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!

Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da rauscht das Paff, da rauscht der Best,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist in's Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Gluth des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist Eins!

Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!

Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh' dir Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert
Froh in die Hand gedrückt!
Ruch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!

Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes theure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art, —
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurrah! zur Kriegesfahrt!

Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!
 In's Feld! der Würfel klirrt!
 Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
 Des Bluts, das fliehen wird!
 Dennoch das Auge kühn empor!

Dem siegen wirst du ja:
 Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
 Hurrah, Germania!
 Hurrah, Victoria!
 Hurrah, Germania!

Quincy's Deutsche im Kriege für die Union.

Von Heinrich Bornmann.

Fünfundzig Jahre sind verfloßen seit jenen denkwürdigen Tagen, da infolge der Beschießung von Fort Sumter im Hafen von Charleston, Süd Carolina, ein Krieg entstand, von dessen Tragweite die Anstifter natürlich keine Ahnung hatten, sonst wären sie wohl vor den Folgen zurückgeschreckt.

Obwohl nun, wie gesagt, ein halbes Jahrhundert verfloßen ist, so haben sich die Ereignisse jener Tage dem Schreiber dieses, dem damals kaum 15 Jahre alten Knaben, unauslöschlich ins Gedächtniß geprägt, sodaß er sich dieselben auch heute noch lebhaft im Geiste vor Augen führen kann.

Große Aufregung herrschte unter allen Klassen der Bevölkerung, und die Jugend nahm ebenso lebhaftes Interesse an den Nachrichten aus dem Süden, wie die älteren Personen. Die Neuigkeiten wurden in jenen Tagen nicht so reich verbreitet, wie das heute der Fall ist, sodaß die Nachricht von der Räumung von Fort Sumter, die schon am Morgen des 14. April 1861 stattfand, erst spät am Abend hier eintraf. Die Glocken wurden geläutet, die Leute eilten aus den Häusern und nach dem Washington Square als Sammelpunkt. Natürlich waren wir Knaben auch mit dabei.

Benjamin M. Prentiß, der schon im Kriege mit Mexiko gedient, und es später zum General in der Unionsarmee brachte, hielt eine zündende Ansprache; desgleichen Jackson R. Grimshaw, ein berühmter Advokat, sowie Andere, begeisterten durch ihre

Reden das Volk. Allgemeine Entrüstung gab sich kund, über die der Flagge des Bundes angethanene Schmach.

Es ist nun nicht die Absicht des Schreibers dieser Geschichte, auf die Ursachen jenes gewaltigen Krieges näher einzugehen — das ist ja wiederholt und von berufener Seite geschehen, und könnte wohl nichts Neues zu Tage gefördert werden. Die diesem Artikel zu Grunde liegende Triebfeder ist vielmehr, festzustellen, welchen Antheil die Deutschen Quincys, und natürlich auch von Adams County, dessen Hauptstadt Quincy ist, an dem Kriege zur Erhaltung der Union genommen.

Am 15. April 1861, am Tage nach der Räumung von Fort Sumter durch Major Robert Anderson, erließ Präsident Lincoln seine erste Proklamation, 75,000 Mann unter die Waffen rufend, die 3 Monate dienen sollten; zu gleicher Zeit forderte der Präsident die im Aufstande befindlichen Personen auf, innerhalb 20 Tagen die Waffen niederzulegen und wieder ihrer gewohnten Beschäftigung nachzugehen.

In Uebereinstimmung mit dem Aufrufe des Präsidenten erließ Richard Yates, der Gouverneur des Staates Illinois, eine Proklamation, zehn Regimenter unter die Waffen rufend. Diese Regimenter begannen mit Nummer 7.

Das 10. Regiment, das für 3 Monate in Dienst gerufen wurde, stand unter dem Befehl des Obersten Benjamin M. Prentiß aus Quincy, und wurde am 22. April nach Cairo beordert, welche Stadt, am Zu-

ammenfluß des Ohio und Mississippi liegend, als ein wichtiger strategischer Punkt galt, und deshalb baldmöglichst besetzt werden mußte. Am 29. April wurde das Regiment in Cairo in den Bundesdienst eingemustert. Im 10. Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Dr. Daniel Stahl, als erster Gehülfs-Chirurg.

Company A. — Friedrich W. Dicht, Corporal.

Gemeine: Gustav Baeder, Peter W. Defrieger, Johann C. Defrieger, Louis Groß, Heinrich Hafewinkel, Johann Kögle, Albert Keinemann, August Mehler, Georg Maeter, M. S. Proffer, Michel Ritter, Heinrich Roskamp, Georg L. Roland, Friedrich Schwab, Wilhelm Schipple, Johann Schukraft, Friedrich Schaller, Georg Weidenhammer, Philip Willmann, Jacob Wüst.

Company D. — G. F. W. Fröhlich, Carl Heimbuch, Herre Herren, Friedrich Dendahl, Joefing Rudenshold.

Company E. — Wilhelm A. Schmitt, 1. Sergeant.

Gemeine: Salomon Auerbach, Johann Michermann, Georg D. S. Vert, Karl Purdo, Friedrich Bürmann, Wilhelm Mlichan, Wilhelm C. Dicht, Adam Dick, Johann Hölcher, Matthes Janien, Theodor Jansen, Karl Kramer, Andreas Aley, Adam Aley, Heinrich Kemper, Christian Meyer, Gustav Mann, Johann Nelsch, Wilhelm Neckmeyer, Johann B. Nicker, Heinrich Rantohl, Wilhelm Stakelbeck, Paul Voeth.

Da nun die Erwartung des Präsidenten Lincoln, daß die im Aufstande befindlichen Südländer innerhalb 20 Tagen die Waffen niederlegen würden, nicht in Erfüllung gegangen war, so erließ der Präsident am 3. Mai 1861 eine Proklamation, 500,000 Mann für 3 Jahre (oder die Dauer des Krieges, wie die Einmusterungsformel lautete), unter die Waffen rufend.

Das 10. Regiment von Illinois wurde nun reorganisiert, und folgende Deutsche aus Quincy traten ein:

10. Regiment — 3 Jahre.

Peter Desterle, Musiker.

Company B — Johann Fleer.

Company C — Wilhelm H. Karrer, 1. Lieutenant.

Salomon Auerbach, Sergeant.

Wilhelm Stakelbeck, Corporal.

Gemeine: Johann Boehmer, Peter W. Defrieger, Joseph Disler, Heinrich Krueger, Johann Nelsch, Johann H. Strickler, Heinrich Schroeder, Johann L. Womelsdorf, Wilhelm Eggert, Heinrich Bringer, Eduard Engel, Heinrich Ellerbrock, Johann Gerhard, Heinrich Gufendick, Johann W. Heidemann, Gottlieb Landwehr, Hermann Landwehr, Adolph Roskamp, Peter Schaeffer, Peter Schuerfeld, Friedrich Schulz, Heinrich Tiemann, Johann Welling, Joseph Beyers, Johann W. Wemhoener, Joh. G. Roegle, Heinrich Wenn, Johann Zimmermann.

Es war am 29. Juli 1861, als das unter dem zweiten Aufruf des Präsidenten Lincoln reorganisierte und für 3 Jahre in den Bundesdienst tretende 10. Regiment unter dem Obersten James D. Morgan eingemustert wurde. (Der erste Oberst, Benjamin M. Prentiss, war zum General avanciert.) Im Januar 1862 zog das Regiment mit Gen. Grants Streitmacht nach Columbus und Paducah, Ky., und im Februar nach Birds Point, Mo. Am 1. März trafen sie zu Sikeston, Mo., mit Jeff Thompson's Rebellen-Streitkräften zusammen, nahmen denselben etliche Gefangene und 2 Geschütze ab. Dann nahmen sie unter Gen. Pope an der Belagerung von New Madrid theil, schnitten den Rebellen den Rückzug von der Insel No. 10 ab, und nahmen Gen. MacCall und 2500 Mann gefangen.

Dann zogen sie gegen Corinth, Miss., das eingenommen wurde; weiter ging es

nach Tusculum, Ala., über Florence, Athens und Columbia nach Nashville, auf welchem Marsche sie sich wiederholt mit Buschflepperbanden herumzuschlagen mußten. Dann wurden sie der Armee des Cumberland zugetheilt.

Im Oktober 1863 betheiligte sich das 10. Regiment an der Vertreibung von Wheelers Rebellen-Kavallerie aus dem Sequatchie Thale, wo diese nahezu 1200 zum Train der Bundesarmee gehörende Wagen zerstört hatten, darunter 110 mit Munition beladen. Am 24. Oktober nahmen sie unter Gen. Sherman an der Schlacht von Mission Ridge theil und verfolgten den auf dem Rückzuge befindlichen Rebellen-General Hardee.

Am 1. Januar 1864 trat das Regiment, 394 Mann stark, als Veteranen von Neuem in den Bundesdienst, erhielt 30 Tage Urlaub und kam nach Quincy, wo sich 200 neue Rekruten anschlossen.

Da Oberst James D. Morgan zum General avancirte, so führte Oberst F. Tillson nun den Befehl über das 10. Regiment, welches, nach dem Kriegsschauplatz zurückgekehrt, mit Sherman's Armee gegen Atlanta zog. Inzwischen nahmen sie an den Schlachten von Buzzards Roost, Resaca und Kenejaw Mountain theil.

Nach dem Fall von Atlanta verfolgten sie die Armee des Rebellen-Generals Hood, der in nördlicher Richtung zog. In Marietta, Ga., wurde das 10. Regiment durch 200 neue Rekruten aus dem Norden verstärkt, und traten sie am 13. November mit der Armee des Tennessee unter General W. T. Sherman den „Marsch zur See“ an, der mit der Einnahme von Savannah endete.

Am 3. Januar 1865 schifften sie sich per Dampfer nach Beaufort, S. C., ein und hatten in Süd Carolina noch etliche heftige Treffen mit den Rebellen zu bestehen. Dann zogen sie nach Goldsboro, N. C., und nach der Uebergabe der Armee des Rebel-

len-Generals Joseph Johnston, über Richmond und Fredericksburg nach Washington, wo sie an der großen Revue theilnahmen, die am 23. und 24. Mai stattfand.

Am 4. Juli 1865 wurde das 10. Regiment zu Louisville, Ky., aus dem Dienst entlassen.

Im 12. Regiment von Illinois diente ein Deutscher aus Quincy, Johann Döndorf.

Im 14. Regiment von Illinois dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Company D — Georg Klett, Corporal.

Company G — Alexander Spengler, Gottfried Weber.

Das 16. Regiment von Illinois wurde am 24. Mai 1861 zu Quincy in den Bundesdienst eingemustert. In demselben dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Company A — Benjamin Disler.

Company E — Johann Bechtel, Johann Gieser, Georg F. Gutapfel, Wilhelm S. Stridler, Ruben Stridler, E. F. Kemp, Heinrich B. Volk, Johann Zenter.

Company D — Jacob Hoff, Johann Steinbeck, Johann Imbler.

Company E — Georg Schmith.

Company G — Johann J. Dmer.

Company H — Karl Petri war der erste Kapitän; da derselbe später zum Major befördert wurde, so wurde Christoph Frey zum Kapitän gewählt.

Clemens A. Ridder war 1. Lieutenant.

Carl Delabar war 2. Lieutenant; da derselbe resignirte, wurde Carsten Tienken als 2. Lieutenant gewählt.

Jacob Koeple war 1. Sergeant (Feldwebel).

Sergeanten waren bei der Commurierung: Caspar Koch, Clemens Ridder, Carsten Tienken.

Corporale waren: Johann Sautilken, Gustav Ortkloff, Johann Berg, Christian Wenger.

Musiker waren: Gustav Umgette, Georg Doerle.

Gemeine: Hermann Ellerbrock, Jacob Jaerber, Johann Zobmann, Christoph Frey, Hermann Gottren, Otto Senz, Carl Heimbuch, Gustav Heimbuch, Gustav Huber, Bernhard Huester, Jacob Jaeger, Christian Itner, Adam Klempp, Johann Adam Klein, Georg Kupfer, Heinrich Laffer, Hermann Moenfen, Friedrich W. Oberjohann, Anton Panter, Albert Richter, Herm. Risto, Heint. Schierenberg, Gottlieb Schaefermann, Eduard Schmitt, Georg Schmitt, Wilhelm Schmitt, Georg P. Schmitt, Friedrich Schwab, Bernard Schwindeler, Anton Sedelmeyer, Felix Sedelmeyer, Jobst Storb, Peter Strunk, Wilhelm Strotmann, Wilhelm Stufenhalt, Franz Surlage, Wilhelm Tscherning, F. G. Westermann, Adam Wilhelm, Georg Wilhelm, Johann Zink, Philip Zink.

Später traten noch folgende Deutsche aus Quincy in Company S ein:

Wilhelm Beckmann, Heinrich Dick, Friedrich Eßig, Johann Einhaus, Martin Grosche, Peter Heins, Johann Jacoby, Eduard Koerner, Abraham Koegle, Georg Oberling, Albert Ridder, August Schulte, Georg Staff, Albert Falken, Johann Wich, Heinrich Wisemann, Hermann Zeh.

Company T — Sebastian Miller, Johann V. Ricker.

Company R — Peter Boehme, Wilhelm Weidner.

Am 12. Juni 1861 wurde das unter dem Befehl von Robert F. Smith stehende 16. Regiment nach dem Grand River in Missouri gesandt zur Beschützung der Eisenbahn. Am 10. Juli wurde das Regiment zu Monroe Station von 1600 berittenen Rebellen angegriffen, behauptete sich jedoch in seiner Stellung, bis Verstärkung kam.

Am 27. Januar 1862 nach Birds Point, Mo., beordert, nahm das Regiment am 13. März an dem Treffen zu New Madrid theil. Am 7. April betheiligte sich das Regiment an der Verfolgung der fliehenden

Rebellen nach Tiptonville, Tenn., bei welcher Gelegenheit 5000 Gefangene gemacht und eine Menge Artillerie und Gewehre erbeutet wurden. Nahm an der Belagerung von Corinth, Miss., theil; zogen über Tusculum, Ala., und kamen nach einem 17 Tage dauernden Marsch, auf dem sie sich wiederholt mit Buschfleppern herumgeschlagen, nach Nashville, Tenn.

Im Oktober 1863 führte das Regiment einen Marsch von 40 Meilen durch das Sequatchie Thal aus.

Vom 20. bis 31. Dezember 1863 ließen sich die Mitglieder des 16. Regiments als Veteranen von Neuem anwerben, erhielten einen Urlaub von 30 Tagen nach Illinois, den sie am 1. Januar 1864 antraten.

Wieder nach dem Kriegeschauplatz zurückgekehrt, trat das Regiment am 5. Mai unter Gen. Sherman den Marsch nach Atlanta, Ga., an, nahm an den Schlachten von Buzzard's Roost und Resaca, und später an der Erstürmung von Kennesaw Mountain theil. Dann setzten sie über den Chattahoochee und waren in dem heftigen Treffen von Peach Tree Creek, betheiligten sich an der Belagerung von Atlanta und der Schlacht von Jonesboro.

Nach dem Fall von Atlanta, traten sie den „Marsch zur See“ an, zogen dann im Februar und März 1865 durch Süd Carolina und Nord Carolina, und betheiligten sich an der Schlacht von Ventonville. Weiter ging es nach Goldsboro, später nach Raleigh und Durham, wo Gen. Jos. Johnston sich übergab. Dann zog das Regiment über Richmond nach Washington, nahm an der großen Revue am 24. Mai 1865 theil.

Endlich nach Louisville, Ky., gesandt, wurde das 16. Regiment am 8. Juli 1865 aus dem Dienst entlassen.

Im 18. Regiment diente ein Deutscher aus Quincy, Bernhard Becker in Company S.

Im 20. Regiment diente ebenfalls ein

Deutscher aus Quincy, Joseph Kramer in Company D.

Nach im 26. Regiment diente ein Deutscher aus Quincy, Benjamin F. Deeter in Company J.

In der Geschichte des 26. Regiment heißt es: „Das Regiment wurde am 31. August 1861 im Camp Butler (Springfield) in den Bundesdienst eingemustert, und dann nach Quincy, Ill., beordert. Da das Regiment noch keine Waffen hatte, versah es seinen Wachdienst zum Schutze des Ortes mit *S i c k o r y K n ü p p e l n*.“

Im 27. Regiment war eine vollzählige Company von Deutschen aus Quincy, Company M. Dieselbe war wie folgt zusammengefaßt:

Capitän, Wilhelm M. Schmitt; da dieser bald avancirte, so wurde Matthes Janßen zum Capitän gewählt.

1. Lieutenant war Wilhelm Schipple; da derselbe am 7. November 1861 in dem Treffen bei Belmont getödtet wurde, so wurde Christian Fink zum 1. Lieutenant gewählt.

2. Lieutenant war Joseph Boellinger; später wurde Johann M. Schmitt zum 2. Lieutenant gewählt.

1. Sergeant (Feldwebel) war Matthes Janßen; da derselbe zum Capitän avancirte, so wurde Adam Fick zum Feldwebel gewählt.

Sergeanten waren: Christian Fink, Wilhelm Reckmeyer, Johann Schukraft, Friedrich Schaller.

3 Jahre stetig im Dienst gewesen.

Corporale waren: Adam Fick, August Prante, Theodor Janßen, Gustav Baeder, Friedrich Schwab, Louis Weiland, Johann M. Weise, Johann Stierlin.

Musiker: Karl Meßer.

Gemeine: Johann Aschemann, August Michhoff, Valentin Balzer, Georg Balzer, Johann S. Verkenbrink, Heinrich Brandes, Johann Brocker, August Buchte, Friedrich Buehrer, August Boshulte, Heinrich Bo-

schulte, Franz Cansteiner, Carl Cordsimon, Heinrich Fischer, Heinrich Frohn, Eduard Große, Arnold Gaus, Gottlieb Hartung, Wilhelm Herbst, Wilhelm Heilwagen, Hermann Kerckef, Carl Kickert, Heinr. Kaune, Bernhard Lohr, August Luebker, Heinrich Luebker, Johann Mohrmann, Friedrich Niehaus, Valentin Pfirrmann, Caspar Peltmann, Heinrich Prante, Friedrich Queß, August Ruwe, August Reckfiek, Carl Ruetemeier, Heinrich Schanz, Peter Staff, Friedrich Schweppe, Christian Stahlhut, Wilhelm Sief, Heinrich Schild, Christian Friedrich Schumacher, Friedrich Wiefemann, Heinrich Woehrmann, Ignaz Winkler, Franz Wuertz, Jacob Wuest, Adolph Werner, Matthias Zopf.

Später schlossen sich noch der Compagnie an: Paul Dedek, Peter Flach, Samuel Wieser, Georg Werner, Christ Groller, Johann Hummel, Martin Hummel, Johann Klinge, Carl Petrau, Heinrich Rodenbrock, Paul Boeth, Heinrich Vanden Boom, Friedrich Wiebrock.

Das 27. Regiment, am 10. August 1861 unter Oberst Napoleon B. Buford in Camp Butler organisirt, wurde am 1. September nach Cairo beordert. Am 7. November bestand das Regiment zu Belmont, Mo., seine Feuertaufe. Unter einem Hagel von Geschossen schlug es dort die Rebellen in die Flucht, nahm denselben zwei Messing Feldgeschütze ab, die sie sofort bemannten und auf den fliehenden Feind richteten. Lieutenant Wilhelm Schipple von Compagnie M wurde getödtet.

Am 4. März 1862 besetzten sie Columbus, Ky. Am 14. März bildeten die Siebenundzwanziger, zusammen mit etlichen anderen Regimentern, die „Mississippi Flottilla“, fuhren flußabwärts nach Insel No. 10, und nahmen an der Belagerung theil. Am 30. März kamen sie nach Hickman, Ky., zogen von dort in Eilmärschen nach Union City, Tenn., trieben die Rebellen hinaus und nahmen deren Lagerausrüstung

in Besitz. Dann kehrten sie mit Transporten nach der Insel No. 10 zurück, landeten dort, nahmen die Besatzung von über 200 Mann gefangen, darunter vier Compagnien Artillerie, 30 schwere Geschütze, u. s. w.

Am 17. Mai nahmen sie Farmington ein, und zogen am 30. Mai über Corinth nach Booneville. Am 7. Oktober schlugen sie zu LaVerne, Tenn., den Feind in die Flucht und erbeuteten eine große Menge Vorräthe. Am 5. November nahmen sie theil an der Zurückweisung von Gen. Forrest's Angriff auf Nashville, Tenn.

In der Schlacht von Murfreesboro, Tenn., am 31. Dezember 1862, erlitt das 27. Regiment schwere Verluste. Zusammen mit dem 22. Illinois Regiment schlugen sie den heranstürmenden Feind unter einem vernichtenden Feuer zurück. Dabei verfolgten sie den fliehenden Feind zu weit und geriethen in einen Hinterhalt. Der Commandeur der Brigade, Roberts, und der Oberst des 27. Regiments, Harrington, waren gefallen, sodaß das Commando auf Major Wilhelm N. Schmitt fiel. Dieser sah, daß sie sich aus dem Hinterhalt retten müßten und gab den Befehl zum Rückzuge. Nahe dem Hauptquartier des Gen. Rosecrans, an der Murfreesboro und Nashville Pike, kamen sie heraus. Ihre Munition war erschossen. Um das Hauptquartier zu retten, wurde ein Bajonnet-Angriff befohlen. Mit gefällttem Bajonnet und donnerndem Hurrah schlugen sie den heranstürmenden Feind zurück, nahmen viele Gefangene und retteten den Tag für die Unionstruppen, wofür ihnen am nächsten Tage durch Gen. Rosecrans besonderes Lob zu theil wurde.

Bei Tagesanbruch am 1. Januar 1863 stand das 27. Regiment unter Waffen, den Angriff des Feindes erwartend; erst um 1 Uhr Nachmittags kam derselbe heran. Die Siebenundzwanziger ließen die Rebellen nahe herankommen, gaben alsdann

ein vernichtendes Feuer, schlugen den Feind in die Flucht und machten viele Gefangene. Das waren die letzten Kämpfe am Stone River.

Am 19. September 1863 stand das 27. Regiment zu Chickamauga gegen General Longstreet im Treffen. Dort nahmen sie unter heftigem Feuer dem Feinde zwei Geschütze der 11. Indiana Batterie wieder ab, nachdem dieselben zuvor durch die Rebellen erbeutet worden waren.

Das 27. Regiment nahm an der Erstürmung von Mission Ridge theil. Dann legten sie einen Marsch von 115 Meilen nach Knoxville, Tenn., zurück, zum Ersatz von Gen. Burnside, der dort von den Rebellen unter Gen. Longstreet hart bedrängt wurde.

Alsdann traten die Siebenundzwanziger mit der Armee des General Sherman den Marsch nach Atlanta an, nahmen während desselben an den Kämpfen von Rocky Ford Ridge, Kejaca, Calhoun, Pine Top Mountain u. s. w. theil.

Am 20. September 1864 wurde das 27. Regiment entlassen, nachdem dasselbe über 3 Jahre stetig im Dienst gewesen.

Die Verluste des Regiments waren schwer. Während seines ganzen Dienstes wurden 102 Mann getödtet oder erlagen ihren Wunden; 80 starben infolge von Krankheit; 328 wurden außerdem verwundet, genasen aber wieder.

Die Verluste von Compagnie A, der deutschen Compagnie von Quincy, waren folgende:

Lieutenant Wilhelm Schipple fiel am 7. November 1861 zu Belmont, Mo.; Matthias Zipf starb am 26. September 1862 in der Gefangenschaft zu Macon, Ga.; in der Schlacht am Stone River, am 31. Dezember 1862, fielen Heinrich Wöhmann, Georg Werner, Carl Petrau und Friedrich Wiesemann; am 18. Januar 1863 starb Caspar Fellmann infolge von Wunden, die er bei Nashville davongetra-

gen; Carl Meier starb am 21. November 1863 im Libby Gefängniß zu Richmond; Franz Cansteiner starb am 23. Februar 1864 infolge von Wunden; Friedrich Buehrer starb am 16. Mai 1864 in der Gefangenschaft zu Andersonville, Ga.; Jacob Buest wurde am 27. Juni in der Schlacht von Kenesaw Mountain getödtet.

Das 43. Illinois Infanterie Regiment, bekannt unter dem Namen „Körner-Regiment“, zu Ehren von Ex-Gouverneur Gustav A. Körner, wurde im September 1861 in Camp Butler zu Springfield organisiert. Das Regiment bestand mit wenigen Ausnahmen aus Deutschen, nur eine Compagnie bestand zum größten Theile aus Schweden von Galesburg, die ja zum germanischen Volksstamm gezählt werden. Julius Raith war der Oberst des Regiments, Adolph Engelmann war Oberstlieutenant, und Adolph Dengler war Major. Der erste Kaplan des Regiments war Johann L. Walther aus Quincy, vor dem Pastor der Ersten deutschen Methodisten Kirche.

Quincyer Deutsche, die in dem Regiment dienten, waren:

Heinrich Ventel, 1. Lieutenant in Company C; Carl Heimbuch in Company D; Wilhelm Schwebel, 2. Lieutenant in Company F; Adam Weidner, Korporal in Company F; Caspar Ventel, Louis Cordes, Burkhardt Gibbert, Heinrich Stock, Louis Stork und Peter Tiemann in Company G.

Als die 3 Jahre Dienstzeit des 43. Regiments abgelaufen waren, wurde dasselbe reorganisiert; nicht ganz Dreiviertel der alten Veteranen traten von Neuem in Dienst. Adolph Dengler wurde nun Oberst des Regiments, während Hugo Weitermann zum Oberstlieutenant befördert wurde.

Da Präsident Lincoln am 18. Dezember 1864 wieder eine Proklamation erließ, seine letzte, 300.000 Mann Freiwillige für ein Jahr, oder die Dauer des Krieges,

unter Waffen rufend, so wurde von den Deutschen in Quincy wieder eine Compagnie organisiert, wie folgt:

Chas. S. Heidbreder, Capitän; Heinrich Schanz, 1. Lieutenant; Hermann Schilling, 2. Lieutenant; Wilhelm Boschulte, Feldwebel.

Sergeanten waren: Wilhelm Gille, Heinrich Schäffer, Johann Stöfle, Johann Klemme.

Corporale waren: Wilhelm Miller, Adolph Spilker, Hermann Amfmann, Johann Höner, Heinrich Bornmann, Heinrich Korte.

Musiker, Heinrich C. Grewe.

Wagner, Wilhelm Achelpohl.

Gemeine: Hermann Altheide, Heinrich Pechmann, Wilhelm Pechmann, Heinrich Pentrop, Carl Prockschmidt, Carl Boschulte, Heinrich Brinks, Heinrich Bunte, Johann Breffer, Heinrich Diefer, Wilhelm Ellerbrock, Hermann Echterkamp, Franz Eggert, Hermann Fischer, Peter Fleer, Wilhelm Gölker, Heinrich Gölker, Christian Gräber, Bernhard Giese, Jacob Glas, Louis Humker, Heinrich Hufendick, Joseph Holtmann, Joseph Höner, Caspar Nüchtemann, Fritz Hobert, Carl Haubrock, Heinrich Haubrock, Gottlieb Hagemann, Wilhelm Jeding, Heinrich Kruse, Bernhard Amfmann, Ernst Koch, Heinrich Kuhlmann, Friedrich Lepper, Lorenz Lepper, Heinrich Lampe, Heinrich Lange, Bernhard Lübring, Johann Loß, Friedrich Mener, Rudolph Mener, Johann Miller, Johann Niekamp, Johann Ode, David Reuter, August Rosenkötter, Heinrich Rosenkötter, Heinrich Rahmann, Hermann Richter, Fritz Stalbeck, Gottlieb Speckmann, Friedrich Schlipmann, Hermann Stockhecke, Anton Zohn, Heinrich Schwalenberg, Heinrich Schridde, Friedrich Steinmeier, Joseph Schneider, Wilhelm Stranghörer, Heinrich Tiemann, Wilhelm Vorndam, Caspar Vorndam, Wil-

helm Wernker, Wilhelm Wells, Heinrich Wielage, Heinrich Waier.

Diese Compagnie wurde im Februar 1865 organisiert, in den Dienst gemustert, zog nach Camp Butler, wurde dem 43. Illinois Regiment zugetheilt und zog nach Little Rock, Arkansas, wo sie sich dem Regiment als Company H anschloß.

Aus der Geschichte des 43. Illinois Regiments dürfte folgendes von Interesse sein: Nachdem dasselbe am 12. Oktober 1861 eingemustert worden, wurde es am 13. Oktober nach Benton Barracks, St. Louis, beordert wo es mit alten Harpers Ferry Musteten bewaffnet wurde, deren Feuersteinhämmer in Percussionshämmer umgeändert worden waren. Dann wurde das Regiment nach Tipton, Mo., gesandt.

Am 20. und 21. Januar 1862 kehrten sie nach Benton Barracks zurück, wo sie mit neuen Belgian Rifles bewaffnet wurden, einer guten aber sehr schweren Waffe. Am 6. Februar fuhr das Regiment per Dampfer „Memphis“ nach Fort Henry am Tennessee Fluß, wo sie am 8. Februar eintrafen. Am 22. Februar ging es per Dampfer nach Pittsburg Landing, wo sie nahe der Shiloh Kirche ein Lager bezogen.

Am Sonntag Morgen, den 6. April vernahm Oberst Raith aus der Ferne Geschützfeuer, ließ das Regiment antreten, die Zelte abbrechen und den Train ordnen. Dann sandte er Oberlieutenant Engelmann zu General McClelland, dem Divisions-Commandeur, demselben die herannde Schlacht meldend. Der Befehl über die Brigade fiel auf Oberst Raith, und das 43. war das einzige Regiment, das zur Aktion bereit war. Dasselbe hatte den ersten Angriff des heranstürmenden Feindes zu ertragen, und ließ an ersten Tage 36 Tödt auf dem Felde. Am nächsten Tage entbrannte die Schlacht von Neuem, und hatte das 43. Regiment aus 500 Mann einen Verlust von 206 zu verzeichnen, darunter 19 Tödt. Kaplan Jo-

hann L. Walther, von Quincy, war unter den Todten, Oberst Julius Raith tödtlich verwundet.

Das 43. Regiment zog nun gegen Corinth, Miss., und vom 17. bis 19. Juli gegen Bolivar, Miss., wo es ein ausge-dehntes Befestigungssystem anlegte, und an wiederholten Kämpfen theilnahm.

Am 18. Dezember zogen die 43er mit Theilen von etlichen anderen Regimentern, im Ganzen 800 Mann, gegen Jackson, Miss., um den Vormarsch des Rebellen-Generals Forrest aufzuhalten, der mit 1800 Mann heranrückte. Der Feind machte mit 500 Mann Cavallerie einen Angriff auf das Centrum der Unionstruppen, die unter Oberst Engelmann standen. Der Feind kam zuerst im Schritt, dann im Trab, und endlich mit ohrenbetäubendem Geheul in tausendem Gallopp heran. Die Infanterie der Unionstruppen warteten, bis die Südlischen ganz nahe herangekommen waren. Dann gaben sie eine Salve, die ihre Wirkung nicht verfehlte. So rasch wie die Conföderirten herangekommen waren, wendeten sie sich zur Flucht, viele Tödt und Verwundete, 3 Gefangene und eine Anzahl Pferde zurücklassend. Das 43. Regiment hatte nur 2 Verwundete.

Im Frühjahr 1863 ließ Gen. Berrymann 200 Mann des 43. Regiments beritten machen, und wurden Streifzüge auf eine Strecke von 40 Meilen unternommen; viele Scharmügel fanden statt, viele Gefangene gemacht und viele Pferde erbeutet.

Am 31. Mai 1863 zog das 43. Regiment nach Memphis und fuhr von dort per Dampfer „Tycoon“ nach dem Yazoo River, wo sie Wirt Adams und etliche Tausend Rebellen vertrieben. Bedeutende Märsche wurden ausgeführt und Schiffsbrücken über die zu kreuzenden Flüsse geschlagen. Schließlich kamen sie bis Little Rock, der Hauptstadt von Arkansas, welches nun von den Conföderirten geräumt wurde. Das 13. Illinois Cavallerie Regiment war das

erste, welches am 10. September einzog; am 11. September wurde das 43. Illinois als erstes Infanterie Regiment in die Stadt beordnet.

Am 13. März 1864 wurde das 43. Regiment der 3. Brigade, unter Oberst Adolph Engelmann, 3. Division unter Brigade-General Friedrich Salomon zugeheilt, und nahm an der Red River Expedition theil. Kleine Ströme wurden überbrückt und eine Schiffsbrücke über den Ouachita gelegt. Am 1. und 2. April hatten sie Scharmügel mit Shelby's Brigade. Am 10. April trafen sie zu Prairie D'Anu mit den Conföderirten zusammen. Unter Oberstlieutenant Dengler und Adjutant Gustav Wagenführ trieben sie den Feind aus seiner Stellung. Um 10 Uhr Nachts machte der Feind einen Angriff, wurde aber zurückgeschlagen.

Vom 12. bis 14. April legten sie den Marsch nach Camden, Ark., zurück, und hatten unterwegs Scharmügel mit dem Feind. Gen. Steele wollte sich mit Gen. Banks zu Shreveport, La., vereinigen, erfuhr aber, daß Banks geschlagen worden und auf dem Rückzug sei, während die Conföderirten sich sammelten, um gegen ihn (Steele) vorzugehen, und so beschloß dieser, sich auf Little Rock zurückzuziehen.

Am 27. April, 1 Uhr Nachts, zogen die 43er per Schiffsbrücke über den Ouachita. David Wilner, der auf Vorposten gewesen, wurde um Mitternacht abgelöst. Da er seinen Tornister im Lager gelassen, kehrte er dorthin zurück, verfehlte den Weg und wurde gefangen, der einzige Gefunde des Regiments, der je in die Hände der Conföderirten fiel.

Am 29. April deckte die Brigade, zu der die 43er gehörten, die Nachhut der Armee.

Am Morgen des 30. hatte der Feind 20,000 Mann gesammelt, die zum Angriff schritten. Es war dieses in den Saline Niederungen, nahe Jenkins Ferry. Die Unionstruppen bestanden aus Gen. Salo-

mons Division, zu der die 43er, zwei Regimenter, das 2. Kansas und das 1. Arkansas, gehörten. im Ganzen 4500 Mann. Heftig wogte der Kampf. Ein Theil des 29. Iowa, die 43er und das 2. Kansas, machten einen Ausfall und nahmen dem Feinde eine Batterie von 4 Geschützen ab. Um 12 Uhr Mittags war der Feind zurückgeschlagen und die Unionstruppen setzten ihren Marsch fort. Die Unionstruppen verloren 700 Mann, die Conföderirten drei Mal so viel.

Am 3. Mai kam die Armee nach Little Rock, wo Dreiviertel der 43er als Veteranen wieder eintraten. Oberst Engelmann nahm am 16. Dezember 1864 seine Entlassung, und Adolph Dengler wurde später zum Obersten befördert. Am 30. November 1865 zog das Regiment nach Norden und wurde am 14. Dezember im Camp Butler aus dem Dienst entlassen.

Das 50. Illinois Infanterie Regiment wurde in Quincy durch Moses M. Vane im August 1861 organisirt, am 12. September in den Bundesdienst eingemustert und zog am 9. Oktober von hier nach Missouri. Zu den Deutschen aus Adams County, die in dem Regiment dienten, dürfen gerechnet werden, der Oberst des Regiments, Moses Milton Vane, der, wie sein noch lebender Vetter Charles Vane dem Schreiber dieses seiner Zeit versicherte, deutscher Herkunft war. In dem Regiment waren noch folgende Deutsche aus diesem County:

George Strickler, Musiker.

Heinrich P. W. Cramer, Capitän von Company A.

Gemeine: Valentin Kauder, Christian Fausel, Wilhelm H. Felsger, Samuel Heß, Johann Heß, J. A. Stein.

Company B — Johann D. Ruddell, Lieutenant.

Leopold Purpus, Corporal, fiel in der Schlacht bei Corinth.

Gemeine: Johann Baumeister, Gabriel

Cassell, Abraham Cassell, Johann E. Groß, Johann Kemp, David Kemp, Lorenz Kexle, Conrad Mindhart, Georg Kexle, Johann Pruckmann, Martin Kaiser, Georg Schaller, Jacob Seiter, Oscar Hartshorn, Johann Ziemer, Wilhelm Hartshorn, S. J. Mey, Michael Seiter.

Company D — Johann W. Rickart, Capitän.

Georg Fuchs, Musiker.

Gemeine: Alexander Blasler, Franz Behringer, Karl Hubert, Johann Hef. Joseph Mutter, J. Seybold, Georg Stauffer, Daniel Blasler, Adolph Beckmann, Wilhelm Bauer, Johann Diehl, Wilhelm F. Stauffer, Friedrich Wöth.

Company E — Albert Straub, Anton May.

Company F — Andreas Aley, Wilhelm Liddefe.

Aus der Geschichte des 50. Regiments ist ersichtlich, daß dasselbe am 9. Oktober 1861 von Quincy nach Hannibal beordert wurde; am 19. Oktober zog das Regiment nach Chillicothe, Mo., am 19. Dezember nach Palmyra, und am 24. Dezember nach St. Joseph in Missouri. Am 21. Januar 1862 zog das Regiment nach Cairo, Ill., das wegen seiner Lage an der Mündung des Ohio in den Mississippi als strategischer Punkt galt; von dort ging es am 28. Januar nach Smithland, Ky. Am 13., 14 und 15. Februar nahm das 50. Regiment an den Kämpfen bei Fort Donelson theil. Am 25. März zogen sie nach Pittsburg Landing. Am 6. und 7. April waren sie in der Schlacht bei Shiloh. Im Mai nahmen sie an der Belagerung von Corinth, Miss., theil, und verfolgten den Feind bis Booneville, Miss. Am 5. Oktober waren sie in der Schlacht von Corinth, und verfolgten den Feind bis Muckersville, Miss., nahmen dann an verschiedenen Feldzügen theil.

Am 1. Januar 1864 traten Dreiviertel des Regiments von Neuem ein, erhielten 6

Wochen Urlaub und kamen nach Quincy. Am 28. Februar gingen sie wieder auf den Kriegsschauplatz, wo sie an den Kämpfen bei Keftaca theilnahmen. Am 4. Oktober zogen sie nach Altoona, wo sie um Mitternacht ankamen. In der Frühe waren sie im Kampfe mit Hood's Armee, die geschlagen wurde; das 50. Regiment hatte 87 Tode, Verwundete und Vermißte. Am 10. November traten sie den Marsch nach Atlanta an und nahmen an mehreren Gefechten theil. Am 20. und 21. Januar 1865 waren sie in der Schlacht von Bentonville. Am 29. April zogen sie nach Norden, und waren in der großen Revue in Washington. Dann zogen sie nach Louisville, Ky., wo sie am 13. Juli aus dem Dienst entlassen wurden.

Im 64. Illinois Regiment, bekannt unter dem Namen „Nates Scherschützen“, zu Ehren des damaligen Gouverneurs Richard Yates, dienten folgende Deutsche aus Quincy in Company G: Johann Stöckle, Louis Reinhold, Johann Unger, H. Zimmermann, Heinrich Witte, Peter Rosemann, Johann Borge. Das Regiment wurde am 10. Januar 1862 in Quincy bewaffnet und zog am 16. Februar nach Süden.

Im 65. Illinois Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy in Company H: Friedrich Bringer, Wilhelm Breitenstein, R. S. Falkner, Simon Ling, Herrmann Menke, Friedrich Scheinert.

Das 78. Illinois Regiment wurde in Quincy organisiert, am 1. September 1862 in Dienst gemustert, und am 12. September nach Louisville, Ky., beordert. Folgende Deutsche aus Quincy, resp. Adams County, dienten in dem Regiment:

Company B — Capitän Wm. D. Ruddeß.

Gemeine: Samuel Prugmann, Wilhelm H. Brennemann, Johann W. Brennemann, Wilhelm H. Großmann, Wilhelm D. Lapp, Christ Wangle, Georg H. Ruddeß, Joseph

B. Strickler, Heinrich Thietten, Jacob W. Wiesler.

Company C — Heinrich Diehl, Samuel Deiser, Alexander Deiser, Bernhard Fulmer, Valentin Fulmer, Peter Hoffmeister, Carl Kunz, Johann Kunz, Heinrich Kunz, Johann A. Pottorf, Jacob Stauffer, Julius Jungheim.

Company F — Vinderst Bug, Johana Diehl, Heinrich Ebben, Geog Eymann, Georg W. Eiler, Johann Kischan, Georg Konfer, Samuel Traut, Heinrich Felsmann und Johann Garig.

Company G — Johann C. Malthem, Sebastian Erdmann, J. A. Becker, Thomas F. Bortorf, Franz Enzminger, Wilhelm Hamrich, Daniel Homischer, Joseph Bickler, Wilhelm Bülcher, Peter Kammerer.

Company K — Carl Preshner, Johann Zimmer.

Im 80. Illinois diente ein Deutscher aus Quincy, J. D. Mansker, Sergeant in Company A.

Im 84. Illinois Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy. resp. Adams County:

Company E — Robert S. Köchlaub, zuerst Sergeant, später Lieutenant, und endlich Capitän; Peter Reinhart, von Pajson, anfangs Sergeant und endlich 1. Lieutenant.

Gemeine: Franz Valzer, Wilhelm Decker, David Fuchs, Samuel Geb, Daniel Hoffmann, David Hoffmann, Philipp Kehler, G. W. Stabler, J. W. Stabler, L. Scheler, J. Spittler, Philip Wagn, Jacob Wirth.

Company J — Dietz Miller, ein Frieche aus der Prairie.

Im 87. Illinois Regiment dienten zwei Deutsche aus Quincy: Hermann Heil in Company G, Nikolaus Feidt in Company K.

Im 88. Illinois Regiment waren ebenfalls zwei Deutsche aus Quincy: Lorenz Gutbrod und Johann Haug in Company J.

Im 118. Illinois Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Company D — Louis W. Menn, 1. Lieutenant; Wilhelm G. Sturr, 2. Lieutenant; Johann Finkel, Corporal; Carl Womelsdorf, Musiker.

Gemeine. Joh. Arning, Johann Beckgerd, Wilhelm Darr, Johann G. Elfers, Jacob Elfers, Carl Fijcher, Jacob Fink, Gideon Finkel, Heinrich Kansteiner, Philip Kunkel, Heinrich Loek, Theodor Menn, Carl Mayer, Johann Sohn, Heinrich Schneider, Johann Schneider, Friedrich Tiemann, Ludwig Womelsdorf.

Company F — Louis Boyer, 1. Lieutenant; Johann Ganer, Corporal.

Gemeine: Andreas Flic, Franz Hamn, Friedrich Heine.

Company G — Wilhelm C. Diekhut.

Im 119. Illinois Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Company A — Capitän Hugo Hollan, ein deutscher Ungar; Georg Weidenhamer, 1. Sergeant.

Gemeine: Louis Assebroek, Anton Ramburg, Friedrich Benewitz, Philip Nobel, Heinrich Croß, Christ Diedrich, Christian Grieler, Johann Geißel, Friedrich Heim, August Mast, Heinrich Mittemeyer, Philip Meierand, Joh. Meyer, Robert Schaffer, Friedrich Stork, Carl Schupp, Carl Weidenhammer, L. Weidenhammer, Johann Mast, Adam Nagel, Carl Tenhaus.

Company B — Capitän Philip Enzminger.

Gemeine: Franz Ehler, Jacob Heß, Franz Schneider, August Simon.

Company J — Lubbe Albus, Carl Ausmus, Wilhelm Ausmus, Johann Ehnen.

Company K — Peter Ostermann, Carl Reith.

Das 119. Regiment wurde im September 1862 in Quincy organisiert und am 10. Oktober in den Dienst gemustert. Gegen Ende Oktober ging das Regiment nach Süden.

Das 137. Illinois Regiment wurde in Quincy organisiert, am 5. Juni 1864 für 100 Tage in den Dienst gemustert, stand unter dem Befehl von Oberst John Wood, dessen Mutter eine Deutsche gewesen, wurde von hier nach Memphis, Tenn., gesandt, wo es an der Hernando Road Vorpostendienst leistete, bis es am 4. September aus dem Dienst entlassen wurde. Folgende Deutsche aus Quincy dienten in dem Regiment:

Company A — Leonhard Schmitt, Corporal.

Gemeine: Christian Bert, Franz Konanz, Eduard Schwebel, Wilhelm S. Cramer.

Company B — Alexander Franzen, Heinrich Gronewalt, Wilhelm Hauser, Hermann Stork, Vertus Wessels.

Company D — Jacob Fredericks, Peter Wisch.

Company G — Wilhelm Cramer.

Das 148. Illinois Regiment wurde am 21. Februar 1865 in Camp Butler für ein Jahr organisiert, ging am 22. Februar nach Süden, diente in Tennessee und wurde am 5. September 1865 aus dem Dienst entlassen. Folgende Deutsche aus Quincy dienten in dem Regiment:

Company D — Heinrich M. Dix, Capitän; Carsten Tienken, 1. Lieutenant, später Capitän; Johann M. Steinbach, 1. Lieutenant.

Sergeanten: Heinrich Gutapfel und Johann Wollet.

Corporale: Louis Lambur, Wilhelm Wlidian, Wilhelm Bungenstock, Johann S. Lehmann.

Musiker: Johann Desterle und Joseph Grimm.

Wagner: Georg Keller.

Gemeine: Matthias Classen, Heinrich Klingenschmidt, Caspar Ellerbrod, Georg Gutapfel, Heinrich Heitland, Johann Jacobsmeier, Heinrich Kappner, Hermann Krüger, Andreas Keller, Caspar Krüger,

Christian Lock, Johann Loos, Joseph Meyer, Georg Merker, Friedrich Niewöhner, Bernhard Pfirrmann, Wilhelm Schulte, Heinrich Spilker, Friedrich Sewing, Georg Schmitt, Hermann Stork, Conrad Steffen, Heinrich Theßen, Carl Womelsdorf.

Company G — Harry W. Koch, Joseph Roth.

Company H — Franz Lehmann, Jacob Wormisdorf.

Das 151. Illinois Regiment wurde am 23. Februar 1865 organisiert, am 25. Februar zu Springfield in Dienst gemustert, am 7. März nach Tennessee gesandt und diente bis zum 8. Februar 1866. In dem Regiment waren folgende Deutsche aus Quincy und Adams County:

Michael H. Buß, Adjutant.

Company E — Johann Schäfner.

Company H — Friedrich Urech, Sergeant; Carl S. Ackermann und Hermann Feldkamp, Corporale.

Gemeine: Johann Adam, Daniel Balzer, Hermann Hilgenbrink, Valentin Kauder, Carl Klarner, Pet. Lemme, Andreas Mühlich, Johann S. Meier, Wilhelm Röll, Friedrich Queft, Julius Röver, Joseph Strehle, Jacob Urech, Caspar Würb.

Company K — Joseph Kolfer.

Im 154. Illinois Regiment diente ein Deutscher aus Quincy, Wilhelm Dickhut, Adjutant.

Im 155. Illinois Regiment waren folgende Deutsche aus Quincy, resp. Adams County:

Company F — Johann Valk, Sergeant; Jacob Strickler, Corporal

Gemeine: David Hubler, Peter W. Strickler.

Der Staat Illinois stellte 17 Cavallerie Regimenter von je 12 Compagnien im Kriege für die Union.

Im 1. Cavallerie Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Company F — Joseph Vinker, Johann Diehl und Daniel Lanz.

Zm 2. Cavallerie Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Company L — Friedrich Cramer, Thomas Kemp, J. Kemp, Johann Petrie, Eduard Edelstein und Johann Glas.

Zm 3. Cavallerie Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Company F — Friedrich W. Dickhut, 1. Lieutenant; Johann G. Köhler, Sergeant.

Gemeine: Joseph Beckmann, Christ Beutel, Johann Dekrieger, Hermann Ellerbrock, Gottlieb Fleer, Friedrich Fletmann, Jacob Hellermann, Gottlieb Kuhn, Carl Kuhn, Hermann Kerfjiek, N. W. Magel, Adolph Montag, Friedrich Niedermark, Christian Roland, Heinrich Raufohl, Wilhelm Sadler, Heinrich Sielemann, Wilhelm Uecker, Christ Weiß, Arnold Rohr.

Zm 5. Cavallerie Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Carl Kühn, Johann P. Mann, Heinrich Mansfer.

Zm 7. Cavallerie Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Dr. Daniel Stahl, Chirurg.

Company B — Friedrich Sien, Sergeant.

Zm 10. Cavallerie Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Company B — Wilhelm Vohling.

Company F — Friedrich Echtenkamp, Bernhard Rieper.

Zm 12. Cavallerie Regiment dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Company E — David Hörner.

Company F — G. D. Winbigler.

Company H — Samuel Strickler.

Das 16. Illinois Cavallerie Regiment, unter Oberst Christian Thielemann, bestand fast gänzlich aus Deutschen, und that sich

während des Krieges besonders hervor. Folgende Deutsche aus Quincy dienten in dem Regiment:

Company E — Friedrich Bohms.

Company G — Hermann Meier, Joseph Straub, Martin Steffen.

Zm 2. Artillerie Regiment von Illinois dienten folgende Deutsche aus Quincy:

Batterie G — Ferdinand Mester, 1. Sergeant; Johann Buhlmeyer, Mechaniker.

Kanoniere: Louis Adermann, Joseph Arnold, Salomon Buhlmeyer, Isidor Bisinger, Georg Conrad, Heinrich Dieter, Wilhelm Geer, August Hoffmann, Wilhelm Hülz, Abraham Hülz, Th. Luz, Joseph Schwarz, Paul Schick, Wilhelm Schlegel, David Weisenberger, Johann Wagner, Wilhelm Wagner, Hermann Walter, Maximilian Kroger, Louis Sigel, Johann Rick, Philip Schwab, Heinrich Wagner.

Batterie K — Nikolaus König.

Deutsche aus Quincy dienten noch in folgenden andern Regimentern:

Zm 2. Regulären Infanterie: Johann N. Bergmann, Simon Geiß, Louis Reichert, John Seibert, Wilhelm Petermann, Heinrich Winter, Johann Weisenborn.

Zm 21. Missouri Infanterie Regiment: Heinrich Menn. 1. Lieutenant; Jacob Köhler, Carl Sinn und David Sinn.

Zm 3. Missouri Cavallerie Regiment: Jacob Klaas, Julius Kremling, Johann Wessels.

Ohne Zweifel hat es noch Andere gegeben, doch konnte Schreiber dieses sie nicht in Erfahrung bringen, obwohl er sich Monate lang alle mögliche Mühe gegeben. Doch — Vollkommenes gibt's auf Erden nicht.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden, kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.
—Goethe.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

—Schiller.

Bilder aus der Geschichte der deutschen Einwanderung.

(Schluß).

Durch den Fleiß der Pfälzer war die Wildniß in einen fruchtbaren Garten verwandelt worden, welcher den Reid und die Habgucht der südlicher wohnenden Engländer dermaßen erregte, daß sie entschlossen waren, um jeden Preis die blühenden deutschen Heimstätten in ihren Besitz zu bekommen. Die Unkenntniß der englischen Sprache und Gesetze seitens der deutschen Ansiedler kamen ihnen dabei sehr zu statten.

Die Regierung von Pennsylvanien that so gut wie nichts zum Schutze ihrer deutschen Ansiedler, und was sie that, war so von quäkerhafter Friedensliebe und niederträglicher Feigheit durchtränkt, daß sich die Marylander einfach nicht darum kümmerten. Innerhalb weniger Jahre wurden einige 40 Familien von Haus und Hof getrieben und der Armuth und dem Elende preisgegeben.

Viele deutsche Ansiedler ließen sich täuschen und suchten Besitztitel von Maryland zu erlangen. Den Marylandern war dieses höchst willkommen. Die Deutschen mußten zum zweitenmale schwer für ihr Land zahlen und anerkannten dadurch die Autorität der Marylander Regierung, aber sie kamen dadurch vom Regen in die Traufe, denn nun schritt auch die Regierung von Pennsylvanien gegen sie ein. Sie befanden sich zwischen zwei Feuern. Da kamen ihrer 60 zusammen und protestirten gegen die Gewaltthaten Marylands, und beschloßen, bis zu einem gerichtlichen Entschcheid, sich als zu Pennsylvanien gehörend zu betrachten. Nun ermaunte sich auch Pennsylvanien und schickte zwei ganze Constabler zum Schutze der Deutschen über den Fluß, wovon der eine jedoch sogleich von den Grenztrödeln gefangen genommen wurde.

Der Gouverneur von Maryland war wüthend über die Deutschen; er erklärte sie

für Rebellen und bot die Miliz gegen sie auf. 300 Mann stark rückte dieselbe auch unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter in das heutige York County ein. Da aber die Ansiedler sich in großer Anzahl in einem Hause am Flusse zusammengeschart hatten, wohl bewaffnet und nicht unerhebliche Verstärkungen von ihren Landsleuten vom östlichen Ufer eintrafen, so daß 180 Mann einen Kampf mit der Miliz hätten aufnehmen können, so zog die letztere es vor, es bei Drohungen bewenden zu lassen, die nicht besetzten Häuser der Deutschen zu plündern und abzuführen.

Die deutschen Ansiedler, friedfertig wie sie ja stets waren (sie hatten in der alten Heimath die Greuel des Krieges kennen gelernt), verfaßten zum zweitenmal eine Beschwerdeschrift an den Gouverneur von Maryland, aber wieder erfolglos; er hatte sogar die Frechheit, sie der Verrätherei zu beschuldigen, indem er sie verdächtigte, auf der Seite der Franzosen in dem drohenden Kriege zwischen England und Frankreich zu stehen, und er bot die Hand zu einem Vubensstück, ganz seiner würdig. Er verfügte die Confiskation des Eigenthums der Deutschen, da dieselben Rebellen seien, sowie die Vertheilung desselben unter seine Anhänger, und schickte zu dem Zweck Landvermesser in das Gebiet, und sein Werkzeug, den Sheriff Crofap, welchen er mit der nöthigen Mannschaft und Waffen und Munition ausrüstete, um den Plan in aller Eile durchzuführen.

Der Plan wurde noch rechtzeitig an den Gouverneur von Pennsylvanien verrathen, welcher sich nun doch zu einer That aufraffte. Als der Tanz losgehen sollte, hatte er genügend Leute am westlichen Ufer des Flusses angesammelt und die Anführer der Bande dingfest gemacht. Crofap verbarrikadirte sich mit sechs seiner Leute in einem

Haus, daselbe wurde in Brand gesteckt, er gefangen genommen und in Eisen nach Philadelphia abgeführt. Er saß ein Jahr und wurde dann vom König freigegeben.

Das Loos der Ansiedler wurde aber trotzdem kein besseres. Gouverneur Ogle sandte einen anderen Scheriff, Higginbotham, welcher in den deutschen Ansiedlungen wo möglich noch ärger haufte als Crosap. Er ging sogar mit seinen Leuten über den Fluß, erbrach in Lancaster das Gefängniß und befreite die Gefangenen. Der Gouverneur von Pennsylvanien hatte sein Pulver verschossen; er faßte energische Entschlüsse, um die sich niemand mehr kümmerte, sandte Beschwerden an den König und überließ die Ansiedler ihrem Schicksal. Denselben blieb schließlich nichts anderes übrig, als ihr Eigenthum im Stich zu lassen und zu fliehen.

Endlich, 1758, kam vom König der Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen, alle Gefangenen in Freiheit zu setzen und die Grenze aufs neue zu vermesen. Als das Letztere geschehen war, zeigte es sich, welches schreiendes Unrecht an den deutschen Ansiedlern begangen worden war. Ihr Eigenthum wurde ihnen zwar zurückgegeben, und sie konnten nun im unbestrittenen Besitze bleiben, aber eine Entschädigung erhielten sie nicht. Das passive Verhalten der Deutschen gegen diese Schandthaten ist begreiflich. Die Anführer der Grenzströcke hatten vom Gouverneur Ogle richterliche Gewalt, und er schützte sie mit seiner Autorität. Eine selbstständige Gegenwehr würde unter solchen Umständen, bei dem feigen Verhalten des Gouverneurs von Pennsylvanien, ihre gänzliche Vernichtung herbeigeführt haben. Daß sie bereit waren, für ihr Eigenthum zu kämpfen, wenn sie von ihrem Gouverneur hätten Unterstützung erwarten dürfen, haben sie trotzdem bewiesen.

Heute ist dieser Theil von Pennsylvanien ein blühender Garten. Lange hat sich deutsche Sprache und Sitte dort erhalten,

und noch sind die Spuren der deutschen Abstammung allenthalben sichtbar. Schade, daß im alten Vaterlande, das freilich selbst zerrissen und geknechtet war, kein Hahn nach diesen Ausgewanderten krächte, kein nationaler Schutz ihnen zutheil wurde. Sie waren ganz auf sich selbst angewiesen, und mußten unter schweren Leiden und Drangsalen und unter den schwierigsten Verhältnissen sich ihren Weg bahnen, und wer wollte heute den Stab über sie brechen, wenn sie im Laufe der Zeit genöthigt waren, einen Theil ihres Volksthumis preiszugeben, das keine Ermuthigung von draußen und keine Unterstützung hier fand.

Eigenthümlich berührt es übrigens, daß das englische Element so oft feindselig gegen das deutsche sich zeigte und seinen Neid und seine Mißgunst offen zur Schau trug, wo immer sich eine Gelegenheit fand. So am Hudson, im Mohawkthale, am Schoharie u. s. w., und liegt nicht heute noch der nicht wegzuleugnenden Spannung zwischen dem Deutschtum und dem Anglo-Amerikanerthum, dem Sprossen jener Engländer, Neid und Mißgunst zugrunde wie damals? Heute hängt man dieser Spannung ein religiöses Mäntelchen um, aber der alte Pferdefuß des perfiden Albion schaut darunter nur zu deutlich hervor.

Und nun begleiten Sie mich auf einen kurzen Ausflug nach Frederickstown in Maryland, und zwar zur Zeit als die Revolution der Kolonien gegen England sich vorbereitete, 1775. Die Episode, die ich Ihnen erzählen will, ist bezeichnend sowohl für die Stellung der Deutschen im öffentlichen Leben als auch für deren Begeisterung für die gute Sache, als jeder Bürger Farbe bekennen mußte.

Im selben Jahre, 1775, bereiste ein Engländer, J. J. D. Smyth, Amerika und beschrieb seine Reise, 1784, in einem Buche: „A Tour through the United States of America“. Seine Erfahrungen in Frederickstown, welches schon eine starke deutsche

Einwohnerschaft besaß, waren nicht von angenehmer Natur, und er giebt die Schalen seines Zornes besonders über die Deutschen in vollen Zügen aus. Wir schulden dem verbissenen Humor des Engländers ein zwar etwas karikirtes Genrebild, aber wir sind ihm Dank dafür schuldig, denn seine Schilderung wirft ein Streiflicht auf unsere Landsleute jener Tage in Maryland, welches für dieselben ganz besonders ehrenhaft ist.

Der Mann, Smyth, reiste durch das Land, als die Kolonisten ihre Geduld mit König Georg III. und dem Mutterlande verloren hatten. Die Revolution war dem Ausbruche nahe. Smyth befand sich ebenfalls in großer Aufregung, aber nur über die undankbare Gesinnung und die Dummheit dieser Unterthanen des Königs, Sr. Majestät Georg III., welche die Segnungen nicht begreifen wollten, die sie unter englischer Herrschaft genossen. Unter diesen Umständen war es freilich kein Wunder, daß das Gebahren Smyths vielfach Anstoß erregte, und er bei vielen für einen Spion gehalten wurde. Sein Auftreten machte ihn zu einem Märtyrer seiner lokalen Gesinnung, und die Deutschen scheinen es auf ihn besonders abgesehen zu haben.

Er kam gerade nach Frederickstown, als die bewaffneten Kolonisten eine Revue abhielten und die Wogen der Begeisterung hoch gingen. Als verdächtige Person wurde ihm befohlen, am anderen Morgen vor dem revolutionären Ausschusse zu erscheinen. Der Befehl ging ihm offenbar gegen den Strich, und er verließ heimlich und in aller Eile den Ort. Er kam bis Hagerstown, aber überall traf er Deutsche, die ihm keineswegs sympathisch waren. Sechs Meilen von Hagerstown übernachtete er. Er wurde eingeholt und nach dem letzteren Orte zurückgebracht. Die Leute, die ihn festnahmen, heißt er in seinem Buche „gefühlslose deutsche Schufte, auf deren Stirn Meuchelmord, Mord und Tod stand“. In

Hagerstown wurde er untersucht und dann nach Frederickstown zurückgebracht, und zwar mit Trommel und Pfeife, welche den „Rogues March“ aufspielten. In Frederickstown wurde er, wie er berichtet, barbarisch behandelt. Er schreibt: „Man schleppte mich vor einen Ausschuß, welcher aus einem Schneider, einem Schuster, einem Lederhosenmacher, einem „Gingerbread“-Bäcker, einem Metzger und zwei Wirthen bestand. Die Mehrzahl waren Deutsche. „Ich wurde,“ berichtet er wörtlich, „einem peinlichen Verhör unterworfen, wie folgt:

One said: “You infernal rascal, how darst you make an exshkape from this honorable committee?”

“Terfluchter Dyvel,” cried another, “how can you shtand so shtiff for King Shorsh against this Koontry?”

“Sakrament,” exclaimed a third, “this committee will make Shorsh know how to behave himself,” and the butcher cried: “I would kill all the English thieves as soon as ich would kill an ox or a cow!”

So weit unser Gewährsmann Smyth. Wir wollen ihm nicht grollen, daß er das Englisch unserer Frederickstowner Landsleute in ein so schlechtes Licht stellt, hat er doch deren Patriotismus, freilich wider Willen, ein herrliches, unantastbares Monument gesetzt, welches kein engherziger Nativismus schmälern kann.

Ueberspringen wir abermals einen größeren Zeitraum und zwar bis in den Anfang des letzten Jahrhunderts. Das Bild, welches ich Ihnen entrollen will, zeigt uns den deutschen Einwanderer nicht im rosigen Lichte, sondern vielmehr in seiner tiefsten Erniedrigung, in seinem Elende; aber wir müssen ihn auch von dieser Seite kennen lernen, wollen wir die Geschichte des Deutschthums in Amerika verstehen.

Ich folge hier Charles Sealsfield, welcher uns in seinem Roman: „Morton oder

die große Tour“, deutsche Bauernfamilien, die erst eingewandert waren, in grellen Farben schildert. Die Schilderungen sind zwar höchst unerfreulicher Natur, geradezu abstoßend, aber sicher wahrheitsgetreu aus dem Leben gegriffen. So weit als nothwendig, lehre ich mich an den Roman an.

Morton, ein junger Amerikaner, ist in Philadelphia in schwere pekuniäre Verluste gerathen. Am Leben verzweifeln, ist er planlos ins Weite geritten und nahe Harrisburg an den Susquehanna-Fluß gekommen. Im Begriff, sich in dessen Fluthen für immer zu begraben, hört er Wimmern und Geschrei; er schaut die Straße entlang, ein seltsamer Zug nähert sich ihm. Voran rollte ein Schubkarren, von einem älteren Manne geschoben, ein armseliges Häufchen von Menschenkindern folgte zum Theil auf den Schubkarren gepackt, zum Theil sich hinten nachschleppend. Der Schubkarrenfahrer war ein schnig-knochiger, abgemagerter Mann. Sein Anzug im höchsten Grade ärmlich, ein schmutzig ledernez Käppchen, kurze Beinkleider von demselben Stoffe, ein Kittel von Zwillich und eine mit mannigfaltigen Lappen geflickte Weste. Im Fortschreiten entfuhrn ihm grobe, barsche Scheltworte, die ohne Zweifel den zwei armen Würmern galten, die, vor Frost zitternd, in noch elenderen Lumpen steckend, auf dem Schubkarren saßen. Zehn Schritte hinterher kam die Frau des Bauern, in eine Menge zerrissener und schmutziger Unterröcke, in lächerlich widriger Weise vergraben. An ihren Rücken schleppte sich ein drittes Kind, ein viertes lag an ihrer Brust und ein fünftes trug sie auf dem Rücken.

Die grobe Stimme des Mannes wurde häufig von der nicht weniger unfreundlichen Stimme des Weibes unterbrochen, das die winselnden Würmer zu beschwichtigen bemüht war. Man sah beim ersten Anblick, daß es Kinder des unglücklichen Landes waren, das seit so vielen Jahren die Erde

mit seinem Blute zu düngen, die Welt mit seinem Elende anzuwidern bestimmt schien. Ein Bild serviler Unterwürfigkeit und knechtische Demuth.

Als die Gruppe bei der Straßenbiegung ankam, wurde das Geheul der Kinder so laut, daß die beiden Alten den Hunger der armseligen Geschöpfe zu beschwichtigen begannen. Diese fielen mit der Begier junger Wölfe über die kalten Kartoffeln, Fleischreste und Brotkrusten her, die der Mann dem Korbe entnahm.

Aus der entgegengesetzten Richtung kam ein Reiter angetraht. Eine treuherzige Behaglichkeit im Wesen des Mannes verrieth den ostpennsylvanischen Farmer, eine Klasse, die sich als den Kern der respectablen Bevölkerung des Staates betrachtet und mit Recht als eine der solidesten der Union geschätzt wird. Nach kurzer Begrüßung sah sich der alte Farmer die Gruppe an; er richtete mehrere Fragen in deutsch an den Mann, die demüthig beantwortet wurden. Sein forschendes Auge fiel auch auf den jungen Amerikaner, dessen Lage und Vorhaben er schnell durchschaute.

„Sind deutsche Emigranten, Bauersleute,“ sprach er zu ihm, auf die Gruppe deutend.

Die beiden Eheleute hatten sich schon einige Schritte vorgewagt und waren dem Jüngling in demüthiger Haltung näher gekommen. Der Mann in der einen Hand die Stappe, in der anderen ein Stück Brot. Das ausgehungerte Pferd Mortons streckte den Hals nach dem Brote aus, und der arme, ausgehungerte deutsche Bauer gab es ihm. Wie herrlich und verführend wirkt dieser gutmüthige Zug, welchen Sealsfield hier so geschickt in seine Erzählung einflücht.

Der alte Farmer war beobachtend da gestanden. „Ein armer Teufel,“ hob er wieder zu dem jungen Manne gewendet an. „der dem Elende seines Standes in seinem

Vaterlande entwichen, um sich hier eine bessere Zukunft zu suchen. Sie sind zu uns herübergekommen mit ihrer letzten Habe und fahren nun nach Ohio. Er sagt, fuhr er fort, von Morton mehrmals spöttisch unterbrochen, „daß es draußen nicht mehr auszuhalten sei; er verkaufte Haus und Hof und kam mit Noth nach Philadelphia, keinen Cent in der Tasche. Sie fanden mitleidige Aufnahme im Jackson-Hotel, wo man der Familie vergönnte, im Pferdestall zu wohnen. Aber die Gäste und Diener mochten sie auch dort nicht leiden. Die Deutsche Gesellschaft unterstützte sie mit 5 Dollars, mit denen der Mann den Schubkarren kaufte und seine Familie nach Ohio zu fahren beschloß.“

„Kann man so leben und nicht lieber sterben?“ entfuhr es dem Jüngling unwillkürlich.

„Gott behüte,“ fiel der Alte ein. „Der Mann denkt jetzt erst als Mensch zu leben; bisher lebte er ein Hundeleben. Auf den 100 Meilen von Philadelphia bis hierher nach Harrisburg, bekam er Lebensmittel genug und auch Nachtlager umsonst und Almoosen gegen 30 Dollars. Wenn er so fortfährt, hat er, bis er nach Pittsburg kommt, an die 100 Dollars beisammen. Mit diesen kann er sich 50 Acker Waldland kaufen, und behält noch etwas zur nothdürftigsten Einrichtung. Viele seiner Landsleute waren noch schlimmer daran. Sie wurden als zeitweilige Sklaven oder Redemptionisten verkauft. Aber ich glaube, es war uns mit den damaligen deutschen Einwanderern doch mehr gedient als mit den heutigen. Betteln habe ich wenigstens keinen gesehen. Doch zieht eure Wege,“ sprach er zu den deutschen Bauernleuten, in ihrer Sprache, indem er einen halben Dollar in die Klappe des Mannes fallen ließ. Die beiden Eheleute dankten demüthig und näherten sich auch Morton, welcher einen Dollar aus seiner Tasche zog — seinen letzten — und ihnen denselben vor die Füße warf.

Ein tieftrauriges Bild. Ich jagte bereits, es war im ersten Viertel des letzten Jahrhunderts. Der Bauer schmachtete draußen noch in vollständiger Abhängigkeit von seinem Landesherrn, Frohndienste und Zehnten, die dem Adel und der Geistlichkeit geleistet werden mußten, und unerschwingliche Steuern saugten den letzten Blutstropfen aus ihm heraus. Ist es ein Wunder, wenn solche Zustände Stumpf-sinn erzeugten und alles Ehrgefühl erstickten?

Und nun das andere Bild, das uns Scalsfield aufbewahrt. Der alte Farmer, 80 Jahre alt und Friedensrichter im County, theilt im weiteren Gespräch dem jungen Manne mit, daß er 1776 in der ersten heftigen Division als Leutnant herüber kam, in Trenton unter Kall gefangen genommen wurde, während seiner Gefangenschaft seine Entlassung nahm, in die amerikanische Armee als Leutnant eintrat und Kapitain, Major und schließlich Oberst wurde. Dann fährt er fort:

Es war gerade vor dem Thorschluß des Redemptionisten-Anwesens, als eine ganze Schiffsladung solcher Leute vom Capitain in Philadelphia losgeschlagen wurde. Unter anderen eine deutsche Bauern-Familie, die aus den zwei Alten und zwei Kindern bestand. Ich kaufte den Alten, die Frau ein Nachbar, und auch die Kinder wurden in der Nähe untergebracht. War eine nüchterne, arbeitssame Familie. Der alte Simon Martin sollte mir für die an seinen Capitain bezahlte Ueberfahrt fünf Jahre dienen. Als ich meinen Wagen bestieg, um nach Hause zu fahren, kam der Mann mit einem Bündel Lumpen an, der einen unerträglichen Geruch ausströmte. Ich befahl ihm, das Bündel in den Delaware zu werfen; er bat aber so dringend, es mitnehmen zu dürfen, daß ich nachgab.

Zu Hause wies ich ihm eine verlassene Negerhütte an, in welche er sein Bündel unterbrachte. Dasselbe diente wirklich als

Vorleseschloß, denn alle meine Leute wichen der Hütte auf 20 Schritte aus.

War übrigens mit dem alten Manne zufrieden. Arbeitete fleißig, und verstand die Landwirthschaft aus dem Grunde. Ich konnte ihn gut brauchen und gedachte, ihn bei mir zu behalten mit seiner Familie.

Als die Zeit bis auf acht Tage um war — es war im Herbst 1820 — kam er zu mir. „Squire,“ sagte er, „wollen Sie mir erlauben, morgen hinüber nach Harrisburg auf die Auktion zu gehen?“

„Was wollt Ihr auf der Auktion?“ frug ich ihn: „Ihr wollt doch keine Farm kaufen?“ Es sollten nämlich zwei versteigert werden, jede im Werthe von 5000 Dollars.

„Kust um einmal eine Auktion zu sehen,“ erwiderte er.

„Wohl, geht in Gottesnamen,“ sagte ich, „nehmt den Rappen, und hier ist für Euch ein Dollar.“

Am andern Morgen kam der Sheriff zu mir und gratulierte mir zu dem guten Kauf, den ich gemacht hätte; zu meiner Verwunderung erfuhr ich, daß Martin in meinem Namen eine Farm ersteigerte und sich auch um das Bürgerrecht nach seiner Emancipation beworben habe.

Ich ließ den Alten rufen und fuhr ihn hart an. Ich hielt die Geschichte für einen Scherz. Martin lächelte auf seine eigene Weise, bat jedoch um Verzeihung. Er habe die Farm für sich gekauft, sich jedoch erlaubt, es auf meinen Namen zu thun, da er als Redemptionist auf seinen es noch nicht habe thun können.

„Aber Ihr verdammter Narr,“ sagte ich, „wer wird denn für die Farm bezahlen?“ Statt der Antwort stolperte Martin nach seiner Hütte. Ich folgte ihm. Er nahm seinen Sack und leerte ihn. Alles mögliche Zeug fiel heraus; dann kehrte er ihn um und trennte die Nähte auf und heraus fiel ein Louisdor und noch einer und viele. „Sehen Sie,“ sprach er dann, „meine Schatzkammer. Hätte ich gleich bei meiner

Ankunft etwas gekauft, so wäre ich sicher betrogen worden. Sind verdammt pffiffig, die Amerikaner, aber ein deutscher Bauer kann es auch sein,“ und dabei lächelte er so niederträchtig verschmimt. „Habe die Ueberfahrt umsonst und die Erfahrung, und nun Haus und Hof, wo ich mich nun mit meiner Familie ruhig auf meine alten Tage niedersetzen kann.“ Und nun denken Sie: ein Mann und Familienvater, der sich auf solche Weise in ein fremdes Land einschleicht, sich und die Seinigen wegen lumpiger 100 Dollars zur Sklaverei erniedrigt, ist der Freiheit nicht werth, nicht würdig, Bürger eines freien Landes zu sein. So sind aber die heutigen Ankömmlinge aus diesem Lande. Ein seltsames Gemisch von Ehrlichkeit und Verschlagenheit, gesunden Menschenverstand und niedriger Gesinnung.

So weit Sealsfield. Kürnberger hat diese Episode, ohne Quellenangabe wörtlich in seinem Romane, „Der Amerikamüde“, verwendet. Sie wirkt abstoßender noch bei ihm, weil ihr das erhabene, verjöhnende Seitenstück, der alte, deutsche Friedensrichter, eine Prachtgestalt, abgeht.

Es könnte nun eingewendet werden: beide Episoden sind übertrieben oder es liegen ihr nur vereinzelt Ausnahmen zu Grunde. Ich möchte hierauf entgegnen: sie sind weder das eine noch das andere, sie sind vielmehr typisch für einen großen Theil der deutschen Einwanderung bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts. Ich kann hier aus meiner eigenen Erfahrung, die bis zum Jahr 1846 zurück reicht, sprechen. Freilich muß man, um dieses zu können, die 70 überschritten haben.

Ich erinnere mich noch sehr wohl aus meiner frühen Jugendzeit, hunderte, ja tausende dieser Einwanderer gesehen zu haben. Truppenweise 10, 20 und 30, je nachdem, konnte man sie den Broadway, Chatham Street und die Bowery entlang gehen sehen; gebeugte, sorgenvolle Gestalten,

denen Armuth und Entbehrung auf der Stirne stand. Nebenher fuhr ein Wagen mit Kisten und Bündeln beladen; die Männer trugen alles mögliche Handgepäck, die Frauen die Kinder, die noch nicht groß genug waren, um nebenher zu laufen. Spott und Hohn begleiteten sie, und Mißachtung sahen sie in allen Blicken. Das war ihr Empfang im freien Lande. Die, welche Verwandte oder befreundete Landsleute in New York hatten, waren noch gut dran, sie fanden bei ihnen ein vorläufiges Unterkommen. In Kleindeutschland waren diese frischen Ankömmlinge, „Grüne“, wie sie genannt wurden, stehende Figuren. Weniger gut trafen es jedoch die, welche niemand hier hatten, der sich ihrer annahm. Sie waren genöthigt, Herberge in den Emigrantenkosthäusern in Greenwich und Washington Str. zu suchen, bis sie weiter reisen oder sonst ein Unterkommen finden würden. Schon vor der Landung wurden sie von sogenannten „Runners“, die gemeinste Sorte gewissenloser Menschen, mit Beschlag belegt. Unter der Maske von Biedermännern, als wohlwollende menschenfreundliche, deutsche Landsleute mußten sie die Einwanderer zu umgarnen, die ihnen vertrauensvoll folgten. In diesen Räuberhöhlen wurden sie von ihren deutschen Landsleuten bis auf den letzten Heller ausgebeutet und, wenn sie nichts mehr besaßen, auf die Straße geworfen. Gesebe zum Schutze der Einwanderer gab es ja noch nicht. Deutsche Frauen und Kinder, die betteln gingen, waren keine seltene Erscheinung in New York. Häufiger noch sah man sie, auch arbeitslose Männer, mit einem Sack auf dem Rücken und mit einem Eisenhaken bewaffnet, die Straßen auf und ab wandern, um Abfälle aller Art aus den Abfallfässern zu sammeln; im günstigen Falle benutzten sie einen mit einem oder zwei Sunden bespannten Karren zu ihrem nichts weniger als sauberen Gewerbe, zu welchem sie die bittere Noth zwang. In

oberen Theile der Manhattaninsel, besonders da, wo heute der Central-Park seine herrlichen Gefilde ausbreitet, standen hier und da gebrechliche Hütten, „Shanties“, in welchen Armuth und Schmutz zuhause waren. Das war das Eldorado dieser Lumpensammler.

Erinnert sie dieses Bild nicht lebhaft an die Schilderungen Sealsfields? Und es ist kein Phantasiegebilde; es ist die ungeschminzte Wahrheit. Aber zur Ehre müssen wir es diesen unseren Landsleuten nachsagen: unter der Verbrecherzunft finden wir sie nicht. In ihren „Shanties“ sind viele zu Wohlstand gelangt. Gärten und kleine Farmen erstanden um die Hütten; sie trieben Gemüsebau und fanden bereitwilligst Abnehmer für ihre Produkte. Gar mancher unserer heutigen Mitbürger, der mit seinem Reichthum prökt, ist ein Nachkomme jener Klasse der Eingewanderten.

Die Kolonialzeit war damals noch stark fühlbar. New York war noch reich an historischen Ueberlieferungen aus der Revolutionszeit. Der Bürgerkrieg hatte noch nicht die politische und gesellschaftliche Umwälzung gebracht, welche die Verhältnisse total änderte. Es gab noch Bürger, welche sich des großen Revolutionskampfes und der Zeit, als der erste Kongreß hier tagte, noch lebhaft erinnerten. Diesen und deren Nachkommen war die Einwanderung mit ihrer Armuth entsetzlich. Sie hatten kein Verständniß für die Verhältnisse, die sie hierher brachte. Sie sahen mit Verachtung auf die Leute und leider auch auf das Land, welches solche Armuth und solches Elend schuf und auf Amerika ablud. Dieses Gefühl erzeugte zum großen Theil den Nativismus und das Know-nothingthum, unter welchen die spätere Einwanderung so viel zu leiden hatte.

Und noch ein Umstand fällt hier ins Auge, und er erlitt manches, was unmittelbar mit der Erhaltung des Deuschthums

hier zusammenhängt. Die große Masse dieser Einwanderer kam herüber ohne ein Gefühl deutschen Volksbewußtseins. Wo sollten sie es hergenommen haben? Deutschland war ja selbst kaum mehr als ein geographischer Begriff. Das Vaterland hatte ihnen alles versagt, ein menschenwürdiges Dasein zu führen; sie waren nur zu froh, es hinter sich zu haben, dieses Vaterland, und sie erduldeten hier alles ohne Murren, Hohn, Spott und Anfeindung; sie konnten hoffen, sich empor zu arbeiten. Deutsches Vaterland! Viele waren darunter, Baiern, Württenberger, Sachsen und andere, die unter Napoleon Krieg gegen dieses deutsche Vaterland, auf Geheiß ihrer Landesväter, geführt hatten, dieses Vaterland hatten verwüsten helfen. Freilich, nach der Schlacht bei Leipzig, ließen diese nobeln Fürsten den Kaiser, ihren Verbündeten im Stich; der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, und auf Befehl wurden ihre Landeskinder, in gewissem Sinne, Deutsche, aber das hielt diese Landesväter nicht ab, ihr Volk noch mehr auszufaugen als es vielleicht unter Napoleon geschehen wäre.

Wenn unsere Festredner beim „deutschen Tag“, wenn sie von dem Verfall des Deutschtums unter den Nachkommen jener Eingewanderten sprechen, nur auch darauf Rücksicht nehmen wollten, wer jene Deutsche waren, die ein halbes Jahrhundert vor und bis 1848 hier eintrafen, unter welchen Verhältnissen sie herüber kamen, und wie sie hier den Kampf ums tägliche Brot bestehen mußten. Ich glaube, ihr Urtheil würde weniger herb klingen.

Diese Zeiten liegen hinter uns. Mit der 48er Einwanderung änderte sich das Bild. Mit den Tausenden von Flüchtlingen kamen Tausende freiwillige, die müde des Drucks und mit Mitteln versehen, in das Land. Intelligente, zielbewußte Leute, mit wirklichem deutschen Volksthum.

Gestatten Sie mir noch, in kurzem zwei

Bilder zu skizziren, um dem Gesamtbilde einen Abschluß zu geben.

Man schrieb 1855 oder '56, genau ist mir das Jahr nicht mehr in Erinnerung. Es war ein naßkalter, unfreundlicher Sonntagnachmittag, im Spätherbste. Ein großer, imposanter Leichenzug bewegte sich den Broadway hinab nach der South Ferry. Tausende nahmen daran theil. Es war eine deutsche Demonstration; ein Protest gegen einen Akt der Justiz, welchen das Deutschtum als einen Insult empfand. Wem galt der gewaltige Leichenzug? wem folgten diese Tausende deutscher Bürger? Einem Gehenkten! Einem Menschen, der mittelst des Stricks vom Leben zum Tod gebracht worden war. Der Name thut nichts zur Sache. Der Verurtheilte war des Giftmordes, begangen an seiner Gattin, beschuldigt. Ein armer Teufel, konnte er keine genügende Vertheidigung aufbringen, sein Prozeß wurde im Handumdrehen beendet, er wurde schuldig befunden und gehenkt. Vergebens wurde von deutschen Bürgern auf das unzulängliche Zeugniß hingewiesen, auf welches hin er verurtheilt worden war; vergeblich wurde ein Aufschub der Hinrichtung verlangt, um möglicherweise einen neuen Prozeß zu erlangen. Der Mensch wurde gehenkt.

Die Frage war nun nicht mehr, ob schuldig oder nichtschuldig. Die deutsche Bevölkerung sah in dieser Rücksichtslosigkeit einen Insult und gab ihrer Entrüstung durch diese Demonstration einen energischen Ausdruck. Es war zwar nur ein Gustav Lindenmüller, welcher den ersten Anstoß dazu gab; ein Volksmann, welcher auch bei anderen Gelegenheiten Demonstrationen minder ernster Natur hervorgerufen hatte, aber er kannte den Pulsschlag seiner Landsleute und wußte ihm eine Richtung zu geben. Die Demonstration verlief in ernster und würdiger Weise und machte einen tiefen Eindruck.

Wäre heute so etwas möglich? Das

Deutschtum hat in den letzten Jahrzehnten, mehr als einmal, wenn ich mich eines starken Ausdrucks bedienen darf, einen Faustschlag in das Gesicht bekommen, und wie zahm war sein Widerstand gegen diese Angriffe. Wo ist der Feuergeist früherer Jahre hingekommen?

Und nun ein Schlußbild. Wieder ist es eine große, eine erhabene Demonstration, welche ich vor ihrem geistigen Auge Revue passieren lassen will. Die größte, welche die Deutschen New Yorks je in das Werk gesetzt haben. Da war wohl kein deutscher Verein in der Stadt, der nicht vollzählig daran theil genommen hätte. Vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, war es eine Feier, die nur ein Volksstamm begehen kann, der sich endlich einmal einig und stark fühlt, der stolz auf sein Volksthum ist. An diesem Tage gab es gewiß keinen Deutschen oder einen Abkömmling eines solchen, der sich nicht mit Begeisterung daran erinnert hätte, daß deutsches Blut in seinen Adern fließt. Die Feier hatte nichts Herausforderndes an sich. Es war keine Sieges-, es war eine Friedensfeier, und doch lag ein Triumph und eine Genugthuung darin über deutsche Tapferkeit, deutsche Treue und die Wiedererstehung des deutschen Reichs. Es wurden keine Ergebenheits-, keine Huldigungsadressen

hinausgefabelt — diese Krankheit ist ein Produkt neuerer Zeit — die deutschen Bürger begingen die Feier als amerikanische Bürger, doch im stolzen Vollgefühl, unzertrennlich mit dem alten Vaterlande durch Sprache und Sitte und durch dankbare Erinnerung verbunden zu sein. Seit langen Jahren ein erhabenes Bild.

Noch heute, nach beinahe 40 Jahren, ist die Erinnerung an jenen herrlichen Tag frisch und lebendig in den Herzen aller derer, die daran theilnahmen, und frisch und lebendig soll sie bleiben bis in ferne Zeiten.

Ich bin zu Ende. Ich habe versucht, in diesen Bildern aus der Geschichte der deutschen Einwanderung, in einzelnen Zügen aus beinahe drei Jahrhunderten, Ihnen diese Einwanderung zu zeigen, im Kampf um's tägliche Brod und im Kampf für Recht und Freiheit; wir sahen sie in ihrer tiefsten Erniedrigung und auf der Höhe ihrer nationalen Begeisterung, bestrebt, sich als ebenbürtiger und vollberechtigter Theil, dem politischen und sozialen Leben und Einrichtungen dieses großen Freistaates ein- aber nicht unterzuordnen; willens, alle Pflichten, die dieser Stellung erwachsen, zu erfüllen, aber auch nicht minder willens, alle Rechte und Genüsse, die sie bietet, voll und ganz zu beanspruchen.

Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege.

Von Wilhelm Kaufmann.

München und Berlin. Druck und Verlag von R. Elbenbourg. 1911.

Das Erscheinen des obigen Geschichtswerkes bringt uns den vor 50 Jahren geführten Krieg um die Erhaltung der Union wieder nahe und den Antheil welchen die Deutschen dabei, auf Seiten der Nordstaaten genommen haben. In einem starken Bande von 588 Seiten mit zwischen den Text gedruckten 36 Karten und Plänen schildert der Autor die patriotische Haltung der Deutsch-Amerikaner in

diesem Kriege. Mehrere Mal hat der Autor den ersten Entwurf des Werkes übergearbeitet, viele Geschichtswerke und Broschüren befragt und eine ausgedehnte Korrespondenz geführt, um Einzelheiten seiner historischen Darstellung weiter zu erörtern und festzustellen.

Welche Mühe und Arbeit Wilhelm Kaufmann auf dies Werk verwandt hat, wird leicht der einsehen, welcher auf dem

Gebiete deutsch-amerikanischer Geschichte sich an den Forschungsarbeiten betheiligt hat; man wird kleinere Irrthümer verzeihen und dem Verfasser nur Dank sagen für die mühevollen und glänzenden Arbeit die er uns geliefert hat.

Im Anfange seiner Darstellung giebt der Autor seinen Lesern Aufschluß über die Ursachen des Krieges, wie ein langer politischer Kampf zwischen den Nord- und Süd-Staaten um die Hegemonie im Staatenbunde, endlich in helle Flammen ausbrach und den Krieg herbeiführte. Mit dem Falle von Fort Sumter waren alle Bemühungen Abraham Lincolns für den Frieden zu Ende und der blutige Krieg, welcher 4 Jahre dauerte, nahm seinen Anfang. Es war ein Glück für die Nordstaaten, daß so viele deutsche Freiwillige, die der Sklaverei entgegen waren und von welchen eine große Anzahl im alten Vaterlande gedient hatten, am Kriege theilnahmen und den Nord-Staaten endlich zum Siege verhalfen.

Kaufmann berechnet die Anzahl der deutschen Freiwilligen im Unions-Heere zu 216,000 Mann, indem er Gould's und Pfister's Schätzungen etwas ergänzt, das waren mehr denn 50% der Pflichtzahl, eine Leistung welche kein anderer Volksstamm erreicht hat. Dazu rechnet er nun 300,000 Unionsjoldaten, welche Deutsch-nachkommen erster Generation waren und dann die Nachkommen deutscher Einwanderer früherer Zeit hinzurechnend, kommt er zu der imposanten Zahl von 750,000 Mann, die als Kämpfer deutschen Stammes im Unions-Heere das Deuththum repräsentirten. Die Achtundvierziger, welche im alten Vaterlande die Vorkämpfer eines einigen Deutschland gewesen sind, waren auch hier treue Unionskämpfer und in der Armee gut vertreten.

Es folgt nun im Buche nach dem „Vorspiel“ die eigentliche Kriegsgeschichte und die Leistungen der Deutschen auf den ver-

schiedenen Kampffeldern. Nachdem zuerst die unionstreue Haltung der Deutschen im westlichen Texas geschildert ist, wie sie von ihren Freunden abgeschnitten, theilweise über Mexiko nach dem Norden zu entkommen suchten und am Ruesesfluß überfallen, meist erschossen wurden; von 65 Mann blieben nur 5 Mann übrig, die später in das 1. Regt. von Texas traten. Dann folgt eine Beschreibung der ersten Schlacht von „Bull Run“ und der guten Haltung der deutschen Brigade unter General Ludwig Blenker, welche die Flüchtlinge aufnahm. „Der Kampf um Missouri“ ist ein langes und ruhmreiches Kapitel der Union-Truppen und Deutschen in diesem Kriege. General Franz Sigel ist im Glück und Unglück gut geschildert, sein Sieg bei Pea Ridge, wo sich auch unter andern Oberst Osterhaus auszeichnete, sicherte Missouri wieder der Union. Die Kämpfe bei Donelson und Shiloh, der ersten großen Schlacht des Krieges, gaben den Deutschen auch Gelegenheit sich auszuzeichnen. Am ersten Tage der Schlacht von Shiloh, den 6. April 1862, wurden die Unions Truppen hart durch die Südlischen bedrängt, am 2. Tage als General Buell mit seinen Truppen anlangte, wobei auch das deutsche Indiana Regt. war, konnte General Grant seine Niederlage in Sieg umwandeln.

In seiner Schilderung der Schlacht bei Shiloh schildert der Verfasser das Verhalten der 6. Indiana Batterie nicht ganz richtig, es war etwa wie folgt: Die 6. Indiana Batterie stand am 1. Tage der Schlacht auf dem äußersten rechten Flügel beim Korps des General McDowell an der Purdy Road, als die feindlichen Truppen in Sturm-Kolonnen auf dies Korps rückten und es zurückdrängten, da mußte Kapitän F. Nähr mit seiner 6. Indiana Batterie folgen, er kam mit den Kanonen in eine waldige Gegend und hatte noch ein Kommando gegeben, als er durch eine feindliche Kugel getroffen, todt vom Pferde

fiel; viele Pferde waren getödtet so daß es unmöglich wurde, die Kanonen fortzuschaffen. Die Mannschaft rettete sich und so viele Pferde sie konnte. Eine Kanone dieser Batterie stand unter Befehl des Leutnant Wm. Mufman an der Brücke wo die Purdy Road über den Owl's Creek führt, sie rettete Kanone, Pferde und Mannschaft. Den 2. Schlachttage erhielt die 6. deutsche Indiana Batterie noch 2 Kanonen zu der geretteten Kanone und nahmen theil an der Schlacht, sie waren nahe beim 32. deutschen Indiana Regt. postirt und halfen die Kanonen zurückerobern, die auch andere Batterien am ersten Schlachttage verloren hatten. Kapitän Mich. Müller war der Nachfolger von Fred. Nähr und führte die Batterie durch den Krieg auf ihrer ehrenvollen Laufbahn.*)

Der Krieg wogte nun mit abwechselndem Glück und Unglück für den Norden auf den Schlachtfeldern des Ostens und Westens hin und her. Bei Murfreesboro wurde General August Willich gefangen, bald war er wieder ausgewechselt und führte seine Division, mit den deutschen Regimentern, im Sturm auf Missionary Ridge; immer voran, war er der General „Vorwärts“ auf dem westlichen Kriegstheater, allgemein geachtet von Amerikanern und Deutschen. Auch General Peter Osterhaus, der alle Conflict mit den West-Pointern vermied, sich den Amerikanern gut anzupassen verstand, war bei den Soldaten wegen seines humanen Benehmens gut angesehen. Diese deutschen Generale waren ausschließlich auf dem westlichen Kriegstheater thätig, während General Franz Sigel und General Karl Schurz auch im Osten gekämpft haben. General F. Sigel hatte noch einmal Gelegenheit, sich in der zweiten Schlacht von Bull-Run auszuzeichnen; während General Karl Schurz sich tapfer

in der Schlacht bei Chancellorsville wehrte und als man den Deutschen an dieser Niederlage schuld geben wollte, mit anglo-amerikanischen Forschern namentlich C. Samlin bewies, daß die klägliche Oberführung der Generale Hooker und Howard allein die Schuld trug und die Deutschen sich tapfer geschlagen hatten. Auch bei Antietam und in der Schlacht bei Gettysburg schlugen sich die Deutschen brav; von Siegen zu Siegen gehend, bis der Friede bei Appomatox geschlossen wurde. Für das Detail müssen wir auf das ausführlich geschriebene Buch Wm. Kaufmann's verweisen, welches werthvolles Material enthält. Am Schluß des Werkes bringt der Autor noch einige Biographien und Notizen von deutschen Unionsoffizieren, ebenso von deutschen Schriftstellern, welche sich der Unionsache nützlich und freundlich erwiesen haben, anführt. Auch die deutschen Konföderirten läßt er Revue passiren. Im Nachtrag sammelte Kaufmann dann noch einige Aufsätze, die manches im Buch besser aufklären und vervollständigen sollen.

Das Buch „Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege“ wird nicht nur die alten Veteranen interessiren, sondern soll auch die jüngeren Deutsch-Amerikaner daran erinnern, wie einst Deutsche hier für ihr Adoptivwaterland gelitten und gestritten haben. Auch im alten Waterlande, drüben in Deutschland, dürfte das Buch mit Interesse gelesen werden. So sei denn Wm. Kaufmann's Buch Allen, welche sich noch nicht recht klar geworden sind über den Antheil der Deutschen am amerikanischen Bürgerkriege und echte deutsche Tapferkeit zu würdigen wissen, bestens empfohlen.

Evansville, Indiana, September 1911.

Dr. Wm. H. Fritsch.

*) Ueber die Deutschen Indianas im Bürgerkriege, sehe meinen Vortrag „Die Deutschen Indianas im Kriege für die Union“ in der 8. Konvention des Indiana Staatsverbandes deutscher Vereine zu Evansville 1911.

Der Brand von Chicago.

Von Dr. Fr. W. Heß, Cincinnati.

Das nachfolgende bis jetzt unveröffentliche Gedicht des Dichters Dr. Friedrich Wilhelm Heß, gestorben 1877, befindet sich handschriftlich in dem Nachlaß des Dichters, jetzt im Besitz von G. A. Kattermann, Cincinnati.

Einer schönen Perle gleich,
Die Neptunus Zauberhand
Warf aus dem Korallenreich
Spülend an der Prärie Strand —
Stieg Chicago, eine Fee,
Glänzend aus dem Schaum der See. —
Herrscherin der Binnen-Meere,
Sendet sie mit schnellem Kiel
Des Nordwestens volle Nehre
Nach Europas fernem Ziel.
Reicher Farmen gold'ne Saaten,
Den Ertrag belebter Felder
Aus des Westens weiten Staaten,
Mächt'ge Stämme dichter Wälder,
Die der rüst'ge Pionier
Fällte mit gewalt'gen Streichen,
Einst des Urwalds schönste Bier,
Schlanke Tannen, hohe Eichen,
Was die üppige Natur
Schuf mit uner schöpfter Kraft
Nings umher in Wald und Fluß
Aus des Bodens Lebenssaft —
Alles was im Markt der Welt
Wird mit Goldwerth aufgewogen,
Kommt aus Forst und Saatenfeld
Nach Chicago hingezogen.

Stolz hebt sich des Bürgers Brust,
Sieht er seine Stadt erblühen,
Denn er ist sich selbst bewußt
Daß sein Schaffen und sein Mühen
Beiträgt, daß das große Ganze
Strahlt in ungeahntem Glanze.

Wo vor Jahrzehnten noch Sumpfland war
Erheben sich stolze Paläste
Das Dampfroß bringt täglich, Schaar auf
Schaar,

Aus der Ferne willkommenen Gäste;
Sie kommen über den Ozean,
Sie haben den Ruf vernommen,
Daß an der Küste des Michigan
Ein Niese zur Welt gekommen,
Sie kommen herüber mit starkem Arm,
Die Männer aus Deutschlands Gauen;
Ihr Reichthum besteht in der Kinder
Schwarm,

Die Mitgift in wadren Frauen.
Sie kommen vom fernen nordischen Strand,
Norweger, Schweden und Dänen;
Sie schieden vom alten Vaterland,
Wenn gleich mit Wehmuth und Thränen:
Denn ist die Heimath auch gut und schön,
Gewährt sie doch nicht dem Leben
Den Lohn, den jeder Muth'ge will sehn
Ersprischen dem eifrigen Streben.
Es wächst die schöne Perle am See
Vom Zufluß der Nationen
Sie schwillt, wie durch Zauber, die herrliche See

Zu mächtigen Dimensionen.

Neidisch blicken Schwesterstädte
Auf die junge Niesin hin,
Streben mit ihr um die Wette,
Doch sie bleibt die Siegerin:
Eh's noch träumt die Nation,
Ist Chicago Weltstadt schon.

Nach, schon neiden sie die Götter,
Sterbliche um Gut und Glück;
Und sie senden Wind und Wetter,
Flammen, Tod und Mißgeschick. —
Bracht man nicht in alten Zeiten
Schon dem Meere Opfer dar
Um den Neid hinweg zu leiten
Von Olymps Götter-Schaar?
Will die Gartenstadt nicht sünnen
Das ihr reich bescherte Glück?
Nein! gleich allen wahrhaft Kühnen
Trost sie Neid und Mißgeschick!
Horch! die Glocken dröhnen bang

Und des Unglücks Stunde schlägt,
Feuerruf die Gass' entlang
Sich von Mund zu Munde trägt!

Der Himmel färbt sich mit rother Gluth,
Der Sturm braust mit tödtlichem Heulen,
Durch die Straßen wälzt sich die Menschen-
fluth,

Sie will dem Verhängniß enteilen!
Doch hier ist fast kein Entrinnen mehr,
Es hält, von Flammen umflossen,
Des Feuerteufels dämonisches Heer
Die armen Bewohner umschlossen!
Da rette sich, wer sich retten kann:
Es gilt jetzt Tod oder Leben!
Der Millionär, wie der Bettelmann
Haben gleich viel zu vergeben.
Und von der Windsbraut angefacht
Verbreiten sich die Flammen;
Vor der Hölle völlig entfesselten Macht
Stürzt alles in Chaos zusammen!
Sie schont nicht des reichen Mannes Haus,
Nicht die niedrige Hütte des Armen;
Sie geht nur aufs Verderben aus,
Sie wüthet und kennt kein Erbarmen!
Seht nur das Weib, den Säugling im Arm,
Im fliegenden Nachtgewande,
Wie sie sich drängt durch der Flücht'gen
Schwarm,

Wohl Wenige wären zu flieh'n so im Stan-
de.

Sie hat verloren ihr Hab und Gut,
Sie rettet die Frucht ihres Leibes:
Was doch die Mutterliebe nicht thut,
Die schönste Fierde des Weibes!
Dort wankt ein Greis mit schneieigem Haar,
Kaum kann er am Stabe sich halten:
Wo ist jetzt der feilen Diener Schaar?
Sie haben verlassen den Altan!
Jetzt schwankt er — er fällt, das ist sein
Tod!

Nein, Rettung sendet der Himmel;
Ein Mann aus dem Volk, ein Freund in
der Noth,
Entreißt ihn dem Tod und Getümmel!
Nicht Rang, nicht Reichthum hier Etwas
vermag;

Die Menschen sind wieder Brüder,
Wie vor des gigantischen Schicksals Schlag.
In Demuth sie beugen sich nieder!

Es wachsen die Flammen,
Es stürzen zusammen
Paläste und Banken
Und Hütten und Planken
Und Themis Halle
Mit dumpfem Knalle
Wie von Petroleum-Minen,
Sinkt in Ruinen!
Die Steine splintern
Und verwittern
In der glühenden Feueresse;
Die Säulen der Presse
Wanken
Und schwanke,
Die nie besiegten,
So oft gewiegten
Im Sturm des Lebens,
Kämpfen vergebens
Bis zum letzten Augenblick
Gegen das furchtbare Geschick!
Und der Ruf erschallt,
Durch die Gassen hallt:
„Die Wasserwerke,
Chicago's Stärke,
Sind zerstört!“
Und wer es hört,
Den ergreift Entsetzen!
Es beginnt ein Hezen,
Ein Rennen und Zagen
Zu Roß und zu Wagen,
Ein Laufen und Springen,
Ein verzweifeltes Ringen;
Ein Stoßen und Drängen,
Ein Drücken, Beengen;
Die stärkste Kraft
Sich Wege schafft!
„Flucht!“ lautet die Losung,
„Aus der Flammen Umtohung!“
Mit der Verzweiflung Wuth
Wälzt sich die Menschenfluth
In's Freie, in die Prairie,
Doch Mancher erreicht sie nie!

Vor des Schicksals harten Schlägen
Beugt sich jeder Mannesmuth:
Keiner ist noch unterlegen,
Der sich hilft mit frischem Blut!
Abgebrannt auf der Prairie,
Bleibt dem Mann die Energie!

Wie der Blitz fährt die Nachricht durch's
ganze Land,

Man liest sie in allen Mienen:
Entsetzlich! Chicago niedergebrannt,
Die Gartenstadt in Ruinen!
Die Wasserwerke sind zerstört,
Paläste, Banken und Pressen,
Und Tausende obdachlos! — Unerhört!
Sie haben kein Brod zu essen! —

Des Landes Kornkammer schreit nach
Brod!

Der Gedanke ist kaum zu fassen:
Für wahr, da thut ernstliche Hilfe noth
Für die nackten, hungrigen Massen! —
Nun kommen von allen Städten heran
Die reichlichen Liebesgaben:
Mit offener Hand giebt Jedermann,
Die Männer, die Frauen, die Knaben.
Ein heiliger Eifer ergreift die Nation
Für die hartbetroffene Gemeinde!
Von Sünden her schallt's wie Glockenton:
„Das Unglück kennt keine Feinde!“

Die Schwesterstädte früh und spät
Nühren die fleißigen Hände,
Wetteifern im Werke der Humanität
Und machen der Noth ein Ende!
Milwaukee, St. Louis reichen die Hand
Der tiefgebeugten Schwester;
Von der „Königin am Ohiostrand“
Kommt der Lösch-Apparate bester!
Einen solchen Eifer die Welt nie sah,
Noch nie gab ein Land generöser!
Großartig im Glück ist Amerika,
Doch im Unglück noch zeigt es sich größer!
Das ist der Nächstenliebe Gewalt,
Sie rechnet nicht lange nach Zahlen:
Des Materialismus kalte Gestalt
Verklärt sich im Idealen!
Chicagos unerhörtes Geschick
Hat das Feuer der Herzen entzündet; —
Es schweigt sogar die Politik
Und das Alltägliche schwindet!

Einem jungen Phönix gleich
Wird die Gartenstadt erstehn
Denn sie bleibt ja ewig reich
Als Beherrscherin der Seen:
Reich, weil Bürgersinn und Kraft
Aus Ruinen Wohlstand schafft!

Cincinnati, im Oktober 1871.

Heinrich Meyner's verdiente Ehrung.

Aus dem Nachlaß von Emil Mannhardt.

Dem langjährigen und hochbetagten Redakteur des „Bahnfrei“, des Mundstücks des New York-Turnvereins, Herrn Heinrich Meyner, sind im verflossenen Jahre verschiedene Ehrungen bereitet worden. Zunächst am 29. Juni, als er zum letzten Mal in der Turnschule Unterricht erteilte. Damals wurde ihm durch den Schulrath des New York Turnvereins eine ehrenvolle Dankadresse, sowie eine Goldfeder, „als ein sinniges Symbol für seine allzeit schaffensfreundige und erfolgreiche Lehrthätigkeit

in Wort und Schrift, in Rath und That“, überreicht.

Eine weitere Ehrung folgte am 19. November 1910. Herr Meyner war eingeladen worden, den Reigen der wissenschaftlichen Vorträge im Turn-Verein in diesem Winter zu eröffnen. Als dieser Vortrag mit interessanten Bildern aus der Geschichte der deutschen Einwanderung und überzeugenden Ausführungen gegen den Nativismus unter stürmischem Beifall der Versammlung beendet war, wurde dem Redner

durch den Ersten Sprecher, Dr. Gustav Scholer, mit zu Herzen gehender Ansprache ein kalligraphisch ausgestattetes Ehrendiplom in Glas und Rahmen überreicht. Es folgten die Wortführer der verschiedenen Sektionen des N. Y. Turn-Vereins und brachten in poetischen Ansprachen sinnige Andenken dar. So die Liedertafel durch Herrn Karl Richter die illustrierte Musikgeschichte von Emil Neumann, die dramatische Sektion das Handbuch der Kunstge-

schichte, 5 Bände, von Springer, die aktiven Turner durch den 1. Turnwart, Herrn E. Müller, einen kunstvollen Liebesbecher. Gesangsvorträge und den Jubilar verherrlichende Gedichte folgten.

Herrn Mehner's Thätigkeit im Interesse der Turnerei ist so groß und aufopfernd gewesen, daß ihm die Ernennung zum Ehrenpräsidenten des Nationalen deutsch-amerikanischen Turnvereins gebührt.

Druckfehler-Berichtigungen.

Im dritten Heft haben sich etliche Druckfehler eingemischten, die folgendermaßen zu berichtigen sind:

Seite 130, Spalte 1, Zeile 7 von unten, lies fährt statt führt.

Seite 132, Spalte 1, Zeile 2 von unten, lies auß statt auch.

Seite 135, Spalte 2, Zeile 20 von unten, lies Hyperboräer statt Hyperbronner.

Seite 137, Spalte 1, Zeile 14 von unten, lies Erforschung statt Erfahrung.

Seite 140, Spalte 2, Zeile 6 von unten, lies Schuake statt Schaake.

Seite 145, Spalte 1, Zeile 4 von oben, lies meißt statt nicht.

Seite 145, Spalte 2, Zeile 4 von unten, lies Beleg statt Belag.

Seite 158, Spalte 1, Zeile 12 von unten, lies Am 30. April 1887.

Seite 161, Spalte 1, Zeile 14 von oben, lies Geschichtschreibern statt Geschichtschreiber.

Seite 162, Spalte 2, Zeile 19 von unten, lies Schattentrumpfe die Parze feiern.

Seite 163, Spalte 1, Zeile 6 von oben, lies strengeren statt strengen.

Seite 163, Spalte 2, Zeile 5 von oben, lies zeigte statt zeigt.

Seite 174, Spalte 1, Zeile 12 von unten, lies heftig statt häftig.

Seite 176, Spalte 1, Zeile 12 von unten, lies Melpius statt Melzius.

Seite 176, Spalte 1, Zeile 6 von unten, lies einjige statt eine.

Seite 179, Spalte 2, Zeile 19 von oben, lies aufgeklärte statt verkärte.

Seite 189, Spalte 2, Zeile 5 von oben, lies selbst statt selb.

Seite 190, Spalte 1, Zeile 7, von oben, lies Saiteispiel statt Seitenpiel.

Seite 190, Spalte 1, Zeile 12 von unten, lies nimmer statt immer.

Seite 194, Spalte 2, Zeile 8 von oben, lies Tiefen zu lindern.

Seite 196, Spalte 1, Zeile 13, von oben, lies Floras statt Illoras.

Seite 198, Spalte 1, Zeile 9 von oben, lies Oberhofmeisterin statt Uebdihfmeisterin.

Seite 200, Spalte 2, Zeile 9 von unten, lies Aktäon statt Aktären.

Seite 202, Spalte 2, Zeile 12 von oben, lies Brümmer statt Brümner.

Inhalts-Verzeichniß

zum elften Bande der Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter.
1911.

	Heft	Seite		Heft	Seite
Vorwort	1	1	Das National-Denkmal der Deutsch-		
The Americanizing Influence of the			Amerikaner	2	71
Foreign Press in America.....	1	2	Charles Sealsfield über General		
Denkmal der Deutsch = Amerikaner			von Steuben	2	72
in Dayton, Ohio	1	8	Address Delivered at the Unveiling		
Zustände in einer kleinen Stadt			of the Steuben Statue, Washing-		
von Missouri vor 50 Jahren... 1	1	15	ton, D. C., December 7th, 1910..	2	73
Geschichte der Deutschen Quinich's..	1	21	Peter Mühlberg's Jugendjahre..	2	79
do.	2	84	Der deutsche Ursprung des ameri-		
General W. T. Sherman as a Col-			kaniischen Freiheitsgedankens....	2	81
lege President	1	25	Verdiente Ehrung	2	87
Die Steubenfeier	1	30	Das erste Schützenfest in Illinois..	2	88
Die Deutschen in der Politik im			Heinrich Emil Mannhardt	2	124
Staate Indiana	1	31	Dr. Oswald Seidensticker und die		
Vom Büchertisch	1	33	deutsch-amerikanische Geschichts-		
Die deutsch-russischen katholischen			forschung	3	129
Ansiedlungen in Ellis County im			Der deutsche Einfluß auf die Orga-		
Staate Kansas	1	34	nisation und Entwicklung der		
Die Deutsch-Amerikaner und die			amerikanischen Schule	3	163
deutsche Revolution	1	37	Aphorismen	3	172
The German - American Turner			do.	3	202
Lyric	1	47	Dem Andenken Benjamin Franklin	3	172
Humor und Pathos bei Fris Neu-			Eine in Amerika geborene Dichterin		
ter	1	49	Deutschlands. Susanne von		
Bilder aus der Geschichte der deut-			Vandemer, geborene Franklin..	3	180
lichen Einwanderung	1	53	Die Deutschen in der amerikani-		
do. Fortsetzung	2	122	schen Geschichtschreibung	4	205
do. Schluß	4	288	Eine Ehrenrettung Pastorius.....	4	212
Wilhelm H. Wagner	1	55	Erinnerung an Emil Nothe.....	4	222
Emil Geisler, Davenport	1	56	Anton Caëvar Hering	4	241
Zum Abschied (Wilhelm Freund —			Theodor Erasmus Hilgard	4	250
Philip Maas)	1	59	Ferdinand Freiligrath	4	260
Zur Deutschkunde in „Deutscher			Die Deutschen Quinich's im Bür-		
Erde“	1	60	gerkriege	4	275
Mitgliederverliste	1	61	Die Deutschen im amerikanischen		
Elfte Jahresversammlung der			Bürgerkriege	4	296
Deutsch = Amerikanischen Disto-			Der Brand von Chicago	4	299
rischen Gesellschaft von Illinois..	2	65	Heinrich Wegner's verdiente Ehrung	4	301
Der Deutsch-Amerikanische Natio-			Druckfehlerberichtigungen	4	302
nal-Bund	2	67	Inhaltsverzeichnis	4	303

89072934847



b89072934847a



89072934847



B89072934847A